Leimbach,

Erläuterungen deutscher Dichtungen.

Fünfter Band.

Ausgewählte deutsche Dichtungen

für

Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

Lic. Dr. Karl L. Leimbach,
Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

Fünfter Band.

1. Supplementband: Deutsche Dichter der Neuzeit.

Kassel, 1884.
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof-Kunst- und Buchhändler.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart.

Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen.

Herausgegeben

von

Karl L. Leimbach.

Erster Band.

Kassel, 1884.
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof-Kunst- und Buchhändler.

Vorwort.

Friedrich von Bodenstedt leitet eine lyrische Anthologie deutscher und östreichischer Dichter, welcher er den Titel „Verschollenes und Neues" gegeben hat, u. a. mit den charakteristischen Worten ein:

„Der poetische Schaffensdrang zeigt sich in Deutschland weit „häufiger, als das unbefangene, poetische Genießen, woher es denn „kommt, daß bei uns unendlich mehr poetische Werke geschrieben, „als gelesen werden". — — Gelingt es einem jungen Poeten, „seine Gedichte gegen Honorar anzubringen, so wird der Verleger „schon emsiger für den Vertrieb sorgen, um nicht zu Schaden zu „kommen; allein die Beachtung, welche das Buch auf diese Weise „findet, hält selten länger an, als ein Jahr, das heißt bis zur „Rücksendung der nicht verkauften Exemplare. Einmal vom Lager „verschwunden, kehrt es selten zurück: es ist so gut wie verschollen,

„Ich kenne manches auf solche Weise verschollene Buch, das „eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre und, wenn auch „nicht durchweg von gleichem Wert, doch Wertvolles genug enthält „um zu verdienen, der Vergessenheit entzogen zu werden."

Meine litteraturgeschichtlichen Studien haben mir die Wahrheit dieser Worte vollauf bestätigt, und es hat mich häufig auf das Schmerzlichste berührt, hochbegabte Dichter in ihren Werken kennen zu lernen, über welche auch gefeierte Litteraturgeschichten sich ausschweigen, von denen vielleicht ein oder das andere Gedicht in eine der Anthologieen, mit welchen uns der moderne Büchermarkt überreich versorgt, und, wenn das Glück besonders günstig war, in ein Schullesebuch sich verirrt hat, während die meisten und bedeutendsten Dichtungen selbst in den Kreisen der Litteraturfreunde völlig unbekannt geblieben sind.

Aber stärker als jene schmerzliche Empfindung war doch die angenehme, einen solchen Schatz der Litteratur gewissermaßen neu entdeckt zu haben, und da ich mich zu den Naturen rechnen darf, welche möglichst unbefangen und mit dem Wunsche zu genießen an die Dichtungen herantreten, so glaube ich auch manchem, welcher so freundlich ist, mir zu folgen, einen Genuß vermitteln zu können. Angesichts einer Tafel schmackhafter Gerichte entbehren aber nicht nur die Satten, auch nicht nur die Bauern, welche nicht essen, was sie nicht kennen, sondern vor allem die Gourmands, deren verwöhnter Gaumen und überfeine Zunge nur die Mängel, nicht die Vorzüge der Speisen herausschmeckt. Für Böotier und Blasierte ist nun dies Buch ebensowenig geschrieben, als für die schöngeistigen Lecker und Feinschmecker.

Freunden der Litteratur aber hoffe ich zuversichtlich nicht nur durch die biographischen Skizzen, sondern auch durch die auf genaue Quellenstudien gegründeten Charakteristiken und durch die zuverlässigen bibliographischen Notizen einen Dienst zu erweisen, vor allem aber durch die Proben aus den Dichtungen selbst genußreiche Stunden zu bereiten.

Damit trage ich, wie ich hoffe, zunächst den Dichtern selbst meinen Dank ab für alle die Anregungen, welche ich ihnen verdanke; zugleich aber hoffe ich durch mein Werk auf eine Reihe von Dichtern, welche bisher noch nicht die volle Würdigung erfahren haben, die Aufmerksamkeit freundlicher Leser zu richten; den Freunden meines Erläuterungswerkes biete ich im diesem Werke eine Art von Supplement, allen Litteraturfreunden aber durch die Besprechung zumeist zeitgenössischer und lebender Dichter eine vielleicht nicht unwillkommene Ergänzung der im einzelnen rasch veraltenden Litteraturgeschichten.

Ich habe mir als Ziel gesteckt, am Schlusse dieses Werkes einen Abriß der neueren und neuesten Litteraturgeschichte anzufügen, in welchem jedem der besprochenen Dichter die ihm in der Litteratur gebührende Stellung nachgewiesen werden soll.

In diesem Werke wird übrigens der Dichter nicht mehr ausführlich gedacht werden, welche bereits in meinem teilweise in 3., teilweise in 2. Auflage

erschienenen Erläuterungswerke (4 Bde. à 3, 3, 3, 4,50 M.): Ausgewählte deutsche Dichtungen behandelt worden sind.

Ferner schien es mir jetzt, nachdem ich in einem in erster Linie für Lehrer berechneten Erläuterungswerk reichlichen Stoff zur Behandlung von etwa 400 Dichtungen dargeboten hatte, aus mehreren Gründen zweckmäßig, die Erläuterungen auf ein Minimum zu beschränken. Dies Werk hat eben in erster Linie Litteraturfreunde im Auge, für welche die auf den Unterricht bezüglichen Erläuterungen nicht selten lästig sind; für Lehrer, welche die landläufigen Kommentare kennen, sind die weitläufigen Erläuterungen überflüssig; für den Schüler aber wirkt, wie ich aus Erfahrung weiß, die Lektüre einer Dichtung um so anregender und nachhaltiger, je weniger sie durch das Unkraut der Erläuterungen in Gefahr zu ersticken gebracht wird; endlich ist das Gedicht, welches erst einer ganzen Menge von Erläuterungen bedarf, um verstanden zu werden, der Regel nach — Ausnahmen würden dieselbe bestätigen — der weiteren Verbreitung unwert. Aufmerksame Leser meiner Erläuterungsschriften werden übrigens unschwer erkannt haben, daß, je jünger eine Erläuterung, desto kürzer dieselbe ausgefallen ist. Ich bewege mich nach zwei Seiten hin in einer derjenigen neuerer Kommentatoren geradezu entgegengesetzten Richtung: ich hasse im Unterrichte das Zuviel der Erläuterung und die Einerleiheit, die Schablone und Manier. So habe ich mich denn bei der Behandlung der in diesem Bande mitgeteilten Dichtungen auf das kleinste Maß von Wort- und Sacherklärungen und einige wenige Anregungen und Winke anderer Art beschränkt und dadurch Raum gewonnen für eine größere Zahl von episch-lyrischen, bzw. didaktischen Dichtungen, welche ein möglichst deutliches Bild der Leistungskraft der einzelnen Dichter darzubieten vermögen.

Das mit vorliegendem Hefte im Druck begonnene Werk wird in 8—9 Heften abgeschlossen sein; das regelmäßige Erscheinen der Fortsetzung ist sub conditione Jacobi sicher gestellt. Im Ganzen werden über dreihundert Dichter, zum großen Teile der neuesten Zeit und Gegenwart angehörig, von mir besprochen werden.

Wesentlich erleichtert wird mir die große Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, durch die liebenswürdige Unterstützung einer großen Anzahl lebender Schriftsteller und Dichter, mit welchen ich persönlich befreundet oder doch in Korrespondenz getreten bin; auch haben eine Reihe namhafter Verleger in liebenswürdiger und zum Teil uneigennütziger Weise mein Unternehmen gefördert. Allen diesen, welche hier und jetzt schon namentlich aufzuführen unmöglich ist, statte ich einstweilen den herzlichsten Dank ab, und sie mögen diese Zeilen zugleich als einen Gruß des Unterzeichneten freundlichst entgegennehmen.

Des Verfassers Bemühen wird stets darauf gerichtet bleiben, thunlichst mild und weitherzig über alle Dichtungen und Dichter zu urteilen, sich aber durch keinerlei Umstände bestimmen lassen, von dem Wege pflichtmäßigen Urteils abzuweichen, und derselbe wird kein Opfer scheuen, dem Werke den Vorzug der Vollständigkeit und Unparteilichkeit zu sichern.

Möge das Werk, an welches ich meine Kraft und Liebe im reichem Maße gewandt habe, von wohlwollender Kritik der Beachtung und Empfehlung wert gefunden werden; möge es namentlich den Freunden der Litteratur ein willkommener Führer in die Schätze unserer Litteratur sein; mögen auch die Dichter, auf welche dieses Werk als auf entweder leider vergessene oder noch lange nicht genug gewürdigte hinweist, durch dieses mein ernstes Werben viele neue Freunde gewinnen!

Goslar, am 30. Nov. 1883.

Der Verfasser.

Alexander Graf von Württemberg.

[Quellen: *Kurz, Gesch. der deutschen Litt. IV. 1872. S. 123. — *Brümmer, Schriftstellerlexikon. S. 8. — *Barthel, Nationallitteratur der Neuzeit, S. 260 ff. — *Fr. Xaver Seidl, Graf Alex. von Württemberg. Eine litterarisch-histor. Skizze. Hannover, 1882.]

Dem Herzoge Wilhelm von Württemberg, welcher in dänischen Diensten den Posten eines Gouverneurs bekleidete, wurde am 5. November 1801 ein Sohn geboren, dem er die Namen Christian Friedrich Alexander beilegte. Doch schon in früher Jugend kam dieser mit seinen Eltern nach Schwaben, der Heimat der Familie, und trat, nachdem er hier und in der Schweiz seine erste Ausbildung empfangen hatte, in württembergische Militärdienste. Aber eben weil er mit Leib und Seele Soldat war und ein Krieg mit den Wälschen sich nicht erzwingen ließ, so gab er seine Entlassung und trat mit dem Range eines Obersten in den Ruhestand. Am 3. Juli 1832 hatte er sich mit Josefine Antonie Helene Gräfin von Festetics vermählt, und in dieser Ehe, die mit 4 Kindern gesegnet wurde, verlebte er anfangs die glücklichsten Tage. Er lebte meist in Wien oder in Eßlingen. Aber im Jahre 1843 wurde sein Gemütsleben, in Folge eines hochgradigen, den Schlaf raubenden, die Kräfte verzehrenden Nervenleidens, so schwer angefochten, daß der Graf nach Italien zog, um dort unter dem heiteren Himmel Heiterkeit seiner Seele zu suchen. Allein er kehrte, vom Heimweh zurückgetrieben und ungeheilt, nach Schwaben und zwar auf sein Landgut bei Serach unweit Eßlingen zurück. Auf ärztlichen Rat gieng er nach Wildbad. Aber dort verschlimmerte sich sein Zustand rasch, und am 7. Juli 1844 ward seinem Leben durch einen Gehirnschlag ein Ziel gesetzt.

Sollen wir diesen Dichter rubricieren, so müssen wir ihn der schwäbischen Dichterschule und zwar der mittleren Reihe zuweisen, welcher auch Lenau zugehört, obgleich er kein Schwabe war. Aber in einer Beziehung, in der Hinneigung zur Schwermut, steht er mit Lenau allein und von allen schwäbischen Liedgenossen gesondert. Mit Lenau hatte er auch, wie uns in Lenaus Leben von Schurz erzählt wird, am Tage der eigentlichen Bekanntschaft (im November 1831) Brüderschaft getrunken, und Lenau charakterisiert ihn in einem Briefe: „Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und mutig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf seinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderschaft.“ Noch bezeichnender ist, was Karl Mayer (Mayer: „Lenaus Briefe

an einen Freund." 2. Aufl. 1853. S. 71.) von Alexander berichtet: „Er hörte mich erzählen, daß ich vor einiger Zeit seine schöne Braut, die Gräfin Festetics, seine nachherige Gemahlin, in Liebenzell gesehen habe. Drei rasche, feurige Küsse, die er meinem Gesichte für diesen Reflex ihres Anblicks aufdrückte, sind mir unvergeßlich."

Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem Namen Sandor von S. im „Morgenblatte für gebildete Leser". In Schwabs und Chamissos Musenalmanach öffnete er das Visier. Dann erschienen bei Cotta seine „Gedichte" 1837, darauf 1839 bei Metzler in Stuttgart „Lieder des Sturmes"; 1842 gab Cotta die bisher erschienenen Dichtungen als Gesammelte Gedichte heraus. 1843 erschienen dann noch Sonette: Gegen den Strom. Allzufrühe ward darauf dem dichterischen Schaffen ein Ziel gesetzt.

Die Gedichte sind alle von dem Weltschmerze Lenaus angekränkelt. Der sonst so mutige und ritterliche Graf ist unzufrieden mit dem langweiligen Soldatenleben in den Garnisonen, mit der deutschen Erziehung, welche wesentlich auf dem Lateinischen beruhe, auf das er weidlich zankt, z. B.: *)

Das tote Latein,
Ohne Glut, ohne Schein,
Den kräftigen Aufschwung
Der deutschen Erziehung
Entnervt und zurückhält.

Unzufrieden ist er auch sonst mit unseren Schulen, in denen die Jugend wie in Gefängnissen schmachte und verkümmern müsse. Er haßt in einer sonderbaren Art von Patriotismus die Juden, Philister und Römer und daneben die Weltverbesserer der jüngsten Zeit, das junge Deutschland, die Hegelianer. Und gerade den letztgenannten hat er seine Sonette: „Gegen den Strom" entgegen geschleudert. Am höchsten stehen die Lieder des Sturmes, welche mit Recht auch bislang am bekanntesten und gelesensten geblieben sind.**) Freilich der Name ist zunächst nur für einen Teil der Sammlung unmittelbar passend. Der Dichter fordert als Schiffer den Sturm auf, ihm Lieder über seine Erlebnisse zu singen. (Vgl. „Der Schiffer an den Sturm." S. 1 ff.)

Und der Sturm thut dem Schiffer den Gefallen und erzählt zunächst, wie er ein mit schwarzer Ware vollgepfropftes Sklavenschiff auf offenem Meere gefunden und in seinem Herzen ein Mitleid mit dem Schmerze der Neger gehabt habe. So habe er das Schiff in den Grund gebohrt und damit die Sklavenketten zerbrochen.

In Madrid sah er mit Grauen ein Autodafé, welches die Inquisition

---

*) Gesammelte Gedichte. S. 29: Der Römerfeind.

**) Die Cottasche Verlagsbuchhandlung teilt mir mit, daß die „Gesammelten Gedichte" völlig vergriffen seien, aber nicht, daß eine neue Auflage derselben beabsichtigt werde. Die Lieder des Sturmes (Stuttgart, J. B. Metzler) sind noch im Handel.

veranstaltet hat, und König Philipp als finsteren und doch befriedigten Zuschauer. Für dies Ketzergericht, welches der Sturm abkürzt, indem er mit Rauch den Todgeweihten erstickt, straft der Sturm den König Philipp, indem er dessen stolze Armada mit dem Ozean vermählte:

Armada fürwahr
Die stattliche Braut
Des Oceans war,
Ich hab sie getraut.

Ich selbsten ihr sang
Ein hochzeitlich Lied,
Die Braut sich gar bang
Dem Freier entzieht.

Dann rauschte mein Spiel
Zum wogenden Tanz
Der Jungfrau entfiel
Der bräutliche Kranz.

Der Freiersmann flog
Ihr rasch an den Mund,
Die Sträubende zog
Er nieder zum Grund.

Da hab ich einmal
Von Herzen gestürmt
Und hoch ohne Zahl
Mir Berge getürmt.

Und noch manchmal stürmt er von Herzen: so am Nordpol, wo er Wärme mitführend die Eisberge schmelzt und eine Schar halbverhungerter Schiffbrüchiger befreit und mit neuer Lebenshoffnung erfüllt; aber anders in der Sahara, wo er die ganze Karawane unweit der Rettung verheißenden Oase im Sande begräbt mit einziger Ausnahme des Scheiks, welcher auf seinem Rosse noch schneller als der Sturm dahinfliegt und um dessen Schnelligkeit willen der Sturm selbst Gefühle des Neides und der Bewunderung zugleich in sich bewegt. Das letzte Bild: Sirokko wird unten mitgeteilt werden. — Darauf folgt ein Bildercyklus, ebenfalls dem Sturm in den Mund gelegt und Kornik, dem französischen Korsaren, zu Ehren gesungen. Der Sturm und Kornik waren Geistesverwandte, von den Schiffern gleich gefürchtete Feinde, und der Sturm lernt den Kornik nach und nach achten und in seiner Weise lieben. Daher das Glück, welches Kornik ebenso treu blieb, als er sich selbst in seiner Mannhaftigkeit. Es hätte Großes aus ihm werden können, wäre nicht der Neid und das blinde Vorurteil gegen den Träger eines bürgerlichen Namens ihm hinderlich gewesen. So wurde er nur ein vielgepriesener und vielgefürchteter Korsar. Und in lebendigster Weise erzählt der Dichter, nein der Sturm, die Heldenthaten dieses Einen, der drei große englische Kriegsschiffe überwältigt, dann aus dem von englischen Schiffen blokierten Hafen und durch die Linie der englischen Kriegsschiffe mit List durchbricht. Nach dieser Doppelheldenthat hat ihn der Neid vom Kommando des Schiffes Felicitas entfernt. Nun wird Kornik Korsar, nun ergreift er die schwarze Flagge und hält sie fest. Und der Korsar befreit seine in englische Gewalt geratenen Neider! Dann aber nötigt er diese Sieben, im Felsenschacht ihm mit der Klinge Genugthuung zu geben, und er erlegt sie alle! Aber schön sind auch die nachfolgenden Lieder aus der Jugendzeit Korniks, aus der ersten Zeit der glücklichen Ehe, dann aus der Zeit, da er sein treues Weib Lina durch den Tod verloren, wo sein Leben trost- und hoffnungslos, ja gegenstandslos geworden ist. Zwölf Jahre

hat er sein Weib überlebt. Da darf er noch im gewaltigen Ringen mit dem eisgefüllten, alles niederreißenden Strome sechshundert Menschenleben retten und sich den schönsten Lorbeer um sein Haupt flechten. Mit einer Klage des Sturmes über den schwarzen Undank, den das Vaterland Frankreich gegen seinen großen Sohn Kornik an den Tag gelegt habe, schließt die schöne Dichtung, und mit einem anderen, schwächeren, Ahasver und Bonaparte überschriebenen Gedichte, in welchem der ewige Jude als Passagier eines mit ägyptischen Mumien und Obelisken überladenen Schiffes das letztere vor dem Untergange rettet und den Napoleon mit der Prophezeihung künftigen Ruhmes gegen die christliche Kirche einzunehmen sucht, schließen die Lieder des Sturmes überhaupt.

Der Anhang bringt eine größere Dichtung: Mohrenrache, welcher eine wahre Geschichte zu grunde liegt, die schon von Eugène Sue im Romane Atargull benutzt worden ist.

Diese Dichtung aber scheint für Freiligraths: Der Mohrenfürst, mit welchem sie inhaltlich mehrfach zusammenklingt, Anregung gewesen zu sein. Daß die Entwickelung dort eine ganz andere, eine viel spannendere, schrecklichere wird, als hier, wo der 1. Teil der Dichtung der weitaus schönere ist, soll nicht unausgesprochen bleiben; ebensowenig, daß die Formvollendung Freiligraths vom Grafen Alexander nicht erreicht worden ist. — In demselben Anhange finden wir noch an Lenaus Weisen anklingende Zigeunerbilder und -Lieder.

Wahrlich ein nicht geringes, wenn auch noch nicht abgeklärtes und ausgereiftes Talent ist frühe in diesem Dichter untergegangen.

Werke: Gedichte. Stuttgart, 1837. — *Lieder des Sturmes. Ebd. 1839. — Gesammelte Gedichte (vergriffen) 1841. Ebd. — Gegen den Strom. Sonette. 1843. Ebd.

Proben aus Alex. von Württembergs Dichtungen.

1. Sirokko.

[Lieder des Sturmes. Stuttgart 1838. S. 24.]

Es brannten heiße Mittagsgluten
Der Provençalen üppig Land.
Über des Mittelmeeres Fluten
Kam als Sirokko ich gerannt.

In buntgemischtem, dichten Trosse
Trieb ich dahin in schwerem Flug
Die abgehetzten Wolkenrosse,
Noch müde von dem Wüstenzug.

Da trat am Ufer, schön gelegen,
Vergoldet von der Sonne Glanz,
Ein Dörflein meinem Blick entgegen,
Umspült von munterm Wogentanz.

Auf dem Gebirg sich rings zerstreuten
Die Dorfbewohner klein und groß.
Des Ölbaums Segen auszubeuten,
Der jüngst entreißt der Erde Schoß.

Ich schüttelte auf meinen Wegen
Indessen an der Meeresbucht,
Zu einem schweren, goldnen Regen
Der Pomeranzen saft'ge Frucht.

Ob dem Getändel wohl verdrossen
Sich hochauf bäumt ein Wolkenpferd,
Es jagt voran weit den Genossen,
Ein Blitz aus seinen Augen fährt.

Der zündet eines Strohdachs Halme,
Des Rauches schwarze Säule schwingt
Sich himmelwärts in dichtem Qualme,
Und niemand ist, der Hülfe bringt.

Mir träumte schon von einem Feste,
Zum kräft'gen Stoße holt ich aus, —
Weh! dem verdorrten Fischerneste!
Da hört ich's wimmern in dem Haus.

Von einem Säugling war's die Stimme,
Die klagend durch die Flamme tönt.
Da ließ ich nach in meinem Grimme,
War mit dem Dorfe schnell versöhnt.

Dich muß ich retten, arm Gewürme,
Erhalten für des Lebens Schmerz;
Die unversöhnlichsten der Stürme,
Die spar' ich auf noch für dein Herz.

Und bist du träumend groß geworden,
Schleich ich als Lieb in dein Gemüt,
Dann will ich deinen Frieden morden,
Tob' mich in deiner Seele müd!

Rasch in den Kirchenturm gefahren!
Die Feuerglocken laut ich schwang,
Mir helfen wacker meine Scharen.
Die Berge rings durchtönt es bang.

So hat kein Küster noch die Glocken
Geschwungen in dem stillen Thal,
Das Landvolk dränget sich erschrocken
Zur Brandesstätte hin zumal.

Gefüllte Wassereimer fliegen
Durch bunte Reihn von Hand zu Hand,
Und als ich sah die Wasser siegen,
Da zog ich weiter durch das Land.

Noch blickt' ich auf den Säugling nieder,
Der lächelt seine Mutter an.
Mein Kind, wir finden uns schon wieder
Auf deines Lebens Dornenbahn.

---

2. Aus: **Kornik.**

VI.

[Lieder des Sturmes. Ebd. S. 39.]

Einst hetzt ich meine Rosse
Durchs Land der Magyaren,
Verlor die schwanke Wette
An flüchtige Husaren.

Wir schreckten eine Wölfin
Aus ihren blut'gen Träumen,
Es war ein lustig Jagen
Auf öden Heideräumen.

Zur jungen Brut im Walde
Sie floh durch dunkle Schauer,
Vor blut'ger Höhle lagen
Drei Rüden auf der Lauer.

Sie grinsten wild, sie fletschten
Mit den gewalt'gen Zähnen,
Den Tod aus schwarzen Rachen
Sah man entgegen gähnen.

Die Wölfin, kurz entschlossen,
In Wut ob ihren Jungen,
Ist rasch dem nächsten Feinde
In das Genick gesprungen.

Zum Kamm von Borsten sträubt sich
Der schwarzbehaarte Rücken,
Und tausend bunte Blitze
Ihr aus den Augen zucken.

Bald war dem kecken Würger
Das Leben ausgerissen,
Dann stürzt sie auf den andern
Mit glühend heißen Bissen.

Und nun begann ein Raufen,
Ein Aneinanderbäumen,
Bald sah aus blut'gen Lefzen
Man gift'gen Geifer schäumen.

Ein blutig Angedenken
Von ihrem wilden Grolle
Nahm ich mit fort: Vom Boden
Die rot gefärbte Wolle.

Nach ungeheurem Kampfe
Der Wölfin Zorn-durchglühtem
Verzweiflungsvollem Mute
Erlegen sind die Rüden.

Dann kroch sie zu den Jungen,
Ein leckes Schiff zum Hafen,
Den Waldestod, den süßen,
Für immer dort zu schlafen.

XXII.

[Lieder des Sturmes. 1839. S. 80.]

Jetzt Aglae,*) du flücht'ge,
Breit' aus die Segelschwingen,
Felicitas im Wettlauf
Sollst du den Preis entringen.

Versteht sich nur zum Scheine;
Denn Kornik hat am Maste
Die Flagge aufgehisset
Altenglands, die verhaßte.

Sein eignes Schiff verfolgend,
Hat er im Flug durchschritten
Die allgewalt'ge Flotte
Der leichtbethörten Britten.

Also ein Paar von Hirschen,
Die nächtlich eingekreiset
Vom Späheraug' des Jägers,
Die starke Wehr durchreißet,

Daß die erstaunten Treiber
Vom Waldesgeiste raunen,
Und ob dem kecken Durchbruch
Die alten Jäger staunen.

Lauscht nur, ihr Wasserratten,
Da galt's, ein Schiff zu lenken;
Daß wacker ich**) geholfen,
Das könnt ihr euch wohl denken.

Der tapfere Kornik hatte
Die Flotte kaum durchbrochen,
So hat er alsbald grüßend
Die Britten angesprochen.***)

An Höflichkeit gewöhnet
Sind die vom Stamm der Franken!
Es donnern schwere Grüße
Aus seiner Schiffe Flanken.

Havre, die alte Festung,
Kornik hat sie gerettet,
Wo tausend gegen eines
Auf ihren Fall gewettet.

Julius Altmann.

(Vergl. Brümmers Schriftstellerlexikon I. S. 11.)

Karl Friedrich Julius Altmann wurde 1814 am 1. März zu Potsdam geboren und studierte in Berlin Philosophie, erwarb den Doktorgrad 1838 und begab sich dann nach Moskau, wo er als Erzieher des Sohnes des Generals von Staal bis zum Jahre 1843 thätig war. Diese Zeit seines Aufenthaltes im russischen Reiche nutzte er nach zwei

*) Ein sehr schnell segelndes Schiff, welches außer Felicitas den Befehlen Korniks unterstellt war.

) D. h. der Sturm. — *) Der Gruß donnert aus den Geschützschlünden entgegen.

Seiten hin aus, durch große Reisen, in welchen er nicht nur Esthland und Finnland, sondern auch das Innere Rußlands kennen zu lernen suchte, und durch Anknüpfungen mit den hervorragendsten Gelehrten und Künstlern des Reiches. Nach Deutschland zurückgekehrt, wählte er anfänglich Berlin zum Aufenthaltsorte, treu beraten von Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense, ordnete dann des Fürsten von Pleß Archiv auf dem Schlosse Fürstenstein, gab in Frankfurt a. M. das „Frankfurter Museum“ und in Duisburg die „Rhein- und Ruhrzeitung“ zeitweilig heraus, besuchte auch die Schweiz, kehrte aber immer wieder nach Berlin zurück. Als Gelehrter hat er für zahlreiche Lexika und Zeitschriften Beiträge geliefert, namentlich seine Kenntnisse von russischen Zuständen und seine Vertrautheit mit der slavischen Litteratur verwertend, bis ihn Krankheit und Todesahnung in die Vaterstadt Potsdam zurückkehren hießen, wo er anfangs noch mit dem Ordnen seiner Gedichte beschäftigt war, aber schon am 10. Juli 1873 verstorben ist.

Altmann zeigt schon durch die Wahl seiner Stoffe, daß ihn die Freiligrathsche Muse angezogen hat; nur entlehnt er — und das ist lobenswert, weil das Natürlichere — seine Vorwürfe Gebieten, die wohl den Deutschen fremd, aber ihm vertrauter geworden sind, dem Orient und Rußland. Hierin ist er vielleicht für Bodenstedt ebenso anregend gewesen, als nachher durch dessen glücklichen Wurf: Lieder des Mirza Schaffy angeregt worden. Dennoch haben seine Dichtungen, vielleicht durch äußerliche Ungunst der Verhältnisse (Erlöschen einer Verlegerfirma u. dergl.), das Maß von Anerkennung nicht gefunden, welches sie, wenn man nur auf den poetischen Wert der Dichtungen blicken wollte, verdienten. Nur ein Werk scheint diese Anerkennung wirklich gefunden zu haben, nämlich: „Aus einem Dichterleben“ (2 Bde. 1870.) Berlin. Von diesem wird berichtet, daß im Laufe zweier Jahre mehrere hundert Lieder von mehr als 150 Tondichtern aller Nationen in mehr als 2500 Kompositionen in Musik gesetzt worden seien. Ob die projektierte Sammlung der letzteren, an welcher sich der bekannte L. Erk als sichtender Ratgeber beteiligen wollte, ins Leben gerufen ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Die ersten Dichtungen Altmanns erschienen unter dem Titel: Lieder aus der Ferne. 1. Bdch. Episches. Sie zerfallen in vier Abteilungen: Tscherkessen-, Sibirische Lieder, Griechenlieder und Lieder des Orients. Den Löwenanteil nehmen die Tscherkessenlieder in Anspruch. Die Tscherkessen, ein wildes kaukasisches Volk, schön und tapfer, sind im Kampfe mit den vordringenden Russen, welche namentlich seit dem Frieden von Adrianopel erobernd nach Osten zogen, schließlich trotz tapferster und fanatischster Gegenwehr unterlegen. Der Dichter, welcher seinerseits für das freiheitliebende und für seine Freiheit alles einsetzende Volk sehr viel Sympathien hatte, hat diese noch gesteigert durch die Antipathie, welche er gegen die Russen in Rußland eingesogen hat, und sich selbst

in einen Haß gegen die Russen und in einen Preis der Tscherkessen hineingeeifert, welcher doch die Spuren der Einseitigkeit allzu sehr an sich trägt und im Wesentlichen nur Licht bei den Tscherkessen, deren Wildheit allein zugestanden wird, nur Schatten bei den Russen findet. Ja es scheint die Feder des Dichters in Galle und Gift getaucht, wenn er russische Zustände und Sitten zu schildern hat, und das höchste Maß von Verachtung, wenn er an die höheren, regierenden Kreise, die Minister und die Fürsten denkt. Das zeigt sich auch an der Art der Auffassung der sibirischen Lieder. Aber selbst in den griechischen und orientalischen Liedern findet sich ein nicht angenehm berührender Zug zur Darstellung, wenn auch keineswegs Verherrlichung, des Lüsternen, und gerade in dieser Verhüllung, die ebenso eine Enthüllung genannt werden könnte, an der man den sittlichen Ernst nicht sowohl ausdrücklich vermißt, als die ernste Prüfung, ob alles Geschehene und für einen gewissen Himmelsstrich Charakteristische auch der poetischen Darstellung würdig und bedürftig sei, zeigt sich außer den Mängeln in der Darstellung noch etwas Gährendes und Unreifes in dem sonst so schönen, auch gerade für die episch-lyrische Dichtung hervorragend befähigten Talente.

Die kleine Dichtung Gott ist eine Übersetzung der gleichnamigen Ode des russischen Dichters Derschawin, des Begründers der modernen russischen schöngeistigen Litteratur (geb. 1743, † 1816), welche fast in alle Sprachen der Erde, darunter auch ins Japanesische und Chinesische übersetzt und im Palaste des Kaisers von China (mit goldenen Lettern in die seidenen Gehänge eingewebt) wie im Tempel von Jeddo zu lesen ist. Die Übersetzung ist gewandt, wird freilich von Bodenstedts Übersetzung (Aus der Heimat und Fremde 1856. Berlin. S. 137) noch wesentlich übertroffen. Das Gedicht selbst ist hochpoetisch und erhaben in Gedanke und Wort, nicht ohne Spuren christlichen Ursprungs („Gestaltlos dreigestalt'ger Gott!"), aber mit noch stärkeren Spuren einer pantheistischen Weltanschauung, welche bei der erhabenen poesievollen, an Gegensätzen reichen Sprache und Darstellung nicht eigentlich erkannt wird, aber ohne Frage doch zu der allgemeinen begeisterten Aufnahme, auch im Reiche der Mitte und sonst, wesentlich beigetragen haben mag. Erst die Schlußstrophe enthält wieder Lobpreis und Dank an die Gottheit und damit die Annerkennung eines persönlichen Gottes.

Als Probe füge ich die drei letzten Strophen der 11 Strophen umfassenden Ode an:

Ich*) bin die Klammer der Naturen,
Die Staffel letzter Wesenheit;
Das Centrum aller Kreaturen,
Ein Strich der ewgen Göttlichkeit.
Mit meinem Leib zum Staub mich neigend,
Mit meinem Geist die Donner beugend,

*) Der Mensch.

Bin Zar ich — Sklav'; — bin Wurm — bin Gott!
Doch da sich so viel Wunder einen,
Was ist ihr Ursprung? — gäb es keinen?
Und bin ichs selbst, der sie mir bot?

Dein Leben bin ich, mein Beleber,
Bin Deines Rats Erschaffener,
Du Quell des Daseins, Gnadengeber,
Du meiner Seele Seel' und Herr!
So hat es deine Huld gestaltet,
Daß in des Todes Tief' entfaltet
Sich mein unsterbliches Geschick;
Daß in die Zeit mein Geist sich hüllet,
Und daß im Tod' er, Vater! quillet
In dein unsterblich Sein zurück!*)

O Unbeschriebner! Unerfaßter!
Ich weiß, daß deines Schattens Spur
Mit also armer und erblaßter
Begeisterung ich zeichne nur.
Doch wenn sichs ziemet, dich zu singen,
Uns Schwachen wird ja nie gelingen
Ein andrer ehrfurchtsvoller Sang,
Als, wo wir uns vor Dir verlieren,
Den gränzenlosen Abstand spüren,
Und — weinen frommer Thränen Dank.

Werke: *Lieder aus der Ferne. 1. Bdch. Episches. Berl. (A. W. Hayns Erben) 1845. 2. Bdch. Lyrisches. 3. Bdch. Didaktisches. Ebd. 1846. (Vergriffen.) — *Ode von Dershawin. Gott. Aus dem Russischen übersetzt. Ebd. 1845. — Gnomen. 4 Hefte. Ebd. 1848. — Runen finnischer Volkspoesie. Leipzig 1856. 2. Aufl. Glauchau 1861. — Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder. Ebd. 1856. 2. Aufl. unter dem Titel: Spiegelbilder der Sahara. Ebd. 1861. — Alkoran der Liebe. Neuiranische Dichtungen von Hussein-Ali-Mirza, Statthalter von Schiras. Den Deutschen gewidmet. Frankfurt a. M. 1861. — Die Balalaika. Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen. Berl. 1863. — Des Horaz Dichtkunst. Ebd. 1867. — Aus einem Dichterleben. Lieder und Sprüche aus den Jahren 1860—1868. 2 Bde. Ebd. 1870.

Proben aus Altmanns Werken.

1. Des dritten Sohnes Tod.

[Lieder aus der Ferne. S. 10.]

So bringt ihr mir den Dritten nun auch als Leiche her?
Ha! dieses Krieges Zeiten sind jammervoll und schwer.

Doch soll'n sie uns nicht heischen allein der Opfer viel:
Zehnfach den Feinden heißer sei unser Kampfgewühl!

*) Bei Bodenstedt lauten diese Verse spezifisch christlich:

Um Deinen Ratschluß zu erfüllen,
Muß ich in Sterblichkeit mich hüllen,
Ob auch mein Wesen todesfrei, —
Ein Raub des Grabes sein auf Erden,
Um einst durch Dich erweckt zu werden,
Daß ich bei Dir unsterblich sei!

Als ihr vorzeit mir brachtet entseelt den ersten Sohn,
Da schwur ich — wißt's, ihr Freunde! — den Russen bittern Lohn.

Mein Wort hab ich gehalten: Drei Russen, ein Tscherkeß —
Voll war die Zahl, da fiel auch mein zweiter Sohn indes.

Ha! wird das Opfer größer, wird größer auch der Lohn:
Zehn Russen schlug ich nieder für meinen zweiten Sohn.

Nun ist mir auch genommen die letzte Stütz' hinweg,
So will ich blut'ger wandeln noch meinen letzten Steg:

Wer mir als Feind begegnet, wer Freund bisher mir war —
Reif ist zur Todesernte die ganze Russenschar!

---

2. Beste Nachricht.

[Ebd. S. 41.]

„Schaut, wackre Kameraden, schaut diese Flinte an:
„Dem geb' ich sie zum Lohne, wer Bestes melden kann."

Ha, das ist edler Kampfpreis, da hats des Sporns nicht Not,
Wohl um Geringres schlug man schon manchen Russen tot.

Und jeglicher berichtet, soviel er immer kann:
Der, daß er reiche Beute den Russen abgewann!

Der andre, daß er steckte ein Russenzelt in Brand!
Der, daß er sieben Russen allein heut überwand!

Der, daß er Leichen schändet, Gefangne quält mit Grimm!
— Da kommt ein Knab' gelaufen, der spricht mit heller Stimm:

„„Tscherkessen, auf, ihr Freunde, ha! was mein Auge sah,
„„Sechshundert arge Russen sind unserm Hohlweg nah!""

„Sechshundert arge Russen — sechshundert Leichen mehr —
„Du hast das Best' erzählet, nimm, Knabe, das Gewehr!"

---

3. Gebet der Tscherkessin.

[Lieder aus der Ferne. S. 60.]

Mein Vater, ach der Greise, er starb durch Henkershand,
Mein junger Sohn als Geißel ward er zum Zar gesandt.

Entehrt ward meine Tochter von roher Feinde Schwarm —
Durch ihren Busen stieß sie ihr Schwert in bitterm Harm.

Mein Bruder und mein Gatte sie zogen zum Kampf alsbald,
Der Feind hat sie erschlagen im schnöden Hinterhalt.

Der Feind nahm meine Herden, hat mir mein Zelt verbrannt,
Riß meine Tempel nieder, stahl mir mein Vaterland.

Allah!*) wenn du nur schlummerst und bist nicht gar schon tot —
Wach' auf, wach' auf vom Schlummer, Allah, bei solcher Not!

---

4. Zobelfang.

[Ebd. S. 87.]

Hu! wie die Hirsche flogen thalab, bergan im Lauf,
Und hinterdrein die Koppel mit lechzendem Geschnauf —
Wie viele Saat zertreten vor Zeit durch unsre Jagd,
Da waren wir in Jubel wohl wenig drauf bedacht.

„O schonet unsrer Felder, erbarmt euch, gnädger Graf!
„Genug uns schon des Kreuzes durch Flut und Hagel traf."
Denkst du, o Narr, ich frage nach deinem Zeterschrein?
Die Jagd ist meine Wonne, die stell' ich nimmer ein!

Und lustig stürmt' ich weiter und lustig ging es fort,
Im Windeshauch verwehte, o Greis, dein letztes Wort;
Was einst mich kaum bewegte, was mir vertraut erst heut —
Jetzt geht es in Erfüllung, was du mir da proph'zeit:

„So sei denn dieses Jagen (du stellsts ja nimmer ein;),
Jetzt deine wilde Freude, einst dir zu wilder Pein!"
— Zwei Zobel fing ich heute — noch fehlt der dritte Schuß -
Ja Alter, solches Jagen ist wahrlich zum Verdruß!**)

---

*) Die Tscherkessen, früher Christen (Nestorianer oder armenischer Konfession), haben neuerdings sich dem Islam zugewandt.

**) Die Idee dieser leider nicht sehr wirkungsvoll ausgestalteten Dichtung ist ebenso bekannt, als wichtig: Womit einer sündigt, damit wird er gestraft, und, was einst als Wollen die größte Wonne war, ist als Müssen zur schwersten Pein geworden. Der Graf ist aus irgend einem Grunde, den wir nicht kennen, nach Sibirien verbannt, zum Zobelfange verurteilt und muß täglich drei Zobelpelze abliefern! Einst ein rücksichtsloser Herrscher, welcher die Not der Unterthanen nicht achtete, nun ist er durch Ungnade des Zaren oder infolge eines richterlichen Erkenntnisses ein zum mühseligen Jagen in trostloser Gegend Verurteilter! Seine Ehre dahin, sein Name vernichtet, sein Besitz verloren — er ist ein Armer, Einsamer, ein Frohndiener! Das ist die Rache des Himmels. — Sonst sind die Bilder oder Lieder aus Sibirien weniger anmutend, da sie wohl Elend zeigen, aber daneben die Intriguen und Ungerechtigkeiten bei Hofe zumeist als die Ursache alles Verbanntenelendes zur Voraussetzung haben.

Karl Altmüller.

[Quellen: *Brümmer, Dichterlexikon. Nachtrag 1877. S. 6. — Mündliche Quellen.]

Geboren zu Hersfeld am 1. Januar 1833 und auf dem Gymnasium zu Kassel vorgebildet, studierte Karl Altmüller in Marburg, Berlin und München die Rechte. Nebenbei beschäftigte er sich mit besonderer Vorliebe mit litterarischen und philosophischen Studien. „In den Jahren 1859 und 1860 gab er in Kassel die Wochenschrift „Der Telegraph“ heraus, die durch ihre frische und witzige Kritik rasch Aufsehen erregte. Nachdem er kurze Zeit in Leipzig in einem kaufmännischen Geschäfte fungiert, trat er beim Obergericht in Kassel in den Vorbereitungsdienst, erhielt jedoch erst nach der preußischen Okkupation 1866 eine Anstellung.“ Aber bereits 1871 verließ er den Staatsdienst wieder und übernahm das Amt des Vorstandes und 1. Bibliothekars der von den Gebrüdern Murhard der Stadt Kassel gestifteten Bibliothek. Er starb in der Nacht vom 22. zum 23. Sept. 1880 zu Kassel unerwartet, wenn auch nach längerem Herzleiden, am Herzschlage.

Altmüller lebte in der deutschen Litteratur, das beweist die außerordentlich sinnige und geschmackvolle Auswahl: Deutsche Lieder, welche die verdiente Anerkennung überall gefunden hat und noch jetzt viel gelesen wird. Er stand besonders nahe den hessischen Dichtern und Litteraturhistorikern, wie uns seine Herausgabe der von Ernst Koch (unter den Pseudonym Eduard Helmer) verfaßten und namentlich in Hessen sehr viel gelesenen Dichtung: „Prinz Rosa Stramin“ und seiner gesammelten Schriften schon beweisen kann. Auch mit Dingelstedt, dem vaterländischen Dichter, stand er in Beziehung.*) Eine seiner ästhetischen Studien hat er veröffentlicht: „Der Humor“, und darin mit Geschick, freilich nicht ohne Widerspruch anderer Ästhetiker, seine Definition des Humors entwickelt und verteidigt. Seine eigenen Gedichte**) sind zum Teile in der Brautzeit entstandene zarte, reine Liebeslieder, zum Teil aus der Gegenwart herausgeborene Zeit- und Gelegenheitsgedichte ernsten und humoristischen Inhaltes. Ein liebenswürdiger Geist durchweht sie alle; dazu sind sie in Sprache und Vers gewandt, frisch und kräftig im Tone und durchaus poetisch in der Auffassung. Unter den wenigen hessischen Dichtern der Neuzeit gebührt ihm eine ehrenvolle Stelle.

Werke: *Deutsche Lieder. Göttingen und Kassel 1858. — 4. Aufl. 1867. — Die Ironischen. Erzähl. Ebd. 1859. 2. Ausg. 1862. — *Gedichte, Kassel. 1864. — De Foes Robinson Crusoe, übers. Hildburghausen 1868. — *Der Humor. Vortrag. Kassel, 1878. — *Prinz Rosa Stramin von Eduard Hel-

*) Die Erzählung: Die Ironischen gehört in die Gattung der komischen Romane und stellt vier leichtsinnige Studenten dar, welche insofern Unitarier sind, als sie alles fast nur einmal besitzen (Bett, Bude, Rock) außer dem Hunger. Die Erzählung erinnert etwas an Jean Pauls Quintus Fixlein. Die talentvolle Feder Altmüllers zeigt sich auch hier.

*) Vgl. Altmüllers Gedichte. S 70. An Franz Dingelstedt.

mer (Ernst Koch), 3. Aufl. herausg. von K. Altmüller. Kassel, 1873. — Drei Weihnachtsgeschichten von E. Koch, W. Lynker und Karl Altmüller. Göttingen und Kassel 1859. — E. Koch's gesammelte Schriften, herausgegeben von Karl Altmüller. 1. Bd. Ebd. 1873.

1. Beim Abschied.

[Gedichte von Karl Altmüller. Kassel 1864. S. 45. Deutsche Lieder. 2. verm. Aufl. 1862. S. 116.]

Nun noch einen Scheideblick ins Thal,
Einen Blütenzweig noch abgebrochen,
Und dir leis das Wort ins Herz gesprochen:
Nun fahrwohl zum allerletzten Mal!

Wie sich schüchtern eine Thräne stahl
Dir aus deiner Wimpern braunem Schatten,
Sagtest du in schmerzlichem Ermatten:
Nun fahrwohl zum allerletzten Mal!

Aus der Ferne Grüße ohne Zahl
Schweifen fort, sie werden dich umwallen,
Leise werden sie noch wiederhallen:
Nun fahrwohl zum allerletzten Mal!

---

2. Meiner Mutter Bild.

[Deutsche Lieder von Karl Altmüller. Kassel 1862. 2. verm. Aufl. S. 126. — Gedichte Kassel 1864. S. 5.]

Ich saß zur Dämmerfrist,
Kaum war der Tag verronnen,
Die Berges-Firnen küßt'
Der letzte Gruß der Sonnen.

Ein still Gedankenspiel
Träumt' ich in meinem Zimmer,
Auf's Bild der Mutter fiel
Da sanft der Abendschimmer.

Die Augen treu und mild
So lieblich sah ich leuchten,
Daß sie aus totem Bild
Lebend zu grüßen däuchten.

Und sprächen: „Nicht allein
Bist du auf deinen Wegen,
Wir wollen bei dir sein,
Wie stiller Sternensegen.

Wir haben oft gewacht
Um dich und viel geweinet,
Oft auch in Lust gelacht
Und stets es treu gemeinet.

Und wär' die Welt dir leer,
Wenn dir kein Herz mehr bliebe,
Kehr' nur zu uns dich her,
Aus uns blickt stets die Liebe."

Und als längst das Gefild
Gelagert war im Dunkeln,
Grüßt noch herab vom Bild
Ein mildes, klares Funkeln.

---

3. In der Fremde.

[Deutsche Lieder von Karl Altmüller. Kassel, 2. verm. Aufl. 1862. S. 230. — Gedichte, Kassel 1864. S. 3.]

Ich weiß ein teuerwertes Land,
Mein Herz ist zu ihm hingebannt,
Ich kann es nimmermehr vergessen:
Das liebe Land der blinden Hessen.

Nicht ist es sonnenreich und warm,
An Gold und Silber ist es arm;
Reich ist es nur an tausend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einstmals auf der weiten Welt,
Die Treu der Klugheit räumt' das Feld,
Sonst nirgend eine Ruhstatt hätte —
Das Hessenland bleibt ihr Stätte.

Ich wandre fremd in weiter Fern,
Hätt's aus dem Sinn geschlagen gern,
Doch unablässig singt mir leise
Das Heimweh eine schlimme Weise.

Wo meiner Lieben Gräber stehn,
Wo meiner Fulda Wellen gehn
Und dunkle stille Wälder säumen,
Bin ich in Nacht- und Tagesträumen.

Herr Gott, wenn einst mein Leben stirbt
Und seine erste Ruh erwirbt,
Laß mich in meiner letzten Wiegen
Daheim im Hessenlande liegen.

Es rauschen dann in meine Ruh
Der Fulda Wellen immer zu,
Als sänge mir die Mutter wieder
Die alten, lieben Schlummerlieder.

Ludwig Achim von Arnim.

[Quellen: *Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter. S. 304 ff. — *Minckwitz, Neuhochd. Parnaß. S. 15. — *H. Kurz, Gesch. der deutschen Litteratur III, S. 179. — *Barthel, Litt. der Neuzeit, 9. Aufl. S. 65 ff.]

Ludwig Achim*) von Arnim wurde in Berlin am 26. Januar 1781 geboren. Er entstammte einem alten, weitverzweigten Adelsgeschlechte und widmete sich in Halle und Göttingen dem Studium der Naturwissenschaften. In Göttingen hat der erst 18 Jahre zählende Jüngling einen Versuch einer „Theorie der elektrischen Erscheinungen" (Halle 1799) veröffentlicht. Diese Schrift ist freilich das einzige Zeugnis seiner fachwissenschaftlichen Studien geblieben. Nachdem er sich noch den Doktorgrad erworben hatte, begab er sich auf Reisen. Auf diesen lernte er Deutschland, die Schweiz, Oberitalien und Frankreich kennen. Die Reisen in Deutschland benutzte er vornehmlich dazu, um ältere Volkslieder aus schriftlichen und mündlichen Quellen zu sammeln und ließ sich darauf zu längerem Aufenthalte in Heidelberg nieder, wo er ein inniges Freundschaftsbündnis mit Clemens Brentano schloß, dessen geistreiche Schwester Elisabeth später (1811) des Dichters Achim von Arnim Gattin

*) Achim ist eine Abkürzung des Vornamens Joachim.

wurde. Die letztere ist die durch eine Reihe von belletristischen Schriften und ganz besonders durch „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde“ berühmt gewordene Bettina von Arnim († 1859). Mit Brentano gab der Dichter die erste, bedeutendste und bahnbrechende Sammlung von alten Volksliedern: „Des Knaben Wunderhorn“ heraus, von welcher der 1. Band bereits im Jahre 1806 erschien, während der 2. und 3. bis 1808 erschienen, der 4. aber erst nach des Dichters handschriftlichem Nachlasse von dem bekannten Komponisten L. Erk in Berlin 1853 veröffentlicht wurde.

Auch begründete er im Vereine mit seinem Freunde Brentano und unterstützt von J. J. Görres und den beiden Gebrüdern Grimm die Zeitung für Einsiedler im Jahre 1806, die freilich nur 8 Monate bestand, bereits Ende August wieder eingieng und doch eine wichtige Erscheinung in unserer deutschen Litteratur gewesen ist. Das Wesentliche des Inhaltes dieser Zeitung wurde von Arnim im Jahre 1808 unter dem Titel: „Tröst-Einsamkeit. Alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte“ (Heidelberg) reproduciert.

Von da ab lebte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mittelmark. Schon am 21. Jan. 1831 machte ein Nervenschlag seinem Leben ein unerwartetes Ende.

In diesen kurzen Lebensabriß müssen wir einiges zum Verständnisse des Nachfolgenden einschieben. A. von Arnim war von einer glühenden Liebe zu seinem Vaterlande beseelt, aber er mußte zunächst das Vaterland in der trübsten, schmachvollsten Zeit der Erniedrigung kennen lernen. Napoleons Heere zertraten Deutschlands Auen, verwüsteten auch A. von Arnims Besitztum, und doch konnte zunächst niemand den gewaltigen Emporkömmling in seinem Siegeslaufe aufhalten. In dieser Zeit der Ohnmacht und der Schmach suchte A. von Arnim zu vergessen, was um ihn her geschah, er versenkte seinen Geist in die fernen, längst vergangenen Zeiten deutscher Kraft und Tugend, in das Mittelalter: er ward ein Romantiker. Ja er ist nicht nur, wie alle die bisher genannten Dichter und Forscher, ein Vertreter der Romantiker, sondern er ist eines der Häupter der romantischen Schule geworden.

Arnim hat eine große Menge von Romanen geschrieben, aber wenn wir in denselben stets die edle Gesinnung, welche den Dichter beseelte, die Begeisterung seiner Vaterlandsliebe, das tiefe Verständnis der deutschen Eigenart anerkennen, ja rühmen und von einzelnen Partieen in denselben sagen müssen, daß sie an echtem Humor und innerlichster Empfindung reich sind und daß die Plastik einzelner Gestalten und Scenen überrasche, so dürfen wir uns doch auch nicht verhehlen, daß seine sämtlichen Werke der vollen klassischen Klarheit ermangeln und daß in ihnen ebenso viele schwülstige, dunkele, excentrische und unnatürliche Stellen den kaum gewonnenen guten Eindruck wieder zerstören; man sieht deutlich, wohin eine ungezügelte Phantasie führen kann, und vermißt viel

mehr die Klarheit und Harmonie im Ganzen, als man die vereinzelten Schönheiten zu genießen vermag.

Unsere Aufgabe soll es aber nicht sein, in die reiche Romanbibliothek, welche Arnim uns hinterlassen hat, einzuführen, ja nicht einmal in eines oder das andere dieser prosaischen Dichterwerke, etwa in das für das beste geltende, obwohl unvollendet gebliebene Die Kronenwächter; wir, die wir uns mit der Betrachtung der poetischen Werke im engeren Sinne beschäftigen wollen, werden bei diesem Dichter sogar nicht einmal auf seine eigenen lyrischen Gedichte eingehen; unser Zweck ist einzig, auf das Verdienst hinzuweisen, welches sich A. von Arnim um die deutsche Litteratur erworben hat und welches bestehen bleiben wird, auch wenn wir über alle seine eigenen Werke den Stab brechen müßten. Und dies Werk ist die Sammlung der deutschen Volkslieder in „Des Knaben Wunderhorn."

Mit dieser Sammlung, welche in weit höherem Grade Arnims als Brentanos Werk ist, haben die beiden Dichter eine grundlegende Arbeit geschaffen. Und welch einen glücklichen Griff sie gethan haben, indem sie die Mitwelt auf die reichen Schätze des Volksliedes hinwiesen, das beweisen die vielen Sammlungen von Volksliedern, welche ihnen nachgefolgt sind: ich erinnere nur an Uhlands, Wolffs, Soltaus, v. Liliencrons, Körners, Hildebrands und anderer Sammlungen. Freilich haftet dem grundlegenden Werke gar mancher Mangel noch an, der von den Späteren vermieden worden ist. Die Sammlung bietet zu viel; unter vielen edlen Körnern ist auch noch Spreu untermischt: Gedichte, welche zwar alt, aber doch nicht volksmäßig waren, oder neu, Nachahmungen der alten Lieder, von Arnim und Brentano selbst verfaßt und unter dem Vermerk: „Mündlich" in die große Sammlung eingeschmuggelt, obgleich sie den Ton der alten Volkslieder durchaus nicht trafen; die Sammlung bietet keine reinen, sondern vielfach willkürlich von den Dichtern abgeänderte Texte; sie ist auch in keiner Weise systematisch geordnet, die Herausgeber scheinen vielmehr die nach Inhalt und Charakter so verschiedenen Gedichte durcheinandergeschüttelt und es dem Zufall überlassen zu haben, ob sich ein ernstes geistliches mit einem derbweltlichen berührte und auf das lustigste Landsknechtslied ein Klagelied eines verlassenen Mägdleins folgte: in allen diesen Stücken sind spätere Sammlungen reiner in der Auswahl, diplomatisch getreuer im Texte, sorgsamer und übersichtlicher in der Anordnung; aber das alles thut dem Werte der ersten Arbeit auf diesem Gebiete keinen erheblichen Abbruch. Es ist keine Kunst, auf den Schultern anderer stehend weiter zu sehen und zu reichen.

Arnim wußte, daß das Volkslied bisher unbeachtet am Raine geblüht hatte, ja von den geschmack- und poesielosen Aufklärern des vorigen Jahrhunderts, wie Nicolai, verspottet worden war; er wußte aber auch, daß die edelsten Geister seiner Zeit den Wert des Volksliedes erkannt und anerkannt hatten. Arnim verdankt ohne Zweifel die erste An-

regung zu seiner Sammlung Herders „Stimmen der Völker in Liedern"; und er wußte auch, was er that, wenn er Göthe sein „Wunderhorn" widmete. Denn in Göthe ist die Poesie wirkliches Leben, eins mit seinem Leben; und das Charakteristische aller Volkslieder ist die Wahrheit und die Allgemeingiltigkeit der Gefühle.

Man hat Arnim nicht verstanden, wenn man seine treue Liebe zu seinem Vaterlande übersieht. Nicht der Gelehrte sammelte Volkslieder, der Deutsche in ihm that es. Der die Gegenwart nicht ansehen mochte, gründete die Einsiedlerzeitung für Männer, welche so deutsch fühlten wie er, er tröstete sich mit seiner Einsamkeit, indem er die schöne Vergangenheit anschaute, mit ihrem Reichtum an Kraft und Tugend, an Lust und Liebe, und daraus Trost schöpfte, daß sein so reich begnadigtes Volk nicht unter-, sondern einer besseren Zukunft entgegen gehen werde.

Andere Romantiker haben nach einer anderen Seite ihre Sehnsucht nach den schönen Fernen kundgegeben, auf andere Gebiete, z. B. das der eigentlichen Litteratur oder der Kunst, ihr Interesse gerichtet; die meisten haben geradezu über dem Studium des Mittelalters den Sinn für die Gegenwart verloren, — viele haben, von Bewunderung für die damalige Religiosität erfüllt, in der Rückkehr zur katholischen Kirche die Stillung ihres religiösen Sehnens zu finden gemeint, Religion mit Katholizismus verwechselt: von diesen Verirrungen hat sich Achim von Arnim frei gehalten, er ist ein treuer und bewußter evangelischer Christ geblieben.

Seit dem Erscheinen des Wunderhorns haben sehr viele moderne Dichter ihre Stoffe aus diesem Borne geschöpft, und zwar Dichter klangvollsten Namens, wie Geibel, und manche in der Nachbildung von volksmäßigen Liedern mit großem Glücke sich versucht, wie Hoffmann von Fallersleben und andere, wie wir später nachweisen werden. In vielen Dichtungen unserer Tage klingen, oft vielleicht unbewußt, die alten Töne wieder, die das Wunderhorn zuerst erklingen ließ.

Schriften: Hollins Liebeleben. Roman. Göttingen 1802. — Ariels Offenbarungen. Roman. 1. (einz.) Buch. Ebd. 1804. — Kriegslieder. Ebd. 1806. — Der Wintergarten. Novellen. Berlin, 1809. — Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben. 2 Bde. Ebd. 1810. — Nachtfeier und Einholung der Leiche der Königin von Preußen. Ebd. 1811. — Halle und Jerusalem. Studentenspiel und Pilgerabenteuer. Heidelberg, 1811. — Isabelle von Aegypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe. — Melnik Marie Blainville, die Hausprophetin aus Arabien. — Die drei liebevollen Schwestern und der glückliche Färber. — Angelika, die Genueserin, und Cosmos, der Seilspringer. Vier Novellen. Berlin, 1812. — Schaubühne. 1. Band. Berlin, 1813. (10 Dramen). Die Kronenwächter. I. Berlin, 1817. (Unvollendet.)* — Predigten des alten Magisters Matthesius. Ebd. 1817. — Die Gleichen. Schausp. Ebd. 1819. — Landhausleben. Erzählungen I. Bd. Leipz, 1826. — 6 Erzählungen.

---

*) In der Gesamtausgabe (Bd. 4) findet sich eine Fortsetzung, wahrscheinlich von Bettina von Arnim verfaßt.

Nachlaß. Ebd. 1835. — Sämtliche Werke Berlin 1839 ff. (8 Bde.) Neue Ausg. Berlin, 1853—1856. 22 Bde.*) (Herausgeg. [mit Einl. von Wilh. Grimm] von der Witwe Bettina von Arnim.)

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. Mit einem Anhange von Kinderliedern. 3 Bde. Heidelberg, 1806—8. — *Neue Ausg. 1857. (Gesamtausg. Band 13, 14, 17, 21.) — Neue Bearbeitung von Birlinger und Crecelius. Wiesbaden 1874—76. — Neueste Ausg. 1880. 2 Bde.]

Aus des Knaben Wunderhorn.

1. Das Wunderhorn.

[Des Knaben Wunderhorn. I. S. 13. 1857 Berlin, v. Arnims Verlag.]

1. Ein Knab auf schnellem Roß
Sprengt auf der Kaisrin Schloß,
Das Roß zur Erd sich neigt,
Der Knab sich zierlich beugt.

2. Wie lieblich, artig, schön
Die Frauen sich ansehn,
Ein Horn trug seine Hand,
Daran vier goldne Band.

3. Gar manche schöne Stein
Gelegt ins Gold hinein,
Viel Perlen und Rubin
Die Augen auf sich ziehn.

4. Das Horn vom Elephant,
So groß man keinen fand,
So schön man keinen fing
Und oben dran ein Ring.

5. Wie Silber blinken kann
Und hundert Glocken dran
Vom feinsten Gold gemacht,
Aus tiefem Meer gebracht.

6. Von einer Meerfei Hand
Der Kaiserin gesandt,
Zu ihrer Reinheit Preis,
Dieweil sie schön und weis'.

7. Der schöne Knab sagt auch:
„Dies ist des Horns Gebrauch:
Ein Druck von eurem Finger,
Ein Druck von eurem Finger

8. Und diese Glocken all,
Sie geben süßen Schall,
Wie nie ein Harfenklang
Und keiner Frauen Sang.

9. Kein Vogel obenher,
Die Jungfrau nicht im Meer
Nie so was geben an!"
Fort sprengt der Knab bergan.

10. Ließ in der Kaisrin Hand
Das Horn, so weltbekannt;
Ein Druck von ihrem Finger,
O süßes hell Geklinge!**)

Zwischenbemerkung: Vilmar (Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg in Hessen, 1867.) teilt die Volkslieder in historische Volkslieder, Liebes- und Lieder der Geselligkeit ein.

Die historischen Volkslieder zerlegt er wieder in 1. streng historische Volkslieder, d. h. solche, welche eine wirkliche, einzelne Begebenheit darstellen;

---

*) Bd. 22 enthält den 1. Band der Gedichte.

**) Was uns an diesem Gedichte, welches die Stelle eines Widmungs-Gedichtes einnimmt, bezüglich der Form auffällt, ist eine absichtliche Kunstlosigkeit, welche uns glauben machen soll, als sei auch dies Lied in älterer Zeit entstanden und kein Kunstprodukt. Der Sinn des Gedichtes ist aber offenbar der: Höher als alle Kunstpoesie, und wäre sie die vollendetste, steht die tausendstimmige, süß klingende Volkspoesie.

2. historische Volkslieder in weiterem Sinne, welche nicht einzelne Begebenheiten, sondern Zustände der Zeit, des Volkes schildern; und endlich 3. historische Volkslieder im weitesten Sinne, nämlich solche, in denen, wie in der ersten Abteilung, zwar Begebenheiten dargestellt werden, die aber doch nur im allgemeinen auf einem bestimmten Ereignisse fußen, ihren Stoff im besondern vielmehr aus den allgemeinen Zuständen dichterisch schöpfen; diese Klasse enthält zum überwiegenden Teile die Schilderung trauriger Begebenheiten, meist zweier Liebenden, und greift somit in die zweite Abteilung über: es sind großenteils Lieder der Todestrauer, Todeslieder.

„Die Liebeslieder zerfallen in die von selbst sich ergebenden Abteilungen der Abschiedslieder, der Lieder, welche die Untreue oder die Treue oder das Liebesglück besingen."

„In die dritte Abteilung gehören dann die Scherzlieder, sowie die meisten Jägerlieder, Mailieder, Tanzlieder, Trinklieder und dergl."

Alle Volkslieder aber sind in erster Linie Lieder der Geselligkeit, sie werden von einer fröhlichen Gemeinschaft gesungen, mögen diese Gemeinschaften nun die der Landsknechte oder der Reiter sein, oder im tiefen Schachte aus dem Munde der Bergleute erklingen oder in der Werkstatt von fleißigen, oder auf der Landstraße oder der Walls von fahrenden Handwerksburschen, oder beim Glase im Wirtshause oder sonstwo und -wann gesungen werden: immer sind es gemeinsam gesungene Geselligkeitslieder, und auf dem gemeinsamen Boden dieser Geselligkeit sind sie auch gewachsen. Sie sind kunstlos und ganz das, was sie sein wollen, wahr in jedem Worte, ohne alle Reflexion und ohne Rücksicht auf Hörer und deren Beifall, sie sind kräftig, ohne Sentimentalität, sie sind rein von aller Gereiztheit, Verbitterung und Verstimmung. Wenn doch alle Dichter bedenken und vom Volksliede lernen wollten, daß der Mißklang des Herzens in der Poesie doppelt mißklingt; der mißgelaunte Dichter mißbraucht nicht nur, sondern er zerstört das edle, zarte Gefäß der Poesie.

2. Lindenschmid.

[Wunderhorn I. Neue Ausg. S. 134. — Vilmar, Volkslied S. 16. *)]

(Venus-Gärtlein oder viel schöne auserlesene weltliche Lieder züchtigen Jungfrauen und Junggesellen zu Ehren; aufs neue zum Druck befördert durch Georg Pape. Hamburg 1659. Vgl. Meißners Apollo. 1794. Juni S. 173.)

1. Es ist nit lang, daß es geschah,
daß man den Lindenschmid reiten sah
auf einem hohen Rosse;
er reit den Reinstrom auf und ab,
hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

2. „Frisch her, ihr lieben Gesellen mein!
Es muß sich nur gewaget sein,
wagen das thut gewinnen,
wir wöllen reiten Tag und Nacht,
biß wir ein Beut gewinnen."

3. Dem Marggrafen von Baden kamen nüwe Mär,
wie man ihm ins Gleit gefallen wär,
das thät ihn sehr verdrießen;

*) Wir geben im Nachfolgenden eine getreuere Rezension nach Vilmar.

wie bald er Junker Casper schrieb:
er solt ihm ein Reislein dienen.

4. Junker Casper zog dem Bäurlein ein Kappen an,
er schickt ihn allezeit vorne daran,
wohl auf die freie Straßen,
ob er den edlen Lindenschmid fünd,
denselben solt er verraten.

5. Das Bäurlein schiffet über Rein,
er kehret zu Frankenthal ins Wirtshaus ein;
„Wirt, haben wir nichts zu essen?
es kommen drei Wägen, sind wohl beladen,
von Frankfurt aus der Messen."

6. Der Wirt der sprach dem Bäuerlein zu:
„ja, Wein und Brot hab ich genug,
im Stall da stehn drei Rosse,
die sind des edlen Lindenschmid,
er nährt sich auf freier Straßen."

7. Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
die Sach wird noch werden gut,
den Feind hab ich vernommen;
wie bald er Junker Casper schreib,
daß er solt eilends kommen.

8. Der Lindenschmid der hätt einn Sohn,
der solt den Rossen das Futter thun,
den Habern thät er schwingen:
„steht uf, herzliebster Vatter mein!
ich hör die Harnisch klingen!"

9. Der Lindenschmid lag hinderm Tisch und schlief,
sein Sohn der thät so manchen Rief,
der Schlaf hat ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vatter mein!
Dein Verräter ist schon kommen."

10. Junker Casper zu der Stuben ein trat,
Der Lindenschmid von Herzen sehr erschrak.
„Lindenschmid, gib dich gefangen!
zu Baden an dem Galgen hoch,
daran so solt du hangen."

11. Der Lindenschmid der war ein freier Reitersman,
wie bald er zu der Klingen sprang:
„wir wöllen erst ritterlich fechten!"
es waren der Bluthund also viel,
sie schlugen ihn zu der Erden.

12. „Kann und mag es dann nicht anders sein,
so bitt ich um den liebsten Sohne mein,
auch um meinen Reitersjungen;
und haben sie jemands Leid gethan,
darzu hab ich sie gezwungen.

13. Junker Casper, der sprach nein darzu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh,
es soll dir nicht gelingen;
zu Baden in der werten Stadt
muß ihm sein Haupt abspringen."

14. Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
sie saßen nit länger denn eine Nacht;
wohl zu derselbigen Stunde
da ward der Lindenschmid gericht,
sein Sohn und der Reitersjunge,
ja Junge.

Erläuterungen:

1. **Die Form.** Diese fünfzeilige, aus zwei kurzen Reimpaaren und einer reimlosen Zeile oder einer Waise, welche zwischen das letzte Reimpaar eingeschoben ist, bestehende Strophe ist eine der ältesten deutschen Strophen und von allen Sangesstrophen vielleicht die älteste. Sie findet sich bereits im 12. Jahrhundert, wie Vilmar a. a. O. S. 21 nachweist, in dem Gedichte von Salomo und Morolf, und ist im fünfzehnten Jahrhundert geradezu überaus häufig, z. B. in einem Wallfahrtslied nach St. Jago in Spanien, dem sog. Jakobsliede, angewandt und darum mit der Melodiebezeichnung: „Wie man St. Jakob singt" verzeichnet. Auch die „Schlacht von Pavia" ist in dieser Strophe besungen. So wechseln denn auch die Melodienangaben: „im Ton der Pavierschlacht" und „wie man den Lindenschmid singt" bei den Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts gewöhnlich ab.

2. **Sprachliche Erläuterungen:** Str. 3. „ins Geleit gefallen wär". Eine vom Markgrafen von Baden einem Kauffahrerzug zur Deckung beigegebene Schar von Gefolgsleuten war vom Lindenschmid angefallen und niedergemacht worden.

„er soll ihm ein Reislein dienen". Der Markgraf von Baden fordert den von ihm abhängigen und ihm zur Heeresfolge verpflichteten Junker oder Edelmann Kaspar auf, zu einem bestimmten Zwecke, seiner Kriegspflicht eingedenk, sich kampfbereit zu machen.

Str. 8. „Den Habern thät er schwingen". Man reinigt den Hafer, indem man ihn in einer Wanne schwingt und in die Luft schleudert.

Str. 11. Die Sänger haben offenbar Mitleid mit dem und Teilnahme für den Lindenschmid, daß sie die Übermacht der ihn kampfunfähig machenden Begleiter des Junker Kaspar Bluthunde nennen.

3. **Die Zeit**, in welcher das hier Besungene geschehen sein muß, ist der Ausgang des 15. Jahrhunderts. In jener Zeit wird ein reicher Edelmann Schmid von der Linden als Dienstmann jenes Markgrafen von der Pfalz urkundlich erwähnt.

4. **Zwei verschiedene Rezensionen** existieren von diesem Fang und Ende des Lindenschmids. Wir haben die anschaulichere, wenn auch sonst nicht in allen Stücken höher stehende, mitgeteilt. Die Varianten sind nicht sehr bedeutend; denn daß dort Kaufleute von der Frankfurter Messe heimkehren, hier aber solche von Augsburg mit fränkischem Gute, will nichts sagen; aber eigentümlich ist dem ersten Liede, daß ein Bauer in Junker Kaspar's Diensten Kundschafterdienste thut und, als er den Aufenthaltsort des Lindenschmids zufällig entdeckt hat, seinem Herren Nachricht gibt, sodaß der Überfall gelingen muß, auch daß der Hafer schwingende Sohn des Lindenschmid seinen festschlafenden Vater vergeblich rechtzeitig zu wecken versucht, dem zweiten dagegen die nachfolgenden charakteristischen Strophen. Als Lindenschmid sich ergeben hat und gefangen ist, heißt es hier:

Wirtin, zäpft uns ein kühlen Wein,
Und laßt uns frisch und fröhlich sein,

Laßt uns essen und trinken!
Auf daß dem hübschen Lindenschmid gut
Sein junges Herz nicht versinke.

„Was soll ich frisch und fröhlich sein?
Es trifft mir an das Leben mein;
Ich mag weder trinken noch essen,
Ich bitt nur um das Wasser allein,
Daß ich mein Wunden mag wäschen."

Ach Lindenschmid, sei wohlgemeit! (vergnügt)
Das Wasser soll dir sein bereit,
Damit du dein Wunden solt wäschen:
Biß Freitag kommt der Meister ins Land,
Der führt das Wasser in der Scheiden.

So spottet der Sieger des Besiegten, so grausam höhnt er den, der sich nicht mehr wehren kann, indem er ihn zum Zuschauer seiner Tafelgenüsse macht und ihm zugleich die Erquickung für seine Wunden versagt, ja auf das kommende Ende des Lindenschmids unter den Händen des Meister Scharfrichter hinweist und dessen blinkendes Schwert in schlechtem Witze das Wasser nennt, welches den dem Tode Verfallenen waschen soll! — Gemeinsam ist beiden Gedichten die Bitte des Vaters für den Sohn und den Reitersjungen und die Art, wie die Bitte zurückgewiesen wird. Ob die beiden doch auch auf ihre eigene Faust wegelagernd betroffen wurden, ob man ihre Rache fürchtete, wie die letzte Rezension andeutet, oder ob man wirklich nur nach dem Sprichworte handelte: Mitgefangen, mitgehangen: Das Ende des zum Wegelagerer gewordenen, von der Landstraße sich nährenden, Lindenschmids ist jedenfalls ein Jahrhunderte lang vielbesungenes gewesen. Ein rechter Stoff für trinkende und singende Landsknechte!

3. Der arme Schwartenhals.

[Des Knaben Wunderhorn. I, S. 24.]

1. Ich kam vor einer Frau Wirtin Haus,
man fragt mich, wer ich wäre?
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
ich eß und trink so gerne."

2. Man führt mich in die Stuben ein,
da bot man mir zu trinken;
mein Augen ließ ich umbher gehen,
den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den Tisch,
als ich ein Kaufherr wäre,
und da es an ein Zahlen ging,
mein Seckel stund mir läre.

4. Da ich zu Nachts wollt schlafen gehn,
man wies mich in die Scheure;
da ward mir armen Schwartenhals
das Lachen viel zu teure.

5. Und da ich in die Scheure kam,
man wies mich an zu nisten,
da stachen mich die Hagedorn,
dazu die rauhen Distel.

6. Da ich zu Morgens früh aufstund,
der Reif lag auf dem Dache,
da mußt ich armer Schwartenhals
meins Unglücks selber lachen.

7. Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
und gürt es an die Seiten,
ich Armer mußt zu Füßen gehn,
das macht, ich hätt nicht zreiten.

8. Ich hub mich auf und ging darvon
und macht mich auf die Straßen;
mir kam eins reichen Kaufmanns Sohn,
sein Tasch mußt er mir lassen.

Dies Lied zeigt uns, wie rasch, nachdem die Ritter von der neuen Zeit beseitigt waren, auch die Landsknechte ihre Zeit erfüllten. Schon im Jahre 1549, wo dies Lied in Forsters „frischen Liedlein" erschien, hatten sie, die abgedankten Landsknechte oder die Schwartenhalse, ihre Rolle ausgespielt, ihren letzten Sold empfangen und sanken, wie der im vorstehenden Liede sein eigenes Leben ebenso aufrichtig als reulos erzählende Landsknecht, bis zum Wegelagerer herab. Wo sie einkehrten, da fanden sie, so lange man ihre Not nicht erkannte oder nicht glaubte, oder auch, weil man sie fürchtete, eine vortreffliche Aufnahme und Bewirtung; wo sie auf der Straße jemanden fanden mit voller Börse, da fanden sie auch zu dieser Börse den Weg, seltener durch Blutvergießen: Erpressung reichte aus — und diese selbst machte ihnen kein Gewissen. Man hat das Gefühl, daß wie dieser, so es gar mancher Schwartenhals zu jener Zeit gemacht und nachher im Kreise der Schicksalsgenossen seinen jüngsten Raub, wie dieser, als etwas Selbstverständliches erzählt haben werde.

4. Abschiedsklage.

[Georg Forster: Ein außzug guter alter vnd newer Teutscher liedlein. Getruckt zu Nürnberg, 1539. 4. No. 36. — Wunderhorn, IV. S. 235. — Vilmar, Volkslied. S. 173.]

1. Insbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dohin mein Straßen,
In fremde Land dohin;
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Ellend bin. :,:

2. Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein thu klagen
Dem liebsten Buhlen mein.
Ach Lieb, nun laß mich Armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß dannen sein!

3. Mein Trost ob allen Weiben!
Dein thu ich ewig bleiben,
Stet, treu, der Ehren frumm.
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder kumm!

Es ist dies eines der Klagelieder, welche ein wandernder Jüngling anstimmt, weil er seine Liebe zurücklassen muß. Bekannt ist ja, daß dieses Liedes Melodie in den kirchlichen Gebrauch herübergenommen ist und daß anfänglich als „O Welt, ich muß dich lassen" ein dieses Lied travestierender Text, ein ernstes Abschiedslied aus diesem Leben und ein Lied der Todesbereitschaft, gesungen worden ist, während jetzt weitaus bekannter die Melodie-Bezeichnung: „Nun ruhen alle Wälder" sein dürfte, welche ganz der des alten „Inspruck, ich muß dich lassen" entspricht.

Sonst ist das Lied verständlich. Die wandernden Burschen fahren ihre Straße, auch zu Fuße gehend oder reitend (zu Rosse fahrend), in die Fremde, welche für den Deutschen, dessen liebstes Gut die Heimat, dessen schwerstes Weh das Heimweh ist, als das Elend erscheint (Elend = Fremde oder Verbannung). Der Liebende wünscht seiner Geliebten dieselbe herzlich-schmerzliche Empfindung, wie er sie hegt, und zwar über sein Scheiden (der Buhle = gen. comm. der und die Geliebte). Ist doch die Geliebte des Wandernden Trost ob allen Weiben, d. h. der Trost, welcher größer ist, als ihn irgend ein Weib sonst ihm bieten kann, dem er nimmer die Treue brechen kann, dem zu liebe er stets der Ehren fromm, d. h. alle Gesetze der Ehre treu erfüllend, sich verhalten wird. Fromm der Ehre könnte von uns auch mit „der Ehre gemäß" erläutert werden. Umgekehrt hofft und erbittet er von Gott, daß er seine Liebste nicht nur bewahren, d. h. am Leben lassen, sondern auch in aller Tugend sparen, d. h. nicht, wie Arnim, bzw. Erck, erklärt, schonen, sondern erhalten wolle. Denn der Bräutigam rechnet auf Treue nicht nur, sondern auch auf Heimkehr und völlige Vereinigung.

5. Aus dem Odenwald.

[Wunderhorn III. S. 112. — Vilmar, Volkslied S. 193.]

1. Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Äst;
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest.

2. Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mitnander gehn.

3. Der Vogel sitzt in seiner Ruh,
Wohl auf dem höchsten Zweig;
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allsogleich.

4. Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzel, bin ich bei dir gwest,
Oder ist es nur ein Traum?

5. Und als ich wiedrum kam zu dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebster steht bei ihr —
O du verfluchter Traum!

6. Der Baum der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

War das vorige Lied ein Abschieds-Trauerlied, so ist das soeben mitgeteilte ein Lied von der Untreue. Und zwar ist dies Lied, wie Vilmar ausdrücklich hervorhebt, ziemlich neuen Ursprungs. Auch wird es noch heute gern gesungen. Baum und Vogel waren die Sinnbilder der Treue und Liebe; aber der Baum ist abgehauen, und die Liebe des Mädchens hat sich einem anderen zugewandt. Ja selbst der Ort straft der Treulosen Gewissen nicht. Der Liebende aber verflucht seine Vergangenheit, die ihm nur einen Genuß bot, wie der Traum es thut, dem ein völliges Nichts folgt; er meidet die Heimat, wo alles ihn an seine Liebe, an sein verlorenes Glück, an seiner Braut Untreue erinnert; aber auch in der weiten Ferne kann er seinen abgehauenen, einst so grünen, so schönen Baum nicht vergessen, die Kälte des Schnees, die Weiße des Schneefeldes sind Abbilder der Trost- und Hoffnungslosigkeit, an welchen sein Herz, welches nicht vergessen und verwinden kann, zu grunde gehen muß.

Ernst Ferdinand Bäßler.

[**Quellen:** Die Ecce der Landesschule Pforta 1879. — H. Kurz, Gesch. d. d. Litt. IV.]

In Zeitz wurde Ernst Ferdinand Bäßler am 26. Januar 1816 geboren. Sein Vater, ein Webereibesitzer, erkannte die glücklichen Anlagen seines Sohnes und übergab den achtjährigen Ferdinand der Quinta des Gymnasiums der Vaterstadt. Kränklichkeit hemmte, ungewöhnlicher Lerntrieb förderte des Knaben Leistungen. Besonders anregend war ihm die väterliche Zuneigung des Subrektors am dortigen Gymnasium, Rob. Heinr. Hiecke, der ihn mit Rat und That unterstützte und zu einer immer größeren Vertrautheit an sich heranzog, welche später die Männer als ernste Freundschaft festgehalten haben. Als Secundaner hat Bäßler bereits ein komisches Heldenepos verfaßt, nämlich eine Nachahmung des Homerischen Froschmäusekriegs (der Batrachomyomachie), den Krieg der Ameisen und Bienen („Der Aemsen-Immenkrieg"), welches er unter den Pseudonym Ferd. Bereslas in Berlin 1841 herausgab. Menzels Litteraturblatt hat dasselbe „dem Besten gleichgestellt, was wir von komischen Heldengedichten besitzen." Und der bekannte Litteraturhistoriker H. Kurz gibt (IV., S. 371a.) von der Dichtung folgende interessante Notiz: „es lehnt sich zwar in Anlage und Ausführung an Homers Batrachomyomachie an; denn hier wird dort wird ein Prinz getötet; hier wie dort erregt dies einen Krieg zwischen den beiden Reichen; hier wie dort sitzen die Götter zu Rat; hier wie dort erscheint eine Hülfe, dort

die Krebse, hier der Sperling, der freilich den Krieg dadurch entscheidet, daß er sich beide Mächte wohlschmecken läßt; aber bei aller dieser allgemeinen Ähnlichkeit zeigt der Dichter im Einzelnen doch große Selbständigkeit und Erfindungsgabe. Zudem erhält das Gedicht einen großen Reiz dadurch, daß alles mit dem größten Ernste dargestellt ist, sodaß dieser mit dem Inhalte einen höchst ergötzlichen Kontrast bildet."

Im Jahre 1836 verließ Bäßler das Gymnasium nach rühmlich bestandener Reifeprüfung. Seine Lehrer sprachen im Zeugnisse es aus, daß „die Festigkeit seines Charakters, sein ausgezeichneter Fleiß und die Stärke und Lebendigkeit seines Interesses an der Wissenschaft das Vertrauen erwecke, er werde auch in der Folge und in neuen Verhältnissen nie sich selbst unähnlich werden." In Berlin studierte er sieben Semester hindurch Theologie und Philosophie, anfangs sorgenfrei, dann unter harten Entbehrungen, wie der Lebenslauf andeutet. Doch konnte er seinem unwiderstehlichen Drange nicht widerstehen, Kollegien über die Nibelungen bei Bachmann zu hören und private Studien in mittelalterlicher Geschichte und Sagenkunde zu machen.

Im Jahre 1840 bestand Bäßler die erste theologische Prüfung zu Berlin mit Auszeichnung und wirkte von da ab als Lehrer an dem Töchterinstitute zu Merseburg fünf Jahre lang, dann als Diakonus zu Freyburg a. U., wo er auch bald einen eigenen Herd sich gründete. Ostern 1852 berief ihn das Konsistorium zu Magdeburg nach Neustadt-Magdeburg als Oberprediger und 1857 an die Pfarrei zu Meseberg bei Wolmirstedt. Letztere Stelle erhielt er auf einen ausdrücklichen Wunsch des Königs. Überall wirkte er mit reichem Segen, gewann seiner Gemeinden allgemeine Liebe und erwarb sich durch seine schriftstellerischen Leistungen, denen er seine freie Zeit und Kraft widmete, einen weithin geachteten Namen. Im März 1865 predigte er auf Veranlassung des Ministers der geistl. Angelegenheiten in der Domkirche zu Berlin zur Probe, und wenige Tage darauf erfolgte seine Ernennung zum Professor, Geistlichen Inspektor und Konviktsvorsteher am Kloster U. L. Fr. in Magdeburg. Aber ein schlimmes Augenleiden hinderte ihn bald an der Ausübung seines Berufes, und als er aus der Berliner Klinik im Frühjahre 1866 entlassen heimkehrte, überraschte ihn seine Versetzung an die Landesschule Pforta, deren Pfarrer, Ephorus und Lehrer er bis zum Jahre 1879 gewesen ist. Mit treuer Liebe und Gewissenhaftigkeit hat er dort seines Amtes gewartet, vielen Schülern ein treuer Ratgeber, der Anstalt ein reich gesegneter Lehrer. Er starb am 3. Februar 1879 an Gehirnlähmung und ist am 6. Febr. j. J. begraben worden.

Bäßlers schriftstellerische Thätigkeit ist zwischen der pädagogischen und der reinlitterarischen geteilt gewesen. Als Herausgeber mittelhochdeutscher Dichtungen, altchristlicher und mittelalterlicher Sagen, als Verfasser eines sehr schön und warm geschriebenen Abrisses der Kirchengeschichte, sowie einer Sammlung von geistlichen Ansprachen, welche unter dem Titel „Timotheus" erschie-

nen sind, hat er unter seinen Schülern und den weitesten Kreisen der Jugend sich dankbare Freunde geweckt und sein Andenken begründet. Wir wollen an dieser Stätte nur seiner eigenen Dichtungen gedenken, und wir haben da besonders seine Begabung in verschiedenen Zweigen der erzählenden Dichtung anzuerkennen und durch Proben zu belegen.

Der zeitlich frühesten Dichtung: des Aemsen-Immenkrieges ist schon gedacht worden. Noch viel bedeutender ist aber eine ernste epische Dichtung, mit welcher Bäßler seine Frau zu ihrem Geburtstage am 13. November 1858 überraschte. Wir meinen Willfried, episches Gedicht in neun Gesängen. Berlin, 1859. (R. v. Decker). Dieses Gedicht ist in vortrefflichen Hexametern geschrieben und zeigt vor allem, wie der Dichter in den epischen Vorbildern, besonders im Homer und in Göthe's Hermann und Dorothea, lebt. Die epische Breite, welche alles Hasten vermeidet, ja retardierende Momente und glücklich gewählte Gleichnisse einschiebt, um unsere Gedanken zum Verweilen, zum sorgsamen Betrachten und Erwägen zu nötigen, erinnert uns oft genug an die Weise, mit der uns der größte Epiker aller Zeiten zu fesseln versteht. Und nun die liebliche Sprache, die anschauliche Darstellung und der patriotische Hauch, welcher in jeder Zeile der Dichtung zu verspüren ist — wir glauben, daß diese Dichtung das lebhafteste Interesse unserer Zeit verdiente, und halten es geradezu für Pflicht, auf den Inhalt dieser Dichtung näher einzugehen, um zu der Lektüre des Büchleins zu locken. Am 16. Oktober des Jahres 1813 und zwar am Abend dieses Tages, welcher für die bei Möckern unter Blücher so siegreichen Waffen der Preußen und Russen unvergängliche Lorbeeren brachte, naht unter dem Schutze der Nacht ein Freiwilliger aus dem östreichischen Heere am väterlichen Hause, einer Mühle unweit Leipzig, um den Erfolg der Schlacht auszukundschaften. In seiner Verkleidung anfangs nicht einmal von den Eltern erkannt, weiß er die Entfernung des Mahlburschen Görge zu bewirken, um dann sich seinen Eltern zu erkennen zu geben. Die Freude ist groß, als Karl Willfried seine Eltern umarmt und den Zweck seiner nächtlichen Wandrung enthüllt. Er ist vom Fürsten (Schwarzenberg) selbst erwählt und ausgesandt, damit er als Ortskundiger mitten durch die Feinde sich schleiche und zu erfahren suche, welches Schicksal Napoleon zu erwarten habe. Denn davon hänge der Weiterkampf ab oder das Eingehen auf Napoleons Anerbieten zu Friedensunterhandlungen. Mit Staunen und Stolz erfüllt die Eltern diese Nachricht, der Vater berichtet, daß Napoleon zwar überall habe Sieg für seine Waffen läuten lassen, aber er (der Vater) verdanke dem wackeren Lehrer, dem Franzosenfeinde, bessere Einsicht. Beide haben den Kirchturm bestiegen und fliehende Franzosen und siegreich vordringende Preußen und Russen gesehen, ja sogar den Dessauer Marsch und den Vollklang russischer Hörner gehört. So wichtig diese Kunde für den Sohn ist, so verhängnisvoll ist, daß der Mühlknecht, argwöhnisch und arglistig, wie er ist, sich in das Schlafzimmer der Müllersleute geschlichen und alles erlauscht hat, was Sohn und Vater einander mitzuteilen hatten. (Ges. 1. u. 2.) Nun fragt aber der Sohn noch eins, wie es Schultheißens Marie, seiner Ver-

lobten, ergehe. Als er gewünschte Nachricht empfangen, drängt es ihn fort. Vergeblich sucht die mütterliche Liebe ihn festzuhalten, welche sich trübsten Ahnungen hingibt, daß sie den Sohn nicht wiedersehen werde. Der Sohn tröstet sie noch, und in ernster, feierlicher Stimmung redet auch der Vater Worte, der Stunde und der Not des Vaterlandes angemessen. (3. Ges.) Da tritt der tückische Knappe herein und erklärt, das ganze Geheimnis des Hauses an den Dragonerobersten der Franzosen Malcoeur, der im Hause des Schultheißen im Quartiere liege, melden zu wollen, er wisse alles, was verhandelt sei. Die Familie kann den Grad der Bosheit nicht ermessen, der in Görgs Herzen ist. Einst hat ihn der alte Müller bei der Leiche seiner Mutter in der Heide gefunden und in echter Samariterliebe den Zehnjährigen in sein Haus aufgenommen und großgezogen. Jetzt will der Mahlknecht ihm mit Verrat lohnen. Und weshalb? Der Mahlknecht sieht in dem angeblichen Samariterwerk nur einen Beweis des schnödesten Egoismus. Er haßt seine Wohlthäter, am glühendsten den Sohn, den einzigen Sohn der Müllersleute. Die Mutter beschwört Görg, seine schwarzen Gedanken fahren zu lassen, sie will ihn auf jede gewünschte Weise belohnen, mit Linnen, mit Gold oder sonstwie. Görg jedoch will nur unter zwei Bedingungen schweigen, wenn er mit Karl zu gleichen Teilen das Eigentum der Müller teilen dürfe und wenn ihm Karl die Hand der Marie abtrete. Bei diesem empörenden Vorschlag stürzt Karl vor, hält Görg eine geladene Pistole entgegen und erlangt durch die Todesfurcht des Mahlknechts mit Hilfe des Vaters, der Jörg fesselt, daß dieser verstummt und in die Finsternis auf dem Weg zur preußischen Vorhut folgt. Aber unterwegs können sie einer französischen Dragonerpatrouille nicht ausweichen und, damit jeder sich retten könne, löst Karl des Mahlknechts Bande, nachdem er ihm eindringlichst Schweigen auferlegt und für den Fall verräterischer Handlungen den sicheren Tod gedroht hat. Den fliehenden Karl verfolgen und erreichen die Reiter. Doch der Jüngling entweicht zur Seite und schießt den nächsten Verfolger nieder.

Donnernd schlug die erschrockene Luft an die ragende Waldwand:
Taumelnd dem bäumenden Roß entsank der wilde Verfolger,
Dumpf hinkrachend im Fall; weit über die Grasflur rollte
Klirrend der mähnenumflatterte Helm; mit scheuem Gewieher
Sprengte des Reiters entledigt der Gaul ziellos in die Ferne.
So wie der Wildnis herrlicher Sohn, der mächtige Kronhirsch,
Unter des Hüfthorns Klang und dem wirren Gebell des Gehündes
Vor dem ertobenden Troß wetteifernder Jäger dahinfleucht: —
Jetzt mit verwegenem Sprung von des Hochwalds felsigem Abhang
Schnellt er sich flüchtig herab und folget der Krümmung des Thales
Leichtern Laufs durch lichtes Gebüsch; doch plötzlich verwehrt ihm
Kecken Geschreies ein Trupp auflauernder Knechte den Ausgang,
Übelbedacht — denn es rufet die Furcht unvermeidlichen Todes
In dem geängsteten Tier die Erinnerung seiner Gewalt auf:
Drohend den Höhlen entquellen die wutvoll blickenden Augen,
Und mit gesenktem Geweihe gerad aus stürmt er das Felsthor:
Wehe dem Thörichten, welcher dem Flüchtlinge jetzo begegnet,
Wenn er in wilder Begierde des Lebens furchtbar daherrauscht!

Also entwandte, beflügelt von Furcht, vom Zorne gewaffnet,
Willfried sich den Verfolgern und taucht' in die finstere Waldung,
Vorwärts die strebenden Arme gestreckt; die dichten Gezweige
Wichen gewillig zur Seite, sie schlossen sich hinter des Flüchtlings
Eilendem Tritt und umwoben ihn sanft wie hüllende Wolken.

So schließt der 4. Gesang.

Willfried entweicht wirklich den Verfolgern, aber unterwegs muß er noch sehen, daß seine väterliche Mühle lichterloh brennt. Görg ist doch zum Verräter geworden! In dumpfer Verzweiflung stürzt der Kundschafter zurück und erreicht die Vorpostenkette der Preußen. Er durchstürmt das Lager und das Hauptquartier im Freigute des Dorfes, wo er den Feldherrn weiß und ihm von allem Erkundeten genau und fließend Bescheid gibt, aber auch schließlich seinen persönlichen Kummer gesteht. Leider kann ihm der Fürst nicht Hoffnung auf eine Befreiung des bedrängten Vaters machen; das Heer sei von der gestrigen Schlacht zu erschöpft, um andern Tages wieder kämpfen zu können.

Teilnahmvoll tröstet der Fürst den verzweifelnden Boten, welcher des Vatermordes sich anklagt und beruhigt scheidet, um sofort an den Feuerzeichen, die die Nacht erhellen, die Siegesbotschaft, welche er gebracht, auf des Fürsten Geheiß weiter gemeldet zu sehen. (5. Gesang.)

In das Haus des Schulzen führt uns der 6. Gesang. In diesem Hause ist freilich der Oberst Malcoeur jetzt der eigentliche Herr, im Altenteile lebt der Schulze mit seiner Marie, der frühe mutterlosen einzigen Tochter. Dieser erzählt denn der Schulze die Verräterei Görgs, die Rettung Karls, die Brandlegung durch die Dragoner und die Todesgefahr des Müllers, der endlich vom Schulzen aus dem Feuertode gerettet sei, um jetzt auf die Anklage des Mahlknechts hin ein Gefangener des Obersten zu sein. Wenig hat der Schultheiß dem Müller noch retten können, vom Küster unterstützt. Am Morgen beginnt die Untersuchung. Görg zeugt wider den Pflegevater, welcher zum Tode verurteilt wird und andern Morgens um 6 Uhr wegen Verrats am Vaterlande (so nannte der französische Geist die Regung deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Freiheitsgefühles) hingerichtet werden soll. Vergeblich legt der Schultheiß Fürsprache bei dem herzlosen Malcoeur ein. Er erreicht nichts, nur Drohungen für sich selbst. Welchen Eindruck all diese Nachrichten auf das Gemüt Mariens machen, bedarf nicht hervorgehoben zu werden.

Um die Verwirrung zu mehren, sucht jetzt Görg Marie auf im Garten, wohin sie sich geflüchtet, und erbietet sich, den Müller zu retten, falls sie ihm ihre Hand reicht. Aber sie weist mit Entrüstung seinen Plan und seine Bedingung zurück, und es entwickelt sich eine Scene, in welcher der satanische Charakter des Knappen sich in seiner ganzen Scheußlichkeit und Furchtbarkeit zeigt, daß das arme, sonst so starke Mädchen mit gebrochener Kraft auf ihr Zimmer eilt und dort erst im heißen Gebete Trost gewinnt und einen Rettungsplan faßt, den sie sogleich heimlich ausführt. (7. Gesang.)

Während des nächtlichen Mahles, welches Jung Willfrieds Waffengenossen am Abend des Sonntags einnehmen, der der eigentlichen Entscheidungs-

schlacht vorausgehen sollte, wird Willfried vergebens um die Quelle seines Leides befragt und zur Fröhlichkeit ermuntert. Da kommt zur Tafelrunde ein alter brandenburgischer Husar, welcher auf einem Patrouillenritt einen französischen Reitertrupp niedergemacht und deren Beute, ein wunderbar schönes Mädchen, befreit und dann auf seinem Rosse zum Feldherrn gebracht hat. Willfried ahnt den Zusammenhang, aber alles Forschen und Fragen hilft bei dem Brandenburger nichts. Dieser kennt keinen Namen. Aber bald kommt ihm Gewißheit. Fürst Schwarzenberg läßt Willfried holen und kündigt ihm den Plan an, wie sein Heer den gefangenen Vater Willfried in der Frühe des Morgens befreien, aber auch dem Sohne zu besonderer Waffenthat Gelegenheit und Freiheit mit 12 von ihm zu erwählenden Gefährten verstattet sein soll. Auch die Begrüßung seiner lieben Marie, die von der Schaffnerin in der Wohnung des Fürsten gepflegt wird, wird ihm noch erlaubt.

Der Schlußgesang enthält die rechtzeitig, aber im letzten Augenblicke gelingende Befreiung. Malcoeur und Görg sind die ersten, welche für ihre Frevel büßen.

Auf einem anderen Gebiete hat Bäßler nicht nur als Sammler, sondern auch als Bearbeiter sehr Anerkennenswertes geleistet, nämlich in der Legende. Göthe nahm bekanntlich an dem ernsten Tone der Legenden Herders Anstoß und wünschte die Legende in der Weise des Hans Sachs erneuert und behandelt zu sehen.*) In der sog. komischen Legende hat nun auch Bäßler sich mit Glück versucht, wie die beiden unter mitgeteilten Dichtungen: St. Petri Tod und St. Peter und die Hühner zu Micheln beweisen. Aber nicht minder tüchtig ist er auf dem Gebiete der ernsten Legende, Eine geradezu köstliche, leider zum Abdrucke zu ausführliche Dichtung dieser Art die Alpenreise der Pflanzen (Legenden und Balladen S. 51. — Gedichte S. 3.) In dieser Dichtung werden die sämtlichen Pflanzen von Gott aufgefordert, doch sich nicht im Thale herumzudrücken, sondern auf die Berge auszuwandern. Und es geschieht. Alle Gräser, Büsche und Bäume begeben sich aufs Wandern. Die zarte Rebe kommt nicht weit. Auf allen Vieren kriecht sie langsam nach und macht am nächsten sonnenbekränzten Hügel Halt. Küchenkräuter, Flieder, auch mancher reisemüde Baum läßt sich dort zum Bleiben nieder. Nur nicht die stolzen Waldbäume; diese ziehen über die Berge bis zum Hochgebirge, an die Waldströme Weide und Erle, höher hinauf Espe und Eiche. Der Sturm kämpft mit diesem heranziehenden Bäumeheer, aber die Bäume überwinden Wind und Wetter; dann baut sich die Buche ihr Haus, Schlingpflanzen bleiben bei ihr, während die Familie der Tanne die Wanderung und Eroberung fortsetzt, selbst in die Nähe der Alpengletscher; aber hier heißt sie die eisige Luft Halt machen; schnell sind sie weiß bereift, die Säfte stocken, sie werden von den Berggeistern zu Boden geworfen und fristen kriechend und sich krümmend als Knieholz ihr trauriges Leben. Aber niedliche, unermüdliche Kräuter hüpfen und schlüpfen und stoppeln vorbei: Maßliebchen, Silbersternchen, Wildheu, Primeln &c.

*) Vgl. Leimbach, ausgew. deutsche Dichtungen. II, 3. Aufl. S. 225.

Da läuten die Primeln mit allen Glocken,
Die Herde und den Hirt zu locken,
Und würzig-süßer Opferduft
Durchatmet die blaue Himmelsluft.
Und droben auf demantnem Thron
Der ewige Winter
Fühlt ein Erwarmen in seiner Brust,
Und schaut mit nie gekannter Lust
In's holde Spiel der Frühlingskinder.
Er streckt die eisig-starren Glieder
Auf ihrem Pfühl behaglich nieder:
„Euch sei vergeben
Vermessnes Streben.
An eueren Gaben
Will ich mich laben,
Und steter Frieden
Sei euch in meinem Reich beschieden!"
Und traulich umdrängen
Die Füße des Strengen
In lieblichem Flor
Die Blumen und Kräuter;
Und festlich und heiter
Stets weiter und weiter
Wie Stimmen
Der Immen
Ertönet der Chor:
„Bis an des Weltalls ewige Grenze
Sprosset das Leben in freudigem Lenze!
Das Ziel ist gewonnen, vollendet der Lauf!"
Da pflanzet die blühende,
Siegerglühende
Alpenrose das Banner auf.

Es läßt sich kaum eine sinnigere Naturbetrachtung in schönerer Form denken, als die in diesen freieren Rhythmen und dabei in so wohlklingenden Reimen gedichtete Alpenreise. Und so bewährt sich der Dichter in allen epischen Dichtungsarten, in der gewöhnlichen, ruhig fließenden Erzählung ebenso, wie in der Ballade. Unter den Balladen hat eine schon längst weite Verbreitung und große Anerkennung gefunden: Die Skieläufer.

Werke: Der Ameisen- und Immen-Krieg. Ein komisches Heldengedicht, Berlin, 1841. (Ferd. Bereslas.) — (5) Erzählende Gedichte, Berlin 1849. — Drei Legenden (Auf der Flucht gen Egypten. Jesulus auf dem Dache. Die Legende vom Rab' und Zeisig.) Ebd. 1849. — *Legenden und Balladen. Berlin, 1851. Neue Ausg. mit 12 Holzschnitten. — *Willfried. Gedicht in 9 Gesängen. Berlin. 1859. — *Gedichte. Gotha, 1881.]

Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 5 Hefte. Leipzig 1843–45. (1. Frithjofs-Sage, 2. Der Nibelungen Not, 3. Gudrun, 4. Roland, 5. Die Alexander-Sage.) I. 2. Aufl. 1862. 3. Aufl. 1880. III. 2. Aufl. 1867. 3. Aufl. 1880. II. 3. Aufl. 1875. V. 2. Aufl. 1875. — Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt. 1. Heft (Der gute Gerhard.) 1849. 2. Aufl. 1869. 2. Heft (Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen aus alter Zeit (1. Zwerg Laurin. 2. Der arme Heinrich. 3. Kaiser Otto mit dem Barte.) Berlin 1849. 3. Heft (Beowulf, Wieland und die Ravennaschlacht.) 1852. 2. Aufl. 1875. 4. Heft (Sagen aus der Gesch. des deutsch. Volkes.) Ebd. 1855. 2. Aufl. 1876. 5. Heft (Sagen aus allen Gauen des Vaterl.) Ebd. 1856. 2. Aufl. 1877. — Hellenischer Heldensaal oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen der Alten. 1849. I. Bd. Berlin. II. Bd. Ebd. 1851. — 2. Aufl. 1862. — 3. Aufl. 1880. — Das Heil. Land und die angrenzenden Landschaften. In anschaulichen Schilderungen dargestellt. Merseburg, 1846. 2. Aufl. Leipz. 1856. — 3. Aufl. 1872. — Evang. Liederfreude. Auswahl geistl. Lieder. Berlin 1853. — Auswahl altchristl. Lieder vom 2. bis 15. Jahrh. Urtext mit deutscher Übersetzung. Berlin 1858. — Altchristl. Legenden und Sagen. 1864. Eisleben (christl. Verein im nördl. Deutschland). — Sechs Hauptstücke des kleinen Katechismus, frageweise und durch reichl. Sprüche der hl. Schrift ausgelegt. Magdeburg 1866. — Abriß der Kirchengeschichte für evang. Gymnasien. Berlin 1876. 2. Aufl. 1879. 3. Aufl. 1881. — Timotheus. Geistliche Ansprachen an die Schulgemeinde. 1875. Berlin. — Über die Sage vom ewigen Juden. (Sammlung wissensch. Vorträge. Berlin 1870. 1. Heft.)

Proben aus Ferd. Bäßlers Dichtungen.

1. St. Petri Tod.

[Bäßlers Legenden und Balladen. Neue Ausg. mit 12 Holzschnitten. Berlin, 1851. von Deckersche Geh. Ob. Hof-Buchdruckerei. S. 45 ff.]

Als nun erfüllet war die Zeit,
Daß, wie der Herr ihm prophezeit,[1])
Sankt Peter sollt am Kreuze sterben
Und sich die Märtyrkron' erwerben:
War ihm in langer Kerkerhaft
Erloschen die alte Heldenkraft,
Hatt' eben keine Lust, dem Leben,
Ob alt und kalt,[2]) Valet zu geben.
Indeß — das Urteil war gefällt,
Das Kreuz beim Zimmerer bestellt.
Sankt Peter harrt bis Mitternacht,
Ob eines Engels Gottesmacht,
Wie vormals in Jerusalem,[3])
Durch die verschloss'ne Pforte käm'
Und ungehemmt durch Thor und Thür
Ihn rasch in Luft und Freiheit führ'.
Doch weil er keine Hülfe spürt',
Er es auf eigne Hand probiert.
Nun weiß ich nicht, wie das geschehn,
Daß er mocht' frei von dannen gehn;
(Sankt Lukas thät es nicht berichten,
Auch mag ich nichts dazwischen dichten:)
Dem ersten Druck die Thüre wich,
Sankt Peter still von dannen schlich,
Und froh erschrocken sonder Maßen
Fand er sich plötzlich auf der Straßen
Ganz Rom lag tief im Sündentraum,
Vergönnt dem Flüchtling Zeit und Raum.
Der Mond barg schelmisch sein Gesicht
Und sprach: „Lauf! ich verrat dich nicht!"
Schon trat er durch das letzte Thor
Nun freier atmend rasch hervor,
Frei lag vor ihm das weite Feld
Vom Mondlicht wieder aufgehellt.
„Nun, Nero, zähme deine Wut!
Gott spart sein treues Apostelblut."
Sankt Peter ruft's und schreitet zu
Und steht doch festgebannt im Nu:
Ein stiller Wandrer wankt daher,
Ein Kreuz auf seinen Schultern schwer;
Die Hochgestalt erlieget fast
Des Kreuzes und der Leiden Last,
Auf wirren Locken sonder Glanz
Ein blutgetränkter Dornenkranz,
Doch auf dem bleichen Angesicht
Steht Himmelshoheit, Weltgericht.
Sankt Peter sieht's und kann nicht fort,
Schaut immer nach dem Wandrer dort:
Er ist es, gleich wie er ihn sah,
Als er aufstieg gen Golgatha!
Und jener hebt den sanften Blick,
Winkt ernst ihm nach der Stadt zurück
Und ruft in tiefem Klageton,
„O Simon Petrus, Schmerzenssohn,
Willst, dreimal schon mit Schuld beladen,[4])
Mich nochmals leugnen und verraten?

---

[1]) Vgl. Joh. 21, 18. 19. — [2]) Obgleich er schon alt war. Es war ja im Jahre 67 n. Chr. — [3]) Vgl. Apg. 12, 7. — [4]) Das dreimalige Verleugnen des Petrus in der Leidensnacht hätte nicht sollen Verrat genannt werden.

Hab' ich mühsel'ger Erdengast
Des Marterholzes Sündenlast
Nicht treu bis in den Tod getragen
Ohn' Widerstreben, sonder Klagen?
Hat dich dies Beispiel nicht gelehrt,
Daß der nur meines Heiles wert,
Der auch sein Kreuz so frei und gern
Aufnimmt und nachfolgt seinem Herrn?
O Simon Petrus, wende dich,
Nimm auf dein Kreuz und denk' an mich!" —

Das Wort verscholl, der Herr verschwand,
Petrus noch lange zur Stelle stand,
Dann, so wie vormals, wandt' er sich,[1]
Zum Thor und weinte bitterlich;
Gab in des heil'gen Geistes Kraft
Sich wieder in der Heiden Haft
Und trug getrost am andern Tag
Sein Kreuz dem lieben Meister nach.

Den Stoff für diese Legende hat Bäßler der Legenda Aurea entnommen, jener großen, im Mittelalter entstandenen und um den Ausgang des 15. Jahrhunderts viel verbreiteten Sammlung von Heiligenlegenden des Jacob a Voragine (Legenda aurea vulgo historia lombardica dicta. Recens. Dr Groesse. ed. 2. Lips. 1850. p. 374.). Es ist bekannt, daß auch Gottfried Kinkel, der jüngst in der Schweiz verstorbene deutsche Dichter, diesen Stoff zu einer sehr ansprechenden poetischen Erzählung benutzt hat. Und doch unterscheiden sich beide Dichtungen durchaus, vor allem im Tone. Kinkel erhält uns durchaus in der ernsten Stimmung. Er berichtet, wie Petrus durch die Christengemeinde befreit wird, nicht sowohl durch ihr Gebet und Engelshülfe, wie einst aus des Herodes Gefängnis, sondern durch kühne Männer, welche die Wächter berauscht machen und dann die Kerkerriegel durchfeilen, um darauf Petrus wie einen Träumenden aus dem Kerker und vor das Thor zu führen. Einsam auf der Appischen Straße begegnet ihm dann der Herr mit der Kreuzeslast. Domine quo vadis? fragt Petrus. Venio iterum crucifigi, antwortet der Meister. Kinkel führt alles in lebendigster Weise, unter Benutzung der Wissenschaft der Altertumskunde, aus und stellt uns nachher den Kontrast dar: den Jubel der Christen über Petri Befreiung und ihren noch größeren Schmerz, als der Apostel doch am Abend den Märtyrertod am Kreuze stirbt.

Aber bei alledem hat auch Bäßlers Dichtung ihre großen Vorzüge: Sie hält den gemütvollen, treuherzigen Ton der alten Legende fest, so lange es sich um eine Thorheit des Petrus handelt, und wird erst ernst, als Petrus zur Erkenntnis geführt werden muß durch das blutüberströmte Antlitz des himmlischen Kreuzträgers, daß er wieder eigenwillig gewesen und Wege gegangen ist, auf welchen ihn sein Herr nicht zu wandeln geheißen oder nur ihm gestattet hatte.

Und noch eins: Bäßler kommt es offenbar darauf an, nichts hinzuzudichten, sondern zu versuchen, was sich mit dem von Alters her über-

[1] Vgl. Matth. 26, 75.

lieferten Stoffe anfangen lasse. Und da muß man sagen, ist der Gedanke, daß Petrus die Befreiung „auf eigne Hand probiert" charakteristisch genug, wenn auch nicht so wirksam, als die freier Dichtung Kinkels entsprungenen Momente der durch List und Gewalt der Christen erlangten Befreiung. Es sind in Petrus zwei Naturen: der leidensscheue, schwache, eigenwillige und dabei verzagte alte Simon, und der mutige und demütige, glaubensfeste und leidensfrohe Petrus oder Felsenmann. Und meist lösen sie sich rasch ab. (Vgl. Matth. 16, 18. — V. 22. — Joh. 13, 7. — V. 9. — Mark. 14, 29. — V. 66—72.)

---

2. St. Peter und die Hühner zu Mecheln.

[Bäßlers Gedichte. Gotha, 1881. Andr. Fr. Perthes. S. 114 ff.]

Es war zur hochbelobten Zeit,
Als noch der Herr der Christenheit
Der armen Kreatur zulieb'
Sein göttlich Werk auf Erden trieb
Und trug sein Evangelium
Still in der weiten Welt herum:
Da kam der werte Gottesmann
Einst vor der Stadt zu Mecheln an.
Gar reisemüd' und hungrig war
Der heil'gen zwölf Apostel Schar,
War schon drei Meilen Wegs gegangen,
Drum ging ihr leibliches Verlangen
Nach einer Herberg' schatt'gem Dach,
Nach gutem Imbiß und Gemach.
Schier mächtiger war dies Begehren,
Als nach des Meisters hohen Lehren,
Hatten auch schon seit einer Stunde
Kein' andre Frage mehr im Munde
Als die — mit einem Seufzer schwer —
Wie weit es noch nach Mecheln wär'.

Der Meister sprach mit milden Lächeln:
„Ihr Kindlein, hütet euch vor Mecheln!
Die Leute hier thun gar zu fromm,
Und wenn ich nun gen Mecheln komm',
Sie thun mir so viel Ehren an,
Als ich schier nicht vertragen kann.
Drum laß uns lieber hier verbleiben,
In freier Luft die Wirtschaft treiben.
Seht, wie der Sommerhimmel blauet,
Kein schönrer Saal ist dort erbauet;
Und seht der Sonne goldig Licht:
Dort brennen hellre Kerzen nicht.
Man breitet dort nicht schönre Decken,
Die müden Glieder hinzustrecken,
Als hier der rasengrüne Plan
Aus freiem Willen schon gethan.
Der Quell kredenzt den kühlen Trunk,
Dem Durstigen ist er genung,
Ich selbst bin euch des Lebens Brot,
Und thut euch gröbre Speise not,
So mag Sankt Peter fürbaß laufen,
Dergleichen in der Stadt zu kaufen."

Da macht sich Petrus eilend auf,
Erreicht das Thor nach kurzem Lauf,
Geht forschend durch die Straßen fort,

Bis daß er kam an einen Ort,
Da ihm ein Brodem würzevoll
Aus einer Küch' entgegenquoll
„Ein goldner Spruch" — Sankt Petrus sprach —:
„Geh immer nur der Nase nach!"
Er trat hinein, das Haupt gebückt,
'ne frische Dirn' er dort erblickt,
Die weißbeschürzt am Herde stand,
Und auf dem Herd ein Feuer brannt'.
Ein Dreifuß hob sich aus der Glut,
Drauf eine mächt'ge Pfanne ruht,
Und auf der Pfanne — welch ein Nest!
Sechs Hühnlein brieten auf das best'.
Von Fett beglänzt und halb gebräunt:
Nie sah man Schöneres vereint!
Sankt Petern lacht das Herz im Leib,
Er sprach: „Gott grüß dich, frommes Weib!
Er hat dir, wie ich wohl vermerkt',
Gelingen lan[1]) ein gutes Werk;
Kannst dir damit — willst du mir trau'n —
'ne Stufe in den Himmel bau'n."[2])

Das Weib sah ihn verwundert an:
„Ei sag, wie wäre das gethan?"
Und er: „Hast du noch nicht vernommen,
Daß Jesus Christ ins Land gekommen?
Er steht schon draußen vor dem Thor
Und mit ihm der Apostel Chor.
Und weil ihm jetzt ein Imbiß not,
Hat er begehrt ein Bröcklein Brot,
Du aber kannst mit bessern Gaben
Den Herrn und seine Diener laben."

Das Weiblein sprach: „Daß Gott erbarm'!
Warum bleibt unser Herr so arm?
Nimmt Gaben von den Menschen an,
Die alles erst von ihm empfahn?"
Ein Thränlein ihr im Auge stand.
Sie hob die Hühnlein aus dem Brand,
Gab Petern alles gut und gern
Und bat nur, bei dem Himmelsherrn
Ein gut Wort für sie einzulegen.
Sankt Peter gab ihr seinen Segen
Und ging, mit Brot sich zu beraten,
Stracks in den nächsten Bäckerladen.
Worauf, ein hochzufriedner Mann,
Er schleunig trat den Rückweg an.

Doch vor dem Thor: „Du liebe Zeit" —
Seufzt er — „Der Weg ist gar so weit!
Ei, warum dürft' ich nicht im Magen
Mein'n Anteil statt im Beutel tragen?"
Die Hand er in den Beutel schob,
Ein Hühnchen sich zutage hob.
Schnitt ihm geschickt 'ne Keule aus
Und hielt im Wandern seinen Schmaus.
Doch merkt er bei dem letzten Biß,
Der Hunger noch nicht von ihm ließ.
Drum wie dem ersten Huhn geschehn,
Mußt' es dem zweiten auch ergehn.
Beim dritten dacht er: „'s ist doch besser,

---

[1]) = lassen. — [2]) Die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke entspricht dem Boden, auf dem die Legenden erwachsen sind.

Nimmst auch die andern unters Messer,
So stimmen alle überein
Und jedes Huhn zinst dir ein Bein."[1]
Nach guter Weile kam er dar
Zum Lager der Apostelschar,
Entleert den Beutel seiner Bürde
Und legt sie dar dem heil'gen Wirte.
Der Meister, wie er immer thät,
Gen Himmel sprach das Tischgebet.
Er brach das Brot, verteilt die Speise,
Die Jünger lagern sich im Kreise;
Sankt Petern aber winkt er leise:
„Freund, sagt mir, wie ist das gekommen,
Daß jedem Huhn ein Bein benommen?" —
„Herr, ward Euch das noch nicht bekannt?
Die Hühner alle hierzuland',
Die haben alle nur ein Bein;
's mag von der Schöpfung her so sein."
Der Meister schwieg darauf, indessen
Die Jünger hatten aufgegessen.
Mit frischem Mut und neuer Kraft
Ging's wieder auf die Wanderschaft.
Der Pfad führt längs der Stadt vorbei
Nach einer hübschen Meierei.
Gar stattlich aus der Gärten Grün
Der Giebel blank herüber schien.
Das andre hinter Busch und Hecken
Thät sich den Blicken noch verstecken.
Doch kündet schon der stolze Hahn
Laut krähend seinen Haushalt an.
Sankt Petern schoß das Blut zu Kopf:
„Was fängst du nun an, armer Tropf?"
Verlegen blinzelt er zur Seite,
Blickt wieder seufzend in die Weite,
Er wünscht sich taub, er wünscht sich lahm,
Derweil man immer näher kam.
Jetzt standen sie schon dicht davor
Und leider — offen stand das Thor.
Herr Jesus blieb ein weilchen stehn,
Den Wirtschaftshof sich anzusehn.
Die Hühner standen da und dort
Geruhig all' an ihrem Ort,
Das eine Bein emporgezückt,
Den Kopf halb unterm Flügel, blickt
Jewedes da den fremden Mann
Treuherzig, neubegierig an.
Doch keines weicht von seiner Stätt',
Als ob es gar e i n Bein nur hätt',
Da steht der Jünger keck und frei,
Der Zufall hilft der Schelmerei:[2]
„Nun Herr, wie sagt ich? schauet her."
Und aber[3] schweigt der Herr dazu,
Nimmt aus des Mantels Schoß in Ruh'
Drei Bröslein Brot, aus hohler Hand
Streut er sie lockend in den Sand;
Und ruft: „Putt, Putt, komm Puttchen hie!"
Und wie entzaubert laufen sie
Wetteifernd, wer das erste wär',
In hellen Haufen zu ihm her.
Frau Kratzefuß und Gackermund,
Frau Eierhold und Krausenbunt
Und selbst der stolze Göckelhahn,
Die wollen all' ihr Teil empfahn.
Das war ein Laufen, Drängen, Rennen:

---

[1]) Gibt an dich ein Bein als Zins oder Botenlohn ab. — [2]) Der Zufall scheint die lügenhafte Ausrede des Petrus bestätigen zu wollen. — [3]) = wiederum.

Hätt' manchen Christen beschämen können,
Wie dort das unvernünft'ge Tier
Nachfolgt' mit eilender Begier
Dem Ruf des Herrn: „Kommt her zu mir!"

Hierauf der Heiland kehrt sich um,
Sankt Peter stand beschämt und stumm.
„Nun Simon, hast du nachgezählt
Ob einem Huhn ein Beinchen fehlt?"
Doch ernster schaut er drauf ihn an:
„In künft'ger Zeit wird dich ein Hahn
Aus einer schwerern Lüge wecken;
Dann wirst du vor dir selbst erschrecken,
Mit Treu' zur Wahrheit dich bekehren
Und Wahrheit deine Brüder lehren,
Doch sintemal der argen Welt
Das schlimme Beispiel baß gefällt,
Wird sie auch nimmerhin vergessen,
Wes Dinges du dich heut' vermessen,
Die Habegier mit ihren Tücken
Wird, um die Gläub'gen zu berücken,
Sich hinter deinen Namen drücken.
Durch Schaden wird nach langem Trug
Zuletzt die fromme Einfalt klug
Und lernt, um sicherer zu gehn,
Sankt Petern auf die Finger sehn."

Das ist ein echtes Beispiel der treuherzig-launigen Legenden, wie sie über den sonst so hochgestellten und hochgeehrten St. Petrus im Munde des Volkes im Schwange gehen und vor allem auch von Hans Sachs in so harmlos-scherzhafter Weise erzählt worden sind. Daß dieser Legende auch das Salz des heiligen Ernstes nicht fehlt, welches diese geistigen Speisen noch schmackhafter und heilsamer macht, als das attische Salz, darf uns bei einem Dichter, wie Bäßler, nicht Wunder nehmen. Diese Wendung der Legende auf Petri Verleugnung und Bekehrung ist jenes ernste Salz, welches übrigens bei keiner Legende fehlen sollte, damit der Kindessinn, der von den Legenden ganz besonders angesprochen wird, nicht gleichzeitig sittlich verwirrt werde. Als Grundgedanken aber möchte man hier am liebsten den Satz aufstellen: Lügen haben kurze Beine.

---

3. St. Felix von Nola.

[Bäßlers Gedichte. Gotha, 1881. Andr. Fr. Perthes S. 78 ff.]

„Flieh, Felix!" sprach der Geist des Herrn. „Entweiche Nolas Gassen![1])
Es stellen deiner Seele nach, die meinen Namen hassen."
Er macht sich auf und wandert fort tief in die öden Berge;
Dort eine alte Gräberstatt wählt er sich zur Herberge.
Umsonst! der Feinde Späherblick folgt ihm bis zu den Toten:
Zur Jagd des edlen Wildes wird ein reis'ger Troß entboten.
Mit Waffen ist das Thal umstellt, bis in die tiefste Grotte

---

[1]) Nola war eine Stadt in Kampanien. Felix von Nolas Kalendertag ist d. 14. Jan.

Das liebe Leben flüchtend ruft der Christ zu seinem Gotte:
„Herr, gerne möcht' ich länger noch in deinem Dienste wallen.
Hilf mir, laß mich nicht in die Hand der grimmen Heiden fallen.“
Und wie er so gebetet hat, erdröhnt ein Donner draußen:
Ein Sturz und Fall, daß alles bebt. Er hört's mit frommem Grausen.
Zusammenbrach, von Alter morsch, Portal und Säulenhalle.
Vor des Gemaches Thüre häuft Getrümmer sich zum Walle.
Die Thüre ward zum schmalen Spalt; wird den der Feind gewahren?
Getrost! Gott hat der Mittel mehr, der Heil'gen Blut zu sparen.
Schau, eine Spinne kreucht hervor. Ihr Häuslein ward zertrümmert,
Ein andres an gewähltem Ort beginnt sie unbekümmert.
Sie zieht die Fäden auf und ab, läuft hurtig in die Runde,
Sie hat das große Werk gethan in einer kurzen Stunde.
Da schwebt das Rad!*) mit seidnem Flor sperrt es den Spalt der Mauer.
Und mitten drin die Eignerin sitzt ruhig auf der Lauer.
Und wie sie lauscht, da sind sie schon, durchforschen alle Örter:
Ein Spinngewebe scheidet nur das Opfer und die Mörder.
Ihr wilder Führer eilt voraus mit spürender Gebärde.
Verwundert steht er wieder still und senkt das Schwert zur Erde:
„Seht diesen unberührten Staub! kein Fuß hat ihn beschritten!
Seht dieses Netz! wer käm' hindurch und müßt es nicht zerrütten?
„Hier ist er nicht! in eitlem Thun ward Zeit und Müh' verschwendet!
Die Rosse her!“ -- Sie ziehn dahin verdrossen und verblendet.
Dem Herrn ist es ein Leichtes gar, mit viel, mit wenig helfen;
Ein Spinnlein wirkt durch seine Hand mehr, als die Kraft von Zwölfen.
Ein' feste Burg ist unser Gott! und wen Er will beschirmen,
Dem wird ein dünnes Spinngeweb' zur Mauer, Wall und Türmen.

Diese Legende ist in ihrem frischen, balladenmäßigen Tone von den bisher besprochenen wesentlich verschieden. Als Grundgedanken kann man mit Bäßler (Altchristl. Legenden und Sagen. 1864. S. 192.) sowohl das Wort der Schrift: „Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen“ (1. Sam. 14, 6.), als auch das andere bezeichnen: „Wen Gott schirmt, dem muß ein Spinnengewebe zur Mauer werden; von wem er aber die Hand abzieht, dem werden die Mauern zu Spinnengeweben.“ „Felix von Nola war (vgl. Löhes Martyrologium. 1868. S. 32.) Presbyter. Sein Vater, Hermias, ein Syrer im Heere des Kaisers, hatte sich am Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts zu Nola niedergelassen, wo ihm Felix geboren wurde. Dieser gab nach des Vaters Tode seine Güter den Armen, wurde Lektor, Exorcist, Presbyter. Ein untadeliger Mann und Diener Christi, in dessen Leben sich die Wunderhilfe Gottes oftmals herrlich erwies: In der Verfolgung floh der betagte Bischof Maximus. Felix nahm stellvertretend seine Arbeit und seine Leiden auf sich. Ein Engel

*) Die kreisrunde Form des Netzes ist so genannt.

führte ihn aus Banden und Gefängnis an den Ort, wo sein ehrwürdiger Bischof vor Hunger und Kälte sprach- und bewußtlos wie in den letzten Zügen lag. Felix fand betend am Dornenstrauch eine Traube (!), deren Beeren den schwachen Bischof stärkten, so daß ihn Felix auf seinen Schultern in das bischöfliche Haus zurückbringen konnte. Die Heiden suchten und fanden Felix, erkannten ihn aber nicht, so daß er in die Lücke einer verfallenen Mauer sich bergen konnte: eine Spinne spann ein dicht Gewebe über die Lücke." — Er lehnte nach des Bischofs Tode die Bischofswürde ab, blieb Presbyter und lebte vom Ertrage eines Ackers, den er selbst bebaute, demütig und arm. Er † 256 oder 266 nach Christo. Quelle für alle diese Mitteilungen ist Bischof Paulinus von Nola (seit 409 Bischof), bezw. die Legenda aurea t. c. p. 102.

---

4. Landgraf Ludwig und der Löwe.

[Bäßlers Gedichte. Gotha, 1881. Andr. Fr. Perthes. S. 105 ff.]

Horch, welch ein Angst- und Weheruf
Dringt aus der Wartburg Hofe?
Was ist, das solchen Schrecken schuf
Dem Knechte wie der Zofe?

Sahn sie den Feind im blanken Stahl
Den Mauerkranz ersteigen?
Fegt durch den goldnen Rittersaal
Der Flamme wilder Reigen?

Der Löw' ist los! Dort kommt er her
In klafterweiten Sätzen,
Und vor ihm, ein geschlagenes Heer,
Fleucht alles voll Entsetzen.

Die Amme läßt das Kind im Stich,
Die Kuhmagd den Pantoffel,
Und auf den Holzstoß retten sich
Mit Not noch Kunz und Toffel.

Wohl auf der Treppenbrüstung zückt
Der Knappe kühn den Degen:
Läg' er nur ruhig hingeduckt,
Er würde ihn erlegen.

Die Wärter rüsten Strick und Band,
Die Bestie zu fahen:
Wär' sie nur nicht so zornentbrannt!
Doch wer kann jetzt ihr nahen?

Da tritt der Landgraf still hervor,
Er will zur Messe gehen;
Der wüste Lärmen kränkt sein Ohr:
„Was giebt's? was ist geschehen?"

Und plötzlich steht das Ungetüm
Mit hochgesträubter Mähne,
Mit glühnden Augen hart vor ihm
Und weiset ihm die Zähne.

Kein Schwert am Gürtel, keinen Dolch,
Nur das Brevier in Händen —
Was kann er thun, den bösen Strolch
Des Weges heimzusenden?

Gelassen bleibt er vor ihm stehn,
Faßt ihn mit scharfem Blicke:
„Du Gauch, willst du zu Hofe gehn,
So lern erst, was sich schicke!"

Und donnernd herrscht er jetzt ihn an
Mit ausgestrecktem Finger:
„Mach kehrt, du König Grobian,
Zurück in deinen Zwinger!"

Dem Leuen schlägt das Herrenwort
Wie Blitzschlag in die Glieder;
Sein alter Wüstenmut ist fort,
Duckt wie ein Hund sich nieder.

Das Haupt gebückt den Rücken
krumm,
Als lägen auf ihm Lasten,
Den Schweif nachschleppend, kehrt er um
Und kriecht in seinen Kasten.

---

5. Editha.

[Bäßlers Gedichte. Gotha, 1881. Andr. Fr. Perthes. S. 95.]

Es war wohl in der halben Nacht,
Da alles lag und schlief;
Editha aus dem Schlaf erwacht',
Nach ihrer Zofe rief:

„Steh auf, steh auf, du gute Magd
Und öffne schnell die Thür!
Horch, wie es draußen stöhnt und klagt;
Das will herein zu mir.“

„Frau Königin, ach laßt es sein!
Ich fürchte mich zu sehr.
Bei Nacht ich ließe keinen ein,
Ich wüßte denn, wer's wär'.“

„Du thöricht Kind, was ficht dich an?
Hat der nicht große Not,
Wer sich nicht mehr gedulden kann
Bis an das Morgenrot?“

Aufsprang die gute Magd in Hast,
Die Leucht' in ihrer Hand:
Gar einen wunderseltnen Gast
Sie vor der Schwelle fand.

Und eine Hinde, leicht und schlank,
Schritt vor die Königin,
Auf ihre Knie flehend sank
Sie an dem Bette hin.

Das edle feingeformte Haupt
An ihren Schoß gelehnt,
Blickt sie empor so trostberaubt.
Ihr großes Auge thränt.

Edithen ward die Wimper naß:
„Du stumme Kreatur!
Wer dich verstünd' und sagte, was
Für Leid dir widerfuhr!“

Die Hirschkuh langsam ging hindann;
Die fromme Fürstin sprach:
„Wohlauf! der rasche Jägersmann
Geh ihrer Fährte nach!“

Zur Stund' der rasche Jäger zieht
Im hellen Mondenschein
Durch Busch und Rohr, durch Moor
und Ried
Der Flücht'gen hinterdrein.

Und wie er in den Tann sich drängt,
Hat er ihr Leid entdeckt:
Gar kläglich in der Schlinge hängt
Ihr Kälbchen, weißgefleckt.

Die Mutter ängstlich es umkreist
Mit zärtlichem Gekos',
Doch wie am Band sie zuckt und reißt,
Sie bringt es nimmer los.

„Nun soll es dir gesegnet sein“ —
Der Jäger zu ihr sagt —
„Daß du der heil'gen Herrin mein
Hast deine Not geklagt.“

Da löst mit seinem Fänger gut
Die Fessel er geschwind:
Ins Weite eilen wohlgemut
Die Hindin und ihr Kind.

Und eh' verglomm das Morgenrot,
Er vor Edithen stand.
Fürwahr ein gutes Botenbrot
Ward ihm von ihrer Hand:

„Reicht ihm die goldne Spange her,
Er hat es wohlbestellt;
Eine beglückte Mutter mehr,
Giebt heut' es in der Welt.“

6. Magdalena Luther.

[Bäßlers Legenden und Balladen. Neue Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Berlin, 1851. Deckersche Geh. Ob. Hof-Buchdruckerei S. 101 ff. — Gedachte. Gotha, 1881. S. 31 ff.]

1. Das war die siebte bange Nacht,
Kath'rina *) hat sie all' durchgewacht
An ihrer Tochter Bette.
Sie hat in Thränen und Gebet
Mit Gott gerungen und gefleht,
Daß aus der Not
Und hartem Tod
Das teure Kind er rette.

2. Die Nacht entwich, und wie der Schein
Des frühen Tags in's Kämmerlein
Mit klaren Augen blickte:
Da überschlich sie sanft und sacht
Des ersten Schlafs wohlthät'ge Macht;
Gar hold und licht
Ein Traumgesicht
Die dürst'ge Seel' erquickte.

3. Ihr däucht: sie sähe Magdalen'
Vom Lager frisch und froh erstehn
Und sittig sich bereiten,
Nimmt aus dem Schrein das Festgewand,
Schmückt sich mit vielgeschäft'ger Hand,
Und sieht sich dann
Still lächelnd an,
Weiß selbst es nicht zu deuten.

4. Und zwei Gesellen jung und hold,
Die Stirn umweht von lock'gem Gold,
Sind flink hereingeschritten.
Die Jungfrau staunt dem edlen Paar **)
Und glüht wie eine Rose gar,
Doch jene zwei
Begrüßen frei
Wie Brüder sie in Sitten.

5. Ein Ringlein zieht der ein' herfür,
Schiebt's heimlich an den Finger ihr;
Sie zuckt die Hand nur leise.
Ein Myrtenreis der andre hebt
Und in ihr blondes Haar verwebt.
Zur Braut geschmückt
Steht still beglückt
Das holde Kind im Kreise.

6. Und fernher tönt der Reigen schon
So wunderhaft, so süßer Ton,
Als wär's nicht von der Erden.
Die Jungfrau neigt zur Mutter sich,
Küßt sie noch einmal inniglich;
Wie sie sich hebt,
Ist sie entschwebt,
Inmitten der Gefährten.

7. Darob erwacht Frau Lutherin,
Genesen fühlt sie Herz und Sinn
Von hoffnungslosem Wehe;
Und leise öffnet sich die Thür,
Philipp Melanchthon tritt zu ihr,
Fragt treulich nach,
Wie diesen Tag
Es um die Kranke stehe.

8. Sie sagt dem Freund mit Freuden an,
Was ihr im Traum ward kundgethan

---

*) Katharina Luther, geb. von Bora, des Reformators Ehefrau. Sonst heißt sie gewöhnlich Käthe. Luther nennt sie in Briefen auch scherzweise: Herr Käthe! — **) = Vor dem und wegen des edlen Paares (Dat. comm.).

In dieser jüngsten Stunde.
„Sagt, ist dies nicht ein liebes Pfand,
Vom ew'gen Tröster zugesandt,
Daß aus dem Leid
Zu hoher Freud'
Das Mägdlein bald gesunde?"

9. Melanchthon hört's mit stillem Graun.
Er teilt, die Kranke selbst zu schaun,
Des Vorhangs dichte Falten.
Da liegt ein bleiches Heil'genbild —
Mit Thränen sich sein Auge füllt,
Er drückt den Schmerz
Zurück in's Herz
Die Wankende zu halten.

10. „O Weib, was du im Geist gesehn,
Ist über dein Verstehn geschehn;
Ertrage fromm die Kunde:
Der Bräutigam, den sie erkor,
Rief liebend sie zu sich empor.
Sie folgte gern
Dem lieben Herrn!
Gieb du dein Ja zum Bunde."

Die Quelle für diese ergreifende Erzählung sind Luthers Tischreden (vergl. Erlanger Ausgabe. Bd. 61. S. 426), in denen es heißt: „Als Magdalena, D. M. Luthers Tochter, Anno 1542 gestorben war, da hatte Doktor Martin Luthers Frau die Nacht zuvor einen Traum gehabt, daß sie gedaucht hatte, daß zween schöne, junge, wohlgeschmückte Gesellen kommen wären und hätten ihre Tochter wöllen zur Hochzeit führen. Als nu Philippus Melanchthon des Morgens kömpt ins Kloster und sie fragete: was ihre Tochter machete? da hat sie ihm den Traum erzählet. Aber er war darüber erschrocken, und zu anderen gesaget: Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen, und diese Jungfrau in das Himmelreich in die rechte Hochzeit führen. Und an demselben Tag war sie auch gestorben."

Magdalena starb „ein wenig nach neun Horen (Uhr) am Mittwoch des 17. Sonntags nach Trinitatis Anno 1542." (Tischreden. Bd. 61. S. 423.)

Auf die wenigen Punkte, in denen der Dichter diesmal über die Quelle hinausgehen mußte, ist bereits hingewiesen. So wird die Darstellung noch wirkungsvoller, als nach dem historischen Berichte. Über den Tod der Magdalena vergleiche man auch Julius Sturms herrliche, sich an die Berichte in den Tischreden eng anschließende Dichtung: Luther am Sarge seines Lenchens. (Vgl. Leimbach, Ausgew. deutsche Dicht. IV., 2. Aufl. S. 337).

---

7. Die Skieläufer.

[Bäßlers Legenden und Balladen. Neue Ausgabe. Mit 12 Holzschnitten. Berlin, 1851. Deckersche Geh. Ob. Hof=Buchdruckerei. S. 109 ff. — Bäßlers Gedichte. S. 40.]

„Wer klopft so eilig und mit Macht
An meine Thür in später Nacht?
's mag ein verirrter Wandrer sein!
Du ärmster Mann, tritt hurtig ein!"

Er legt die Arbeit schnell zur Seiten,
Ergreift den Kieferspan mit Hast
Und eilt, in's niedre Haus zu leiten
Mit frohem Gruß den fremden Gast.

Der Riegel knarrt, er tritt hinaus,—
Er steht gelähmt vom nächt'gen Graus,
Die Leuchte seiner Hand entfällt:
Er sah vom Feind das Haus umstellt.
Schnell greifen ihn vier kräft'ge Arme
Und zieh'n ihn von der Schwelle fort;
Und einer aus dem wilden Schwarme
Giebt ihm das unwillkomm'ne Wort:

„Du führst uns den verborg'nen Pfad
Hoch über den Kiölengrat[1])
Zur nächsten Stadt in Norreland;
Denn wider sie ist unsre Hand."
Doch er mit männlichem Erröten:
„Unmögliches verlanget ihr!
Wann hielt's ein Normann mit den Schweden?
Ihr kamt nicht vor die rechte Thür."

Und sie mit wilder Ungeduld:
„Ob ungern, oder ob mit Huld —
Das gilt uns gleich! Du hast die Wahl
Nur zwischen Gold und hartem Stahl.
Ein nächt'ger Gang von wenig Meilen
Befreit dich schnell aus aller Not:
Bleibst du, so stirb! und mit dir teilen
Dein Weib und Kind den Rachetod."

Zusammenbrach der kräft'ge Mann,
Der Schweiß von seiner Stirne rann;
Zwiespältig ringt in ihm der Geist,
Bis sich empor der Normann reißt
Und spricht das Wort voll Grimm und Schmerzen:
„Ihr Jünglinge, vergelt' euch Gott,
Daß ihr mit eines Mannes Herzen
Treibt solch unmenschlich' Spiel' und Spott.

Wohlan! nicht um den eig'nen Leib,
Nur um die Kindlein und mein Weib
Füg' ich mich eurem harten Zwang:
Den Sündenlohn ich nicht verlang'."

Er wendet sich in's Haus und bindet
Die Schneeschuh[2]) an den Knöcheln fest,
Ergreift den hohen Stab und zündet
Die Leuchte an dem Kohlenrest.

Noch einmal fällt sein trüber Blick
Auf seine Teueren zurück:
Sie schlummern ohne Sorg' und Harm
So selig, wie in Gottes Arm;
Und leise spricht er seinen Segen;
Dann tritt er vor den Kriegerzug,
Er schreitet aus und rasch entgegen
Dem Hochgebirge geht's im Flug.

Da saust der Skie, da stäubt der Schnee,
Aus braunen Nebeln schwankt die Höh'!
Vorüber fliegt im Geisterreih'n
Der Wassersturz, der Fels, der Hain.
Im Schwung und Sprung auf glatten Sohlen
Durchbraust der Hauf' die Winterflur,
Es keucht der Sturm, ihn einzuholen,
Und tilgt die flücht'ge Menschenspur.

So durch der Schluchten Doppelnacht
Zur Höh', wo die Lawine kracht,
Und ob des Gießbachs schwanken Steg
Führt er sie den verborg'nen Weg.
Dem matten Scheine der Laterne
Folgt keck der rasche Kriegerhauf',
Und endlich hebt sich in der Ferne
Die schwerbedrohte Stadt herauf.

Dort liegt sie,—einsam Turm und Thor,
Kein Lichtlein schimmert daraus hervor,
Und wie die Wolke trüb und schwer
Liegt Mitternachtsschlaf drüber her.—
Er sieht's mit Gram; hört die Bedränger
Jetzt kühner stürmen durch das Feld;
Merkt, wie der Feind sich immer enger
An seine flücht'gen Fersen hält.

---

[1]) Kjöl oder Kiöl heißt eigentlich Kiel, mit Grat ist der schmale Rücken des Kjölengebirgs gemeint (also eigentlich ein Pleonasmus!). — [2]) Skie heißt der lange hölzerne Schlittschuh, vermittelst dessen man in Schweden und Norwegen über den gefrorenen Schnee läuft.

Er schaut hinüber, schaut zurück,
Und alles flirrt vor seinem Blick;
Es ruft aus jedem Busch und Rohr:
„Normann, halt ein! was hast du vor?“
Da muß er vor sich selbst erbeben,
Er seufzet, bis zum Tode matt:
„O Herr, nimm hin mein schuldig Leben,
Errette nur die gute Stadt!“

Ihm ist, als hab' es Gott bejaht,[1]
Und kühn erwächst ihm Will' und Rat.—
Dort läuft den steilen Bergeshang
Ein hoher Tannenwald entlang.

Ein Pfad lockt in die Waldeshalle,
Der dichtumschattet abwärts führt,
Und unversehns in jähem Falle
Im tiefsten Abgrund sich verliert.

Den schlägt er ein; die Hand auf's Herz,
Das feste Auge himmelwärts,
Fliegt er des Wegs zur Felsenwand
Und stürzt sich von des Abgrunds Rand.

Noch flammt die Leuchte im Gesträuche,
Die Schweden folgen ihrem Schein:
Und drunten deckt des Normanns Leiche
Der Feinde zuckendes Gebein.

---

8. Vier Schwestern.

[Bäßlers Gedichte. Gotha, 1881. Andr. Fr. Perthes. S. 76 ff.]

Vier Jungfrauen spielten auf blumigem Plan,
Sie sahen beim Scheiden voll Liebe sich an:

„Wie war es doch heute so lieblich und schön!
Wir müssen uns bald hinwiederum sehn.“

Und schlossen die vier einen fröhlichen Bund,
Gelobten sich Treue mit Hand und mit Mund:

„Nun Schwesterlein Feuer, du glänzende, sprich:
Wo bist du zuhause, wo treffen wir dich?“

„Wenn ihr schlagt mit dem Stahl an das steinerne Thor,
Das hör ich mit Freuden, spring' lustig hervor.“

„Lieb Schwesterlein Luft, du gelindige, sprich:
Wo bist du zuhause, wo treffen wir dich?“

„Wo die Blätter sich regen und rauschen im Wald,
Da bin ich zugegen, ihr spüret mich bald.“

„Lieb Schwesterlein Wasser, du hurtige, sprich:
Wo bist du zuhause? wo treffen wir dich?

---

[1]) Der aus Liebe zu Weib und Kind zum Verräter an seinem Vaterlande werden wollte, kommt zur Besinnung und vermeint Gottes Zustimmung in seinem Innern zu vernehmen zu dem Plan, welcher erst unterwegs, hart an dem Ziele in ihm aufgestiegen ist. So büßt und tilgt er gewissermaßen sterbend die Schuld des Verrats am Vaterlande und wird sterbend zugleich der Retter des letzteren, indem er in seinen Tod aller Schweden, aller Feinde Leben mit hineinzieht und mit vernichtet.

„Wo Binsen erwachsen, da grabet nur nach:
Im kühligen Grund ist mein Ruhegemach.“

„Lieb Schwesterlein Wahrheit, du herzige, sprich:
Wo bist du zuhause? wo treffen wir dich?“

„Ich hab’ auf der Erde kein heimisches Dach,
Und niemand gewährt mir ein gastlich Gemach.“

„Und wollt ihr mich suchen, giebt keiner Gewähr,
Daß da oder dorten zu finden ich wär’.“

Da schlossen die drei in umkreisenden Reih’n
Mit kosendem Liede die Traurige ein:

„Und wenn in der Welt keine Hausung du hast,
So bist du bei uns ein willkommener Gast.

„Wir haben zu thun und zu schaffen so viel,
Du hilfst uns am Werke, du liebes Gespiel.

„So brich mit dem Feuer durch Stahl und durch Stein,
So dräng mit dem Lüftchen dich überall ein,

So tränke mit Wasser des Lebens das Feld,
Du mächtigste, lieblichste Fee in der Welt.“

Die Quelle dieser Dichtung ist Hans Sachsens:

Die Wahrheit.

[Hans Sachs, Sehr Herrliche, Schöne und warhaffte Gedicht. Nürnberg 1658. Bl. 355. — Des Knaben Wunderhorn. 1857. I. S. 5.]

Vier Jungfräulein von hohem Stamm die waren bei einander:
Ignis Feuer die erst mit Nam, Aqua Wasser die ander.

Aer die Luft so hieß die dritt, dann Veritas die Wahrheit,
Die stand da in des Gartens Mitt und leuchtete in Klarheit.

„Ich sehne mich gar oft nach euch“ sprach sie mit klugen Sinnen.
„Drum saget mir, eh ich entfleug, wo soll ich euch stets finden?“

Das Feuer sprach: „Schlag an ein Stein mit guten Schwertes Spitzen,
So werd ich schnelle bei dir sein und freudig Funken spritzen.“

Das Wasser sprach: „Wo Binsen stehn, da sollst du nach mir graben,
Du wirst mich bei der Wurzel sehn, da will ich dich erlaben.“

Die Luft sprach: „Wenn an einem Baum die Blättlein gehn und nicken,
Da bin ich auch in selbem Raum und will dich bald erquicken.“

All drei sie sprachen wonnsamlich: „Du edele Wahrheite,
Wo sollen wir denn finden dich?“ Die Wahrheit sprach: „Im Leide.

O ihr Schwestern, Mord über Mord! Kein eigen Haus mir bleibet,
Man findet mich nicht hier nicht dort, ein jeder mich vertreibet.

Ich pocht auch bei Gelehrten an, weil ehrlich*) ist ihr Wandel,
Doch ist ihr Werk ein Lug und Wahn und spärlich nach dem Handel.

*) ehrlich = in Ehren stehend, hochangesehen.

Sie fingen mich und banden mich, begossen mich mit Dinten
In mein schneeweißes Angesicht, ich mußte schier erblinden.

Mit Büchern schlugen sie mich dumm und kratzten mich und krallten
Und zogen mich beim Haar herum, zur Thür hinaus mich brallten."

Sie wollte klagen noch viel mehr, ein Thürlein thät erklingen,
Ein Kritikus kam ganz grad daher, davon that sie sich schwingen.

Ein Blick auf diese beiden Dichtungen zeigt den großen Unterschied und den großen Vorzug der Bäßlerschen Nach- und Umdichtung vor der Sachsischen Form. Wie das Werk des Handwerkers von dem des Künstlers sich unterscheidet, so diese von jener Dichtung. Der Schluß bei Bäßler ist überdies viel allgemeiner, bei Sachs viel spezieller und satirisch angehaucht, als gälte es nur, den Kritikern und Skribenten eins anzuhängen. Zum Glücke wird hier die Klage durch die Zwischenkunft des Kritikers abgekürzt, vor dem die furchtsame Wahrheit schleunigst davoneilt.

Otto Banck.

(Vgl. *Kurz, Gesch. der deutschen Litt. IV. S. 311.)

Am 17. März 1824 wurde Otto Alexander Banck in Magdeburg geboren. Wohlhabende Eltern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung und entsandten im Jahre 1842 den Sohn auf die Universität, wo er sich dem Studium der Geschichte, der Philosophie und später dem der Kunstästhetik und Kultur- bezw. Litteraturgeschichte widmete. Mit seinem älteren Bruder Karl Banck, einem hervorragenden Liederkomponisten, unternahm er nach Beendigung seiner Studien 1885 eine Reise nach Italien, die ihn anderthalb Jahre im Lande der Sehnsucht zurückhielt. Gar manche spätere Reisen nach Italien sollten folgen. Er bereiste dies Land, nicht nur um Studien in der Malerei, besonders in der älteren Malerei, zu machen, sondern auch, um Natur und Kunst überhaupt, Volk und Sitte kennen zu lernen. Nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Dresden nieder, widmete sich der Kritik über Kunst, Litteratur und Theater und schrieb regelmäßige Beiträge für das „Dresdener Tageblatt." In dieser Stellung erwarb er sich, zumal Dresdens Theater in jener Zeit seine Glanzepoche hatte, während eines zehnjährigen Aufenthaltes einen sehr geachteten Namen als dramaturgischen Schriftstellers. Von 1859 an wohnte Banck in München, von wo aus er verschiedene Reisen in Deutschland und nach Italien sowie besonders nach den gesamten Alpenregionen machte. 1864 ist er nach Dresden zurückgekehrt, wo er wohl jetzt noch als Feuilletonredakteur des Dresdener Journals thätig ist.

Otto Banck hat sich besonderen Ruhm als kritischer und kulturhistorischer Schriftsteller erworben. Davon legt die größere Mehrzahl seiner Werke be-

redtes Zeugnis ab. Aber auch als Lyriker hat er ein offenbares Talent; nur ist der größte Teil der Liebeslieder in dem Tone der mitteldeutschen Tagelieder gehalten, mit diesen namentlich in der Naivetät wetteifernd; viele kennen wohl Thränen über die Folgen des Genusses und über die Untreue, aber keine Reue im selbstgeschaffenen Leide. Dem Christentume steht Banck fast gleichgiltig, wenn auch nicht schroff feindlich gegenüber. Alle Triebe der Natur sind ihm aber an sich heilige Mächte, und das ist auch eine Verneinung des Christentums. Gleichwohl findet sich in dem umfänglich wie inhaltlich bedeutenden epigrammatischen Teile der Dichtungen manches wertvolle Korn der Lebensweisheit, und von allen Gedichten, selbst den Balladen, welche freilich meistens zu weich, zu flüssig, zu wenig plastisch und packend sind, gilt, daß die Form eine sehr leichte und sicher gehandhabte ist. Der Dichter, welcher als Kritiker an die Leistungen anderer einen strengen Maßstab anzulegen gewohnt war, hat nach dieser Seite auch von sich selbst viel gefordert.

Werke: a. Dichtungen: *Gedichte. Leipz. 1858. — Worte für Welt und Haus, epigrammatisch-philosoph. Dichtungen. Ebd. 1863. —
b. Sonstiges: Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben der Alpenwelt. 2 Bde. Lpz. 1863. 2. Aufl. 1868. — Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten 2 Bde. 1865—66 Leipzig. (Aus der deutschen Bühnenwelt. Dramatische Studien. Vom Litteraturgeist unserer Tage.) — Litterarisches Bilderbuch. Populäre Darstellung für alle Kreise. 3 Bde. Ebd. 1866.

Proben aus Otto Bancks Dichtungen.

1. Jn der Dämmerung.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 95.]

Die alten Felsen blinken
Im letzten Abendstrahl,
Die Blumenkelche trinken
Den duft'gen Tau im Thal.

Die weißen Nebel steigen
Vom Wiesengrund empor,
Und aus den dunklen Zweigen
Weht feucht der Wind hervor.

Ach! wie die Nacht sich kühlet,
Wird's wärmer in der Brust;
Es ahnt und drängt und wühlet
Im Herzen unbewußt:

Wie Nebel, sich lösend und hebend,
Aufsteigen zu den Höhn,
Möcht' auch die Seele schwebend
Zu lichten Räumen gehn!

---

2. Der Dichter und das Urteil der Kenner.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 342.]

Der Dichter strebt und wirkt und schafft,
Begeistrung giebt ihm neue Kraft.
Doch oftmals fühlt er mit Bescheidenheit
Des eignen Urteils Unzulänglichkeit.

Klein ist der Mensch, einseitig und schwach,
Groß ist die Kunst, vielseitig, tausendfach.
Er will durch andrer Rat sich frommen,
Und bittet Kenner und Freunde zu kommen.

Erst läßt man sich erbaun und rühren,
Dann geht es kühl ans Kritisieren.
Viel Tüchtges sagt man, findet Fehler heraus,
Und dankbar merzt sie der Dichter aus.
Die Schönheit wird anatomiert,
Die Leidenschaft mit Reflexion durchklügelt;
Man prüft, erwägt, grammaticiert,
Daß einer drin den andern überflügelt,
Und endlich tritt hervor, ganz ungezügelt,
Persönlicher Geschmack und disputiert.
Der Dichter sitzt dabei und transpiriert.
Und findet man etwa noch hier und dort
Ursprünglichkeit, sie muß springen fort:
Sie ist zu derb, ist zu gemein.
Bald steht ein hergebrachtes Wort
Gesund und winkelrecht an ihrer Stelle:
Der Geist ist prosaklar und wasserhelle,
Drum wässern sie nun des Poeten Wein.
Gedankenfrische wird herausgefeilt,
Die Phantasie solid beschränkt;
Des Dichters Kopf wird mit Vernunft verkeilt,
Und er ist dumm, eh er es denkt.

Sie sagen, sie haben ihm viel genutzt,
Und gehen endlich. Er steht wie verdutzt;
Doch bald ruft ihm sein Genius zu;
Was fragst und zagst und zweifelst du?
Kein Vers, kein Wort, keine Silbe zuletzt,
Die dir nicht dieser und jener zerfetzt,
Und kein Gedicht, von dem nicht einer sagte,
Daß dies am besten behagte;
Und keins, von dem nicht einer schwur,
Es sei ein schwaches Machwerk nur.
So wär' denn jedes schlecht und jedes gut;
Drum fasse dir gesunden Mut: —
Wie diese sprachen, spricht das Publikum!
Doch was Begeistrung dir gesendet,
Und was dein Künstlerfleiß vollendet,
Das bringen dir nicht Lob noch Tadel um! —

3. Humor wider Willen.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 210.]

„Der Autor sollte was Beßres machen,
Was giebt er diesen Quark heraus?"
Er schrieb ihn nur, damit wir lachen,
Drum lacht ihn aus!

---

4. Litteratenunfug.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 210.]

Viel Schreiber und Vielschreiberei
Das sind die schlimmsten Plagen,
Das Losungswort heißt frech und frei:
„Nichts sagen im Vielsagen."

So'n litterarischer Hans Dunst
Geberdet sich zu allen Stunden,
Als hätt' er gestern die Buchdruckerkunst
Und heute das Pulver erfunden!

---

5. Achillesferse.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 233.]

Willst du gewinnen einen Mann, —
Von allem, was er Tücht'ges kann,
Brauchst du nicht viel zu sprechen;
Doch schone seine Schwächen
Und preise seine Liebhaberei'n;
Denn nimmer wird er dir's verzeihn,
Wenn du nicht lobst sein Steckenpferd
Und sagst, sein Ritt darauf sei staunenswert!

---

6. Mißlungene Absicht.

[Gedichte von Otto Banck. Leipzig, 1858. Karl Fr. Fleischer. S. 237.]

Wer seine Ehre vor andern beleidigt
Durch eine kokette Selbstanklage,
Damit ihm jeder was Rühmendes sage,
Wird oftmals von keinem andern verteidigt.
Er kommt dann in die traurige Lage,
Sein Anwalt gegen sich selbst zu sein.
Leicht war's, sich Flecken zuzufügen,
Jetzt wüsch' er so gern sich wieder rein.
— Man lächelt und sieht's nicht ohne Vergnügen, —
Da schlägt er das letzte Mittel ein:
Er nimmt ein Bad im Gossenstein,
Das heißt, er straft sich selber Lügen.

Karl Barthel.

[Quellen: *Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von Dr. J. W. Hanne. Halle, Rich. Mühlmann. 1883. — *Ludwig Grote, Vorwort zu Harfe und Leyer. Jahrbuch lyrischer Originalien von Karl Barthel und Ludwig Grote. Hannover, Karl Rümpler. 1854. — Ernst du Roi, Karl Barthel, sein Leben, Leiden und Wirken im Kirchenblatt für die evang.-luth. Gemeinde des Herzogtums Braunschweig. 1884. Nr. 22—24. — *Karl Barthels Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Vorwort zur 4. Aufl. — 9. Aufl. S. IX.—XI. S. 977 ff. — *Brümmers Hausschatz der deutschen Lyrik. S. 55 ff. — *Schriftliche Mitteilungen aus der Familie, dargeboten von G. Emil Barthel.]

Johann Franz Ludwig Karl Barthel wurde zu Braunschweig am 21. Febr. 1817 als der älteste Sohn eines geschickten Malers und Kupferstechers Friedrich Barthel (geb. 14. Mai 1775 in Leipzig, † 15. August 1846 in Braunschweig) geboren. Der Vater war der beiden braunschweigischen Herzöge Karl und Wilhelm Lehrer und ist auch schriftstellerisch thätig gewesen. Für das Studium der Theologie, zu welchem der Vater*) sich einst hingezogen fühlte, ohne ihm sich widmen zu können, bestimmte dieser seinen ältesten Sohn und unterwies ihn selbst in den Anfangsgründen der alten Sprachen, bis der Sohn im Herzoglichen Gymnasium zu Braunschweig eine Freistelle erhielt. Sein strenger Fleiß und sein stilles, sinniges Wesen erwarben ihm bald die Liebe seiner Lehrer. Mit 18½ Jahren gieng er auf das Collegium Carolinum, eine Art von Voruniversität, zu Braunschweig über.**) Seit Michaelis 1836 besuchte er die Universität Göttingen und studierte unter mancherlei Entbehrungen mit großem Eifer und Erfolg Theologie und Philosophie. Er saß zu den Füßen Lückes, Ewalds und Liebners. Sein reiches, weiches Gemütsleben zeigte sich schon dort in der Vorliebe für die beschauliche Mystik des Mittelalters, wie für die erbaulichen Momente der Kirchengeschichte, auf welche ihn besonders Neanders „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens“ hingewiesen hatten.

Aber die frühe Neigung für die deutsche Poesie fand in der Uni-

---

*) Die Mutter Caroline, geb. Häseler, eine Tochter des Herzoglich braunschweigschen Münzgraveurs Häseler, ist am 4. Dezbr. 1800 geboren und lebt noch bei ihrem Sohne, dem Dichter G. Emil Barthel.

**) Das noch erhaltene und mir vorliegende Entlassungszeugnis erwähnt Vorlesungen des Hofrats Prof. Dr. Petri über Pindar, Aristophanes, Thucydides, Tacitus, Cicero, griechische Litteraturgeschichte, arabische Grammatik und das Buch Hiob, des Prof. extraord. Dr. Emperius über Homer, Sophokles und Archäologie der Kunst, des Prof. Dr. Griepenkerl über Theorie des deutschen Stils, Geschichte der deutschen schönen Litteratur, Psychologie und Aesthetik, des Hofrats Prof. Köchy über die französische und italienische Sprache, den Prof. von Vultejus über die englische Sprache, des Prof. extraord. Dr. Brandes über die spanische Sprache und des Hofrats Prof. Dedekind über die Erd-, Völker- und Staatenkunde und rühmt dem Dichter musterhaften Fleiß und beständige Aufmerksamkeit, sehr gute, durch schriftliche Arbeiten und Disputationen bewährte, Fortschritte und ein in jeder Hinsicht völlig tadelloses Betragen nach. Seine Maturitätsprüfung ergab ein gutes Resultat, ein sehr gutes im Deutschen und in der Geschichte.

versitätsstadt neue und reiche Nahrung. Barthel versenkte sich namentlich in die mittelalterliche Poesie, vor allem des Gudrunliedes und des Parcival von Wolfram von Eschenbach. Wesentlich gefördert wurde diese seine Neigung durch den lebhaften Verkehr, welchen er mit den Gebrüdern Grimm, als der Hauslehrer der Kinder Wilhelm Grimms, pflegen durfte, sowie durch den Umgang mit Gervinus.*)

In Göttingen vollzog sich, nicht ohne den Einfluß der Poesie, der innre Umschwung des Theologen. Er überwand den Rationalismus, in dem er aufgewachsen, und die ästhetische Weltansicht, zu der er später übergegangen war, und fand Trost und Kraft und volle Befriedigung in dem alten und doch ewig neuen Christenglauben. Auf Christum, den eingebornen Gottessohn, hatte ihn namentlich sein teurer Lehrer, der Professor Lücke, hingeführt; er war es auch, welcher die besondere Begabung des jungen Theologen für geschichtliche Darstellungen erkannte. Karl Barthel schrieb: Über das Verhältnis des Protestantismus zur Kunst, ein Artikel, welcher gegen Karl Grüneisens Schrift: De Protestantismo artibus haud infesto (Stuttgart, Cotta, 1839.) polemisierte und zur Folge hatte, daß Barthel zum ord. Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig ernannt wurde. Lücke verdankt er endlich seine erste Anstellung zu Weinheim an der Bergstraße, an welchem Orte Barthel von 1839—41 als Lehrer am Benderschen Institute wirkte und dort mit dem späteren Abte und Professor der Theologie zu Göttingen Friedrich Ehrenfeuchter in ein inniges Freundschaftsbündnis trat.

Nachdem er in Braunschweig ein weiteres Jahr seiner Kandidatenzeit zugebracht hatte, trat er eine Hauslehrerstelle zu Weferlingen unweit Magdeburg an. Dort verlebte er die Jahre 1842—45. Diese Jahre waren von den schwersten Folgen für ihn. Es bildete sich bei Barthel ein Brustleiden aus, welches seine Kräfte nach und nach verzehrte, nachdem es zunächst, wie die Ansicht der Ärzte damals lautete, aus einer zurückgetretenen Gesichtsrose sich entwickelt hatte.

Von 1845 an hat er ununterbrochen in Braunschweig gewirkt. Ein Pfarramt war ihm noch nicht beschieden; doch hat er mannichfach ge-

*) Als bald nachher König Ernst August von Hannover die sieben berühmten Göttinger Professoren, zu denen auch die Gebrüder Grimm und Gervinus gehörten, vertrieb, erschien eine Schrift: „Die sieben Göttinger Professoren nach ihrem Leben und Wirken. Mit lithographierten Abbildungen. Braunschweig, Verlag von Fridolin Lucius. 1838.“ (gr. 8. 62 SS.). Diese Schrift soll von Karl Barthel verfaßt sein; nach Aussage andrer soll er nur die Artikel über Dahlmann, die Gebrüder Grimm, Gervinus und Ewald verfaßt haben. Das Sonett, welches die Biographie der Brüder Grimm einleitet und mit den Worten beginnt: „Ein hoher Dom, der mit erhabnem Bogen“ rührt zweifellos von K. Barthel her. Sicher ist ferner, daß er zu den Studenten gehörte, welche den scheidenden 7 Professoren einen Fackelzug brachten und dies mit einer Karzerstrafe büßen mußten. Über letztere Strafe, welche die Mutter sehr bekümmerte, empfand der Vater eine große Freude, vor allem, weil der Sohn auch in trüber Stunde seine Liebe zu den Gebrüdern Grimm ꝛc. bewährt hatte.

predigt, hauptsächlich in der dortigen reformierten Kirche, und seine Predigten, obgleich sie ihn in den „gebildeten“ Kreisen bald in den Geruch eines „Pietisten“ brachten, waren gesegnet. Privatunterricht wurde von ihm, besonders in englischer und deutscher Litteraturgeschichte, an Töchter angesehener Familien erteilt. Seine Bibelstunden, in einem Privatkreise gehalten, und sein Lesezirkel für christlich-erbauliche Volksschriften förderten christliche Erkenntnis in den höheren und niederen Gesellschaftsschichten. Er ist der erste gewesen, welcher seine Stimme für die Heidenmission in seiner Vaterstadt erhob, er hat sich auch hervorragend verdient gemacht um die Stiftung eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder.

Ganz besonders einflußreich aber wurde er nicht nur für seine Vaterstadt, sondern für die weitesten Kreise durch die Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, welche im Winter 1850 vor einem sehr großen und dankbaren Auditorium in Braunschweig gehalten wurden und ähnlichen Erfolg hatten, als einige Jahre früher Vilmars Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur, welche Barthels Vorbild gewesen sind. Denn Barthels Werk, im Jahre 1850 erschienen, erlebte bis zum Jahre 1852 drei und bis jetzt neun starke Auflagen. Mit der Ausarbeitung der 4. war der Verfasser auf seinem Totenbette beschäftigt.

Schon im Jahre 1851 hielt Barthel einen zweiten Cyklus litteraturhistorischer Vorträge und zwar über die erste Blüteperiode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter.*)

Im Sommer des Jahres 1852 berief ihn das Kirchenregiment in das Pfarramt in Harzburg; aber der bereits seiner Auflösung entgegensehende Mann mußte den Ruf ablehnen, so sehr sich seine Seele nach dem Pfarramte sehnte und sein Geist für dieses Amt in jeder Hinsicht trefflich ausgerüstet war.

Und nun begann ein schwerer, langer Kampf, bis sich die Seele, welche so voller Zukunftspläne war, von den Gedanken an die Gründung eines Hausstandes losgemacht, bis sich der Geist, welcher noch eine Menge litterarischer Projekte in sich trug, von allen irdischen Arbeiten und Anfechtungen, Anerkennungen und Aufgaben erhoben hatte zu der einen letzten Aufgabe des seligen Abschiedes, bis das an sich ja so geduldige und erhebungsvolle Herz sich in das Letzte und Schwerste, in den frühen Todesgang gefunden hatte.

Am Dienstag in der Charwoche, am 22. März, etwa um 8 Uhr Abends, 1853 ist der kaum 36jährige Dichter und Litterarhistoriker in den Armen seiner Mutter und im Beisein seines jüngsten Bruders Emil entschlafen. Er hatte schon am Mittag nach dem gemeinsamen Essen zu den Ebengenannten gesagt: „Ich fühle, daß es nun zum Tode geht, es

*) Auch dieses bedeutsame Werk ist nach dem Tode des Verf. von J. G. Findel zugleich mit einem Portrait des Verf. herausgegeben worden.

ist ja möglich, daß ich noch ein Jahr lebe; aber ich kann auch noch heute sterben."

Barthel hat nach verschiedenen Seiten hin Hervorragendes als Schriftsteller geleistet. Theologischen Inhaltes oder in das theologische Gebiet hineinragend sind seine Schriften: Monika, die Mutter Augustins. Ein Muster christlicher Weiblichkeit. [Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1847. 2. Aufl. 1852. Miniaturausg. Halle, Mühlmann 1860.] und sein Leben Gerhard Tersteegens [Bielefeld, Velh. u. Kl. 1852.], sowie des ebengenannten Dichters geistliche Lieder und Dichtungen mit Auswahl, in überarbeiteter Form und mit biographischen und erläuternden Zugaben.*) [Ebd. 1853.] —

Aber schon die letztgedachten beiden Schriften weisen uns auf die eigentliche Haupttätigkeit Barthels hin: Als Litterarhistoriker hat er außerordentlich vieles hervorgebracht, namentlich, wenn wir die Kürze seines Lebens, die aus der Mittellosigkeit der Familie sich ergebende Notwendigkeit der Erteilung von Privatunterricht und die lange andauernde und in ihrem Verlaufe immer mehr Leib und Geist ermattende Krankheit in Betracht ziehen. Außer einigen kleineren Arbeiten, welche wir weiter unten namhaft machen müssen, seien hier besonders erwähnt: Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt (Braunschweig, Ed. Leibrock); ferner die schon angeführte mittelalterliche Litteraturgeschichte, weiterhin sein Grundriß über die mittelhochdeutsche Formenlehre, für Anfänger bearbeitet (1854), endlich sein: Harfe und Leyer, Jahrbuch lyrischer Originalien herausg. von Karl Barthel und Ludwig Grote (Hannover, K. Rümpler 1854).

Der Zahl nach gering sind die veröffentlichten Dichtungen. Doch sind bislang nur wenige geistliche Lieder, mehr als Proben, gedruckt; sehr viele geistliche und weltliche Dichtungen finden sich in seinem Nachlasse. Er war eben keine drucksüchtige Natur. Aber seine Produktivität war keineswegs gering. Und doch erkennt man in jeder der ausschließlich rein lyrischen Dichtungen, welche Hanne veröffentlicht hat, die ganze Seele des milden, zarten, weichen Gemütes; ein stiller Kreuzträger und echter Christ, eine jener Naturen, welche man weniger richtig als allgemein verständlich Johannisnaturen nennt, ist in ihm dahingegangen. Aber, wenn auch der Nachlaß eigener Dichtungen geringer wäre, als er Uneingeweihten erschienen sein mag, so würde das Vorhandensein des Werkes über die deutsche Litteratur der Neuzeit schon den Beweis liefern, daß in Barthel weniger ein großer kritischer Geist, als ein reiches poetisches Gemüt gelebt habe. Denn dieses Werk ist nicht sowohl groß in der Kritik, da es der milden Weise Barthels nicht entsprach, vernichtende Keulenschläge nach links und rechts auszuteilen, wohl aber, wo mög-

*) Andere Schriften theologischen Inhaltes werden am Schlusse des Lebensbildes mitgeteilt werden. Auch in dem Nachlasse des Dichters fand sich eine große Anzahl Manuskripte, unter ihnen ein „dogmatisch spekulativer Versuch" über die „Persönlichkeit Gottes". Die meisten dieser Arbeiten sind noch nicht gedruckt.

lich Honig aus allen Blumen zu saugen, von dem offenbaren Gifte jedoch sich scheu zurückzuziehen, als in dem Geiste, aus dem heraus geurteilt worden ist; und dieser ist nicht nur entschieden christlich, sondern auch der entschiedene Geist eines Dichters. Barthel kann wohl einmal zu günstig urteilen, zu hingenommen sich zeigen, aber er kann nicht ungerecht und unwahr sein. Und so ist er und bleibt ein liebenswürdiger, feinsinniger, milder und doch im allgemeinen vollkommen zuverlässiger Führer in dem großen Garten der neueren Poesie.

Werke: 1) Theologische: Über das Verhältnis des Protestantismus zur Kunst. Darstellung und Würdigung der Ansichten Grüneisens hierüber. (Ztschr. f. hist. Theol. 1840. S. 129—158.) — Predigt über die Seligkeit aus dem Glauben. 2. Sonntag nach Ostern 1846 in der ref. Kirche zu Braunschweig gehalten. (Braunschweig, Fr. Otto. 1846.) — *Monika, die Mutter Augustins. S. o. — *Worte des Aufrufs und der Mahnung in der im Herzogl. Schlosse zu Wolfenbüttel am 29. Nov. 1848 abgehaltenen ersten Versammlung des Braunschweigischen Missionsvereins. (Braunschweig, Hofbuchh. von Ed. Leibrock. 1843.) — Nachricht über die Entstehung des Rettungshauses zu Braunschweig. Nebst den bei der Feier der Einweihung desselben gesungenen Liedern. Herausg. zum Besten des Rettungshauses. 1852. — Leben Gerhard Tersteegens. S. o. — Gerhard Tersteegens geistliche Lieder und Dichtungen. S. o. — *Erbauliches und Beschauliches. S. o. Enthält: 1. Gleichheitsandachten. 2. Gedichte. 3. Anklänge und Aphorismen. 4. Thomas von Kempen. Eine biographische Skizze. 5. Briefe. 6. Sechs Predigten.

2) Litterarhistorische: Über die Tieck'sche Bearbeitung deutscher Volksbücher; namentlich Tiecks Genoveva (Hann. Museum. 1839. Nr. 75—79.) — Die Opposition gegen die Hierarchie in der deutschen Nationallitteratur des dreizehnten Jahrhunderts. Darstellung derselben insbesondere an Walther von der Vogelweide. (Ztschr. f. hist Theol. 1845. S. 92—135). — *Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorstellungen dargestellt. 1850. 2. Aufl. 1851. 3. abermals stark verm. u. verb. Aufl. 1853. 4.—7. Aufl., herausg. von seinem Bruder G. Emil Barthel. — 9. Aufl., herausg. von Prof. Röpe. 1879. (Gütersloh, Bertelsmann. XXI. u. 1613 SS.) — Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen: Walther von der Vogelweide, Freidank, Christian von Hameln, Herzog Heinrich von Breslau, Gudrun. (Hamburg. litter. u. krit. Blätter. 1851. Nr. 54. 55. 57.) — Proben aus einer Übersetzung des altdeutschen Gedichts „Gudrun" (Ebd. 1852. Nr. 8—11). — *Harfe und Leyer. S. o. 1854. — Leben und Dichten Hartmanns von Aue. (Berlin, H. Schindler. 1854). — Grundriß der mittelhochdeutschen Formenlehre, für Anfänger. (Quedlinburg, Gottfr. Basse. 1854). — Die classische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Karl Barthel. Bearbeitet und herausg. von J. G. Findel. Mit dem Portrait des Verf., nach einer Zeichnung seines Bruders G. A. Barthel in Holz geschnitten von G. Mezger. Braunschweig, Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn (M. Bruhn). 1857. 5 Mk. 25 Pf.

[Das Bild Karl Barthels nebst einem Facsimile seiner Handschrift, nach dem Oelgemälde seines Bruders G. A. Barthel, des Hofmalers des Herzogs von Braunschweig, von Emil Schulz lithographiert, ist im Verlage von K. Mühlmann in Halle a. S. 1854 erschienen. 20 Sgr.]

Proben aus Karl Barthels Dichtungen.

1. Doppelbild.

[*Harfe und Leyer. Jahrbuch lyrischer Originalien. 2. Jahrg. für 1855, herausgeg. von Ludw. Grote. 2. Ausg. Halle. G. Emil Barthel. 1866. S. 1.]

Tief, unbeweglich tief im Herzen
Steht mir, o Herr, dein heilges Bild,
Das Bild der Lieb in Todesschmerzen,
Das meine ganze Seele füllt.
Es sagt mir stets: Das that ich dir,
Was thust du an den Meinen mir?

Tief, unbeweglich im Gemüte
Steht auch der Freundin süßes Bild,
Das Bild der Lieb in Jugendblüte,
Das liebe Bild, so hold und mild,
Und sagt mir stets: O sieh ihn an!
Hast du ihm Liebes auch gethan?

So weist das eine Bild aufs andre,
Keins trübt des andern lichten Glanz;
Drum will ich, bis ins Grab ich wandre,
Auch beide wahren treu und ganz.
Im Licht des Heilandsbildes will
Ich schaun das ihre treu und still.

O Heilandsbild, werd nur nicht trübe
In meines Herzens dunklem Schrein,
Damit dem Bild der Jugendliebe
Nicht auch vergeh der lichte Schein;
Denn nur in deinem Strahlenglanz
Bleibt jenes ungetrübt und ganz.

---

2. Mond und Menschenherz.

[Erbauliches und Beschauliches. S. 51. — *Brümmer, Hausschatz deutscher Lyrik. S. 57.]

O sieh doch! hoch am Himmel steht der Mond,
Schaut klar und ruhig diese Welt sich an,
Und wie sie auch sich täglich, stündlich anders
Im Sturm des Wechsels unter ihm gestaltet,
Er zieht doch still die Bahn, die der bezeichnet,
Der allen Dingen Maß und Ziel gesetzt. —
O wärst du Menschenherz doch gleich dem Mond
Und stündest auch so klar, so still und heiter,
So in dir einig über deiner Welt!*)

---

*) Die Klarheit des Mondes entspricht der Unbefangenheit und Reinheit, welche der Dichter dem Menschenherzen wünscht, die Ruhe oder Stille, mit welcher der Mond bei allem Wechsel der Zeiten seine Bahn wandelt, der Ruhe des Herzens, welche aus der Gottergebenheit und dem Gottesgehorsam, der Heiterkeit der Seele, welche aus der Zuversicht fließt, daß der Mensch Gottes Kind sei, Gottes Wege gehe und der Welt Toben nicht zu fürchten brauche. Der Mond steht über der Welt, für die er gesetzt ist, und in sich einig, keinem Kampf und Wechsel unterworfen. So steht das Menschenherz in diesem Leben nie ganz, aber doch teilweise, nämlich, soweit es sich erhebt über der Welt Tand und zu Gott im Glauben und im Gebete.

3. Drei Bücher.

Nach einer Idee Ruysbroek's.*)

[Erbauliches und Beschauliches S. 51. — Hier nach Vergleichung mit dem Manuskript des Dichters.]

1. Drei Bücher kenn' ich, höre, die nimm doch wohl in Acht,
Trag' sie durchs ganze Leben! und naht die stille Nacht
Und ruft nach Tagesmühen dich zur gewohnten Rast,
So ruh' nicht, eh' die Bücher du still durchlesen hast!

2. Das erste Buch, ein altes, von Ansehn garstig grau,
Trägt düstre, schwarze Lettern auf jedem Blatt zur Schau.
Es meldet dein früheres Leben, das voll von Sünd und Wahn;
Ach sieh's doch ja recht gründlich mit wachen Augen an!

3. Und lies, wie du so lange dein Seelenheil verträumt,
Wie du so manche Pflichten leichtsinnig oft versäumt,
Wie du mit Wort und Werken dich gegen Gott vergingst
Und dich im Herzen heimlich an falsche Götzen hingst.

4. Und alle deine Sünden bekenne dann voll Schmerz,
Ja wirf dich brünstig betend an Gottes Vaterherz,
Und sprich in Zöllnerbuße: „An dir, o Herr, allein,
An dir hab' ich gesündigt, o Herr, erbarm' dich mein!" **)

5. Dann greif' zum andern Buche, das lindert alle Not.
Es ist schneeweiß und glänzend mit Lettern purpurrot;
Weiß, — weil's des Fleckenlosen, des Herren Jesu Bild,
Voll Rot, — weil's das Geheimnis von seinem Tod enthüllt.

6. Da schau' hinein und siehe dies Bild, so rein und klar,
Sieh, wie so all sein Wandel doch nur Erbarmen war,
Wie er auch deinethalben sein teures Blut vergoß,
Auch dich, am Kreuze hangend, in seine Arme schloß.

7. Und in die Lieb' am Kreuze, recht als dein Element,
Versenk dich, bis dein Inn'res von Gegenlieb' entbrennt,

---

*) Johannes Ruysbroek (spr. Reusbruk) ist in Ruysbroek bei Brüssel 1293 geb. und als Prior im Augustinerkloster Groenendael am 13. Dez. 1381 †. Er war ein berühmter, auf dem Boden des Evangeliums stehender Mystiker, den der Beiname doctor exstaticus zierte, ein freimütiger Gegner der verweltlichten Kirche, der indirekte Stifter der Brüder des gemeinsamen Lebens, welche auf seine Anregung hin Gerhard Groote sammelte.

**) Aus praktischen Verirrungen (Sünde) und intellektuellen (Wahn) setzt sich dein Leben zusammen. Gleichgiltigkeit gegen deinen himmlischen Beruf, Pflichtversäumnis, d. h. leichtsinnige Unterlassung des Guten, wirkliche Übertretungen der göttlichen Gebote in Worten und Werken und in Gedanken: das ist im besten Falle Dein Leben. Wohl Dir, wenn Du wie der Zöllner dann an Deine Brust schlägst und rufst: Gott sei mir Sünder gnädig, wie der verlorene Sohn in die ausgebreiteten Arme und an das Herz Deines Vaters Dich wirfst und mit dem bußfertigen David rufst: An Dir allein hab ich gesündigt und übel vor Dir gethan. (Ps. 51.)

Und du es fühlst, es habe nur dieses Todes Kraft
Den freien Zugang wieder zum Vater dir verschafft.

8. Dann heb' dein Herz mit Freuden zu deinem Gott empor,
Und hol' auch noch das dritte, das letzte Buch hervor;
Das prangt in güldnen Lettern, denn jubelnd giebt's Bescheid
Vom ew'gen Leben droben und seiner Herrlichkeit.

9. Da laß dir dann verkünden, wie alle Lust der Welt
Vor jenes Lebens Wonne in leeres Nichts zerfällt,
Wie alles Leid hienieden der Seligkeit nicht wert,
Die dort in Salems Hütten dein Heiland dir bescheert.

10. Schwing' dich empor im Geiste zur lichten Himmelshöh',
Weit über alle Sorgen, weit über alles Weh,
Und freu' dich, daß du Erbe, vielleicht in kurzer Frist
Ein seliger Genosse so hoher Freuden bist. —

11. Also nun lies die Bücher, lies nie darin dich satt,
Ja lies sie alle Abend auf deiner Lagerstatt,
Dann aber schlafe fröhlich und flugs in Frieden ein,
Denn, wer sie recht gelesen, der mag wohl fröhlich sein.

---

4. Hebräer 13, 2.

„Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt."*)

[Erbauliches und Beschauliches. S. 46. — Brümmers Hausschatz der deutsch. Lyrik S. 56.]

1. Wenn deinem Haus ein Gast sich naht,
So nimm ihn freundlich an die Hand,
Und führ' ihn ein zu jeder Frist,
Und sieh', ob's nicht ein Engel ist,
Den dir der Herr gesandt.

2. Gar mancher nahm schon unbewußt
Solch' einen Engel auf als Gast,
Doch weil sein Sinn verblendet war,
Und er nicht sah das Flügelpaar,
Da ward er ihm zur Last.

3. Nein, naht ein Gast sich deiner Thür,
Und säh' er auch gering nur aus,
Schau ihn recht an, es könnte sein,
Er trät als Engel bei dir ein,
Der Segen bringt in's Haus.

---

*) Vgl. Abraham und Lot.

4. Vielleicht, daß er von einer Last,
Die lange dir schon drückend ward,
Gar unverhofft dich nun befreit
Und in der Not dir Rettung beut, —
Wär' das nicht Engel-Art?

5. Vielleicht, daß er den Schmerzensdorn,
Der lange dir im Herzen saß,
Heraus dir zieht gar unvermerkt
Und dich mit Trostesbalsam stärkt, —
Wär' nicht ein Engel das?

6. Vielleicht, daß er den Sündendorn,
Der noch viel schmerzlicher dich sticht,
Und den dir Herz und Welt verschweigt,
Mit Lieb' und Freundlichkeit dir zeigt, —
Wär's da ein Engel nicht?

7. Und nicht,[1]) daß er ihn blos dir zeigt,
Ach nein, er führt dich dann wohl auch
Dem Einen zu, der einzig ist
Der rechte Arzt, dem Herren Christ!
Wär' das nicht Engels-Brauch?[2])

8. Drum, naht ein Gast, o merk' es dir!
So führ' ihn freundlich bei dir ein,
Schau ihm nur hold ins Angesicht
Und raub ihm das Vertrauen nicht,
Es könnt ein Engel sein! (Um 1842.)

5. Trostlied.

[*Erbauliches und Beschauliches. S. 54. — Brümmers Hausschatz. S. 57.]

1. Laß du in allen Sachen
Den lieben Herrn nur machen,
Wie er's macht, ist's doch gut.—
Dein Sorgen, Mühn und Treiben
Muß doch vergebens bleiben,
Wenn er nicht stets das Beste thut.

2. Er löst aus allen Ängsten
Und wenn dir recht am bängsten,
Eilt er, dir beizustehn;
Er hat ja nie verlassen,
Die gläubig ihn umfassen
Und treu in seinen Wegen gehn.

[1]) d. h. und nicht genug; damit begnügt er sich nicht etwa.

[2]) Der Dichter betrachtet mit Recht als Engel auch diejenigen, welche Engeldienste thun, d. h. von deinem Herzen die Sorgensteine wälzen (vgl. Str. 4. Solches kann durch eine unverhoffte Nachricht oder durch einen guten Rat geschehen), oder aus deinem Herzen den Dorn des Schmerzes, an dem das Herz verbluten konnte, oder den Dorn der Sünde, durch den es zu grunde gehen mußte, mit tröstlichen Worten herausziehn und dich damit aus einer großen Seelengefahr befreien, oder dich zu dem einen wahren Seelenarzte führen. Die Gastfreundschaft weiß nicht, welchen Segen sie ins Haus ruft, wenn sie den Gast zu Tische bittet.

3. Drum Seele, halte stille,
Ist's deines Herren Wille,
So schafft er bald dir Ruh; —
Wo nicht, sei auch nicht bange,
Und frag' nicht stets: „Wie lange?"
Nein frage lieber: „Herr, wozu?"[1])

4. Und sollt' er auch nicht eben
Sogleich dir Antwort geben,
Weil noch dein Sinn nicht klar;
Wart' nur, eh' Tage schwinden
Wirst du's mit Staunen finden,
Daß alles lauter Gnade war.

5. Ja Gnade will er, Gnade,
Am meisten dann gerade,
Wenn er uns hüllt in Nacht;
Drum wolle nicht verzagen,
Er wird dich auch wohl tragen
Mit stillverborgner Liebesmacht.

---

6. Liebchens Wohnort.

[*Harfe und Leyer. Jahrb. lyr. Originalien, hsg. von Karl Barthel und Ludwig Grote. 1. Jahrg. für 1854. 2. Ausg. 1866. Verlag von G. Emil Barthel. S. 232. — *Brümmer, Hausschatz ꝛc. S. 57.]

Ich weiß kein liebres Städtchen
Im ganzen deutschen Land,
Als das, wo ich mein Mädchen,
Mein traut Herzliebchen fand.

Gar einsam liegts und stille,
Kaum daß es einer kennt;
Des Waldes grüne Fülle
Hat's von der Welt getrennt.

Ein Kirchlein, das vom weiten
Schon überm Walde ragt,
Ein Turm aus grauen Zeiten
Sind seine einz'ge Pracht.

Und doch liegt mir das Städtchen
Wohl Tag und Nacht im Sinn: —
Wohnt doch mein süßes Mädchen,
Mein traut Herzliebchen drin.

Gustav Emil Barthel.

[**Quellen**: Brümmer, Schriftstellerlexikon I. S. 37. Nachtr. S. 14. — Original-Mitteilungen des Dichters an den Hsg.]

Gustav Emil Barthel ist der jüngste Bruder des Litteraturhistorikers und Dichters Karl Barthel und am 21. Juli 1835 zu Braunschweig geboren. Er besuchte zunächst das dortige Gymnasium und widmete sich darauf dem buchhändlerischen Berufe zu Halle, Braunschweig, Hannover und Breslau. Am 1. Juli 1865 gründete er seine Verlagsfirma G.

---

[1]) „Wie lange" fragt die Ungeduld und unbewußte Selbstgerechtigkeit; „wozu" fragt die Seele, welche glaubt, daß Gott heilsame Absichten habe, wenn er uns züchtigt. Wir müssen aber auch nach denselben forschen.

[2]) Erkenntnis des Zwecks der Leiden geht dem Ende der Leiden vorher.

Emil Barthel zu Halle a. d. S. — Anfänglich ließ er seine litterarischen Produktionen unter dem Pseudonym Gustav Haller in die Öffentlichkeit treten. Jetzt veröffentlicht er nur noch in Halle selbst erscheinende Aufsätze litterarhistorischen Inhalts, Gedichte und Rätsel unter diesem Pseudonym, während seine teilweise noch in verschiedenen Anthologieen zerstreuten, teilweise bereits in Sammlungen vereinigten Dichtungen unter dem eigentlichen Namen G. Emil Barthel erschienen sind. Den buchhändlerischen Beruf hat Barthel seit dem Jahre 1873 aufgegeben, er lebt seit 1. April 1882 in Giebichenstein als Schriftsteller, ist jedoch an der Redaktion des Hallischen Sonntagsblattes noch immer beteiligt.

G. Emil Barthel ist ein gemüt- und talentvoller Lyriker, ein scharfer Epigrammatiker, ein gewandter Übersetzer französischer und englischer Dichtungen, ein fruchtbarer Rätseldichter und ein hervorragender Litterarhistoriker. Seine Feder ist in wissenschaftlichen, wie schöngeistigen Zeitschriften gleich geschätzt. Die Produkte der zeitgenössischen thüringischen Dichter vereinigt er in einem „Album", welches einen integrierenden Teil des Halleschen Sonntagsblattes bildet. Zur reinen Freude ist er ebenso geneigt, als zum tiefsten Ernste; und gerade sein „Heiliger Ernst" zeigt uns, daß der Dichter den Ernst des Lebens reichlich erfahren, Kummer und Sorgen geschmeckt hat, aber auch, daß er beide überwinden lernte.

Werke: *Scherzhafte Verse von G. Emil Barthel. (Für Verwandte und Freunde gedruckt mit Benutzung des Satzes von Gustav Hallers: Biblioth. humoristischer Dichtungen. Bd. V. und IX. Halle 1871. — *Scherz und Humor. Gedichte. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1875. — *Heiliger Ernst. Gedichte. Halle 1876. — Die zerstreut gedruckten Balladen, Romanzen, Lieder und Sonette, sowie die Übersetzungen englischer, französischer, lateinischer und mittelhochdeutscher Gedichte erscheinen vielleicht bald zu einer Sammlung: „Hell und dunkel" vereinigt.

Sonst gab er heraus die 5. Aufl. von H. Kurz, Leitfaden der deutschen Litteraturgeschichte. (Leipzig, B. G. Teubner.) 1876 — Bibliothek humoristischer Dichtungen für gesellige Kreise. Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von Gustav Haller. XI Bdch. (1868—1873) Halle, G. Emil Barthels Verlag. — *Von der 9. Aufl. Der „deutschen Nationallitteratur der Neuzeit" von Karl Barthel hat G. Emil B. S. 1—304 und die Anmerkungen S. 984—1003 bearbeitet; an der Fortsetzung ward er durch schwere Krankheit verhindert. — Nicolaus Lenaus sämtliche Werke in einem Bande.*) (Leipzig, Phil. Reclams Verlag. [o. J. — 1882]. — (Eine 2. um eine umfangreiche Biographie vermehrte Auflage ist unter der Presse und wird noch 1883 erscheinen.) — Des Mädchens Wunderhorn. Hochdeutsche Gedichte der neueren und neuesten Zeit. 12. Aufl. Gänzlich neu bearbeitet von G. Emil B. Halle 1883, Gesenius. (Auflage: 5000 Expl.) Außerordentlich empfehlenswert. — *Die Konfirmanden oder die Nachtmahlskinder von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike. Sechste Aufl. Mit einem Anhange von Gedichten für Konfirmanden und einem farbigen Widmungsbilde und -Gedichte von Luise Wernicke. Halle, Gesenius. 1884.**)

---

*) Mit Einleitungen zu den größeren Dichtungen.

**) Auch dieses Buch ist eine sehr empfehlenswerte Gabe für Konfirmanden. Der Anhang ist 4mal größer als die Tegnérsche Dichtung, und die Auswahl macht dem Geschmacke und der Sorgsamkeit des Sammlers, die Ausstattung aber dem Verleger alle Ehre.

Proben von G. Emil Barthels Dichtungen.

1. Ein Christusbild.

[*Unser Feierabend. Hsg. von Karl Leimbach. 1883. Nr. 34. — *Die Konfirmanden rc. S. 51.]

1.

Es war im alten Wien, so melden alte Sagen,
Ein Christusbild zu schaun, wie keins in unsern Tagen

Denn stand ein Kind davor, — des Heilands Augenpaar
Traf stets des Kindes Blick, wie klein es immer war.

Und stand ein Großer da, — wie riesig seine Glieder,
Der Blick des Herrn sah stets von oben zu ihm nieder.

2.

Dies Bild dünkt mich ein Bild des Christentums zu sein:
Hernieder läßt der Herr sich stets zu dem, der klein.

Er spricht mit schlichtem Wort vernehmlich und erbaulich
Zu dem, der sich ihm naht so wie ein Kind vertraulich.

Und wen des Lebens Druck im Herzen klein gemacht,
Den richtet tröstend auf sein Blick voll milder Pracht.

Wer klein im Herzen ward durch eigne Sündenbürde,
Den blickt er huldvoll an in seiner Heilandswürde.

Doch höher ist der Blick des Heilands stets gestellt,
Als wie das Auge reicht der Großen dieser Welt.

Nicht Aug' in Aug' dem Herrn vermögen sie zu schauen,
Wie scharf auch ihr Gesicht, wie sehr sie ihm vertrauen.

Aus Irdischem blicken sie ins Irdische nur empor,
Er sieht herab auf sie aus überirdischem Chor.

3.

Doch auch des Malers Bild hat irdischen Bildes Schranken,
Ins Überirdische schickt der Dichter die Gedanken.

Dort wähnt sein Geist zu schaun des Heilands milde Hand,
Die über klein und groß auf Erden ausgespannt.

Das Kind zieht sie empor; — doch wird sie auch den Großen,
Der recht nach oben sah, am Ende nicht verstoßen.

2. Charfreitag.*)

[Heiliger Ernst. S. 3. — Die Konfirmanden ꝛc. S. 71. — Brümmers Hausschatz ꝛc. S. 58.]

Heut ist der Todestag des Herrn:
So tönt es mahnend nah und fern,
Daß jedes Christenherz vergißt,
Was irdisch und vergänglich ist.

Ach, was ist eures Lebens Kern! —
Heut ist der Todestag des Herrn:
Laßt ab von Last, laßt ab von Lust,
Und reint das Herz in eurer Brust!

Die ihr in Haß entzweiet seid,
O, seid zum Frieden heut bereit!
Heut ist der Todestag des Herrn:
Am Kreuzesstamm versöhnt euch gern!

Die ihr in tiefer Sündennacht
Auf eurem Lager weinend wacht:
Heut leuchtet euer Gnadenstern,
Heut ist der Todestag des Herrn!

Heut ist der Todestag des Herrn!
Bekehrt euch, Sünder nah und fern,
Zu ihm, der Gnade uns erwarb,
Als er für uns am Kreuze starb!**)

---

3. In einer Sturmnacht.

[*Die Konfirmanden ꝛc. S. 146.]

Der Himmel grau, kein Sternlein mehr
Erglänzt vom ganzen Sternenheer,
Nur Wolkenschichten jagen,
Und brausend fährt der Sturm daher,
Die Erde bebt, es wogt das Meer,
Die Glocken hallen dumpf und schwer,
Und Menschenherzen zagen.

Herr Gott, in deine Hand gelegt
Sei jedes Schiff, das Menschen trägt
Auf sturmbewegten Wellen!
Und jedes Herz, das hastig schlägt
Und wie ein Schiff vom Sturm bewegt
Auf Lebenswogen Lasten trägt: —
O laß es nicht zerschellen!***)

---

4. Wanderlied am Frühlingsmorgen. (1850.)

[Heiliger Ernst. S. 23. — Die Konfirmanden ꝛc. S. 131.]

Der Himmel so blau und die Lüfte so frisch und der Lerchen Gesang wie so schön!
Welch seliges Wandern frühmorgens im Mai auf der Berge bewaldeten Höh'n!

---

*) Aus dem Jahre 1866.

**) Besonders charakteristisch an diesem Gedichte ist die Sorgfalt des Aufbaues desselben. Der Mahnruf: Heut ist der Todestag des Herrn tritt in jeder Strophe, aber immer an einer anderen Stelle wieder auf und tönt an unser Ohr, wie der ernste, langsame Hall der tiefen Festglocke, die sich neben den hellen Glocken versäumt und doch nicht verspätet. Erdensorge, Weltlust, Haß, Sünde sollen heute dem heiligen Ernste, dem Frieden, der Buße und dem Glauben weichen. Christus sei unsers Lebens Kern und Stern.

***) Außer dem tiefernsten, gemütlichen Inhalte beachte man den reichen Reim in beiden Strophen!

Da schwinden die Sorgen, da schwindet das Weh wie die ziehenden Wölkchen dahin,
Im Herzen wird's lichter, im Herzen wird's klar und so heiter und fröhlich im Sinn.

Die saftigen Blätter im frischesten Grün und die duftigen Blumen im Hag!
Welch seliges Wandern frühmorgens im Mai bei der heiligen Ruhe vor Tag!
Demanten auf Blüten und Perlen am Blatt und des Frührots rosiger Schein!
Wie schön ist es hier! o wie schön ist es hier! und wie schön wird im Himmel es sein!*)

---

5. Reisen. (1873.)

[*Heiliger Ernst. S. 24. — Die Konfirmanden 2c. S. 125.]

Wir wandern durch Länder und segeln durch Meere,
Erklimmen die Gipfel des Ruhms und der Ehre,
Durchstreifen die Thäler des frohen Genusses,
Die schwellenden Matten des Überflusses;
Befahren des Wissens unendliche Schachte,
Von Höhen der Künste weht unsere Standarte;
Wir fliegen im Luftschiff des freien Gedankens
Durch Lüfte des Denkens, trotz Wankens und Schwankens;
Wir fahren, wir reiten, wir gehen, wir fliegen,
Wir kämpfen, wir siegen und unterliegen,
Und senkrecht vom Himmel versengt uns den Scheitel
Die brennende Sonne und — alles ist eitel!
Drum zieht mich's mit mächtig gewaltigem Triebe
Zum ewigen Reiche des Königs der Liebe.**)

---

6. Den Sorgenvollen. (1873.)

[*Heiliger Ernst. S. 10 — Die Konfirmanden 2c. S. 113.]

Wem sich zum Erdenweh die Sorgen noch gesellten,
Der wandle unterm Sternenzelt:
Im Anschaun jenes Heers von ungezählten Welten
Vergißt er diese Welt.

---

*) Der fröhlichen Stimmung dieses Liedes schmiegen sich die munteren Anapäste trefflichst an. Das Gedicht ist übrigens eines der ältesten unseres Dichters.

**) Alle irdischen Genüsse, und wenn sie noch so schön sind, sind eitel, nur das Gottesreich giebt dauernden Frieden. — Man beachte die außerordentlich präzisen Ausdrücke, die glücklichen Bilder! Schade, daß der eine unreine Reim nicht vermieden werden konnte.

7. Der Wille. (1870.)

[Heiliger Ernst. S. 8. — *Die Konfirmanden 2c. S. 95.]

Was Gutherz „mit bestem Willen“ nicht kann,
Das leistet mit festem Willen der Mann.

---

8. Abschied. (1868.)

[*Hallisches Sonntagsblatt. 1882. No. 35.]

Zum letzten Male deine Luft
Trink ich, du schöner Tannenhain,
Den würzig-süßen Harzesduft
Zum letzten Male atm' ich ein.
Wer weiß, ob ich dich wiederseh!
Leb wohl, leb wohl, ruf ich mit Weh!

Was ich in dir gefühlt, gedacht,
Geredet und vernommen auch,
Verbirg es tief in deine Nacht,
Bewahr es treu in Baum und Strauch,
Verbirg's für alle Ewigkeit!
Leb wohl, leb wohl, ruf ich mit Leid!

Was ich in dir so heißt erfleht
Für sie und mich, für ihn und sie,
Laß deiner Kronen Majestät
Durchrauschen sanft in Harmonie,
Verständlich nur für Gott allein!
Leb wohl, leb wohl, ruf ich mit Pein!

Und jeder Wandrer, der da klimmt
Zu dir aus meinem Heimatthal,
Dem sei von dir und mir bestimmt
Des Abschieds stille Wehmutqual!
Dir bleibt auf ewig treu mein Herz!
Lebwohl, leb wohl, ruf ich mit Schmerz!

---

9. Der Besuch. (1870.)

[Scherzhafte Verse. S. 13. — *Scherz und Humor. S. 44. — Brümmers Hausschatz 2c. S. 58.]

Saß bei Büchern und Broschüren
Gestern Abend ganz allein. —
Zehne schlug's, da schlich zur Thüren
Still ein alter Freund herein.

Unbequem war mir sein Kommen,
Leise grollt ich in den Bart;
Dennoch hat er Platz genommen
Ganz nach alter Freunde Art.

Mich wie sonst zu unterhalten,
Wagt er anfangs freilich nicht;
Sah ich doch dem guten Alten
Scheel genug ins Angesicht.

Doch mit wunderbarer Gabe
Hat er plötzlich mich entzückt
Und mit seinem Zauberstabe
Mich der Bücherwelt entrückt.

Dachte nicht ans Weiterlesen,
Ihm gehört ich ganz allein,
Und er nahm mit Zauberwesen
Meine ganze Seele ein.

Ach, ich war wie geistestrunken,
Fühlte nichts von Angst und Harm!
Aufgelöst und hingesunken,*)
Nahm er mich in seinen Arm.

---

*) Accusativ, zu mich gehörig.

Als er endlich scheiden wollte,
Wußt ich nicht, wie mir geschehn;
Daß er noch verweilen sollte,
Gab ich stammelnd zu verstehn.

Doch als früh nach Wonnestunden
Heut ein Sonnenblick mich traf,
Neune schlug's, — da war verschwunden
Auch mein alter Freund — der Schlaf.*)

---

10. Die Kritik und Franz Grillparzer.[1]) (1872.)

[Scherz und Humor. S. 61.]

Wegen der „Ahnfrau" Fatalismus.[2])
Steckte der strenge Kriticismus
Den jungen Grillparzer
Ins Karcer. —

Dort wuchs er heran
Und wurde ein Mann,
Schuf „Sappho" und das „Goldne Vließ"
Und andres, was man weidlich pries. —
Doch wegen der „Ahnfrau" Fatalismus
Hielt der gestrenge Herr Kriticismus
Den guten Grillparzer
Im Karcer. —

Als er aber achtzig Jahr
In Ehren geworden war,
Ließ er ihn los
Und pries ihn groß
Und nannte mit seinem ganzen Troß[3])
Ihn einen poetischen Heros. —

Und wieder nach einem Jahre dann
Trug man zu Grabe den großen Mann
Mit äußrer und mit innrer Trauer,
Denn, was er schuf, hat ew'ge Dauer. —

Wegen ihrer Jugendfehle
Sitzt noch manche Dichterseele,
Wie vormals Grillparzer,
Im kritischen Karcer. —

---

*) Erwartung und Spannung ist in diesem lieblichem Gedichte bis zur späten Lösung gesteigert.

[1]) Franz Grillparzer wurde in Wien am 15. Januar 1791 geboren.

[2]) Die Ahnfrau erlangte im Jahre 1817 einen außerordentlichen Erfolg, wurde aber als eine Schicksalstragödie von der Kritik hart verurteilt. Der Dichter selbst überwand die damals in Mode gebrachte verkehrte Richtung, der er auf Anraten eines Freundes einige Konzessionen gemacht hatte, später vollends und konnte sogar nachweisen, — daß seine Ahnfrau nur fälschlich als Schicksalstragödie aufgefaßt sei. Das Trauerspiel Sappho erschien 1822 und erlebte 1856 die 4. Aufl., 1873 eine neue Stuttg. Ausg. — Die Trilogie: Das goldne Vließ (1. Der Gastfreund. Trauersp. in 1 Akt. — 2. Die Argonauten. Trauerspiel in 4 Akten. — 3. Medea. Trauerspiel in 5 Akten) erschien auch 1822.

[3]) Ganz so schlimm wars eben nicht. Grillparzer war schon 1832 Archivdirektor geworden. 1842 wurde zur Feier seines Geburtstages eine Medaille geprägt, 1844 eine großartige Geburtstagsfeier in Wien wiederholt, 1847 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1849 für sein Gedicht „An Radetzky" mit dem Leopoldorden geschmückt, 1861 zum lebenslänglichen Reichsrat ernannt und 1864 Ehrenbürger Wiens. Am 80. Geburtstage aber wetteiferten viele deutsche Fürsten mit ihren Anerkennungen. Nun war er mit einem Male ein großer deutscher Dichter, während bisher das Grauen, welches die Ahnfrau erweckt, sich auf den Dichter übertragen hatte und das Urteil über Grill-

11. Drei Scherze,

einem Verehrer der Kürze in der Dichtung gewidmet.

[Scherzhafte Verse. S. 8. — Scherz und Humor. S. 63.]

1. Ein Epos in vier Versen.

Zum Geier sprach der Rabe leise:
„Den sandt ich auf die lange Reise!
Ich stahl das Gold, ihn hieng man aber,
Und wohl bekomm uns sein Kadaver!"

2. Ein Epos in drei Versen.

Die Gräfin schreckt empor aus bangem Schlaf:
Sechs Männer tragen heim den toten Graf,
Den nach dem Spiel die eigene Kugel traf.

3. Lyrik.

Er liebt sie heiß, — sie mag ihn nicht:
Das ist ein lyrisches Gedicht.

Karl Friedrich Bartsch.

[Vgl.: *Brümmers Dichterlexikon I. S. 37.]

Karl Friedrich Bartsch erblickte das Licht der Welt zu Sprottau am 25. Febr. 1832 und wurde durch das Gymnasium zu Gleiwitz, wie auch durch das Elisabethaneum zu Breslau auf die akademischen Studien vorbereitet, welche er schon 1849 beginnen konnte. Der ursprüngliche Plan, klassische Philologie zu studieren, wich dem neuen, die ganze Kraft dem Studium der germanischen und romanischen Sprachen, für welches Weinhold Bartsch begeistert hatte, zu widmen. Er besuchte noch mit großem Erfolge Berlin (wo ihn Maßmann, v. d. Hagen, W. Grimm, Aufrecht 2c. fesselten) und Halle, wo er im März 1853 zum Dr. phil. promoviert wurde. Darauf reiste er nach London, Paris und Oxford, um die provençalischen Handschriften der dortigen Bibliotheken zu studieren. Seine erste Anstellung fand er darauf als Kustos der Bibliothek des germanischen Museums zu Nürnberg vom Herbste 1855 bis Ende des Jahres 1857. Von Ostern 1858 ab war er als ordentlicher Professor der deutschen und romanischen Philologie in Rostock thätig und zwar bis Ostern 1871, in welchem Jahre ihn ein zweiter Ruf nach Heidelberg entführte, wo er als ordentlicher Professor noch thätig und seit 1873 auch Direktor des neugegründeten Seminars für neuere Sprachen

parzer ebenso ungerecht als einseitig gewesen war. Der Dichter, ein fruchtbarer Dramatiker, starb am 21. Jan. 1872 und wurde unter allgemeinster und ehrenvollster Teilnahme von Wien und Oesterreich bestattet.

ist. Seit einiger Zeit ist er seitens seines neuen Landesherrn mit dem Titel eines Geh. Hofrates beschenkt worden.

Bartsch ist nicht in erster Linie Dichter, sondern Gelehrter. Seine Ausgaben älterer deutscher und romanischer Dichtungen haben einen hervorragenden wissenschaftlichen Wert. Zugleich aber gaben sie ihm auch Gelegenheit, verdienstvolle Untersuchungen über wichtige litterarhistorische Probleme aus der Zeit des Mittelalters anzustellen und, was ihn unserem speziellen Interesse noch näher führt, in vortrefflichen Übersetzungen seine Kraft und Kunst zu versuchen. Hier sei vor allem die Verdeutschung von „Rob. Burns Lieder und Balladen" erwähnt, sowie die Übertragung des Nibelungenliedes in unsere neuhochdeutsche Sprache.

Von eigenen Dichtungen ist nur eine Sammlung: „Wanderung und Heimkehr" erschienen. Aber diese ist eine sehr ansprechende. Wir erkennen durch dieselbe, daß für Bartsch die Poesie der Port der Erholung und des Trostes nach der beruflichen Arbeit, unter den Kämpfen des Tages, unter den Schmerzen des Lebens ist. Wir erfahren aus derselben, daß der Dichter nicht nur ein arbeitsvolles Gelehrtenleben, sondern zugleich ein reiches, namentlich an Schmerzen und darum an Perlen reiches, häusliches Leben bislang geführt hat, daß sein Gemüt weich und reich, sein Herz still geworden und geblieben ist auch in den schwersten Kämpfen, und daß ihm der himmlische, christliche Trost nicht fehlt, sondern unaufhörlich zufließt, welcher dem Herzen den Frieden bringt, den die Welt nicht geben kann. Wanderung ist das Erdenlos, das Erdenleid, Heimkehr ist der Eingang ins himmlische Vaterhaus, das Umfangenwerden von Gottes Vaterarmen. Und doch ist in allen Dichtungen keine Sentimentalität, auch keinerlei versifizierte Dogmatik und keine Monotonie zu finden, wohl aber Sorgfalt und Klarheit in der Form, Ebenmaß in der Darstellung, Reichtum in den Gedanken und Einheitlichkeit des schmerzenreichen, aber auch trosterfüllten inneren Gefühles.

Werke: 1. Wanderung und Heimkehr. Gedichte 1874. Leipzig. — Rob. Burns Lieder und Balladen übersetzt. 1865. Hildburghausen. — Das Nibelungenlied (in neuhochd. Übertragung) Leipzig. 1867. —

2. „Strickers Karl der Große". Quedlinburg 1857. — Dichtungen des Berthold von Holle. Nürnberg 1868. — Die Erlösung, nebst anderen geistlichen Poesien. Quedlinburg 1858. — Mittelhochdeutsche Gedichte. Stuttg. 1860. — Meleranz von dem Pleier. Ebd. 1861. — Meisterlieder der Kolmarer Handschrift. Ebd. 1862. — Die deutschen Liederdichter des 12. und 13. Jahrhunderts. Leipzig 1864. 2. Aufl. Stuttg. 1879. — Kudrun, aus dem Mittelhochdeutschen. Ebd. 1865. 2. Aufl. 1868. — Das Nibelungenlied. Ebd. 1866. 3. Aufl. 1873. — Der Nibelungen Not. 1870. Ebd. — „Sancta Agnes". Geistliches Schauspiel. Berlin 1869. — Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Lpz. 1870. — Wolframs Parzival und Titurell. 3 Bde. Lpz. 1870. — Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Wien 1871. — Alte französische Volkslieder, übersetzt. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelbg. 1882.

3. Über Karlmeinet. Nürnb. 1861. — Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter. Quedlinb. 1861. — Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865. — Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Ebd. 1865. — Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Leipz. 1867. — Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Ebd. 1867. — Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters. Rostock 1868. — Herzog Ernst II.

von Schwaben in Sage und Dichtung. Wien 1870. — Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808. Heidelberg 1882.

4. Denkmäler der provençalischen Litteratur. Stuttgart 1856. — Provençalisches Lesebuch. Elberf. 1855. — 2. Aufl. 1868. — Chresthomathie provençaleaccompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. 4. éd. revue et corrigée. Elberf. 1882. — Grundriß zur Geschichte der provençalischen Litteratur. Ebd. 1872. — Peire Vidals Lieder. Berlin 1857. Außerdem zahlreiche Aufsätze in Pfeiffers „Germania", welche Bartsch seit 1869 redigiert. — Chrestomathie de l'ancien Francais. Leipz. 1866. 2. Aufl. 1871.*) 4. Aufl. 1880. — Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. I. 1879. II. 1880. Wien.—

Proben aus seinen Dichtungen:

1. Am Ziele.

[Wanderung und Heimkehr. 1874. S. 45.]

Süß ist es, wenn nach langer Reise
Dem müden Wandrer Ruhe winkt,
Wenn ob der Heimat Bergen leise
Ins goldne Grab die Sonne sinkt,
Mit abendlichem Läuten tönen
Die Glocken durch das stille Thal:
Da fühlt er Harmonie versöhnen
Des Lebens wechselvolle Qual.

Er eilt mit flügelschnellem Schritte
Zu dem ersehnten Port der Ruh;
Schon winkt ihm aus der Bäume Mitte
Die heimatliche Hütte zu.
Solch Heimatsehnen fühlte nimmer
Sein Herz auf langer Wanderbahn,
Als bei der Sonne letztem Schimmer,
Als bei des Abends erstem Nahn.

Wenn jedes Vöglein eilt zu Neste
Und singend sich in Träume wiegt,
Und eingelullt vom lauen Weste
Die Blum' im leisen Schlummer liegt:
Wohl dem, der, eh die Nebel nieder
Gesunken auf das nächtige Land,
Dem wandermüden Haupte wieder
Die langersehnte Heimat fand!

So wohl auch ihm, um den wir trauern,
Indeß die Sonne drüben sinkt;
Wer möcht' ihn klagend noch bedauern,
Dem lächelnd schon die Heimat winkt?
Eh jene Strahlen hingeschwunden,
Der müde Tag beschließt den Lauf,
Hat er der Heimat Thor gefunden
Und wacht in Vaterarmen auf.

---

2. Die Glocken.

[Wanderung und Heimkehr. 1874. S. 67.]

Es läuten hell die Glocken
Mit silberklarem Ton,
Und ihre Klänge locken
Herab der Wetter Drohn.**)

Sie ziehn die Wolken nieder,
Es rauscht des Regens Flut,
Bis neu die Sonne wieder
Auf heitrer Aue ruht.

---

*) Außerdem besorgte er die 5. Aufl. von Kobersteins Grundriß der deutschen Litteraturgeschichte (1872—73.) und die Fortführung der 5. Aufl. von Gervinus: Gesch. der deutschen Nationallitteratur. Endlich liefert er in der „Germania" die besonders wertvollen jährlichen „biographischen Übersichten der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie".

**) Vgl. den Wahlspruch zu Schillers Glocke: „Fulgura frango", = Die Blitze breche ich.

Wenn weiche Lieder klingen
Und schlagen an dein Ohr,
Da quellen und da dringen
Die Thränen heiß hervor.

Von Thränen, tiefverborgen,
Wird leis das Herz erweicht – –
Durch Thränen lacht der Morgen
Und macht dich froh und leicht.

3. Mein Gesang.

[Wanderuug und Heimkehr. 1874. S. 85.]

Du fragst: wie kommt es, daß mein Herz
Nie anstimmt frohe Lieder,
Daß nur die Sehnsucht und der Schmerz
Klingt immer drinnen wieder?

Mein Herz ist einer Saite gleich;
Den einen Ton zu spielen
Versteht es melodienreich,
Geschaffen nicht zu vielen.*)

Des Schmerzes Finger schlägt daran,
Bald mächtig und bald leise,
Und seine Tön' entströmt es dann
In Widerklanges Weise.

Des Windes Brausen wühlt darin
In Nächten und am Tage;
Bald schwillt der Ton, bald stirbt er hin,
Doch stets ein Lied der Klage.

Und dünkt die trübe Melodie
Auch manchem allzu lange —
Ein einsam Herz wird fehlen nie,
Das gerne lauscht dem Klange.

Und wenn's im Freudensonnenschein
Vergißt die ernsten Lieder,
Es wird auch eine Zeit wohl sein,
Da trösten sie es wieder.

Und ob ich selbst in sonnigem Glück
Wie lange stumm gewesen,
Des Schmerzes Stunde kommt zurück—
Da macht ein Lied genesen.

4. Kommen und Gehen.

[Wanderung und Heimkehr. 1874. S. 76.]

Wenn in dein Haus ein lieber Gast gekommen,
Dann fühlst du warm dein Herz von Liebesschlägen,
Und fühlst es weich die Seele dir bewegen
Im Augenblick wo Abschied er genommen,
Als ob's dich deines Herzens ganze Liebe
Im Gehn und Kommen ihm zu geben triebe.

Und was dazwischen liegt, mit Freud' und Schmerzen,
Ob ihr euch manchmal auch nicht eins empfunden,
Und ob auch Zwiespalt trübte manche Stunden,
Vergessen ist das alles jetzt dem Herzen;
Du weißt nur dies: es scheidet, den ich liebe,
Und es verstummen alle andern Triebe.

*) = während es für viele (Töne) nicht geschaffen ist.

Und wenn ein Kind der Himmel dir gegeben,
Du grüßest es mit tausend Freudenthränen,
Denn dir erfüllte sich ein langes Sehnen,
Ein neuer Frühling lächelt deinem Leben,
Es schwillt dein Herz, als ob für deine Liebe
Ein Augenblick, ein kurzer, nur verbliebe.

Und bricht ein teures Herz im Tod zusammen
Und fühlst du eine liebe Hand erkalten,
Ach, könnte heiße Lieb' es dir erhalten,
Zum Himmel schlügen deiner Liebe Flammen.
Noch einmal, eh es Staub in Staub zerstiebe,
Bringst du ihm deine ganze volle Liebe.

Und ob euch auch das Leben oft entzweite,
Jetzt wogt nur Liebe heiß dir durch die Adern;
Und alles Mißverstehn und alles Hadern
Flieht wie ein Schatten nächtlich in die Weite;
Es schweigen deines Herzens andre Triebe,
Hell wie der Abendstern strahlt nur die Liebe.

---

5. Das Christusbild.

[Wanderung und Heimkehr. 1874. S. 187.]

Kennst du die Mär von jenem Christusbilde,
Das in Neapel einst in alten Tagen,
Als man vor seinen Mauern sich geschlagen,
Mit bleirner Kugel traf die Schlacht, die wilde?

Da neigte der Erlöser still das milde
Dornenumkrönte Haupt, und weggetragen
Ward nur die Krone, vom Geschoß zerschlagen,
Und lag zerstäubt auf blutigem Gefilde.

Sieh, also, wenn den letzten Pfeil entsendet
Die Hand des Schicksals nach des Menschen Haupte,
Neigt er das Haupt — es fliegt der Pfeil darüber.

Und hebt die Dornenkron' ihm ab — und wendet
Es zu der Heimat hin, an die er glaubte,
Und dornenlos und still schläft er hinüber.

Eduard Baumbach.

[Vgl. *Brümmers Schriftstellerlexikon. I, S. 42. Nachtrag. S. 15. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Über den Lebensgang des deutschrussischen Dichters Eduard Baumbach wissen wir nur sehr weniges. Geboren am 25. Dez. 1821 zu Schrunden in Kurland als Sohn eines lutherischen Pastors und Probstes der Goldingenschen Diözese, hat er auf dem Gymnasium zu Mitau seine Vorbildung auf die Universität empfangen und dann nach mehrmonatlichem Aufenthalte in der Schweiz von 1849—1852 auf der Universität Dorpat dem Studium der Geschichte obgelegen, aber seitdem keine öffentliche Stellung gehabt, sondern als Privatlehrer gewirkt. Er lebt seit längerer Zeit zu Schlock bei Riga in Lievland.

Aus zwei Sammlungen von Gedichten, welche uns vorliegen, läßt sich zweierlei ersehen, einmal, daß des Dichters Leben in mannigfacher Beziehung durch trübe Erfahrungen beeinflußt ist, und zum andern, daß seine Gedichte in Deutschland und namentlich seitens unserer hervorragendsten Litterarhistoriker und Kritiker nicht das Maß von Anerkennung gefunden haben, welches der Dichter erwartet hatte. Versuchen wir dem Dichter gerecht zu werden. Ohne Frage ist Wahrheit in seinen Dichtungen; er gibt sich selbst in denselben; sie sind der Spiegel seines Lebens, auch seiner Fehler und Verirrungen, wie aller seiner Täuschungen, welche der Mann in der Liebe wie auch in seinem Bestreben, sich eine ihn voll befriedigende Stellung im Leben zu erringen, zu erfahren gehabt hat. Es gibt nichts Schwereres, als die Sorge, — und für einen Dichter nichts Lähmenderes. Wenn sie das Herz bitter macht, so ist das zwar ein Zeichen, daß dasselbe die Kräfte nicht kennt oder gebraucht, durch welche die Sorgen gebannt werden, aber es ist doch an sich die Verbitterung etwas zu Natürliches, um nicht die menschliche Teilnahme zu erwecken. Überwunden hat unsern Dichter weder die Sorge, noch die Verachtung; aber frei von Bitterkeit ist er auch nicht, und seine Verse gegen Dichterlinge und gegen seine Kritiker sind oft nicht blos scharf, sondern auch grob. Aber der innerste Grund ist ein tüchtiger Kern, ein ehrliches Herz, das seinen Gott nicht verloren oder doch nach mancher Irrfahrt wieder gefunden hat, ein Herz, welches still seine Schmerzen weiter trägt, aber in der Hoffnung auf eine bessere Zeit weiter zu leben, zu wirken und zu dichten vermag. Und in den Dichtungen finden sich auch Gefühle, wahre, ernste, schöne Gefühle, — aber die Form ist nicht überall den höchsten Kunstforderungen entsprechend. Genügen schon die Terzinen nicht völlig dem Kenner, so noch weniger die Distichen. Über den Bau des Hexameters bedarf es unserer Erinnerung nicht, aber der Pentameter ist sehr häufig verkehrt gebaut; der Einschnitt in der Mitte muß des Wortes Ende zugleich, und die Daktylen müssen thunlichst rein sein, nicht aber sind Tonverschiebungen, welche wir einem Schlegel noch verzeihen mußten, heute noch verzeihlich, und am wenigsten prosodische Anstöße in der zweiten Hälfte des Pentameters. Freilich der Recensent ist in gewisser Gefahr, unsanft angeredet und behandelt zu werden, wie gleich das erste Epigramm beweist:

Einem Recensenten.

(Gedichte 2. Aufl. S. 203.)

Wahrlich, für einen Esel hab' ich dich immer gehalten,
Weil du mit solcher Begier stets nach den Disteln nur greifst.
Immerhin, friß sie nur auf, es giebt ja deren zu viele,
Aber die Blumen verschon', hörst du, sonst drischt man dein Fell.

Schon die Worte „für einen Esel" enthalten einen groben prosodischen Schnitzer, hart klingt auch „stets nach den", „auf, es" (als Spondäus), und „hörst du, sonst" als Daktylus ist beinahe unerträglich, wie auch „drischt man dein". Und Pentameter, wie folgende:

Sprechen lassen, die Narren klug sein lassen sogar S. (206.)
Und euren Jugendtraum führt er nochmals herauf, (S. 209.)
Fort mit dir — du verstehst, liebst nicht die Sprachen der Sprachen. (S. 232.)
Spruch, doch stets an dem Rechthaber verwerfen wir ihn (Neue Gedichte S. 86.)
Das ist die Lehre des Hochmuts und des Dünkels dazu (Ebd. S. 96.)

sind grundfalsch, ebenso Daktylen, wie „Wenn aber" (S. 217), „Schatz aber" (S. 218), „Schweinefleisch" (S. 219), „Dann aber" (S. 221), „Daß ihn kein" (S. 222), „mit Gottes" (S. 225). Nach dieser Seite hin sind wir berechtigt, von einem Dichter wirkliche Sorgfalt und ein feines Ohr zu verlangen, und in dieser Beziehung leistet der Dichter uns noch nicht genug. Aber um so bereiter sind wir, in den Epigrammen und Sprüchen gar manches ernste, auch Christen willkommene Wort anzuerkennen, welches von der Lebenserfahrung des Mannes zeugt.

Die Neuen Gedichte bringen uns zunächst Gaselen, in korrekter Form, aber nichts eigentlich Überraschendes. Auch der Balladencyclus „Der Bahrgeist", eine Gespenstergeschichte von der Rache der verschmähten und ermordeten Gattin, welche den Kindern zweiter Ehe solange Verderben bringt, bis eine Tochter des Hauses ins Kloster geht, findet schwerlich allgemeinen Beifall. Die Epigramme bilden den größten Teil dieses Buches, aber obzwar sie nie ohne Stachel und fast nie ohne Wahrheit sind, so erscheinen sie doch zu sehr als Gedankenspäne, und der Späne sind schier zu viele. Darunter findet sich auch ein Cyklus von Epigrammen über den päpstlichen Stuhl und das Unfehlbarkeitsdogma im Jahre 1870, über welches letztere das protestantische Herz des Dichters sich in Zorn aufregte, wie über die Siege der Deutschen im Jahre 1870 und 1871 in Freude. Es macht Freude, diese Verse inniger Verehrung für Deutschlands Kaiser und Helden aus dem Munde eines Russen zu hören. Auch mit den „Kritikern und Krittlern" setzt sich der Dichter auseinander; und es scheint eben, als habe er viele Veranlassung gehabt, mit den deutschen Kritikern unzufrieden zu sein. Aber die Leier sei ihm doch von den Kritikern nicht zerschlagen worden. Nun, der Dichter gesteht die Mängel in der Form ein, und das ist der erste Schritt zur Feile, und die Hoffnung ist nicht unberechtigt, daß er, falls ihm Gott das Leben fristet, nicht nur inhaltlich Wertvolles, sondern auch in der Form Vollendetes hervorbringen werde.

Für uns hat der bibelgläubige Dichter nicht nur um des ernsten Inhaltes vieler seiner Dichtungen willen, sondern auch um deswillen Interesse, weil er in der Übersetzung von russischen Gedichten (Lermantoff, Schukoffski, Baratinski, Baron Delwig, Kosloff, Turjenieff, Jasikoff, Nedelinzki-Melezki, Derschawin, Mersljakoff, Batjuschkoff, Kamenjeff sind im 2. Bande vertreten) Geschmack und Kraft bewiesen hat und uns so die Brücke bildet zwischen zwei Litteraturen und vor allem uns eine neuerdings bedeutungsvoll gewordene Litteratur zu erschließen bemüht ist.

Werke: Gedichte. 1849. Dorpat. — *Gedichte. Leipzig 1854. 2. veränderte Aufl. Mitau, Besthorn 1870. — *Neue Gedichte 1876. Riga, N. Kymmel.

1. Tiefe Nacht.

[Gedichte von Eduard Baumbach. 2. Aufl. Mitau, Ferd. Besthorn 1870. S. 12.]

Wolken ziehen, sturmbeflügelt,
An dem nächt'gen Himmel fort,
Gleich als trieb sie banges Sehnen
Hin nach fernem Friedensport.

Nur bisweilen funkelt helle,
Wenn der Wolkenvorhang riß,
Hier und da ein freundlich Sternlein
Durch die tiefe Finsternis.

Also liegt auf meiner Seele
Dunkle Nacht — wer weiß wann's tagt —
Und des Grames Wolken ziehen,
Von der Sorge aufgejagt.

Nur die Hoffnung funkelt manchmal
Auf in meiner dunklen Welt —
Wie dort durch zerrißne Wolken
Jener Stern am Himmelszelt.

---

2. Gruß.

[Neue Gedichte von Ed. Baumbach; Riga. N. Kymmel 1876. S. 135.]

Seid mir gegrüßt, ihr Dichter, alle!
Von Herzen kommt des Liedes Ton,
Drum zu den Herzen wieder dringt es,
Als jedes Dichters schönster Lohn.

Ja ihr verschönt das karge Leben,
Mit eurer Lieder süßem Klang;
Wer wollte leben ohne Lieder!
Oed ist ein Leben ohne Sang.

Gleichviel weß Mund ein Lied gesungen,
War es nur echt — nur rein — nur schön —
Versöhnt's ein herbes Menschenleben,
So wie ein Gruß aus Himmelshöhn.

Ja es erkling' aus allen Fernen,
Von Ost und West, von Süd und Nord,
Zusammen wie ein heil'ges Klingen,
Nur ein harmonischer Akkord.

---

3. Wer ist ein Christ?

[Gedichte von Ed. Baumbach. 2. Aufl. Mitau. Ferd. Besthorn 1870. S. 50.]

Wer ist ein Christ? — ein armer Sünder,
Der in der Angst und Herzenspein
Schon nicht mehr wußte aus noch ein,
Und der herumgetappt, ein Blinder,
Und anstieß überall nicht minder,
Dem keine mehr der Arzenein,
Und auch kein Arzt half, groß noch klein,
Das elendste der Menschenkinder;

Von dem in seiner Angst und Not
Kein Hund mehr nahm ein Stückchen Brod,
Er war herunter bis zum Tod;

Der, als man ihm zu hart gebettet,
Und er sein letztes Gut verwettet,
Zu Gott lief — und nun ist gerettet.

---

4. An die Philister.

[Gedichte von Ed. Baumbach. 2. Aufl. Mitau. Ferd. Besthorn. 1870. S. 48.]

So hoch versteigt sich ein Philister nie
Sonntäglich, wenn die Kirchenglocken läuten,
Zur Kirche auch zu gehn, gleich andern Leuten
Und dort vor Gott zu beugen seine Knie.

Statt dessen sitzt er, ein gemütlich Vieh,
Zu Haus' im Schlafrock — denn zu den Gescheuten
Zählt er sich auch — und diesen ja bedeuten
Die Gottesdienste nichts, nie beten sie.

Sie ziehen lieber an dem Alltagsjoche
Auch sonntags, so wie in der ganzen Woche,
Nie regt in ihnen sich ein Genius.

So überhören sie den Himmelsgruß,
Wenn hoch vom Turm die Kirchenglocken tönen,
Die ärmlichsten von allen Erdensöhnen.

---

5. Gaselen. 7.

[Neue Gedichte von Ed. Baumbach. Riga. S. 11.]

Gott! du widerstehst der Hoffart — das erfahr' ich alle Tage,
Und ich fühl's in tiefster Seele, daß ich mich vergebens plage,
Schenk' mir Demut, daß beseligt ich empfinde deine Güte,
Daß mein Herz sich innig freue, daß es einmal ruhig schlage.
Gieb, daß ich mich niemals überhebe, wenn mein Lied gelang,
Daß ich nie nach eitler Ehre, nie nach Menschenbeifall jage.
Gieb herzinnige Begeist'rung, daß mein Lied das Herz ergreift,
Daß ich selber aufwärts strebe, stets mit kühnem Flügelschlage.
Stimme selbst du meine Leier, daß melodisch jeder Ton,
Sei's, daß ich die Freude singe, daß ich weine — oder klage;
Daß mein Zorn das Herz erschüttere, daß mein Wort kein leer Geschwätz.
Gott! bewahr' mich vor Geleier! — daß kein Wort mich je verklage,
Weil es unnütz war — und daß ich selber nicht einmal zu leicht
Dort erfunden werde, wenn man einst mich wägt auf deiner Wage.

---

6. Charakteristik.

[Neue Gedichte von Ed. Baumbach. Riga. S. 73.]

Nicht sind Christen Pedanten — jedoch es verrate mir immer
Selbst dein weltliches Lied, daß es gedichtet ein Christ.

---

7. Charakteristisch.

[Neue Gedichte von E. Baumbach. Riga. S. 76.]

Nicht Ideale sind Christen, sie straucheln und fallen zu häufig,
Dem Ideale jedoch streben im Straucheln sie nach.

---

8. Gebotene Unduldsamkeit.

[Neue Gedichte von Ed. Baumbach. Riga. S. 74.]

Weltgeschichte, die lehre an christlichen Schulen der Jude
Nie — ein Jude verwirft eben das Heil ja der Welt.

---

9. Die Philister.

[Neue Gedichte von Ed. Baumbach. Riga. S. 117.]

Michel! du hast die Philister zu Paaren getrieben vor kurzem,
Jetzt in dem eigenen Land stopf' den Philistern das Maul.

---

10. Sprüche.

[Gedichte von Ed. Baumbach. Mitau. 2. Aufl. 1870.]

S. 235. Nr. 2.

Gottes Wort ist nicht geschrieben,
Daß man's mäkle nach Belieben
Sondern, daß es unbedingt
Deinen klugen Kopf bezwingt.

S. 236. Nr. 5.

Wenn ein Schmerz dich niederdrückt,
Denk, er ist von Gott geschickt,
Und der Schmerz erhebt dich wieder,
Der dich eben drückte nieder.

S. 236. Nr. 6.

Viele nehmen ohne Dank
Täglich Gottes Speis' und Trank,—
Denken nicht, daß nur das Vieh
Danklos frißt — ganz so wie sie.

S. 238. Nr. 13.

Alle Widerwärtigkeiten,
Die dich treffen hier zu Zeiten,
Schiebe stets auf deine Schuld
Und ertrag' sie mit Geduld.

S. 238. Nr. 14.

Wer sich vermißt mit Gott zu rechten,
Der ist der unglücklichste aller Thoren;
Denn mag er noch so tapfer fechten,
Er bleibt doch ewiglich verloren.

Rudolf Baumbach.

[Quellen: *Franz Bornmüller, Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart. 1882. Leipzig. S. 51. — *Meyers Konversationslexik. Bd. 18. Jahressuppl. 2.]

Am 28. Sept. 1841 wurde zu Kranichfeld in Thüringen als Sohn Herzoglichen Hofmedikus Rudolf Baumbach geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Meiningen besucht und auf den Universitäten Leipzig, Würzburg und Heidelberg das Studium der Naturwissenschaften betrieben hatte, trat er in Oestreich ins Lehramt ein und wirkte an verschiedenen Anstalten. Der Erfolg seiner Dichtungen ermöglichte ihm, das öffentliche Lehramt aufzugeben, und seit einigen Jahren lebt der Dichter, welcher auf vielen Reisen nach Italien, Griechenland, Egypten und der Türkei sich mancherlei Anregung gewonnen hatte, als ein außerordentlich fruchtbarer Dichter zu Triest.

Sein erstes Werk erschien im Jahre 1877. Es war „Zlatorog. Eine Alpensage", von welcher im Jahre 1883 die zehnte Auflage oder das zehnte Tausend erschienen ist. Da gerade diese Dichtung des Sängers Ruhm begründet hat, so ziemt sich wohl eine genauere Besprechung derselben. Der Dichter hat, unter Benutzung einiger slovenischen Sagen, welche sich auf den Triglav (Terglou) in den julischen Alpen beziehen und welche er in W. Urbas „Slovenen" fand, eine im Wesentlichen epische, aber durch mannichfache lyrische Intermezzos unterbrochene, Dichtung uns dargeboten ist, deren Fabel in kurzem die nachfolgende ist.

Ein junger, frischer Jäger aus dem Trentathale ist auf der Gemsjagd immer höher geklettert, bis er des Triglav Krone erstiegen hat. Da findet er eine zauberhafte Wiese und auf derselben einen Gemsbock mit goldnen Hörnern grasend, welcher eine Herde schneeweißer Gemsen beschützt. Schon ist der Jäger im Begriffe, den Bock zu schießen, da warnt diesen eine Stimme aus dem Felsen, und der Bock, Zlatorog, entflieht mit seinen Gemsen unter dem Schutze eines dichten Nebelschleiers. Der verwunderte Jäger aber vernimmt aus dem Felsen eine zweite Stimme, welche ihm das Recht auf alles Jagdbare in diesen Bergen einräumt, aber bei Leibesstrafe ihn warnt, Zlatorog oder eine der weißen Gemsen anzutasten. Der Trentajäger verspricht die Tiere zu schonen, aber auf die Frage, wer die Sprecherin sei, erhält er keine Antwort. Auf dem Rückwege glückt es ihm, eine Gemse und einen Luchs zu erlegen, und, beladen mit ersterer und dem Fell des letzten, kehrt er auf der Komna-Alm ein. Die Sennerin Spela nimmt ihn freundlich auf, und im Kreise der Hirten verbringt er einen fröhlichen Abend. Die Unterhaltung bilden die Triglavsagen, und nun empfängt der Jäger Aufschluß über manches, was ihm in seinen heutigen Erlebnissen dunkel blieb, er hört von den Triglav-Rosen, welche aus dem Blute des angeschossenen Zlatorog erblühen, aber dem Jäger das Leben kosten. Die Triglavrosen aber sind die Arznei, durch welche der goldgehörnte Zlatorog stets wieder die Genesung erlangt. Gelänge es, den Zlatorog zu töten, so würden seine goldnen Hörner die Schlüssel zu der goldgefüllten Zauberhöhle im Berge Bogatin öffnen. Zu-

gleich beredet der Schäfer Jaka den Jäger, andern Tages ins Thal mit ihnen zu steigen und an einem Feste teilzunehmen, welches ihre Herrin Frau Katra im Wirtshaus an der Soca-Bruck geben werde. Dort überreicht der Jäger den Gemsbock — ein willkommener Gesell — und den Luchspelz der Frau Wirtin. Sie will ihn belohnen, indem sie ihre Geldtruhe öffnet und ihn hinwegnehmen heißt, soviel er in einer Hand fassen könne. Aber der starke Jäger schlägt die Truhe zu und nimmt sie ganz mit einer Hand hinweg. Der Schreck der Wirtin ist unsäglich, und sie atmet erleichtert auf, als der Jäger auf allen Lohn verzichtet, wenn ihm nur vergönnt sei, mit Jerika, der schönen, einzigen Tochter der Wirtin den Reigen zu eröffnen. Aus einem Tanze werden mehrere, und bald muß sich die Wirtin überzeugen, daß der Trentajäger ihre Tochter Jerika liebt. Die Mutter läßt sich auch von ihrer Wirtschafterin Barba durch die Erzählung beruhigen, daß der Trentajäger ein besonderer Günstling der Rojenice, jener drei Schicksalsgöttinnen sei, welche den Zlatorog und dessen Gemsen und den ganzen Reichtum der Berge ihr eigen nennen. Inzwischen quält sich die verschmähte Spela in hoffnungsloser Liebe zu dem Waidmann. Aber es kommt nach süßer Brautzeit eine schwere Wendung. Spela hat Jerikas Herz mit Geldgier erfüllt und den Samen der Verachtung in ihr Herz gesenkt gegen den Verlobten, der doch zu arm sei und ihr statt aller Goldgeschenke nur Edelweiß und andre Alpenblumen bringen könne, und als ein venetianischer Kaufmann die Gunst des Mädchens zu erwerben sucht und ihr gegen eine Blume aus ihrem Haare herrliche Goldgeschenke macht, und der hinzugetretene Bräutigam verlangt, daß sie diese Gaben zurückgebe, da trotzt Jerika und weigert sich, zum Teil von Spelas Spott weiter getrieben, und der Trentajäger wendet ihr den Rücken, als er von ihr den höhnischen Auftrag erhält, sich von seinen Freundinnen im Berge Perlenschnüre schenken zu lassen. Vergebens bittet Barba, ihn zu bleiben; seine Liebe ist zerstört, aber er will seinen Triumph haben. Er will den Zlatorog erschießen, es koste was es wolle. In vollster Aufregung stürzt er den Berg hinan und ruht erst, als die Finsternis der Nacht ihm Halt gebietet. Aber in wahnsinniger Liebe ist ihm in der ganzen Nacht Spela nachgeeilt, und beschwört warnend ihn, doch umzukehren, gesteht ihm ihre heiße Liebe und — wird verschmäht. Der Jäger zieht weiter, erreicht den grünen Anger, trifft Zlatorog, aber der Todwunde erlangt ein neues Leben, indem er die Triglavrosen, sein Blut, verzehrt.

Doch er schüttelt ab die Furcht, die blasse,
Und er folgt des wunden Gemsbocks Spuren
Leicht zu finden sind sie, denn die blut'gen
Triglavrosen zeichnen seine Fährte.
Höher, immer höher führt die rote
Blumenspur, und keuchend folgt der Jäger.
Jetzt betritt sein Fuß ein schmales Grasband,
Rechts die Wand, die blaue Luft zur Linken,
Unter ihm die purpurfarb'ne Tiefe.
Da auf einmal hemmt den Weg ihm drohend
Zlatorog, vom Zauberkraut genesen.

Blitze zucken um den gold'nen Hauptschmuck,
Und geblendet steht der Trentajäger.
Kreisend drehen sich um ihn die Felsen,
Kreisend alle schneegekrönten Gipfel.
„Jerika!" ertönts in seinem Munde,
„Jerika!" erschallt es tausendstimmig
Aus dem Felsen — und dann wird es stille.
Stolz und langsam zieht der goldgehörnte
Zlatorog bergab. Der Weg ist frei.

Und Jerika? Sie ringt sich die Hände wund, sie betet um die Rückkehr dessen, der von ihr beleidigt und in den Tod getrieben ist. Sie ruft:

„Vergieb, vergieb!
„Hab' dich so lieb, unendlich lieb;
„Kehre zurück, mein Trauter!"

Und er kommt wieder. Die Wogen der schäumenden Soca tragen ihn heran, den Mann mit zerschmetterter Stirne. Spela sieht ihn und ruft der Jerika zu, daß sie ihn in den Tod getrieben habe; dann sucht sie selbst den Tod in den Wellen und im Tode Vereinigung mit dem, der ihr im Leben versagt war.

Verstörte Hirten bringen bald die Kunde, daß die grünen Almen des Triglav verschwunden seien und mit ihnen die Gemsen, Zlatorog und die Rojenice. Ein Meer von Felsentrümmern deckt die ehemalige Herrlichkeit.

Der gold'ne Hort im Berge Bogatin
Ist bis auf diesen Tag noch nicht gehoben,
Nach siebenhundert Jahren aber wächst
Im Felsenmeer des Triglav eine Tanne,
Und aus dem Holze des erwachs'nen Baumes
Wird man zu einer Wiege Bretter sägen,
Und in der Wiege wird der Knabe liegen,
Der einst gelangt zum Schatz im Bogatin.

Das ist die Sage von dem Glückskinde, welches die Laune des Verlobten in den Tod trieb und den Leib der Verschmähten sich nach in den Tod zog.

Aber die Dichtung spiegelt sich nicht in diesen referierenden Worten ab, auch ist die dichterische Kraft und Gabe durch diese wenigen Zeilen, welche wir zur Probe mitteilen, noch lange nicht charakteristisch genug nachweisbar. Die Erzählung selbst ist ja einfach, aber die Personen sind sämtlich so plastisch geschildert, daß jede uns ganz klar vor der Seele steht. Höher aber als beides steht die Vertrautheit des Dichters mit der Natur,. da er uns in entzückendster Weise die Erhabenheit und den Reichtum der Alpenwelt vor die Seele zaubert, und dem Menschenleben, wie er es namentlich in mannichfachen Bildern im Leben und Treiben der Bewohner und Gäste des Wirtshauses vorführt, aber noch energisch gesteigert in der Darstellung der Liebesäußerungen der drei Hauptpersonen, der stolzen Jerika, des jauchzenden Trentajägers, der schluchzenden Spela. Und welche Sprache, welche Verse, welche glückliche Wechsel zwischen mehr epischer, wenn auch schildernder und erhabener, und mehr lyrischer Darstellung! Wie glücklich die Wahl der Metren — in den

eingestreuten Liedern, wie glücklicher noch der Aufbau der odenartigen, ja dithyrambischen Ausströmungen der eigenen Liebe und des Bewußtseins der Gegenliebe! Und dabei alles auf den Boden der Sage so glücklich verpflanzt, daß die einzelnen Sagen selbst nicht unglaubwürdiger erscheinen, als die Sage von dem erst so glücklichen und dann so armen Trentajäger. Freilich die Ausstattung der Drugulinischen Offizin in Leipzig thut auch das Ihre dazu, um den Reiz der Lektüre zu erhöhen. Eine solche Ausstattung muß selbst mittelmäßigen Werken den Schein des Wertes verleihen — hier ist es die köstliche Schale, in welcher uns der köstlichere Labetrunk gereicht wird.

Aber, was wir hier zu loben fanden, das trifft auch großenteils auf das nicht minder reizende Gedicht „Frau Holde" zu.

Schon das Einleitungsgedicht ist schön:

Mein Thüringen.

Mein Thüringen, aus dem ich schied,
Dir klingt mein Sang, dich grüßt mein Lied,
Ich sing's am fernen Meere.*)
Soweit der Erdengarten reicht,
Kein Land dir, meiner Heimat, gleicht
An Wonne und an Ehre.

Du bist so lieb, du bist so traut,
Urahne bist du mir und Braut;
Du wunderschöne Fraue!
Der Tannwald ist dein Mantel gut,
Der blaue Himmel ist dein Hut,
Dein Schemel grüne Aue.

Und drückt aufs Haupt der Winter dir
Der diamantnen Krone Zier
Und hüllt die stolzen Glieder
In silberweißen Hermelin,
Dann beug' ich mich, o Königin,
Andächtig vor dir nieder.

Es klingt in mir ein Kinderreim:
„Daheim, daheim ist doch daheim."
Sie singen's in den Gassen.
Ich selber sang's wohl tausendmal
In meinem grünen Werrathal,
Und hab' es doch verlassen.

O weh, ich hab' mich selbst verbannt
Und vor das Thor mit eigner Hand
Geschoben einen Riegel.
Doch seh' ich jede Nacht im Traum
Mein Heimatland mit Berg und Baum,
Als zeigte mirs ein Spiegel.

Bringt meiner Heimat dieses Lied,
Die ihr nach seinen Wäldern zieht,
Ihr Vögelein, ihr schnellen!
Ihr Freunde all am Werrafluß,
Nehmt's hin als einen Wandergruß
Des fahrenden Gesellen.

Frau Holde ist der letzte Gegenstand der Abendunterhaltung verschiedener Wirtshausgäste, welche zusammen das Maifest gefeiert und den munteren Weisen des Bergmanns Friedel gelauscht haben, des weitgereisten, der seiner Liebe, des Schäfers Florian einziger Tochter Ilse, zu Ehren gesungen, dann einige alte und neue Schwänke zum Besten gegeben hat und jetzt, nachdem er seiner Braut und deren Vater das Geleit gegeben hat, um Mitternacht den Tannenwald betritt und den Holdenstein überschreitet. Friedel überwindet seine Scheu und singt Frau Holde an. Das Lied ist kaum geendet, da erscheint

*) Am adriatischen Meerbusen.

unter Donnerhallen und Wetterschein die hohe Frau mit einem güldenen Rocken. Sie redet von ihrer verschwundenen Macht, seit das Kreuz hier aufgerichtet sei, von den ausgewanderten Göttern, denen sie allein aus Liebe zum Lande noch nicht nachgefolgt sei, und lohnt schließlich den Sänger mit drei Händen Sandes. Als er am Morgen erwacht, belehrt ihn das Geld in seinen Taschen, daß er nicht, wie er anfangs meinte, einen Traum gehabt und in diesem jene Frau Holde gesehen hat. Flugs bringt er seinen Reichtum seiner Braut zum Aufbewahren, und nur einen Kiesel behält er zurück, um für Ilse und sich in der Stadt zwei Verlobungsringe fertigen zu lassen.

Kurze Zeit darauf weidet Ilse ihre Ziegen am Holdenstein; ihre Gedanken malen Zukunftsbilder reichen Liebesglückes an Friedels Seite. Sie wird sehr unangenehm aus ihren Träumen geweckt durch das Nahen Junker Konrads, des leichtsinnigen Sohnes des Bürgermeisters der nahen Stadt, eines reichen Wüstlings, welcher gekommen ist, ihr mitzuteilen, daß ihr Friedel in dem Städtchen gefangen gesetzt ist unter dem schweren Verdachte, daß er das Gold, welches er zum Goldschmiede getragen, im Bergwerke gestohlen habe. Seiner wartet die Strafe des Diebes, da man seinen Redereien nicht glaubt und da vor allem Junker Konrad Friedels Todfeind ist seit jenem Maifeste, auf welchem jener von diesem von der Seite der Braut weggeschoben und dem reichlichen Spotte der Bauern durch Friedels Gesänge preisgegeben worden war. Das unglückliche Mädchen bittet auf den Knieen den Junker, ihren Friedel zu retten. Dieser aber will solches nur unter einer Bedingung, auf welche die scham- und zornerglühte Maid nicht eingehen kann und will. Der Zurückgewiesene bringt nun das Mädchen in Verzweiflung durch die Nachricht, daß Friedel geblendet werden würde, wenn Ilse es nicht verhindre. Ilse scheint dem Bösewicht nachgeben zu wollen aus Liebe zu Friedel. Aber es scheint nur so. Im Walde nahe dem Holdenstein kniet sie aller Schmerzen voll vor dem Marienbilde und betet um Hilfe für Friedel, um Abwendung der Schmach für sich, sie ringt zum Erbarmen — aber sie sieht nicht das erbetene Zeichen der Jungfrau Maria, und weil diese nicht helfen wolle, so ruft sie Frau Holde im Steine an.

Junker Konrad kommt, lauernd wie ein blutgieriges wildes Tier, doch er findet Ilse nicht. Wohl aber sieht er auf der Felsenwand eine ihm stumm winkende Frau. Er klettert hinauf, er kommt oben an. Aber jetzt erkennt er die Erscheinung, die Hexe vom Holdestein, er schreit, er fällt, er zerschellt am Holdestein.

Im Schäferhaus hat der todkranke, weil geblendete Friedel Aufnahme und rührende Pflege gefunden. Endlich hat des Schäfers Kunst die Schmerzen im Kopfe gebannt. Die Liebe der Ilse ist unverändert geblieben. Sie vertröstet den armen Bräutigam auf die nahe Hochzeit. Ihre Augen will sie ihm durchs Leben leihen. Ja sie bewegt Friedel, seine Zither wieder zu schlagen, und seinen Lippen entquillt das Lied von Simsons Ende. Die gute Jungfrau scheucht ihm auch die finsteren Rachegedanken aus dem Herzen. Da naht der alte Schäfer und fordert die Jungfrau auf im Walde zur

Augensalbe für den Kranken siebenerlei Kraut heut am Tage der Sonnenwende, dazu ein Johannishändlein zu holen.

Ilse sucht lange vergebens den Augentrost, sie betritt mit Schauer die sonnbeglänzte Au am Holdestein, wo dieses Kraut wächst, und am Holdequelle schlummert sie ein, um im Traume ein holdes Frauenbild, die Spinnerin Frau Holde zu sehen, welche lieblich die Schlafende tröstet, auf die Schlüsselblume hinweist, welche entwurzelt den Schatz im hohlen Steine erschließe, gebrochen die geblendeten Augen sehend machen könne. Ilse erwacht und sieht die Wunderblume. Gräbt sie nach dem Schlüssel an der Wurzel? Nein, sie pflückt

ohne Bedenken
Der Blume goldnen Stern.
Der Schlüssel mag sich senken
Bis in der Erde Kern.
Sie birgt in ihrem Kleide
Den wunderbaren Fund
Und wirft sich auf die Heide
Und schluchzt und küßt den Grund.
„Glück auf, mein trauter Frieder!
Dein Heil hab' ich erlost.
Ich trag' in meinem Mieder
Frau Holdes Augentrost."

Der Hochzeitstag ist gekommen, der Frieder kann wieder sehen. Sie ziehen nach einem hübschen Bauerngute, Friedel und Ilse, das durch den Schatz Friedels erkauft ist. Die glücklichen jungen Eheleute ziehen noch einmal zum Holdesteine, dort Frau Holde zu danken. Aber der Fels bleibt verschlossen. Mehr als dreimal erscheint Frau Holde nicht, — und damit hat die Märe ein Ende.

Der Grundgedanke dieser sinnigen Dichtung ist: Die erprobte Liebe, die Treue, wird belohnt. Höher als alle irdischen Schätze steht die Treue. Es wäre damit genug gesagt, wenn nicht auch die Meinung aufgetaucht wäre, als habe der Dichter in diese Sage etwas anderes hineingeheimnis't und gewissermaßen in dieser Sage eine Allegorie dargeboten. Nun kann man ja schließlich etwas derartiges finden, aber man sollte nicht darnach suchen. Der unbefangene Genuß der Dichtung als eines lieblichen Märchens bleibt doch der höchste. Allerdings etwas verstimmen könnte den die Lektüre, welcher als Absicht des Dichters annimmt, die Vorzüge des früheren heidnischen Glaubens vor dem jetzigen Christenglauben zu erweisen, und Frau Holde als barmherziger und mächtiger, als die Jungfrau Maria hinzustellen. Und ganz unrecht werden wir dem Dichter in dieser Hinsicht nicht thun, da er sonst kein Hehl daraus zu machen scheint, daß ihm die Kirche fern, die Diener der Kirche mehr als fremd gegenüber stehen.

Aber alle Dichtungen, und namentlich die lyrischen, deren uns jetzt

---

*) Charakteristisch für den Geschmack der Gegenwart ist die Dichtgattung. Weder Zlatorog noch Frau Holde dürfen als rein epische Dichtungen bezeichnet werden, es

schon eine ganze Reihe von Sammlungen dargeboten sind, zeigen eine seltene Vertrautheit mit der Natur (besonders „Mein Frühjahr“, eine Anthologie von Alpenliedern) und dem Menschenleben, eine Originalität in der Auffassung und in den Gedanken, welche das Zeichen eines hochbedeutsamen Talentes ist, eine meisterhafte Handhabung des Verses und des Reimes, auch des Kehrreimes, eine Keckheit und Frische des Tones, eine Harmonie der Form und des Inhaltes, wie wir sie nur bei Meistern des Sanges antreffen, und eine Fülle des Humors, die oft geradezu hinreißend wirkt.

Der Dichter gehört nach seiner Richtung in die Sphäre oder Schule Viktor von Scheffels. Wir wollen damit nicht die Originalität der Auffassung und des Gedankenkreises geleugnet, sondern nur das Gebiet bezeichnet haben, in welchem beide ihre größten Erfolge erringen durften; ein Zug zur Romantik ist da unverkennbar, und dabei ist doch auch wieder so viel Realismus untermischt, daß gerade dieses neue Gebild an sich überrascht und gefällt.

Von unserm Standpunkte aus ist ja nun freilich nicht alles an Baumbachs Dichtungen zu loben. Wir stehen auf einem anderen religiösen Standpunkte, und das darf er uns nicht wehren, und beklagen darum einige unnötige Ausfälle gegen die Kirche und vermissen nach dieser Seite die

---

sind lyrisch-epische Dichtungen. Dadurch ist der Wechsel des Metrums wesentlich bedingt. Es scheint, als ob auch in dieser Beziehung Viktor von Scheffel andere zur Nachahmung geführt habe. Sein Trompeter von Säckingen ist — wie es scheint — vieler neuen Mären und Sänge Vorbild. — Hinsichtlich eines Hauptmotivs klingt an Frau Holde: Adlers Emilie an (Leonard Adler ist ein geborner Schlesier, dessen Dichtungen außer der genannten noch meist ungedruckt sind, da derselbe Krankheits halber schon über ein Jahr in Funchal auf der Insel Madeira weilt und sich aller geistigen Arbeit enthalten soll). Emilie, ebenfalls eine lyrisch-epische Dichtung, ist hinsichtlich der Fabel sehr einfach. Die einzige Tochter eines sehr braven hohen Forstbeamten verlobt sich mit dem tüchtigen Hauslehrer einer gräflichen Familie, deren ältester Sohn, ein Lieutenant ohne irgendwelche sittliche Grundsätze, die Jugendbekannte umflattert und, als er die Neigung des Hauslehrers merkt, eine heftige Tischscene im Vaterhause verschuldet, durch welche jener genötigt wird, sofort abzureisen. Zugleich verleumdet der Rivale den Hauslehrer bei seiner Braut als ihrer durchaus unwert. Auch Emil der Hauslehrer ist durch das Mißverständnis dieser Scene, in welcher er den Offizier mit Emilie antrifft, im Glauben an Emiliens Charakter erschüttert. Er begibt sich, ohne Emilie noch einmal gesprochen zu haben, auf Reisen, erwirbt als Forscher großen Ruhm und kehrt als Professor zurück. Emilie zehrt von der Erinnerung an die frühere, frühe zerbrochene Liebe und hofft auf die Heimkehr und glückliche Lösung. Und diese kommt endlich. Den Professor führt ein anderer Reisezweck in die Nähe des Grabes seiner Lebenshoffnungen. Er glaubt, Emilie sei die Gemahlin des jungen Grafen, von der er hört, daß sie unglücklich sei, und will noch einmal den Ort, wo er so glücklich an ihrer Seite war, aufsuchen: die Gartenlaube am Forsthause, und findet — Emilie, welche Berichte über seine Reisen liest und dann in einen Strom von Thränen ausbricht. Ergreifend ist der Augenblick des Wiederfindens und die ihm folgende Stunde, welche allen und jeden Zweifel löst. — Diese Dichtung ist aus der vollen Gegenwart, an einen der jüngsten Kriege mit angeschlossen, insofern also mit Frau Holde nicht verwandt, sondern nur hinsichtlich der Gefahr, die für die treue Liebe die Wollust eines Dritten bringt. Sehr ansprechend sind die lyrischen Mottos der einzelnen Gesänge; aber auch die ganze Dichtung in ihrem keuschen, ernsten, wahren Tone verdient vollauf die gute Aufnahme, welche die Dichtung gefunden hat. (Seit Jan. 1872 ist Emilie in 12 Auflagen erschienen. Die 13., mit Bildern von Prof. Knust reich illustrierte, ist in Vorbereitung. — Verl. v. Ludw. Jul. Heymann in Berlin.)

Objektivität und Allgemeingiltigkeit des Urteils, wir sind auch der Überzeugung, daß die Liebe zu Weib und Wein, wie sie Baumbach in schier unerschöpflichen Variationen besingt, weder wahre Liebe noch wahre Geselligkeit genannt werden kann, es ist und bleibt Baumbach zumeist bei dem Äußerlichen, beim Genusse stehen. Damit mag er vielen gefallen, aber auch die kecke Ehrlichkeit, daß er mit Bruder Leichtsinn im Bunde stehe, daß er Schelmenlieder singe, überhebt ihn des Urteils nicht, daß in seinen Dichtungen zwar Wahrheit, aber nicht die höchste Wahrheit besungen werde. Und noch eins: Baumbach zeigt uns in seinen Liedern im Wesentlichen immer nur ein Gesicht, einen fröhlichen Zechbruder, der andere zur Freude locken will. Das ist ein Zeichen von Gesundheit und Kraft ohne Frage, auch von gewisser geistiger Gesundheit; — es könnte auch ein Zeichen dafür sein, daß der Ernst des Lebens nicht derartig an ihn herangetreten sei, um ihn in tiefster Seele zu ergreifen. Aber dem ist nicht so. Baumbach hat auch Seelenschmerzen und Kummer; vgl. Guter Rat.*)

Spielmann, willst du dir Gunst erringen,
Darfst du von deinem Leid nicht singen.
Freude schenke den Gästen aus;
Wermut haben sie selbst zu Haus.

Diese Verse bilden den Eingang und das Motto der Spielmannslieder. Und das letzte derselben spricht es noch deutlicher aus.

Mein Herz trägt heimliches Leid.

[Spielmannslieder. 5. Aufl. Leipz. 1883. S. 82.]

Der Ulmenbaum, der starke
Zum Himmel fröhlich ragt,
Derweil in seinem Marke
Tötend der Holzwurm nagt.
Ich singe frohe Lieder
Von Lenz und Lustbarkeit,
Sie hallen im Lande wieder.—
Mein Herz trägt heimliches Leid.

Ein Brunnen quillt verborgen
Aus dunklem Erdenschacht,
Des Wasser alle Sorgen
Und Leiden vergessen macht.
Tage und Monden schwinden,
Ich suche weit und breit
Und kann den Quell nicht finden.—
Mein Herz trägt heimliches Leid.

Der Mai hat über die Auen
Tausend Blumen gestreut.
Mein Auge soll nicht schauen,
Die mich am meisten freut.
Ein Vogel singt im Flieder
Von Minne und Hochgezeit.
Sonne, wann gehst du nieder?
Mein Herz trägt heimliches Leid.

Es erfüllt uns eigentlich dieses Lied mit tiefer Wehmut. So enthüllt sich uns in seinen Liedern nicht der eigentliche Dichter, sondern ein ganz anderer, welcher uns fröhlich machen will, während es ihm traurig ums Herz ist, welcher vergessen will, es aber nicht kann, und wir werden an den berühmten Garrik erinnert, der alle zum Lachen fortriß, während sein Herz

*) Spielmannslieder. S. 5.

von der tiefsten Schwermut gequält wurde, und an Clemens Brentanos „Lustige Musikanten“ und den traurigen Schluß: Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm!

Aber um so mehr sind wir berechtigt zu fragen: Ist es denn not, daß Baumbach uns nur sich so zeigt, wie er eigentlich nicht ist? Und thut er es auch nicht aus Menschengefälligkeit, um eigentlichen Haschens nach der Gunst des Publikums willen, so sind wir auch weiter zu der Hoffnung berechtigt, daß wir nach den schönen lustigen Weisen auch noch oder wieder ernsteren Tönen begegnen werden. Ist nicht die Nachtigall der beste Sänger, auch wenn sie lauter Klageweisen singt?

Werke: *Zlatorog. Eine Alpensage. 1877. 10. Aufl. 1883. Leipzig. — *Lieder eines fahrenden Gesellen. 1877. 8. Aufl. Ebd. 1883. — Enzian mit Beiträgen von R. Baumbach. 10 M. ebd. — *Mein Frühjahr (enthält Baumbachs poetische Beiträge aus Enzian) 1882. 4. Aufl. — Sommermärchen 1881. — *Spielmannslieder 1882. 5. Aufl. 1883. — *Von der Landstraße. 1882. 5. Aufl. 1883. — *Frau Holde. 1881. 8. Aufl. 1883. — *Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt. 1883. 3. Aufl. — Neue Lieder eines fahrenden Gesellen. 1880.*) — Horand und Hilde. Eine nordische Sage. 1878. Leipz. (Breitkopf und Härtel) — *Truggold.**) Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Berlin, Alb. Goldschmidt. 2. Aufl. 1883.

Proben aus R. Baumbachs Dichtungen.

1. Jeder nach seiner Art.[1])

[Lieder eines fahrenden Gesellen. 8. Aufl. Leipzig 1883. S. 4.]

Nie werden Trauben süß und schwer
An Haselbüschen reifen,
Der Distelfink lernt nimmermehr
Wie eine Drossel pfeifen.

Sehnsüchtig klagt im Hollerstrauch
Das Nachtigallenmännchen,
Ich singe nach Vagantenbrauch[2])
Beim Klapp der Deckelkännchen.

Der feilt an einer Elegie,
Der schmiedet eine Fabel,
Ich singe in die Winde, wie
Gewachsen mir der Schnabel.

Ich hab's gelernt im grünen Wald
Beim Rauschen alter Föhren,
Und wem mein Singsang nicht gefallt,
Der braucht nicht zuzuhören.

---

2. Ghasel.[3])

[Mein Frühjahr. 4. Aufl. Leipzig 1882. S. 19.]

Wohl jedem, welcher singen kann,
Ein Lied zum Himmel schwingen kann!
Entstiegst du deinem Ei als Fink,
Des Sang zum Herzen dringen kann,

---

*) Alles bei Liebeskind in Leipzig erschienen.

**) Die erste Aufl. erschien unter dem Namen Paul Bach. Es ist eine humorvolle Erzählung aus der Zeit der Goldmacher.

[1]) Der Grundgedanke dieses Liedleins ist ja durchaus richtig, nämlich der: Die Gaben der Dichter richten sich nach Geschmack und Begabung. Man kann von dem einzelnen Dichter nicht alles verlangen. Nichts aber ist unberechtigter, als dem Fink tadelnd vorzuhalten, daß er nicht wie eine Nachtigall singt.

[2]) Vaganten heißen die fahrenden Schüler des 15. und 16. Jahrhunderts.

[3]) Über die Form des Ghasels vgl. Leimbach, Erläuterungen. 3. Bd. 2. Aufl. S. 208.

So schaffe, daß dein Jubellied
An fremde Ohren klingen kann.

Und wenn du eine Krähe bist,
Der nie ein Lied gelingen kann,

Aus deren Brust nur rauher Ton
Und wild Gekrächz sich ringen kann,

So sorge, daß dein Sang nicht Schmerz
Den Ohren andrer bringen kann;

Doch stumm zu sein, du armes Tier,
Dich wahrlich niemand zwingen kann.[1])

---

3. Am Meer.

[Von der Landstraße. 5. Aufl. 1883. Leipzig. S. 68.]

Es rauscht und braust und wogt und bebt. —
O Meer, ich hab dich wieder!
Die Sonne goldene Schleier webt,
Und über dem Blau die Möve schwebt
Mit leuchtendem Gefieder.

Es rauscht und braust und singt und sagt
Von fernen, glühenden Zonen,
Wo der mähnenumwallte Löwe jagt,
Wo die schlanke, schwankende Palme ragt
Hoch über des Urwalds Kronen.

Es rauscht und braust und klingt und spricht
Von eisumlagerter Küste.
Es loht und flammt das rote Licht,
Es knirscht das Eis, die Scholle bricht,
Der Tod geht durch die Wüste.

Es rauscht und braust und klingt ein Lied
Von Sturm und Ungewitter.
Der kreischende Vogel zum Strande zieht,
Die Segel reißen, es kracht das Spriet,[2])
Die Maste gehen in Splitter.

Es rauscht und braust und wogt und schlingt
Um's Land den ewigen Reigen.
Und wenn des Meeres Woge klingt
Und ihre Zauberlieder singt,
Muß unsereiner schweigen.[3])

---

4. Die Tanne.

[Mein Frühjahr. 4. Aufl. Leipzig 1882. S. 20.]

Es steht ein Schloß am blauen Meer,
Die Mauern sind längst zerfallen,

Die Myrte duftet, der Lorbeer grünt
In den weiten Höfen und Hallen.

---

[1]) Grundgedanke: Deine Lust und dein Leid in Tönen auszuströmen, ist dir unverwehrt; du magst es auch immerhin in Versen versuchen; aber bringe, falls du kein Talent hast, deine Töne nicht vor andrer Ohren und lasse das „Gekrächze der Krähe" nicht drucken.

[2]) Die Segelstange von gabelförmiger Gestalt.

[3]) Die Melodien des Meeres sind so reich und gewaltig, vom fernen Süden und Norden, von überwundenen Stürmen, vom täglichen Reigen, der ums Land geschlungen wird, erklingen sie so zauberhaft, daß der Dichter schweigen muß und nur lauschen kann

Und wo am höchsten ragt der Fels
Hinauf in die blauen Räume,
Erhebt eine Tanne ihr stolzes Haupt
Über die wälschen Bäume.

Ich segne dich, du heimischer Baum,
Der im Süden Wurzeln geschlagen,
Ich segne die Hand, die das Samen-
korn
Von Norden herabgetragen.

Ich segne den Boden, welcher dich nährt,
Die Sonne, welche dir leuchtet,
Ich segne den Wind, der dich kosend
umspielt,
Den Regen, der dich befeuchtet.

Da geht ein Wehen durch's Geäst,
Wie süße Heimatslieder,
Die dunkeln Zweige neigen sich
Als wie zum Gruße nieder.

Ich schlinge den Arm um den har-
zigen Stamm
Und lasse ein Jauchzen gellen. —*)
Die Myrten und Lorbeern spotten leis
Der beiden fremden Gesellen.

---

5. Kindermärchen.**)

[Mein Frühjahr. Ebd. S. 43.]

In fernen Kindertagen
Zu stiller Abendstund
Wie lauschten wir den Sagen
Aus unsrer Mutter Mund.

Die Schwester ließ die Puppe,
Der Bruder ließ sein Pferd.
Die Magd vergaß die Suppe,
Die Küche und den Herd.

Wir horchten wie die Mäuschen,
Wenn Mütterchen begann
Die Mär vom Zauberhäuschen
Und von der Hex im Tann.

Sie wußte zu berichten
Vom Zauberschloß im Berg
Und lustige Geschichten
Vom Riesen und vom Zwerg;

Von giftgeschwollnen Drachen,
Die Gold und Edelstein
Im hohlen Fels bewachen
Und rotes Feuer spei'n;

Und wie der Hirt geworben
Um eines Königs Kind —
Und sind sie nicht gestorben,
Sie noch am Leben sind.

Zum Jüngling ward der Knabe,
Zu eng das Vaterhaus.
Ich zog am Wanderstabe
Auf Abenteuer aus.

Da sah ich Drachen brüten
Auf Gold und Edelstein
Und dumme Riesen wüten
Und kluge Schneiderlein.

---

*) Ein herziges Lied von der Stärke des Heimatsgefühles im Dichterherzen, welchem die unscheinbare Tanne unter den zahllosen Herrlichkeiten Italiens doch das Liebste, weil ein lieber deutscher Landsmann, ist.

**) Alle Kindermärchen haben nicht nur ihre Wahrheit für das Kind, nach seinem Alter und Verständnis, sie sind auch herrliche Bilder des Lebens. Nur eins scheint bislang dem Dichter keine Wahrheit zu haben: das Märchen vom Tischlein deck dich, und Esel streck dich. Und was sagt uns somit der Dichter? Nichts anderes, als: Gebratene Tauben fliegen niemanden in den Mund, und wer essen und leben will, der muß heutzutage arbeiten. Sonst sind die Beispiele, welche der Dichter wählt, ebenso humoristisch-packend als leicht verständlich. Das Würfeln mit dem Tode ums Leben weist auf die großen Lebensgefahren hin, denen der Dichter ausgesetzt gewesen und nur durch ein besonders günstiges Geschick entronnen ist.

Da sah ich Hans und Gretchen
Verirrt im Zauberwald,
Mit goldnen Haaren Mädchen
Und Hexen jung und alt;

Fand Zwerge voller Tücke
Und manch ein redend Vieh,
Auch traf ich Hans im Glücke
Und Gold- und Pechmarie.

Mich hat mit rotem Golde
Ein Kobold oft genarrt,
Ich fand auch manche Holde,
Die auf Erlösung harrt.

Ich hab erweckt mit Küssen
Manch Dornenröslein rot
Und öfter würfeln müssen
Um's Leben mit dem Tod.

Doch blieb der Esel Streckdich
Bis heut mir unbekannt,
Und auch das Tischlein Deckdich
Ich Armer nirgends fand.

---

6. In alten Zeiten.*)

[Ebd. S. 46.]

Meine alte, gute Muhme Lore wußte zu berichten
Mehr als tausend Sagen, Märchen, Schwänke, Mord- und Spuckgeschichten,
Doch am Schlusse sprach sie sorglich: Kleiner, schreib' dir's hinter's Ohr,
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Droben in dem Burggemäuer, sprach im Flüsterton die Muhme,
Wächst zur Zeit der Sonnenwende eine gelbe Schlüsselblume.
Wer sie pflückt, der ist geborgen, denn dann rückt ein Schatz empor. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Hatt' einmal ein armer Schäfer eine Dirne sich erkoren,
Und drei Monden vor der Hochzeit ging sein Augenlicht verloren.
Doch sie ließ nicht von dem Blinden, dem sie Lieb' und Treue schwor. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Träumend lag sie einst im Grase in dem Schloßhof auf dem Berge;
Sieh, da trat zu ihr ein kleines, silberbärtiges Gezwerge,

---

*) Diese Dichtung ist nach mehrfacher Hinsicht sehr interessant und wichtig. Zunächst ist sie ein Abfall von der größeren Dichtung: Frau Holde und zwar im Wesentlichen eine Darstellung desselben Stoffes in humoristischer Form. Daß der Dichter in Nebenpunkten andere Züge anbringt und Wiederholungen vermeidet, ist selbstverständlich. Zum anderen ist die komische Warnung der alten Muhme Lore durch den an der packendsten Stelle der Strophe angehängten, die gläubige Kinderseele gewissermaßen schleunigst wieder aufklärenden, Refrain charakteristisch und ohne Zweifel sehr wirksam. — Endlich aber liegt leider auch außerhalb des Märchens eine große Wahrheit in dem Kehrreime der alten Muhme, der wahrlich die Lebenserfahrung nicht fehlt: Es fehlen nicht nur heutzutage die alten Wunder der Märchenwelt, sondern auch die alten Tugenden der Menschenwelt, die Treue der bräutlichen Liebe, welche auch von einem erblindeten Bräutigam nicht läßt, und die Kraft dieser Liebe, welche alle Schätze der Welt mit Freuden hingibt, wenn sie nur ihrem Bräutigam eine Hülfe bringen, eine Retterin sein kann.

Und das Zwerglein neigte flüsternd seinen Mund zu ihrem Ohr. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Sieh die Schlüsselblume, sprach es. Willst du Geld und Gut erlangen;
Grab' sie aus; an ihrer Wurzel wird ein rost'ger Schlüssel hangen;
Und mit Blum' und Schlüssel findest du der Zauberhöhle Thor. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Wird die Blume abgebrochen, sinkt der Schlüssel tausend Klafter,
Doch der Schlüsselblume Stengel ein noch größer Wunder schafft er,
Sehend macht er einen jeden, der sein Augenlicht verlor. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

Grub die Dirne nach dem Schlüssel? Nein des Schäfers Augenlider
Strich sie mit der Wunderblume, und das Augenlicht kam wieder.
Tausend Klafter sank der Schlüssel zu der Zauberhöhle Thor. —
Also war's in alten Zeiten; heute kommt das nicht mehr vor.

---

7. Der Geiger mit dem Höcker.

[Ebd. S. 62.]

Spielmann mit dem Höcker geht
Wohlgemut nach Hause,
Hat gegeigt bis Abends spät
Auf dem Hochzeitsschmause;
Schreitet ohne Aufenthalt
Über's Moos, das feuchte,
Dunkel ist der Tannenwald,
Doch der Mond ist Leuchte.

In des Mondes Silberglanz
Drüben auf den Auen
Drehen sich im Ringeltanz
Sieben wilde Frauen.*)
Ihre Sohlen beugen nicht
Einen Grashalm nieder,
Und ein Schleier silberlicht
Wallt um ihre Glieder.

Sintemal der Hochzeitswein
Ihm zu Kopf gestiegen,
Thät das tapfre Geigerlein
Seine Furcht besiegen,
Ließ im nächsten Augenblick
Seinen Bogen schwingen,
Und sein allerbestes Stück
Durch den Wald erklingen.

Und die Frau'n umschlangen sich,
Schürzten die Gewänder,
Drehten sich und schwangen sich
Wilder und behender,
Spielmann aber ruhte nicht,
Unermüdlich geigte,
Bis des Morgens erstes Licht
Sich am Himmel zeigte.

Lächelnd sprach den Geiger an
Eine von den Holden:
„Arme, wilde Frauen han
Keine Schätze golden,

*) Waldweiber oder auch wilde Frauen nennt der Volksaberglaube elfenhafte, also nymphenhafte Wesen, welche die Zukunft, alle Geheimnisse der Natur, besonders ihre arzneilichen Kräfte kennen, sich beliebig sichtbar und unsichtbar machen, auch den Menschen in ihre Liebe ziehen können.

Aber unsre Huld vermag
Doch dich zu beglücken.
Sprach's und gab ihm einen Schlag
Auf den krummen Rücken.

Wie ein Traum der Spuck verschwand
Vor dem Sonnenlichte.
Geigerlein im Grase stand
Schlank wie eine Fichte,
Wohlgemut in's Dorf hinein
Zog er als Gesunder,
Und die Leute groß und klein
Staunten an das Wunder.

Und die Mädchen blond und braun
Kamen flink gesprungen,
Konnten sich nicht satt erschau'n
An dem hübschen Jungen.
Dir auch Les'rin jung und schön
Möcht' er wohl gefallen
Und am End' den Kopf verdreh'n,
Wie den andern allen.

---

8. Satan in den Alpen.

[Mein Frühjahr. 4. Aufl. 1882. S. 92.]

Als unsres Herren Schöpferhand
Entstehen ließ das Alpenland,
Er jeden Mann bedenken wollte,
Der in den Bergen hausen sollte.
Für Hirten und für Sennerinnen
Erschuf er Gras und Blumen drinnen,
Dem Fischer schuf er die Forellen
In Bächen und in Wasserfällen,
Dem Jäger gab er Wild zum Schießen,
Dem Holzknecht ließ er Bäume sprießen,
Dem Kräutler aber Wurz und Kraut,
Daraus man Tränklein kocht und braut.

Auch für die Wandrer, die in Scharen
Im Sommer zu Gebirge fahren,
Thät Gott schon in der Schöpfung Tagen
Mit großer Weisheit Sorge tragen.
Der Wälder Grün, der Berge Luft,
Der bunten Blumen Pracht und Duft,
Den Wasserfall, den blauen See,
Den Gletscher und den Firnenschnee,
Das alles hat er mit Bedacht
Dem Menschenvolk nach Wunsch gemacht,
Daß alle auf den Bergen droben
Des reichen Gottes Milde loben.
Drob sah — wie konnt es anders sein?
Der böse Feind sehr sauer drein,
Der gerne, wie geschrieben steht,
Sein Unkraut in den Weizen sät.
Auf seiner Teufelskanzel saß
Verderben brütend Satanas.
Bis er nach langen Mühestunden
Frohlockend rief: „Ich hab's gefunden!
Euch Leuten soll ein Feind ersteh'n,
Daß euch die Augen übergeh'n,
Ein Feind, der euch an seinem Herd
Wie Hühner rupft und Schafe scheert,
Und schließlich ohne Unterschied
Das Fell euch über die Ohren zieht."

Da zuckten Blitze, Donner hallte,
Und einer dunklen Felsenspalte
Entstieg in blauem Flammenglanz
Ein Mann mit einem Schwalbenschwanz.

Muß ich den Mann beim Namen nennen?
Ich glaub', ihr thut ihn alle kennen,
Der uns erschaffen ward zum Weh.
Auf Wälisch heißt er Hôtelier.*)

*) Wo viel Licht ist, ist auch großer Schatten. Hat Gott jenes, so hat der Teufel diesen geschaffen. Das Schreckliche der Alpenwelt, besonders in der Schweiz, ist der im Frack (Schwalbenschwanz) erscheinende Hotelbesitzer.

9. Dichteritis alpina.

[Mein Frühjahr. 4. Aufl. 1882. S. 145.]

1.

Vorbemerkungen.

Die ihr das Hochgebirg' bereist,
Sagt, wie das ärgste Übel heißt,
Das mitten in der Alpenwelt
Den Wandrer tückisch überfällt.
Ist's Schwindel, Asthma, Schädelweh,
Ist's Sonnenstich, ist's wunde Zeh',
Ist's Husten, Schnupfen, Durst? — O nein,
Das Übel muß ein größ'res sein.
Des Durstes Qual ist fürchterlich,
Und schrecklich ist der Sonnenstich;
Das Schrecklichste — vernimm's, Tourist!
Die Alpen-Dichteritis ist.

2.

Disposition.

Nicht Jeder, der bergauf marschiert,
Zur Dichteritis inkliniert.
Am Schlimmsten spielt sie dem wohl mit,
Der schon daheim am Dichten litt.
Wer zu Neujahr dem Elternpaar
Als Knabe brachte Verse dar,
Wer später auf den Mondenschein
Gereimt hat seine Liebespein,
Und wer bei einer Schmauserei
Nicht halten kann die Poesei,
Den fällt beim ersten Ochsenstall,
Beim ersten Herdenglockenschall,
Wo nicht schon auf der Eisenbahn,
Die Alpen-Dichteritis an.

3.

Diagnose.*)

Die Diagnose ist nicht schwer.
Der Kranke spricht und lacht nicht mehr,
Hält Selbstgespräche leis und laut,
Wobei er an dem Bleistift kaut;
Bald geht er langsam, bald geschwind,
Ist für die Mitwelt taub und blind,
Wischt ab den Schweiß sich mit dem Tuch
Und greift zuletzt zum Taschenbuch,
Aus welchem Zeichen jedermann
Auf Dichteritis schließen kann.

4.

Der Anfall.

Obgleich Patient nicht schlägt und beißt,
Wie wutbefall'ne Kranke meist,
So ist es doch nicht wohlgethan,
Im Paroxismus**) ihm zu nah'n,
Dieweil er alles, was sich reimt,
Mit Dichterschweiß zusammen leimt.
Es reimt Patient im flachen Land
Auf Wonne, Sonne, Hand auf Brand,
Auf Herz und Blut und wunde Brust
Den Schmerz, den Mut, die Götterlust.
Hier aber reimt er ew'gen Schnee
Auf Liebesweh und Alpensee,
Die Wettertann', den Föhrenwald
Auf Jägersmann und Gletscherspalt
Und kommt am End' von Eis und Firn
Auf Edelweiß und Almendirn,
Und dergestalt er's weiter treibt,
Bis er das Wörtlein Ende schreibt.
Dem dichteritischen Erguß
Folgt meist Erschöpfung auf dem Fuß.

5.

Verschiedene Formen der Alpen-Dichteritis.

Zuweilen ist die Krankheit nur
Von ungefährlicher Natur,

---

*) Feststellung der Krankheit.
**) Ein Krankheits*anfall*, der eigentlich Wutanfall genannt werden müßte.

Wenn nämlich der, den sie befällt,
Sein Exsudat*) für sich behält
Wenn's aber einer weiter treibt
Und Tisch und Bank und Wand be-
schreibt,
Und wessen Dichtwut also wächst,
Daß er das Fremdenbuch beklext,
Des Zustand flößet insgemein
Schon stärkere Besorgnis ein.

6.
Schwerste Form.

Du sitzt behaglich auf der Bank
Beim Morgen- oder Abendtrank,
Siehst, wie der Bergsee Wellen schlägt,
Den Kahn voll froher Menschen trägt
Und freust dich, wie die Sonne strahlt
Und goldigrot die Firnen malt. —
Da tritt ein Mann an dich heran,
Knüpft ein Gespräch behende an,
Berühmt die kühle Bergesluft,
Des Tannenwaldes harz'gen Duft,
Den See, den Bach, den Wasserfall,
Die Felsen und den Wiederhall
Und zeigt so viel Verstand und Witz,
Daß du ihm bietest einen Sitz.
Kaum aber hat der fremde Gast
An deiner Seite Platz gefaßt,
In deinem Kopf es schrecklich tagt,
Daß ihn die Dichteritis plagt.
Er zieht sein Taschenbuch hervor
Und bittet um geneigtes Ohr
Und bohret mit des Wahnsinns Lust
Ein lyrisch Lied dir in die Brust;
Ist's überstanden, kommt darnach
Des Epos schwerer Keulenschlag,
Vierzeilen**) folgen, und zuletzt
Wird dir noch ein Sonett versetzt. —
Tritt so die Dichteritis auf,
Dann, Wandrer, fleuch im schnellsten
Lauf!

7.
Therapie.***)

Es giebt, was Heilung anbetrifft,
Kein Dichteritis-Gegengift.
Die beste aller Arzenein
Soll noch das Steineklopfen sein,
Doch selber dies nicht helfen thut,
Wenn chronisch ward die Dichterwut.
Unheibar ist, wer sein Produkt
Einmal gelesen hat gedruckt.
Ein warnendes Exempel sei
Verfasser dieser Reimerei.

---

10. Die Feder im Bart.

[Abenteuer und Schwänke. 3. Aufl. 1883. S. 29.]

Das war Herr Thedel unverzagt,
Der Ritter von Wallmode.
In alten Büchern ist viel gesagt
Von seinem Leben und Tode.
Er hatte von des Teufels List
Viel Ungemach zu leiden
Und starb als Ritter und guter Christ
In Livland unter den Heiden.
Und wenn ich des Helden Lebensgang
Zu Ohren ganz euch brächte,
So dauerten drei Tage lang
Die Mären und drei Nächte.
Nur eine bleibt euch nicht gespart;
Sie heißt: Die Feder in dem Bart.

Im Lande Braunschweig Herzog war
Herr Heinerich der Leue.
Dem diente manches liebe Jahr
Herr Thedel in großer Treue,
Und weil er, was sein Herr begehrt,

*) = Das Ausgeschwitzte, das Resultat einer unfreiwilligen oder einer angestrengten Thätigkeit.

**) Dieses besonders zur lehrhaften Dichtung verwendete Maß ist besprochen Erläut. 2. Aufl. Bd. III, S. 301.

***) = Heilung.

Vollbrachte allerwegen,
So war dem Herzog lieb und wert
Der unerschrockene Degen.
Er ließ an seinem Stuhl ihm steh'n
Und thät ihm reiches Gut zu Lehn
Und manches Kleinod geben. —
Doch hat das Glück ein Haus gebaut,
Der gelbe Neid in's Fenster schaut
Und siedelt sich daneben.

Der Herzog Heinrich saß beim Mahl
Und ließ den Wein sich munden.
Herr Thedel war in's Wiesenthal
Geritten mit Falk und Hunden.
Da sprach der Herr: „Mir dient ein Mann,
Den alle Sänger feiern,
Wie keinen zweiten ich gewann
In Braunschweig, Sachsen und Baiern.
Er hat mit dem wütenden Heer gejagt,
Kein Teufel macht ihn zittern,
Es lebe Herr Thedel Unverzagt,
Der beste von allen Rittern!"
Nun saß vom Herzog nicht zu fern
Ein Neidhart in der Runde.
Der trat heran zum Sitz der Herrn
Und sprach mit höhnischem Munde:
„Herr Thedel, der Held von selt'ner Art,
Ich wette, ist auch zu erschrecken.
Laßt morgen früh in Euren Bart
Eine weiße Feder stecken,
Und wenn Herr Thedel unverzagt
Die Feder auszuziehen wagt
Mit seiner Hand, der kecken,
So schnappt und beißt ihm nach der Hand —
Ich setze meinen Kopf zum Pfand,
Es faßt ihn jäher Schrecken."
Herr Heinrich sprach dem Schelmen Dank
Und freute baß sich auf den Schwank.

Der Herzog schritt im Morgenschein
Zur Kirche Gott zu loben.
Er trug im Bart ein Federlein
Herrn Thedel zu erproben.
Der Ritter sah's und neigte sich
Die Feder zu entflechten;
Da schnappte Herzog Heinerich
Dem Helden nach der Rechten,
Herr Thedel aber gab sogleich
Dem Herzog einen Backenstreich
Und, glaubt mir, keinen schlechten.

Drob hat Herr Heinrich nicht geklagt;
Er sprach: „Bei Christi Wunden!
Du bist der Thedel Unverzagt,
Jetzt hab' ich's selbst empfunden,
Gieb mir die Hand und schweige still.
Wer meinen Thedel schrecken will,
Der ist nicht recht bei Sinnen.
Mir ward zum Lohn, was mir gebührt,
Doch wer mich zu der That verführt,
Den packe ich von hinnen!"

---

11. Gaudeamus igitur.*)

[Lieder eines fahrenden Gesellen. 8. Aufl. Leipzig 1883. S. 92.]

Gestern saß ich still beim Wein
Voller Mißvergnügen;
War wohl mit dem falschen Bein
Aus dem Bett gestiegen.

*) Der Dichter verwendet die charakteristischen Strophen des bekannten Studentenliedes — in ihm passender Reihenfolge — als wären sie gerade in dieser Reihenfolge von ihm gehört und in ihrer großen Wahrheit erfahren worden. An des Unmutigen Ohr dringt der ferne Mahnruf zur Freude: Gaudeamus igitur. Die lebensfrische Jugend singt das Lob der Universität und aller ihrer Glieder. — Die Neugier zieht ans Fenster

Da erklangen vor dem Thor
Jugendstimmen leise,
Und in mein geschärftes Ohr
Drang die Burschenweise:
  Gaudeamus igitur,
  Iuvenes dum sumus:
  Post jucundam juventutem,
  Post molestam senectutem
  Nos habebit humus.

Zog herein ein lust'ger Schwarm
Sachsen und Westfalen,
Mit Borussen Arm in Arm,
Schwaben und Vandalen;
Junges Blut mit flaum'gem Bart,
Burschen, schlank wie Kerzen,
Auf der Wang' die tiefe Quart,
Auf der Stirne Terzen.
  Vivat academia,
  Vivant professores,
  Vivat membrum quodlibet,
  Vivant membra quaelibet,
  Semper sint in flore!

Näher kommt's mit Hall und Schall.
Hinter Blumentöpfen
Wird's lebendig überall
Von bezöpften Köpfen.
Ob der Kaffee auch verbrennt
Und die teure Sahne,
Von dem Herd zum Fenster rennt
Tochter, Mutter, Ahne.
  Vivant omnes virgines
  Graciles, formosae,
  Vivant et mulieres;
  Tenerae amabiles,
  Bonae laboriosae.

Als die alte Stadt entlang
Zog der helle Haufen,
Fühlt ich über meine Wang'
Heiß ein Thränlein laufen.
Als ich's mit dem Finger schnell
Aus dem Bart gerieben,
Ist ein Haar mir silberhell
In der Hand geblieben.
  Vita nostra brevis est,
  Brevi finietur.
  Venit mors velociter,
  Rapit nos atrociter,
  Nemini parcetur.

Alte Burschenherrlichkeit!
Bist du gleich entschwunden,
Schlug mir auch im Lauf der Zeit
Frau Fortuna Wunden,
Burschenmut ich nicht verlor
Mit der Burschenmütze,
Und dem Schicksal nach wie vor
Biet ich keck die Spitze.
  Pereat tristitia,
  Pereant osores,
  Pereat diabolus,
  Quivis antiburschius
  Atque irrisores!

---

12. Die Sennrin vor der Hütte stand.

[Mein Frühjahr. 4. Aufl. Leipzig 1882. S. 22.]

Die Sennrin vor der Hütte stand
Und nach den Wänden spähte,
Jetzt hob sie grüßend ihre Hand,
Ihr weißes Tüchlein wehte.

---

die Mädchen und die alten Matronen, und sie hören als Gruß der akademischen Jugend: Vivant omnes virgines, mulieres! Der Dichter wird durch diese Erinnerung an die schöne Studienzeit gerührt und durch ein Silberhaar an seines Todes Nähe erinnert. — Doch behält er noch Jugendlust und Lebensmut genug, der Trauer, den Hassern, dem Teufel und jedem Verächter der Burschenherrlichkeit ein pereat zuzurufen. Diese Art der Verbindung des lateinischen Liedes mit dem glossierenden deutschen Texte hat zu einem ernsten Gedichte vortrefflich Geibel benutzt (Pergolese: Vgl. Leimbach, Erläuterungen I³. S. 298.)

Ihr Jäger stand auf einem Stein,
Den Hut mit Jauchzen schwang er,
Und wie's ihm gab die Stunde ein,
Mit heller Stimme sang er:
Der Almenrausch ist grün und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Verklungen war des Burschen Sang
Im Morgenwinde leise,
Allein der Hirt am Bergeshang
Behielt sich Wort und Weise.
Und als er seine Herde trieb
Im Spätjahr von den Bergen,
So sang er seinem blonden Lieb,
Dem Kind des alten Fergen:
Der Almenrausch ist grün und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Die Schiff'rin sang das Lied im Kahn
Wohl auf dem See, dem blauen;
Da hielten ihren Atem an
Die fremden Herrn und Frauen.
Stadtfräulein mit den Wangen bleich
Leis schluchzte hinter'm Tüchlein,
Ein Stadtherr aber schrieb sogleich
Das Lied in's Taschenbüchlein:
Der Almenrausch ist grün und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Im Königsschloß, im Marmorsaal
Die seidnen Schleppen gleiten.
Doch stille wird's mit einem Mal;
Ein Sänger rührt die Saiten.
Dann hebt er an zum Zitherklang
Zu singen und zu sagen
Wie Drosselruf und Finkensang
Und Nachtigallenschlagen:
Der Almenrausch ist grün und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Der Ton erstarb, das Lied verklang,
Und lauter Beifall rauschte,
In blanker Wehr stand auf dem Gang
Ein Grenadier und lauschte.
Was auf der Alm zum ersten Mal
Der Sennrin er gesungen,
Ist wie ein Gruß vom Heimatsthal
Im Königsschloß erklungen:
Der Almenrausch ist grün und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.*)

---

13. Der Gefangene.

[Von der Landstraße. 5. Aufl. Leipzig 1883. S. 90.]

Liegt ein Schloß im grünen Thal,
Golden malt der Sonne Strahl
Mauer, Turm und Zinne.
Klingend durch die Seele zieht
Mir ein halbvergess'nes Lied
Von getreuer Minne.

Schritt ein Hauf zum Zwingerthor,
Hellebarde und Feuerrohr
Klirrten durch die Gassen,
Dumpfen Schall die Trommel gab.
Armer, gefangener Reiterknab
Muß sein Leben lassen.

---

*) So macht ein unscheinbarer Sang nicht nur die Reise von der Gletscherhöhe bis zum Königsschlosse, sondern auch die Runde bis zu dem, von dem es ausging, und zum Troste für diesen, als Gruß für ihn aus der fernen Heimat.

Mägdlein an dem Fenster stund,
Weinte sich die Augen wund
Hinter den Blumenscherben.
„Ist dein Haar so blond und lang
Und so adelig dein Gang.
Knabe, du sollst nicht sterben.“

An die Rotte unverzagt
Trat heran die schöne Magd,
Still die Knechte standen.
„Gebt mir den Gefangnen frei,
Daß er mir zu eigen sei.
Löst ihm Stricke und Banden!“[1])

Neigte sich der Waibel tief,
Und der Landsknechthaufe rief:
„Laßt ihn los und ledig!
Was sie fordert, ist ihr Recht.
Freu dich, junger Reiterknecht,
Preise den Himmel gnädig!“

Ward der Reiter frei zur Stund?
Nein. Er sprach mit rotem Mund:
„Jungfrau, laß dein Werben.
Bräche die Treu' ich meinem Lieb,
Ehrlos wär' ich wie ein Dieb.
Lieber will ich sterben.“

Stumm die Magd die Hände rang.
In den Tod mit festem Gang
That der andre gehen.
Dumpfen Schall die Trommel gab;
Bald, du armer Reiterknab,
War's um dich geschehen.

Aus des Knaben Grab hervor
Stieg ein Lindenbaum empor,
In des Himmels Bläue.
Im Gezweige nimmermüd
Singt ein Vögelein das Lied
Von des Knaben Treue.[2])

---

14. Mein schönstes Lied.

[Von der Landstraße. 5. Aufl. Leipzig 1883. S. 82.]

Weiß nicht, wie viel ich Lieder sang,
Zu zählen sind sie nimmer.
Ich sang zu Lauten- und Becherklang
Bei Sonnen- und Sternenschimmer.
Ich sang im Wald und auf der See,
Über den Wolken im Firnenschnee,
In Sturm und Ungewitter
Und hinter'm Eisengitter.[3])

Mein schönstes Lied, mein hohes Lied
Das ist noch ungeboren.
Wie eine Lerche nachts im Ried
Schlummert es traumverloren.
Doch wenn's einmal die Flügel schwingt
Und jubelnd zu den Sternen dringt,
Erschallt's zu deinem Ruhme,
Strahlende Wunderblume.[4])

---

[1]) Das Leben zum Tode verurteilter Männer konnte dadurch gerettet werden, daß ein Mädchen sich den Gefangenen zum Manne erbat.

[2]) Dies ist ein Lied von der Treue eines Knaben (jungen Kriegers), welche stärker ist als der Tod.

[3]) Wohl im Karzer der Universität.

[4]) Das hohe Lied von der wahren Liebe hat der Dichter noch nicht gesungen; es wird dasselbe aber, wenn es erscheint, auch nur der Einen, der wahrhaft Geliebten, zu Ehren gesungen werden. Dieses Lied ist der beste Beweis für die Richtigkeit unseres obigen Urteils.

Ludwig Bechstein.

[Quellen: *Brümmer, Dichterlexikon S. 44 ff. — *Barthel, Litteratur der Neuzeit. 9. Aufl. S. 577 ff. —*Ignaz Hub, Balladen- und Romanzendichter. S. 589.]

Ludwig Bechstein ist am 24. Nov. 1801 zu Weimar geboren, aber, da er frühe verwaist war, im Hause seines Oheims, des als Naturforschers anerkannten Joh. Matth. Bechstein zu Dreißigacker bei Meiningen erzogen worden, bis er in Meiningen das Gymnasium besuchen konnte. Aber aus gekränktem Ehrgeize verließ er diese Anstalt, ohne dieselbe absolviert zu haben, und trat in einer Apotheke zu Arnstadt als Lehrling ein. Schon dort beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit poetischen Versuchen und hatte die Freude, daß mehrere seiner Gedichte von Dolz in Leipzig in die Jugendzeitung aufgenommen wurden. Seine Produktivität wuchs, und mit ihr die Anerkennung. Er war bereits Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, als er, Apothekergehilfe in Salzungen, seine ersten Dichtungen (Sonettenkränze. Arnstadt, 1828) in die Welt gehen ließ; diese lenkten des regierenden Herzogs Bernhard von Meiningen Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter, und jener gewährte diesem die Mittel, Universitätsstudien zu machen.

Bechstein studierte in Leipzig Philosophie, Litteratur und Geschichte und setzte später diese Studien in München fort, wo er mit einer großen Anzahl von Gelehrten und Dichtern in Verbindung trat. Die Ferien benutzte er zu Reisen in den Harz und ins Riesengebirge, ins bairische Hochgebirge und nach Salzburg. Nach Vollendung seiner Studien nach Meiningen zurückgekehrt, fand er sofort (1831) durch die Huld seines Landesherrn eine feste Anstellung als Kabinetsbibliothekar und 2. Bibliothekar der herzogl. öffentl. Bibliothek. Im Jahre 1833 rückte er in die Stelle des 1. Bibliothekars auf. Seine im Jahre 1835 mit O. L. B. Wolff gemeinsam unternommene Reise nach Brüssel und Paris hat er in der Schrift: Die Reisetage. Aus meinem Leben. (2 Bde. Mannheim 1836) beschrieben. Im Jahre 1832 begründete er den Hennebergischen altertumsforschenden Verein und erwarb sich durch diesen Verein, welcher für andere ähnliche Vorläufer und Muster geworden ist, große, bleibende Verdienste selbst im weiteren Vaterlande. Das Jahr 1840 brachte ihm die Ernennung zum Hofrate, seit 1844 war er Gehilfe am Hennebergischen Gesamtarchiv, seit 1848 Archivar des letzteren. In seinen Ämtern und Würden verblieb er bis zum 4. Mai 1860, wo er zu Meiningen starb.

Bechstein ist ein überaus fleißiger Dichter und Schriftsteller gewesen, wie schon das unten folgende Verzeichnis seiner Werke erkennen läßt Doch ruht die hervorragendere Bedeutung nicht in seinen Dichtungen — so viele ihrer sind — sondern in seinen Sammlungen von Sagen und Märchen. Und vor allem ist er, nicht nur in Thüringen, durch seinen Henneberger Altertumsverein eine Autorität ersten Ranges geworden. In dem Erschließen des Altertums wetteifert er im Fleiß mit den Gebrüdern Grimm, wenn auch

nicht in der Genialität der Auffassung. Die Märchensammlungen, namentlich das Neue deutsche Märchenbuch (Wien), haben bleibenden Wert.

Aber auch der Dichter verdient entschiedene Anerkennung. Ignaz Hub stellt unter den Dichtungen seine Romane am höchsten, welche die vaterländische Geschichte zum Gegenstande haben, z. B. „Grimmenthal", „Das tolle Jahr", „Der Fürstentag", sämtlich romantische Zeitbilder aus dem 16. Jahrhundert, „Die Weissagung der Libussa" (aus dem 9. Jahrhundert) und findet daneben auch die Arabesken anziehend, sowie „Die Fahrten eines Musikanten", deren Held Professor Elster ist.

In seinen Gedichten spricht die sinnige Naturbetrachtung, die Freude an der Natur und die Empfänglichkeit für ihre Sprache zum Herzen. Mit dieser verbindet sich eine tiefe Religiosität, welche nur in einem Liede (Meine Kirche. Gedichte S. 28 ff.) auf ganz verkehrte Weise sich äußert. Seine Kirche ist dort der Wald, die Blumenglocken läuten das Fest der Auferstehung ein, die Wipfel der Bäume rauschen das Orgelspiel, die Vögel singen den Chorgesang, Gott Vater predigt selbst sein Wort, so daß ein Priester nicht nötig ist. Die Liebe ist hier des Vaters einziges Sakrament, welches Taufe und Nachtmahl überflüssig macht.

Er tauft uns nicht mit dem Feuchten,
Er tränkt uns nicht mit Blut.
Seine Liebe läßt er leuchten
In ewig flammender Glut.

Und wenn ich den Schöpfer empfinde
Im Hain, am Quell und im Thal,
Dann feiert, gereinigt von Sünde,
Meine Seele ihr Liebesmahl.

Dann scheint mir der Welt Verhöhnung
Nicht unverzeihlich von ihr.
In den Wipfeln rauscht es: Versöhnung!
Versöhnung! jauchzt es in mir.

Und durchlodern von heiligen Gluten
Möcht' ich drücken die Welt ans Herz.
Für die Menschheit möcht' ich verbluten,
Wie der Heiland im Todesschmerz.

Und möchte die Welt vom Bösen,
Das in ihr noch gar frei,
Mit meinem Tod erlösen,
Daß sie fromm und selig sei.

Zu solchem Lieben entflammt mich
Mein Gott und mein Tempel hier,
Der Frömmler aber verdammt mich:
„Gott hat kein Teil an dir!"

Solche unklaren, von der Kirche sich schroff abwendenden Gedanken führen in Intoleranz und Selbstüberhebung. Glücklicher Weise ist Bechstein sonst auf ganz anderen Bahnen zu finden. — Ferner müssen wir an Bechstein lobend hervorheben die Leichtigkeit der poetischen Gestaltung. Freilich liegt hier auch eine Schwäche verborgen. Der Dichter hat viele Stoffe, welche ihm sein Studium nahelegte, sofort benutzt und bearbeitet. Bei der Raschheit der Produktion unterblieb häufig die Sichtung der Stoffe, und der Stoff selbst fand wohl eine gefällige, in prosodischer Beziehung tadelfreie, aber doch nicht die ureigne, dem Stoffe gewissermaßen angeschaffene Form. Der Dichter gestaltete — ohne etwas Überraschendes, Packendes, Bleibendes zu schaffen.

Die Haimonskinder sind dem Herzog Bernhard Erich Freund in Dankbarkeit gewidmet. Es sind eine große Anzahl in Form und Ton verschiedener Rhapsodieen, auch verschieden an Wert, obgleich keines darunter ist, welches an poetischer Kraft die anderen wesentlich überragt.

Ein interessantes Buch ist Bechsteins Luther. Dieses Gedicht ist in Kanzonen gedichtet, und jede Kanzone, deren eine Reihe zu einem besonderen Abschnitte des Buches sich zusammenschließen, füllt eine Seite und ist ein in sich abgerundetes Ganzes. Das Gedicht enthält aber keineswegs eine Erzählung des Lebens Luthers, ist überhaupt kein Epos, sondern besteht aus einer Menge von einzelnen Betrachtungen, welche irgend einen Punkt aus dem Leben Luthers oder eine Seite seines Charakters herausgreifen und dem Leser wichtig machen sollen. In diesem Gedichte strebt Bechstein ernstlich der großen Persönlichkeit Luthers mächtig zu werden, und so finden wir hier eine große Menge von entschiedenen Bekenntnissen zum Evangelium. Jedenfalls sprüht Begeisterung und Liebe zu dem großen Manne aus jeder Zeile dieser Dichtung, und beschaulichen Naturen kann dieselbe noch heute als eine edle, geistvolle, ja in gewissem Sinne erbauliche Lektüre empfohlen werden. Daß in der Dichtung der vom Blitzstrahl getötete Alexius eine Rolle spielt, scheint ein unabsichtliches Verirren in die Sage zu sein; sonst verwertet Bechstein auch mit Bewußtsein und Absicht thüringische, auf die Reformationszeit bezügliche Sagen, die den Reiz der Dichtung nicht unwesentlich steigern.

Auch sei hier besonders erwähnt das aus dem Nachlaß des Dichters herausgegebene epische Gedicht: „Thüringens Königshaus. Sein Fluch und Fall. Erzählendes Gedicht in 6 Gesängen.“ (1865.) Die Zeiten Chlodwigs, des Siegs des Christentums über das germanische Heidentum, werden hier in kurzen, gereimten Versen und in edler Sprache vor unser Auge geführt. Das Gedicht ist mit großem Unrecht schier unbeachtet geblieben.

Am meisten aber eines empfehlenden Hinweises wert erscheint mir die Dichtung Faustus. Obzwar schon 1853 erschienen und nicht wieder aufgelegt, verdient diese epische Dichtung doch ohne allen Zweifel eine weit größere Beachtung, als sie bislang gefunden hat. Allerdings mit Göthes Faust will sie nicht verglichen sein und darf sie nicht werden. Aber die Nibelungenstrophen, in denen der Dichter im Wesentlichen die alte Faustsage gestaltet hat, fließen leicht dahin, und die dichterischen Erweiterungen und Vertiefungen des Stoffes der Faustsage dürfen als fast durchaus glückliche und zum Teil ergreifende bezeichnet werden. Es ist der Wissensdrang, durch den sich Faust zu grunde richtet. Was er durch Gottes Kraft nicht erlangen kann, dazu soll ihm der Teufel verhelfen. Und er will ihm helfen — der Höllenfürst, doch unter folgender Bedingung:

„Verfluche den, der neidisch uns einst gestürzt vom Thron!
Abschwöre dich dem Irrwahn von der Maria Sohn!
Und bleibe Pfaffen abhold, gleich ihm, ohn' Unterlaß!
Schwör' allem Guten Feindschaft, und aller Liebe Haß!

„Verfluche jede Kirche, wie jedes Sakrament!“
Du wirst nie frein, nie lesen im neuen Testament!
Hast du des Lust und Mutes? Wohl, schreibs mit eigner Hand,
Mit Purpur deines Blutes für uns zum Unterpfand!“

„Dann magst du frei gebieten, Faust, dann ist alles dein;
Die Schätze, die wir hüten, die Kraft, die wir verleihn!
Was deinen Sinn erfreue, was deiner Lust behagt,
Sei dir mit fester Treue gelobt und zugesagt!" —

Und Faust schwört diesen grauenhaften Eid, er gibt für Befriedigung des Wissensdurstes die Seligkeit daran. Aber der Wissensdrang wird von Mephistopheles nur sehr unvollkommen befriedigt. (Vgl. Frage und Antwort!) Zwar gewinnt Faust an Christoph Wagner einen treuen Famulus, aber alle Freuden, welche er selbst mit andern genießen will, werden irgendwie durch des bösen Geistes Dazwischenkunft gestört und zerstört. Mephistopheles kann auch nicht belehren, er bethört nur. Wohl wird Faust ein berühmter Zauberer, aber, wie eine Totenuhr im Holze, klopft die Unruhe im Herzen desselben. Der Ruhm verleiht keine Ruhe. Und Faust ist ja vermaledeit. Von Stufe zu Stufe steigt er auf der Staffel des Ruhmes, aber er bleibt unglücklich und wird es immer mehr. Die Wunder, welche er vollbringt, erfreuen andre, nicht ihn selbst. Auf dem Zaubermantel durchfliegt er die Luft, Homer und seine Helden ruft er aus dem Totenreiche, auf dem Rosse Prästigiar sprengt er im Nu von Prag nach Erfurt, er faßt den Regenbogen zum Entsetzen und zur Belehrung von Kaufleuten, denen der Gewinn ein eitler Regenbogen ist, er raubt dem falschen Magus, der seinen Namen führt, mitten im Effektstücke des Zaubermordes das Leben. Da naht der getreue Eckart, den Faust zur Erkenntnis seiner Blutschuld zu führen und auf dem Weg der Buße zur Gnade Gottes zu bringen, und Faustus naht die Reue, aber der böse Feind treibt die Hoffnung aus des Reuigen Brust hinweg. Und nun wird's schlimmer mit Faustus, der an Vergebung nicht mehr glaubt, schlimmer als je. Er verdirbt durch höllische Künste des Zauberringes Seelen, die sich gezwungen lieben und Gott verlieren, er schlägt eine Einladung an den päpstlichen Hof aus, er ruft dem Kaiser Maximilian zu liebe Alexander den Großen aus der Unterwelt, hüllt unerwartet den Kaiser in volle Sommerpracht im Zaubersaale und läßt diese ebenso unerwartet völlig verschwinden, er zaubert dem Neider von Hard ein Hirschgeweih aufs Haupt und befreit dann den Gestraften vom Hohngelächter des Volkes wie von dem lästigen Schmucke. Solche und manche andre Thaten vollbringt Faustus. Und nun findet Faustus eine tugendreiche Jungfrau. Er liebt sie und will sie heiraten — aber er darf nicht, die Hölle droht mit ihrem vollen Fluche, falls er seine Geliebte zum Altare zu führen sich erdreisten würde. Doch wird dem großen Wundermanne die schöne Helena, also ein Geist, zum Spielzeuge dargeboten. Sie schenkt ihm einen Sohn, den er in momentaner Vaterfreude begrüßt und Justus nennt. Und doch wird er nicht des Weibes, keines irdischen Glückes froh. Die Mutter mit dem Kinde entweicht von ihm, als sie sich von seiner Liebe verstoßen sieht. Wagner wird Erbe des sämtlichen Gutes Fausts, und ist nur die eine Bedingung dabei:

„Dein letzter Dienst, mein Wagner, der sei dir teure Pflicht:
Du wirst mein Leben schildern, vergiß mein Leiden nicht.

Sei wahrheittreu, nicht füge Willkürerdachtes bei,
Daß ich dich nicht der Lüge zu zeihn genötigt sei.

„Gar viele werden fragen nach mir und meinem Thun;
Dann sollst du Wahrheit sagen, werd' ich im Grabe ruhn.
Ruhn? — Weh mir! ob ich ruhe, wer reicht mir diesen Stab?
O gäb' mir Ruh die Truhe, gäb' Ruhe mir das Grab!"

Vergebens sucht den trostbaren Faust der treue Famulus zu trösten, auf den erbarmenden Herrn hinzuweisen, auf das Blut der Erlösung, welches den Brand der Hölle auslöscht. — Faust hat keine Reue mehr. Böse Träume schrecken ihn in der Nacht: die Sünde foltert ihn — und Furcht vor dem Gerichte, Schwermut lastet auf ihm und zeigt ihm, daß er verworfen ist, unvergebliche Sünden begangen, daß sein Thun schlimmer, sein Los trostloser sei, als das der Teufel, die Verzweiflung faßt ihn am letzten Lebenstage. Er möchte sein Los Bestimmung nennen und weiß, daß ers nicht darf. Er wird zur Hölle ziehen — als Abaddon, der König derselben, wie es ihm scheint. Er scheidet mit dem klaren Bewußtsein, daß er ein verlorner Mann ist. Und die Hölle höhnt den Sterbenden:

„Wir gaben tiefes Wissen; sprich, hast du das genutzt?
Du hast dich mit dem Flitter der Eitelkeit geputzt!
Dem wird nicht Wissen frommen, dem Weisheit ganz gebricht,
Und Weisheit — kommt von oben; Weisheit verleihn wir nicht!

Also das Ende aller ohne Gott gesuchten Weisheit ist Schaum und Traum — um Ehre und Wollust willen hat Faust seines irdischen Lebens Glück und sein ewiges Seelenheil geopfert, und statt des erwarteten Nachruhms verheißt ihm die Hölle die Entstellung seines Lebens im Puppentheater! Nein, der Dichter meint eine andere Hoffnung dem Verlorenen zeigen zu können, die Poesie, die Unsterblichkeit in der Dichtung. Aber tröstet das? Die Dichtung „Faust" ist nicht Faust, der gerichtete Frevler. So ist es eine große Selbsttäuschung, wenn der Dichter das Objekt seiner Dichtung durch den Hinweis auf des großen Göthe großes Drama, auf des kleineren Bechstein minder großes Epos zu trösten meint. Göthe kann Faust nicht aus der Hölle erretten, ob er es gleich versucht; — Bechstein kann es auch nicht.

Einer kann es, das ist der Heiland, auf den Wagner treuliebend den Meister hinweist, den die Teufel wohl verleugnen, aber nicht leugnen können.

Sonst ist das Epos an psychologisch tiefen und wahrhaft ergreifenden Momenten ebenso reich, als an hochpoetischen Zügen.

Werke: 1. Dichtungen: Sonettenkränze. Arnstadt 1828. — *Die Haimonskinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen in 4 Ges. Leipzig 1830. — Der Totentanz. Ein Gedicht mit Kupfern noch Holbein. Leipz. 1831. — Der Sonntag. Gedicht in 6 Ges. Leipz. 1833. — *Faustus. Ein Gedicht. Ebd. 1833. — *Luther. Frankfurt a. M. 1834. — Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghausen 1835. — *Gedichte. Frkf. a. M. 1835. — Fliegende Blätter; Gedichte, radiert von F. v. Pocci. München 1839. — Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Humoristisches Lehrgedicht. Hannover 1846. — Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert. Leipzig 1859. — *Thüringens Königshaus. Sein Fluch und sein Fall. Erzählendes Gedicht in 6 Gesängen. (Aus dem Nachlaß des Dichters). Ebd. 1865.

2. Novellen und Romane: Märchenbilder und Erzählungen. Leipz. 1829. — Die Weissagung der Libussa. Histor. Gemälde aus dem 9. Jahrh. 2 Bde. Stuttg. 1829. 2. Aufl. 1841. — Erzählungen und Phantasiestücke. 4 Bde. 1831. Stuttg. — Novellen und Phantasiegemälde. 2 Bde. Hildburghausen 1832. — Arabesken. Stuttg. 1832. 2. Aufl. 1841. — Grimmenthal. Romant. Zeitbild aus dem 16. Jahrh. Hildbghs. 1833. — Das tolle Jahr. Histor.-romant. Gemälde aus dem 16. Jahrh. 3 Bde. Stuttg. 1833. — Der Fürstentag. Histor.-romantisches Zeitb. aus dem 16. Jahrh. Frankfurt a. M. 1834. — Novellen und Phantasieblüten. 2 Bde. Leipz. 1835. — Fahrten eines Musikanten. 3 Bde. Schleusingen, 1835—37. — Aus Heimat und Fremde. Erzählungen 2 Bde. Leipzig 1839. — Hallup, der Schwimmer. Novelle. Leipz. 1839. — Grumbach. Ein Roman. 3. Bde. Hildburgh. und Meiningen 1839. — Klarinette. Seitenstück zu den „Fahrten eines Musikanten." 3 Bde. Leipzig 1840. — Sophienlust. Novelle. Stuttgart 1840. — Philidor. Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen. Gotha 1842. — Ein dunkles Los. Volkserzähl. 3 Bde. Nürnberg 1850. — Berthold der Student oder: Deutschlands erste Burschenschaft. Romant. Zeitbild. 2 Bde. Halle 1850. — Die Manuskripte Peter Schlemihls. Kosmologisch-litterarische Novelle. 2 Bde. Berlin 1851. — Hainsterne. Berg-, Wald- und Wandergeschichten. 4 Bde. Halle 1853. (10 Geschichten.) — Hexengeschichten. Ebd. 1854. (6 Geschichten). — Der Dunkelgraf. Roman. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1854. — Die Geheimnisse eines Wundermanns. 3 Bde. Leipz. 1856.

3. Sagen und Märchen: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 4 Bd. Hildbgh. und Meiningen 1835—37. — Die Volkssagen, Legenden und Märchen des Kaisertums Oesterreich. 4 Bde. Leipzig 1840—41. — Der Sagenschatz des Frankenlandes. 1. Teil. Würzburg 1842. — Deutsches Märchenbuch. Leipz. 1845. 24. Aufl. 1872. — Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853. — Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes. 3. Bde. Leipz. 1854. — Thüringer Sagenbuch. 2 Bde. Wien 1858. — Romantische Märchen und Sagen. Altenb. 1855. — Neues deutsches Märchenbuch. Wien. 26. Ster. Aufl. 1874.

4. Vermischte besonders wissenschaftliche Werke: Die Reisetage. Aus meinem Leben. 2 Bde. Mannh. 1836. — Über den ethischen Wert der Volkssagen. O. O. 1837. — Wanderungen durch Thüringen. Leipzig 1838. — Thüringen in der Gegenwart. Gotha 1843. — Kunstdenkmäler in Franken und Thüringen. Schweinfurt 1844. — Deutsches Museum für Geschichte, Litteratur u. Altertumsforschung. 2 Bde. Jena 1842—43. — Hennebergisches Urkundenbuch (hsg. von Bechstein, Brückner und Schöppach.) Meiningen 1842. 1847. 3 Bde. — Album europäischer Hauptstädte und Residenzen. Schweinfurt 1844—1845. — Deutsches Dichterbuch. (Eine Anthologie!) Leipz. 1845. — Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben. Mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Leipz. 1845. — Der Ring von Heinr. Wittenweiler. Hsg. mit Einl. von A. Keller. Stuttgart 1851. — Das Schloß Landsberg. 3. Ausg. Meining. 1853. — 200 deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen. Leipz. 1854. — Johann Matthias Bechstein und die Forstakademie Dreißigacker. Ein Doppeldenkmal. Ebd. 1855. — Kunstfleiß und Gewerbfleiß in Lebensbildern. Leipz. 1859.

Proben aus Bechsteins Dichtungen.

1. Das arme Kind.

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 72].

„Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?

Hab' es schon oft gesagt,
Hab' es schon oft geklagt;

Klopft' an gar manche Thür,
Niemand ach, öffnet mir;
Keiner, der hören mag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

Weiß nicht, woher ich kam?
Heimatlos ist mein Nam'.
Weiß nicht, wo Vater blieb,
Weiß nichts von Mutterlieb',
Weine drum Nacht und Tag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

„Bettelstab heißt mein Freund,
Menschen sind all' mir feind,
Achten mich gleich dem Hund,
Rufen mich Vagabund!
Still trag' ich solche Schmach:
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

„Bettelbrod heißt mein Mahl,
Feld ist mein Freudensaal,
Waldlaub ist Lagerstatt,
Drauf sink' ich todesmatt,
Thränenmüd, hungerschwach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr danach?"

---

2. Dichter und Richter.

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 106].

Aus dem Liederschacht im Busen
Gab ich der Gefühle Gold,
Ringend nach der Gunst der Musen,
Nicht nach eitlen Ruhmes Sold.
Und ich fühle freudig heute,
Daß mir damals Dank gebührt,
Der manch Freundlichen erfreute,
Manche Fühlende gerührt.

Aus der Schar der Dilettanten
Trat ich endlich ernst heraus,
Unbekannt zu den Bekannten
Wagt ich mich im kühnen Strauß.
Ohne Wappenschild und Namen
Ritt ich kecklich zum Turnei,
Meiner Lieder leichten Samen
Auszustreuen frisch und frei. —

Als ich nun aus traulich engen
Heitern Kreisen jener Zeit,
Hingetreten vor die Strengen,
Sahen die mich unerfreut.
Und die Strengen, strenge Pflichten
Übend, haben mich verdammt.
Nicht zu schonen, zu vernichten
Üben sie das Richteramt.

Sollt' ich nun die Leier hängen
An die Wand, daß sie verstaubt?
Hat doch manches Herz den Klängen
Froh gelauscht und fromm geglaubt.
Soll die Pflanze nicht mehr grünen,
Weil ein Sturm sie niederbog?
Ist kein Sonnenstrahl erschienen,
Der sie wieder lichtwärts zog? —

Nein, ich lasse Strenge schelten,
Und ich dichte fröhlich fort!
Ihren Tadel wird vergelten
Manch ermunternd Beifallwort.
Ob sie Sturm erregen konnten,
Wieder glättet sich das Meer,
Und ich fahr' im hellbesonnten
Liederkahn darauf umher.

Und ich bin und bleibe Dichter,
Freudig übend meine Pflicht;
Jene sind und bleiben — Richter,
Ihre Pflicht erfreut sie nicht.
Richtend unsrer Schwachheit Fehle,
Sitzen kalt sie am Kozyt,*)
Während dichtend meine Seele
Durch die Himmel fliegt und glüht.

---

*) Kozyt ist ein Strom im Totenreiche. An ihm saßen die drei Totenrichter

3. Landgraf Ludwig und der Löwe.

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 235].

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor,
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut herab auf Stadt und Thal.

Und als er so hinunterschaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut.
Er wendet sich nach dem Geschrei,
Und sieht bestürzt den Löwen frei,

Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut gesprengt; —
Sein Haupt, vom Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn,
Doch dieser blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge fest in Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!"

Da hat der Löwe sich, erschreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt,
Es hielt die Riesenkraft im Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.

Ein fester Blick, ein kühner Mut,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.*)

---

4. Das wilde Heer.

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 269].

Habt ihr die Wundersagen
Vom Hörseelberg[1]) gehört,
Aus dem das tolle Jagen
Des wilden Heeres fährt?

Wenn Schnee den Wald umschleiert,
Wenn in der Winterzeit
Der Landbewohner feiert
Und sich an Märchen freut, —

Da wird vom Berg die Kunde
Oft in den Hütten laut,
So schaurig, daß der Runde
Der Spinnerinnen graut.

Es wohnen dunkle Mächte
Tief in des Berges Schoß,
Und währeud der zwölf Nächte[2])
Läßt sie die Hölle los.

---

der griechischen Mythologie. Vgl. Schillers: Hektors Abschied: „Der Kokytos durch die Wüsten weinet". Hier hat die Bezeichnung den scherzhaften Nebensinn von Hölle. Da finden sich die Richter und Verdammer, während die Dichterseele zur Seligkeit des Himmels aufschwebt. Das Richten gewährt doch keinen eigentlichen Genuß, wohl aber das Dichten

*) Eine Vergleichung dieses Gedichtes mit der Bearbeitung von Bäßler fällt sehr zu Gunsten des letztgenannten Dichters aus. — Ludwig der Heilige (geb. 1200.) war seit 1216 Landgraf von Thüringen, seit 1226 vom Kaiser Friedrich II mit Meißen, der Lausitz und dem Pleißnerland belehnt; er ist der Gemahl der heil. Elisabeth und starb 1227 auf einer Kreuzfahrt zu Otranto.

1) Der Hörselberg ist unweit Eisenach gelegen. Bechstein deutet durch die Schreibung Hörseelberg den Namen. Vgl. die Schlußstrophe.

2) Die Mitte des Winters, von Weihnachten bis zum 6. Jan. dauernd.

Da dröhnt's, wie Horngeschmetter,
Tief aus des Berges Kluft,
Da braust's, wie Hagelwetter
Hoch oben auf der Luft.

Da schallt ein lautes Heulen
Von Stimmen, dumpf und hell,
Bald wie der Schrei der Eulen,
Bald wie der Hunde Gebell.

In Menschen- und in Tiergestalten
Zeigt sich ein Geistertroß,
Von Jungen, wie von Alten
Und Jäger, hoch zu Roß.

So zieht das Spuckgelichter,
Ein grausenvoller Schwarm,
Im Nacken die Gesichter
Oder Schädel unterm Arm.

Die dumpfen Hörner schallen
Weit über der Wälder Nacht,
Die Peitschenhiebe knallen
Und Eich' und Fichte kracht.

Voran den Höllenbränden
Da schreitet stets im Greis;
Der trägt in seinen Händen
Ein Stäbchen silberweiß.

Der Alte warnt getreulich,
Daß jeder schnell entflieht,
Wenn jenes Jagdheer gräulich
Mit Lärm Wald über zieht.

Oft wenn das Heer in Lüften
Daherrauscht über die Höhn,
Sieht man auf Waldestriften
Den treuen Eckart[1]) gehn.

Und will's im Osten tagen
Und dämmert Morgenschein,
Da zieht das tolle Jagen
All' wieder zum Berg hinein.

Oft tönt die Klage vom weiten
Von Geistern, im Berg gebannt,
Drum ward er vor alten Zeiten
Hör-Seelen-Berg genannt.

---

5. Kaiser Barbarossa.

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 297.]

Auf dem Berge steht der Hirte,
Seine Herde pflegt der Ruh;
Und des Sturmes Flügel sausen
Um die Warte von Kyffhausen,
Und der Hirte hört ihm zu.

Und er denkt, der heitre Knabe,
Jener Sage, wundervoll,
Daß im Berg ein alter Kaiser,
Daß der Rotbart im Kyffhäuser
Längst verzaubert schlafen soll.

„Möchte wohl den Alten schauen!"
Spricht der Knab' im kühnen Mut:
Will ein höfisch Liedlein greifen!"
Und schon fliegt sein helles Pfeifen
Über'n Wald hin, fein und gut.

Und er ruft: „Hast du's vernommen,
Alter Kaiser Friederich?
Grauer Schläfer in der Erde,
Komm und segne meine Herde,
Dieses Stücklein war für dich!"

Horch, da rauscht's im Turmgemäuer,
Und der Schäferknab' erbebt,
Aus dem dornigen Gestrippe,
Über einer Felsenklippe,
Sich ein Greisenantlitz hebt.

„Sprich, wem ist dein Spiel erklungen?"
Fragt der Greis mit mildem Blick;
Und es wächst der Mut dem Jungen:
„Kaiser Friedrich ist's erklungen!"
Ruft sein kecker Mund zurück.

---

[1]) Vgl. die Erläut. zu Göthes: Der getreue Eckart. Erl. II. 3. Aufl.

Und der Alte tritt ihm näher,
Faßt ihn an mit kalter Hand:
„Hast den Kaiser du hofieret,
Lohnt er dir, wie sich's gebühret!"
Drauf er schnell mit ihm verschwand. —

Tief im Schoß des Berges springet
Eine Pforte klingend auf.
Mächtig wölbet sich die Halle,
D'rin des Kaisers Diener alle
Goldgerüstet stehn zu Hauf.

Neigen tief sich vor dem Greise,
Tief sich vor dem Silberhaar,
Und der Knabe steht befangen,
Wer mit ihm herabgegangen,
Wer sein grauer Führer war.

Und der Kaiser spricht voll Hoheit:
„Dieser Knab' hat uns geehrt!"
Und er zeigt ihm Wehr und Fahnen,
Wappenschilder grauer Ahnen,
Manchen Helm und manches Schwert.

Bricht von einem güldnen Handfaß
Einen Fuß, und reicht ihm den:
„Nimm zum Lohn die kleine Gabe,
Und nun geh', mein wackrer Knabe,
Künde, was du hier geseh'n!"

„Sprich: Wann sich die Zeit erfüllet,
Löst uns Gott aus diesem Band,
Und dann soll vor unsern Streichen
Bald der stolze Türk entweichen,
Frei wird dann das heil'ge Land!"—

Bei der Herde stand der Knabe,
Wußte nicht wie ihm geschehn.
Hielt das Kleinod in der Linken,
Sah's im Abendstrahle blinken,
Hatte Schönres nie geseh'n. —

Schläfst noch immer, alter Kaiser?
Tritt hervor, du Kraftgestalt!
Wappne deine Mannen prächtig!
Sieh', der Türk' ist noch gar mächtig!
Barbarossa, kommst du bald?—

---

6. Lutherbuche.*)

[Gedichte von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 1836. S. 407.]

Durch diesen Wald der starke Luther kam,
Der teure Gottesmann,
Wo Fürstenhuld ihn in die Arme nahm,
Daß er dem Haß entrann.
Noch einmal wollt' er sehen
Sein liebes Mutterland,
Und stand auf Bergeshöhen,
Nach Möhra hingewandt.[1])

Gekommen war die Maienzeit,
Von Gottes Liebeswort
Ward hier der Lenz und rings das Licht erneut,
Das Licht war Luthers Hort.
In seines Gottes Namen
Ging er gar sichern Gang,
Und sprach in Worms sein Amen,[2])
Daß es die Welt durchklang.

Und heiter zog und mild er seine Bahn,
Der Mann so groß und rein,
Vorbei dem Schloß und dort den Berg hinan,
Zum grünen Wald hinein.
Im Wald die Vöglein sangen,
Auf Zweigen grün und dicht,
Der Blumen Knospen sprangen,
Sie wollten all' ans Licht.

---

*) Zwischen Schloß Altenstein und Ruhla im Walde gelegen.

[1]) Möhra liegt nordwestlich von der Lutherbuche im Werragrunde. In Möhra lebten Luthers Eltern, ehe sie nach Eisleben und Mansfeld zogen. — [2]) Am 18. April 1521; gemeint sind die vor Kaiser und Reich gesprochenen Worte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.

Dort ragt ein Fels empor an Waldessaum,
Wo Luther fuhr vorbei,
Und oben hebt ein alter grauer Baum
Zum Licht die Krone frei.
Und dort an kühler Stelle
Hat Luther ausgeruht,
Dort trank an frischer Quelle
Der Held sich frischen Mut.

Du Lutherfels, du Luthersbuche dort,
Steht fest, wie Luther stand!
Ein Lebensbaum grünt Luthers Lehre fort,
Geschirmt von Gottes Hand.
Und mögen Feinde hassen
Und haben ihren Spott,
Gott wird sein Licht uns lassen,
Ein' feste Burg ist unser Gott.

---

7. Lutherbuche.

[Luther. Gedicht von L. Bechstein, Frankfurt a. M. 2834. S. 107—112.]

1.

Ein heil'ger Baum steht in des Waldes Grunde,
Der wunderbar, fast marklos und verwittert,
Von längstvergangnen Tagen scheint zu träumen;
Sein Haar ist graues Moos, das leise zittert.
Der alte Baum weiß eine schöne Kunde,
Die er vertraut umher den jüngern Bäumen,
Und rings den Waldesräumen.
Die lauschen all' den leisen Flüsterworten,
Und rauschen all' erstaunet und verwundert
Der Sage, die der müde Greis erzählet.
„O wären wir doch früher jung geworden!
Du, Glücklicher, den schmückte manch Jahrhundert,
Sahst auserwählt den Mann, der auserwählet."

2.

Am Fuß des Baumes rinnt ein Brünnlein helle,
Das murmelt leise zu dem Laubgekose,
Bald lauscht es, bald mit Uferblumen spricht es.
So traulich wallt es aus dem Erdenschoße,
So heilig rauscht die silberklare Quelle,
Wie Rythmen eines göttlichen Gedichtes,
Sie sah den Mann des Lichtes!
Sie gab ihm Labe bei des Tages Schwüle;
Der Baum, noch Jüngling, gab dem Kämpfer Schatten,
Erhebend sah der blaue Himmel nieder.
Die grünen Laubeskronen rauschten Kühle,
Und Hoffnung weckten die smaragdnen Matten,
Ach, solchen Mann sah dieses Thal nicht wieder! —

3.

Zwei Ritter saßen auf dem Altensteine,
Die Zeit besprechend unter einer Linde,
Die sanft verkläret stand im Abendrote.
Im grünen Laubdach flüsterten die Winde,
Ein ernstes Rauschen sprach im nahen Haine,
Da naht mit schnellem Schritt ein Fürstenbote;
Was Martin Luthern drohte,
Verkündet er den Freunden bang und eilig,
Und auch was Freundschaft über ihn beschlossen.
Und fordert sie zur Hülfe sonder Weilen.
Solch treues Wollen ist den Freunden heilig;
Das nächste Frühot sieht auf ihren Rossen
Die treuverbundnen Ritter thalwärts eilen.

4.

Dort wo die Buche hebt die starken Zweige,
Dort wo die Quelle perlt im grünen Bette,
Wo bergwärts sich der krumme Fahrweg windet,
Dort harret Freundschaft, sorgend, daß sie rette.
Vermummte Knappen lagern im Gesträuche,
Und wie der Kämpfer, der das Wort verkündet,
Vom frommen Mut entzündet,
Nun nahet, zu den Feinden sich zu wagen,
Da sprengen ihm die Ritter wild entgegen,
Den Wagen haltend mit Geschrei und Drohen.
Dann muß ein Roß den Glaubenhelden tragen
Durch Nacht und Dunkel auf geheimen Wegen;
Der Fuhrmann aber war voll Angst entflohen.

5.

Baut einen Tempel an die hehre Stelle,
Wo Luther ward von Freundeshand gefangen,
Daß er, von Feinden unbedroht, ein Freier,
Genüge seinem brünstigen Verlangen.
Und baut den Altar über jene Quelle,
Und sammelt oft Euch zur Gedächtnisfeier
Des Mannes, heiligteuer,
In dieses Thales traulich stiller Kühle,
Das an der frommen Vorzeit Tage mahnet,
Und feiert, ernst betrachtend, sein Gedächtnis!
Ja, denkt an ihn mit dankbarem Gefühle,
Der uns durch Nacht lichthellen Weg gebahnet,
Und Freiheit uns vererbt als sein Vermächtnis.

6.

Der graue Baumgreis, der voll Wonnezittern
Mit jedem Mai sang seine Frühlingspsalter
In der Natur gottvolles Freudebeben,
Der wird wohl bald gefällt von seinem Alter,
Wie fest er stand in Stürmen und Gewittern.
Die Buche — stirbt, das Buch wird ewig leben,
Das Luther treu gegeben,
Das ist gesetzt mit diamantnen Lettern
Der ew'gen Liebe Gottes, uranfänglich;
Das ist ein Baum, den kann die Zeit nicht töten,
Den können Weltenstürme nicht entblättern,
Und seine Quelle sprudelt unvergänglich,
Ein Trostesborn, in allen Erdennöten.*)

---

8. Frage und Antwort.

[Faustus. Gedicht v. L. Bechstein. Leipz. 1833. S. 36—39.]

Im grünen Walde wandeln zwei Männer, kühl umrauscht,
Da wird von hohen Dingen manch ernstes Wort getauscht.
Der eine für sein Wissen sucht reichlichen Gewinn,
Dem reicht des Trugs Narzissen der zweite listig hin.

Belehrung ist ein Saatkorn, das Früchte trägt mit Lust;
Täuschung ist eine Giftsaat, geworfen in die Brust.
Belehrung ist die Tochter der Wahrheit und des Lichts,
Der Lüge Kind ist Täuschung, ein buntbemaltes Nichts.

---

*) Die Form dieser Gedichte (und die ganze Dichtung Luther ist in dieser Form gedichtet) heißt Kanzone. So nennt man jambische Versgruppen, in welchen sich ein erheblich kürzerer Vers als Einschnitt findet und welche ein auch inhaltlich abgerundetes Ganzes darstellen. Die Zahl der Verse ist schwankend, doch nicht geringer als 9., nicht höher als 20. Das Reimbild muß vor dem Einschnitte verwickelter, nach demselben symmetrischer sein. Doch muß der anfänglichen Strophe jede nachfolgende ganz genau nachgebildet sein. Die Kanzone (ital. canzóna = Lied, Gesang) ist für Dichtungen ernstfeierlichen, auch schwermütigen Charakters bestimmt. In der Mitte zwischen dem leichten Liede und der noch künstlicheren Ode in Form und Tempo stehend, vermag sie diesen besonderen Charakter wohl zum Ausdruck zu bringen. — Zuerst von den französischen- bzw. provençalischen, Troubadours gebaut, wurde diese Liedform durch Dante und Pertrarka in besonderem Maße in der Litteratur zu Ehren gebracht. Die deutschen Dichter haben dieser Form sich ebenfalls bedient, und zwar schon vor Bechstein die Romantiker Schlegel und Brentano, mit ihm gleichzeitig Zedlitz (der seine „Totenkränze“ in diese Form gegossen hat), Rückert, Platen, Dingelstedt, K. Förster u. a. — Noch sei bemerkt, daß die Deutschen die Kanzone 13zeilig sein, die Mittelzeile (die 7.) aus einem dreifüßigen Jambus, alle anderen Verse aus fünffüßigen Jamben bestehen lassen. Bechstein dichtet in der Form: abcbaccdefdef. Die Strophe hat der Italiener — das sei noch angemerkt — in zwei Hälften zerlegt und jede besonders benannt; die erste nennt er frosite (Stirn) oder piedi (Füße), die zweite sirince (Schleppe) oder volte (Wendungen). —

Und Faustus zu Mephisto: „Wer hier sich dingt den Knecht,
Der fragt nach dessen Herkunft mit Fug und vollem Recht.
Ich weiß, Du bist ein Dämon, doch sage: welcher Art,
Wes Ursprungs und was alles Dir unterworfen ward?“

„„Der Stolzeste der Stolzen riß uns in seinen Fall;
Nun schweben wir verbreitet, wie Luft und Licht, im All.
Wir sind es, die mit Schönheit die Belladonnen[1]) schmücken,
Damit die Menschenkinder sie desto gier'ger pflücken.““

„So sä't Vernichtungskeime die Sippschaft, die verdammte?
Und wären Deines Gleichen noch viel vom gleichen Amte?“
„„Zahlreich, wie Bienenschwärme, verderblich abgesandt
Sind wir, wie Sternenheere; wie Kies am Meeresstrand.““

„So zahlreich? Nun, dann sage: wo weilt, wo wohnet Ihr?“
„„Wir ruhen in Metallen, erfüllen Pflanz' und Tier,
Das Kleinste wie das Größte dient uns als Unterthan;
Zur Wollust uns übt rastlos Zerstörung ihren Zahn.““

Und welches war die Ursach, das sprich mir, jenes Falles,
Der Unheil zeugend fortwirkt auf Dich, auf mich, auf alles?“
„„Faustus, der Drang, sich ähnlich der Gottheit stolz zu blähn;
Du weißt wohl, daß auch Menschen sich Gleiches unterstehn.““

„Noch hat mich nicht befriedigt, was Du mir hast vertraut:
Den Anblick dessen schildre, den froh der Engel schaut.“
„„Seit wir verworfen worden von jener Himmelsmacht,
Sank uns der Mond Erinnrung, blieb uns nur dunkle Nacht.““

„So rede von den Engeln, die selig sind mit ihm!
Was ist im Geisterhimmel das Amt der Seraphim?“ —
„„Sie schaun das Vaterantlitz, das heilge, sonder Hülle,
Endlos in Kraft und Schönheit, in göttlichreicher Fülle.““

„Und von den Cherubinen und Thronen gieb mir Kunde!“
„„Suchst Du des Lichts Geheimnis, Faust, im Dämonenmunde?
Des Lichtes Boten freuen sich an der Macht der Herrn,
Wir aber nennen, denken, verkünden sie nicht gern.““

„So schweige mir vom Himmel, daraus man Dich verstieß;
Doch wirst Du treu mir künden: wo liegt das Paradies?“
„„So weit ist das entlegen, daß Du mit Deines Gleichen,
Auf Schwingen selbst des Sturmwinds, es nimmer mögt erreichen.““

„„Vier heil'ge Ström' umarmen das gottgeliebte Land;
Sie werden Glaube, Liebe, Hoffnung und Treu' genannt.

---

[1]) = Tollkirschen.

Inmitten hebt die Kronen der ew'ge Lebensbaum;
Gedenkst Du dort zu wohnen, Faustus? — Ich glaub' es kaum."“

„Höhnst Du? — Gleich sag' mir Antwort auf andre Fragen an:
Wärst Faustus Du gewesen, was hättest Du gethan?“
„„Mit Deinem Sinn? Das Gleiche, dann brach ich jede Pflicht;
Mit meinem Sinn? — da schweige mein Mund, — ich weiß es nicht.““

„Moralmann, blieb Dir Hoffnung? Was hab' ich dann gewagt?“
„„Sehr wenig, Faustus, wenig, drum sei nur unverzagt!““
„Sprich, Diener: von der Hölle, was ist das für ein Ort?
Man träumt von ihren Qualen, sprich, warst Du lange dort?“

„„Die Hölle ruht im Nachtgraun, das keiner noch durchschaut,
Und Kunde hat gegeben, wie sie gefügt, gebaut.
Der Hölle Qualen müssen in sich die Sünder tragen,
O quäle mich nicht länger, nicht Dich mit solchen Fragen!““

„Ha, bist Du schon ermattet? Erschöpft Dich die Begier,
Das Dunkel zu durchdringen, die ewig wach in mir?
Weshalb denn klopf' ich donnernd an Eure Pforten an,
Als weil sich meiner Sehnsucht kein Lichtthor aufgethan?“ —

„Ich suche nur Erkenntnis, den Baum, der Dir bekannt,
Um den sich Deine Klugheit dereinst als Schlange wand!“
„„Dir soll Erkenntnis werden, so viel ich geben kann,
Doch zum Schulmeister wähle Dir einen andern Mann.““

„„Was willst Du von den Engeln, vom Paradies, von Gott?
Spott ist nur Deine Frage, wie meine Antwort Spott.
Was fragst Du nach der Hölle, bangt Dir vor ihrer Glut?
Du hast doch Ammenmärchen zu läugnen sonst den Mut?!““ —

Im grünen Walde wandeln zwei Männer schweigend hin,
Der eine finster blickend mit unmutdüstrem Sinn,
Trüb dämmert ihm die Ahnung von des Gefährten List,
Und daß für manch Geheimnis kein Thor erschlossen ist.*) —

---

*) Es ist dies die erste Unterredung des Faustus mit Mephistopheles, nachdem jener den unseligen Pakt mit dem Bösen geschlossen hat. Eins ahnt dem Faustus hier schon: Sein Wissensdurst kann auch durch Dämonen nicht gestillt werden; und Gott ist eine Wahrheit, ist die Wahrheit, die selbst die bösen Geister nicht leugnen können, und auch die sog. „Ammenmärchen“ sind Wahrheit. Die Wahrheit aber teilen ihm die Geister aus dem Abgrund nicht mit.

Karl Isidor Beck.

[Quellen: *Ignaz Hub, Balladen- und Romanzendichter. Bd. 2. S. 880. — *Blätter für litt. Unterhalt. 1839. Nr. 225. — *Levin Schücking, Monatsblätter zur Ergänz. der Augsb. Allg. Ztg., Juli 1845. — *Minckwitz, Neuhochdeutsch. Parnaß. S. 37. — *Barthel, Gesch. der deutsch. Nationallitt. der Neuzeit. 9. Aufl. S. 674.]

In Baja, einem ungarischen Marktflecken, wurde am 1. Mai 1817 Karl Isidor Beck von jüdischen Eltern geboren. Doch wurde er, der Sohn eines Handelsmannes, im evangelischen Bekenntnisse auferzogen. Nachdem er das Gymnasium des Heimatsortes absolviert und eine kurze Zeit in Wien Medicin studiert hatte, berief ihn sein Vater, der nach Pesth übergesiedelt war, ins elterliche Geschäft zurück und ließ ihn auf dem Comptoir arbeiten. Doch nicht lange hielt es hier der unruhige Geist aus. Der „Gott im Busen" trieb Beck nach Leipzig, wo er sich als Studiosus der Philosophie immatrikulieren ließ und der Poesie fast ausschließlich sich widmete. Seine poetischen Erstlinge fanden Anklang, ja sogar günstige Beurteilung durch anerkannte Kritiker, wie Gustav Kühne und Karl Gutzkow, und bereits 1837 einen Verleger. Allerdings war Beck noch kein fertiger Dichter; er bildete sich nach dem Landsmanne A. Grün, sowie nach H. Heine und dem englichen Dichter Byron, aber man fand in jener Zeit außerordentlich viel Gefallen an diesem neuen Vertreter des „Jungen Deutschland", welcher die durch Nic. Lenau zuerst dargebotenen ungarischen Kulturbilder nicht ohne Geschick fortsetzte, zugleich als ein feuriger, leidenschaftlicher Freiheitskämpfer sich offenbarte, endlich aber als ein rücksichtsloser Verteidiger des Proletariates in den „Liedern vom armen Manne" und der Juden in zahlreichen seiner ersten Gedichte sich auswies. Die glühende Verehrung Becks für seinen Stammesgenossen Ludwig Börne verzieh ihm jene Zeit gern. Rastlos trieb es ihn von Ort zu Ort, von Hamburg nach der Heimat, von dort nach Berlin, dann wieder nach Wien. Hier suchte er sich (1850) einen Hausstand zu gründen, aber schon wenige Monate nach seiner Verheiratung ward ihm seine Gattin durch den Tod entrissen. Die Revolutionsjahre zeigten einen, wenn auch nicht beruhigten und reifen, so doch einen gemäßigteren Geist. Ja ein Gedicht: „An Franz Josef", in welchem er die Schuld seiner Landsleute in gewissem Sinne anerkennt und für die bereits hingerichteten ungarischen Generale den Kaiser um Pardon bittet, sowie der Eintritt in die Redaktion des Feuilletons eines ministeriell gesinnten Wiener Journals (Loyd) 1850 ließen ihn in den Augen der radikaleren Demokraten als vollen Apostaten erscheinen. Er weilte seitdem in Dresden, dann in Pesth, wo er abermals als Redakteur eines belletristischen Blattes thätig war, und zuletzt in Wien, wo er noch jetzt lebt.

Es fehlt dem Dichter nicht an lyrischer Begabung; die Mannigfaltigkeit der Gefühle, welche aus seiner Brust hervorbrechen, überraschen, entzünden auch wohl, aber sie ermangeln der Einheit, der harmonischen

Gesamtwirkung. Zudem hat den Dichter eine befangene Tageskritik überschätzt und durch Lob entschieden verwöhnt, sodaß sich in allen späteren Dichtungen kein nennenswerter Fortschritt, keine durchaus befriedigende Abklärung und Ausreifung zeigt. Das prophetische Lob Gutzkows, daß sich aus Beck ein deutscher Byron entwickeln werde, hat sich nicht verwirklicht.

Dem Christentum steht Beck geradezu feindlich gegenüber; er ist der Anwalt der Juden, doch nicht der an die Bibel glaubenden, auf den Messias hoffenden, sondern der Juden als der unterdrückten Rasse, und ihr Ankläger hinsichtlich ihres Mammonsdienstes und ihrer Abhängigkeit von den Christen. Die letztere Anklage hätte er sich sparen können. Denn die Juden sind nirgends lange die Sklaven der Christen, das Verhältnis kehrt sich leider nur zu bald in sein Gegenteil um.

Aber anmaßend und lächerlich ist doch die Sprache des zwanzigjährigen Jünglings, wenn er folgende Strophen niederschreibt:

Neue Bibel.

[Gedichte. Neue durchaus umgearb. u. verb. Ausg. Berlin 1844. Voß. S. 30.]

Da liegt vor mir die Bibel aufgeschlagen,
Von heißen Thränen wird mein Aug geschwellt,
Daß sich der Mensch so lang, so lang getragen
Mit Trümmern einer längst gesunknen Welt.

Wie sich die Bilder wüst und blitzend treiben
Durch mein gewitterschwüles, zürnend Haupt!
Ja, eine neue Bibel will ich schreiben,
An die ein zweifelndes Jahrhundert glaubt.

Ein großes Kreuz erhebe sich auf Erden,
Zu dem der Jude fromm und gläubig zieht,
Ein Kreuz, an dem die Heiden selig werden,
Vor dem der Teufel selber nicht entflieht.

Das stille Wort versteckt im Schrein der Lippe,
Es ringe sich zur That, zur Macht herauf:
So schlief versteckt das Kindlein in der Krippe
Und wachte göttlich, welterlösend auf.

Ich bin nicht gespannt, diese bis jetzt ungeschriebene neue Bibel zu lesen, an welche der Zweifel unserer Zeit glauben soll; auch nicht begierig auf das Kreuz, an welchem Juden, Heiden und Teufel knieen und selig werden ohne Christum.

Aber dieser Geist des Hochmuts zeigt sich auch sonst. Im Gedichte „Der Dornbusch“ klagt Beck, daß nicht Mose, sondern ihm, dem Dichter Karl Beck, die Pforten der Heimat verschlossen sind. Auch er treibt Herden, aber nicht Schafe Midians, sondern „Der Sehnsucht Träume“ „vor sich her“, was bekanntlich ein kluger und guter Lämmerhirte nicht thut.

Auch er glaubt sich innerlich zur Befreiung des Vaterlands berufen;

der Flammenbusch brennt in seiner Brust, es ist der glühende Schmerz der Brüder, welcher ihn verzehrt:

„Ich will vom Druck der Sklaverei sie retten,
Die Kette sprengen, die sie kalt umschließt,
Ich will sie führen, wo in breiten Betten
Des Friedens Milch, der Freiheit Honig fließt.“

Er will dem neuen Gotte Opfer bringen mit seinen Brüdern, und wenn die Brüder an seine Mission nicht glauben und ihn verspotten sollten, dann will er Mosis Wunder nachahmen, den Stock zur Schlange, die Hand aussätzig machen und das Wasser der Thränen in Herzensblut verwandeln. Ja die „Sendung“, d. h. der „neue Gott“ verkündet zuletzt noch:

Ich werde selbst auf deinen Lippen schweben,
Wenn dir verzagt das rechte Wort entfiel,
Und einen Hohenpriester dir noch geben,
Und einen klugen Dollmetsch noch — den Kiel.

Nun dieser Kiel, der neue Aaron, wird allerdings viel Schaden anrichten, aber die Juden innerlich frei, wahrhaft fromm und gläubig machen, das wird er nicht; und dieser neue Gott hätte auch etwas Besseres thun können, als sich in diese alten Lappen kleiden, welche Jehovah einst geschmückt haben, aber jetzt nur noch Zeichen einer „längst gesunknen Welt“ sind.

Beck hält sich für David, der den Goliath der Vorurteile mit den Schleudern des Liedes zerschmettern will. Aber dieser David ist ein zusammengeschrumpftes Männlein mit einem goliathischen Mundwerke.

Der Dichter hat in seinem zweiten Lieder-Cyklus: Der fahrende Poet vier Stationen seines Wanderlebens geschildert: Ungarn, Wien, Weimar und die Wartburg. Auch in diesen Liedern ist er derselbe geblieben. So singt er im 12. Lied des Gesanges „Wien“ (a. a. O. S. 125.)

Und andre Kreuze sieht mein Auge ragen,
Ich suche sie nunmehr auf Gräbern nicht,
Ein andrer Gott ist nun ans Kreuz geschlagen,
Der dorngekrönet zu den Völkern spricht.
Gedanke heißt er! Hört den Heilverkünder,
Vernehmt ihn Morgens und des Abends spät!
Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
Der diesen Gott zum zweitenmal verrät? —

Hören wir auch das erste Lied des Gesanges: „Wartburg.“

Die neue Bibel sucht ich einst*) zu schreiben,
Mein Griffel war der Stachel bittrer Schmerzen,
Und mit dem roten Tau in meinem Herzen,
So schrieb ich auf der Zukunft trübe Scheiben.
Nun aber graut mir vor den Schreckenszeichen,

*) Das heißt vor einem Jahre.

Der grellen Glut in jenen Wetterzügen;
Ihr Sang erscholl von goldner Freiheit Reichen,
Und ach, die Menge murmelt, daß sie trügen.
Da steh ich plötzlich vor der grauen Zinne,
Wo Luther einst die alte Bibel schrieb,
Das Buch der Treu, das Buch der Gottesminne,
Wie Rahel sanft die Lämmerherde trieb,
Wie Jakob nachts von Himmelsleitern träumte,
Im Wüstensand die Silberquelle schäumte,
Und plötzlich rollt dazwischen der Posaunen
Prophetisch dumpfer Offenbarungston;
Die Hölle zischelt, und die Engel raunen
Die finstre Sage von dem Gottessohn,
Vom Gottessohn, der sich dem Kreuze weihte
Und doch zuletzt die Erde nicht befreite.

Welche traurige Verblendung gehört dazu, so über den Unterschied des alten und neuen Testamentes zu urteilen, so über Christi Person und Werk abzusprechen!

Die stillen Lieder sind zumeist Liebeslieder, darunter einzelne recht ansprechende, z. B.:

Geh zur Ruh!
[Gedichte a. a. O. S. 212.]

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh zur Ruh!
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch Du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht,
Geh zur Ruh!

Laß Dein Hangen, laß Dein Bangen,
Irrend Auge, schließ Dich zu!
Sieh der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh auch Du!
Ach das süßerlebte Glück
Spiegelt Dir der Traum zurück,
Geh zur Ruh!

Der Schmerz um die Geliebte, die er, kaum gewonnen, schon verloren hatte, ist aufrichtig und tief. Eine Reihe der stillen Lieder strömen diesen Schmerz aus.*)

*) Wir können füglich die ganz verunglückte Tragödie „Saul“, welche alles eher als ein Drama ist, und den versifizierten Roman Jankó übergehen, dessen Fabel nicht sehr bedeutend, während die Sprache lebendig, die Schilderung des ungarischen Lebens farbenkräftig ist. In den „Liedern vom armen Manne“ zeigt der Dichter sein mißgelauntes, an den sozialen Mißverhältnissen sich geradezu labendes Herz. Die Wirkung solcher Dichtungen konnte nur sein, Unzufriedenheit zu säen. Nach dieser Seite ist der Dichter ein Zeitdichter unseligster Tendenz. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß in einzelnen dieser Dichtungen ein wirkliches Feuer brennt, allerdings ein unheimliches, aus dem Abgrund emporgeholtes, und daß die Sünden der Reichen gegen die Armut mit einer rücksichtslosen Härte gestraft werden. Nur ist der Ton auch der ergreifendsten Nachtbilder des sozialen Elends so unglücklich, so dem Klassenhasse Rechnung tragend, so gefährlich, daß wir keines der Lieder schön finden, auch wenn wir die Wahrheit des Inhaltes anerkennen müssen. Das gilt auch von den besten der Bilder: Knecht und Magd, Annemarie, der Trödeljude. Und nicht einmal der reiferen Jugend möchten wir eines der Gedichte darbieten, aus denen der Haß gegen alle besser situierten Stände herausbricht, herausschäumt —, in denen aber keine Spur von — ich will nicht sagen dem Geiste Christi, sondern — der Gerechtigkeit zu finden ist, welche den Dichter nie verlassen sollte. Das edle Vorbild dieser düsteren Lieder vom armen Manne ist wohl Freiligraths: „Aus dem schlesischen Gebirge“.

Werke: *Nächte, gepanzerte Lieder. Leipzig 1837. — *Der fahrende Poet. Dichtungen. Ebd. 1838. — *Stille Lieder 1840. — Saul. Ein Trauerspiel in 5 Akt. 1841. Ebd. — Jankó, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Das. 1841. — *Gedichte. Neue durchaus umgearb. und vermehrte Aufl. 1844. 2. Aufl. 1845. Berlin. — 4. Der neuen Ausg. 3. Aufl. 1846. — Durchgesehene und vermehrte Orig. Ausg. (Enthaltend Gepanzerte Lieder. — Der fahrende Poet. — Stille Lieder. — Ungrische Melodieen. — In den letzten Zügen.) Das. 1852. — 9. Aufl. 1869. — *Lieder vom armen Manne. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Leipzig 1846. 3. Aufl. 1847. — Monatsrosen. Erster und zweiter Strauß. Berlin 1848. — An Franz Josef. Gedicht. 2. Aufl. 1849. Wien. — *Gepanzerte Lieder. 1848. Berlin. — Aus der Heimat. Gesänge aus dem ungarischen Befreiungskriege. 2. Aufl. Dresden 1852. 4. Aufl. 1862. — Juliuslieder. Dresden 1853. — Mater dolorosa, ein Roman. Berlin 1854. — Jadwiga, eine versifizierte Erzählung. Leipz. 1863. — Epistel an den Czaren. Berlin 1868. — Oesterreich in 12. Stunde. Sonette. 1868. Ebd. — Still und bewegt. 2. Sammlung der Gedichte. 1. u. 2. Aufl. Berlin 1870.

Proben aus Karl J. Becks Dichtungen.

1. Schillers Haus in Gohlis.

[Gedichte von Karl Beck, Berlin 1844. S. 14.]

So stand ich da, das Auge sonnenhell,
Von bunten Träumen ward mein Sinn durchzogen,
Da schien es mir, als käme blitzesschnell
Ein Silberschwan aus Weimar hergeflogen.

So majestätisch zog er hin, so bleich,
Er sang zu mir so süß und wundertönig:
Einst war ich Fürst, ich erbte nicht mein Reich,
Ich ward vom Volk erwählt, ein Bürgerkönig.

Und Traum und Thränen, Bild und Phantasie
Umgaben mich als Schätze meiner Krone,
Im Golde meiner Sprache warf ich sie
In meines Volkes Schoß, herab vom Throne.

Was ist der Ruhm? Was heißt unsterblich sein?
Ist's lange her, daß ich begraben liege?
Mir raubt mein Volk den Scepter aus dem Schrein,
Hin meine Macht, vergessen meine Siege.

Du hast, erscholl der Ruf in meinen Sarg,
Der Erde höchstes Gut uns vorenthalten,
Du gabst uns Ideale, kalt und karg,
Statt feuriger, lebendiger Gestalten.

Er sang so bang: Geh heim, du junges Blut,
Zu deiner Braut im Lande der Magyaren,
Ihr Kuß ist heiß, wie eurer Traube Glut,
Ihr Aug Musik, Musik der Janitscharen.

Dort presse sie im Tanze rasch ans Herz
Bei des Zigeuners wildem Zimbalschlage;
Wohl küßt die Muse auch — ihr Kuß ist Schmerz,
Wohl tanzet sie mit dir — zum Sarkophage.

Nein, nein, ich rief es glutbegeistert ganz:
„Du bist noch Fürst in allen deutschen Gauen,
Die Jugend frage, — und den schönsten Kranz,
Den binden dir entzückt die deutschen Frauen.

Prophet! Du schautest tief in unsre Zeit!
O, lächle nicht, Du Mann im Leichenhemde!
Die Freiheit naht, des Frühlings Herrlichkeit,
Sie ist dein Zaubermädchen aus der Fremde.

Es liegt der Knechtschaft Winter tot im Schrein,
Hinab ins Grab mit donnerndem Geschwanke!
Zur Herrschaft strebt ein andrer Wallenstein,
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.

Dein Posa[1]) ist kein schaumgeborner Wahn:
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Es klomm sein Geist, ein Tell,[2]) den Berg hinan,
Und ließ der Freiheit Hifthorn weit erschallen.

Dort hat er rüstig seinen Pfeil gespitzt,
Entfernt von seiner Lieben treuem Herde,
Er zielte, schoß — und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil, — tief in der deutschen Erde.

Da schwand das Bild; denn dicht am Fensterlein
Des Hauses stand ein Mann im Abenddunkel,
Sein Haar umfloß der Sonne letzter Schein,
Wie eines Diademes Goldgefunkel.

Don Philipp schiens — und vor ihm — auf das Knie
War ich begeistert, gläubig hingesunken,
Ich seufzte, bat: O, geben, geben Sie
Gedankenfreiheit![3])

---

2. Das junge Palästina.

[Gedichte von Karl Beck, Berlin 1844. S. 52.]

Land der Wunder! Land der Trümmer!
Dich begrüßet mein Gesang!
Deine Cedern stehn; noch immer
Braust dein Meer mit wildem Klang.

Aber deine Helden fielen,
Und verstummt ist dein Prophet,
Und von deinen Saitenspielen
Ist das letzte Lied verweht.

---

[1]) Vgl. Schillers Drama: Don Karlos. — [2]) = Wie ein Tell. Börne ist der Herold des jungen Deutschland mit dem anderen Israeliten H. Heine. — [3]) Diese Vers=

Dort begrüßt der Rauch die Lüfte!
Steht der Priester am Altar?[1])
Nein, o nein, die Opferdüfte
Bringt der Türke frevelnd dar.
Bläst des Rauches Nebelstreife
Hoch empor zum Himmelszelt,
Wirft die Asche aus der Pfeife
Auf die Asche — einer Welt.

Land! Du heiligstes von allen,
Du, des Himmels holde Braut,
Du bist in den Staub gefallen,
Und dein Bürger jammert laut.
Seine Kleider sind zerrissen,
Staub und Asche deckt sein Haupt,
Und die Erde ist sein Kissen,
Und so weint er fort — und glaubt.[2])

Wird der Retter ihm erscheinen?
Bricht er dann das Joch entzwei?
Aber Millionen meinen,
Daß er längst gekommen sei.[3])
Wenn er käme, wenn er bräche
Das verhaßte Kettenband;
Wenn er käme, wenn er spräche:
Ziehet ins gelobte Land.

Tempel will ich Euch erbauen,
Priester geb ich Euch hinzu,
Einen König, Äcker, Auen,
Lebt vereint und lebt in Ruh! —
Ach nach Wundern fragt der Jude,[4])
Sieht in Wolken seinen Hort;
Aber von der teuren Bude
Geht er nicht um Welten fort.[5])

Jubelt, Könige der Erde!
Euch gelang der große Plan;
Rückzukehren zu dem Herde
Seiner Heimat, nennt er Wahn:
Denn Ihr machtet ihn zum Sklaven;
Daß er nicht die Fessel bricht,
Muß er tief im Drucke schlafen —
Schläft man tief, so träumt man nicht.

Grollt man, schwört er sich zum Götzen
Einer dunkeln Unterwelt?
Hat man zu des Lichtes Schätzen
Ihm nicht jedes Thor verstellt?
Sterne, Bänder am Gewande?
Nichts von dem, was glänzt und gleißt;
Aber starke, schwere Bande
Legte man um seinen Geist.[6])

Und er muß das Dunkel lieben,
Hebt das Antlitz scheu empor,
Denn es steht darauf geschrieben:
Daß ein Gott ihn auserkor.[7])
Und so gehts von Tag zu Tage,
Und er kauft und wägt und mißt;
Dann nur endet seine Plage,
Wenn sein Markt zu Ende ist.

---

zeile ist hier absichtlich abgebrochen. Es fehlt ein großer Gedankenstrich, während in Schillers Don Karlos der feurige Marquis Posa diese Bitte an König Philipp fußfällig richtet und die Antwort empfängt: Sonderbarer Schwärmer!

[1]) Das Volk der Juden hat keinen Tempel und keine Opfer mehr. — [2]) Und gibt doch die Hoffnung auf Israels Zukunft nicht auf. — [3]) In Christo. — [4]) Die Juden fordern Zeichen — so erfuhr es Christus, das beklagt auch Paulus. — [5]) Jetzt ist er dem Schachergeiste verfallen. — [6]) Gegenwärtig sind diese Klagen mehr als gegenstandslos geworden. — [7]) Diese Worte sind sehr mißverständlich im Zusammen ange mit dem Vorigen. Soll damit gesagt sein, daß Gott das Volk auserwählt habe zum Segen, so versteht man nicht, weshalb der Jude scheu sein Antlitz emporheben müsse; soll es aber heißen, Gott habe das Volk zum Fluche auserkoren, so ist das einfach nicht wahr. Israel hat sich selbst ins Unglück gebracht, namentlich damals, als es in seinem Heilande sein Heil von sich stieß.

3. Heimweh.

[Gedichte von Karl Beck, Berlin 1844. S. 219].

1.

Allein, allein am Weihnachtsfest
Im großen, deutschen Land!
Und hätt so warm ans Herz gepreßt
Manch warme, liebe Hand.

Allein! Ich ging betrübt hinaus
Durch Nebelnacht und Wind,
Und dachte an das Elternhaus,
Ein arm, verloren Kind.

Des Mondes Scheibe rollte leis,
Mein Auge rollte schnell;
Es hing der Reif am kahlen Reis;
Die Fenster brannten hell.

Dort sah ein Kind, im Hochgenuß,
Die Weihnachtsbäume blühn,
Daran so manche Silbernuß
Und bunte Kerzen glühn.

Dann schlief es ein auf Pfühlen weich,
Nicht ahnend, was ich litt,
Es nahm die Nüsse silberreich
In seine Träume mit.

Ich aber ging verstört nach Haus,
Und nahm den kahlen Baum,
Und nahm des Sturmes hohl Gebraus
Mit mir in meinen Traum.

2.

O sieh die Schwalbe, Knabe mein!
Sie sitzt am Simse, tiefbekümmert,
Indeß Dein schadenfroher Stein
Das Nest, das traute, ihr zertrümmert.

Du wirfst mit ungetrübter Lust,
Den Stein in die geweihten Hallen;
Sie schaut, mit Gram in junger Brust,
Die teuern, letzten Trümmer fallen.

Sie flattert fort, sie fliegt umher
Vereinsamt auf den weiten Auen:
Du weißt es nicht, es ist so schwer,
Die neue Heimat sich zu bauen.

Du ruhest längst und schlummerst fest,
Wenn noch die Schwalbe schweift und irret,
Ach, und um ihr zerstörtes Nest
Mit heimatlosem Flügel schwirret;

Wenn ich in düstrer Mitternacht
Vereinsamt schweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlassen und verloren.

Hans von Bergen.

Unter diesem Pseudonym birgt sich ein Dichter, welcher am 5. Okt. 1847 zu Nauheim bei Darmstadt geboren wurde: Georg Vogel. In der Volksschule zu Nauheim bis zum Jahre 1857 ausgebildet, siedelte er dann nach Darmstadt über, wo er zunächst die Realschule und von 1863 ab die Gewerbeschule besuchte, aus welcher sich seitdem die poly-

technische Schule entwickelt hat. Der Wunsch des Vaters war, daß der Sohn Cameralia studieren möchte; erst spät erlangte letzterer die Erlaubnis, Theologie studieren zu dürfen. So begab sich 1865 der bereits fast 18 Jahre zählende Jüngling in die Sekunda des Gymnasiums zu Darmstadt, erreichte aber schon Michaelis 1867 als Primus omnium das Zeugnis der Reife und widmete sich von da ab bis Ostern 1871 dem Studium der Theologie auf den Universitäten zu Gießen und Erlangen. Nachdem er bis Ostern 1872 den praktischen Kursus im Prediger-Seminare zu Friedberg absolviert hatte, wirkte er zwei Jahre hindurch als Leiter der Mädchenschule zu Tharand bei Dresden und setzte dann, durch die Verleihung des Wormser Lutherstipendiums in den Stand gesetzt, seine theologischen Studien in Tübingen fort, wo damals der sel. Professor Beck eine weitreichende segensvolle Thätigkeit entfaltete. Ostern 1875 kehrte Georg Vogel in seine Heimat zurück, legte das Staatsexamen ab und wurde darauf Hofkaplan des regierenden Grafen zu Erbach-Schönberg an der Marienkirche zu Schönberg an der Bergstraße. Erst im Dezember 1882 vertauschte er diese Stelle mit der Pfarrstelle zu Beuern bei Gießen, in welche ihn das Großh. Oberkonsistorium berief.

Die ersten dichterischen Versuche erschienen seit 1864 in der Darmstädter Zeitung, die geistlichen Lieder im Hess. Kirchenblatte seit 1874, einige fanden auch im Quellwasser Aufnahme. Homiletische Beiträge erschienen in den Pastoralblättern (hsg. von Leonhardi und Zimmermann) in den Kasualreden von Ohly und in den Altarreden von Leonhardi, sowie in Herolds Siona. Im übrigen vergleiche man das untenstehende Verzeichnis seiner Werke.

Die Dichtunngen sind erfreuliche Proben eines anerkennenswerten lyrischen Talentes, reich an Empfindung, melodisch in Rhythmus und Sprache, einfach und doch ursprünglich in der Auffassung und im Tone, echte geistliche Lieder, denen neue Melodieen die Wege in die evangelische Christenheit bahnen, und ebenso stimmungsvolle Liebeslieder, welche mit Vorliebe der Liebe Weh, auch teilweise in fast balladenmäßigen Tönen und in mythologischer Gewandung, darstellen. Auch fehlen nicht einige schöne Lieder aus der Zeit des letzten großen Krieges.

Werke: a. Gedichte: Gelobt sei Jesus Christus! Geistliche Lieder. Leipzig (Böhme). — *Geistliches und Weltliches. Gedichte. 1881. Ebd. *) — — b. Vermischtes: J. T. Becks Worte zur Eröffnung seiner Vorlesung über christliche Ethik. Tübingen (Lindemann.) — Mein Herr und mein Gott! Vier Predigten. Dresden (Naumann). — Predigt über Matth. 18, 23—35. (Kloster Arnsburg b. Lich). — *Die Jubelfeier der Marienkirche zu Schönberg. Frankfurt a. M. (Schriftenniederlage des ev. Vereins). 1883.

---

*) Fast sämtlich in Musik gesetzt von Fr. Mergner. (Hildburghausen, Gadow und Sohn.)

Proben aus Hans von Bergens Dichtungen.

1. Verwirf mich nicht.

[Geistliches und Weltliches. Gedichte von Hans v. Bergen. Leipzig. Böhme. 1881. S. 30.]

Verwirf mich nicht vor Deinem Angesicht, und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir. Ps. 51,13.

Ach Herr, es schreit mein Herz zu Dir
Mühselig und beladen;
Zieh Deine Hand nicht ab von mir
Ob meiner Missethaten;
Von Deinem heil'gen Angesicht
Verwirf mich nicht.

Ach, mein Verschulden, es ist schwer,
Und groß ist mein Verfehlen.
Kann auch ein Mensch den Sand am Meer,
Kann er die Sterne zählen?
Angstvoll erbebt mein Herz und spricht:
Verwirf mich nicht.

Wer mag bestehn vor Deinem Dräu'n,
Willst Du, Herr, mit uns rechten?
Erbeben ziemt und heil'ges Scheu'n
Den schuldbelad'nen Knechten.
Herr, sei mir gnädig im Gericht;
Verwirf mich nicht.

Wo sollt ich mir auch Gnad erflehn
Wo Trost im tiefsten Leide?
Wo sollt ich Bergung mir erspähn,
Wenn nicht in Jesu Seite?
In ihm ich fleh, wenn alles bricht:
Verwirf mich nicht.

Versöhnung brachte mir sein Tod
Im Himmel und auf Erden;
Ob meine Sünd auch blutigrot,
Sie soll doch schneeweiß werden.
Das glaub ich fest — mein Herz drum spricht:
Verwirf mich nicht.

Ja, Herr, mein Gott, des Gnadenhand
Mich wunderbar getragen,
Daß ich den guten Hirten fand
Schon in der Kindheit Tagen,
Erhöre mich — Christ, für mich ficht —
Verwirf mich nicht.

Du hast es ja so feierlich
In Deinem Wort beschworen:
Wer treulich sucht, der findet mich;
Wer kommt, geht nicht verloren —
So bitt ich denn voll Zuversicht:
Verwirf mich nicht.

Verwirf mich nicht! Laß Deine Huld
Mir leuchten hier und droben;
Tilg alle meine Sündenschuld,
So will ich ewig loben:
Du Herr, mein Hort, Du Herr, mein Licht,
Verwirfst mich nicht.

---

2. Morgensegen.

[Ebend. S. 50.]

Bewahre mich Gott, denn ich traue auf Dich. Ps. 16,1.

Lob und Preis sei Dir
Lieber Herr, für diese Nacht.
Deiner Gnaden Wundermacht
War mir Schirm und treue Wacht —
Lob und Preis sei Dir.

Komm und sei mit mir
Heute, morgen, allezeit.
Scheuche Leid und Traurigkeit,
Sende Frieden, Trost und Freud —
Komm und sei mit mir.

Geh mir treu voran!
Daß mich in der argen Welt
Kein Betrug des Satans fällt;
Daß ich Sieger bleib im Feld —
Geh mir treu voran.

Zeuch mich himmelan!
Wenn die Sinne mir vergehn,
Wollst Du mir zur Seite stehn,
Daß ich Dich, Herr, möge sehn —
Zeuch mich himmelan.

3. Zu spät.

[Ebend. S. 100.]

Sie weinte nicht, sie klagte nicht,
Sie sprach nur: „Laßt mich gehn!
Ob auch mein Herz vor Jammer bricht —
Er soll es nimmer sehn."

Und Tag und Nacht trug sie allein
Der Seele tiefsten Schmerz.
Er sah es nicht — nicht ihre Pein,
Nicht ihr gebrochen Herz.

Doch als der Lenz zum drittenmal
Hielt seinen Siegesgang,
Da tönte feierlich durchs Thal
Der Totenglocken Klang.

Und flüsternd hat der Abendwind
Ein Wort daher geweht:
Still steht ein Herz, so treugesinnt;
Er weiß es nun — zu spät.

4. Was der Rhein singt.

[Ebend. S. 148.]

Nicht länger mehr will ich die Fesseln leiden,
In die ein Zwingherr mich vor Zeiten schlug,
Und die der Franke nun mit Lug und Trug
Zu schmieden glaubt für Zeit und Ewigkeiten.

Und du, gefangne Stadt,*) die zu den Weiden
Am Ufer stumm die deutsche Harfe trug**)
Und trauernd ruhn ließ ob der Knechtschaft Fluch,
Auch du willst dich zum blut'gen Tanz bereiten?

Wohlan denn, Söhne Teut's, greift zu dem Schwerte,
Holt euch die Braut, die hohe Stadt am Rhein,
Und führt sie wieder heim zum deutschen Herde.

Schon flammt es auf wie Morgensonnenschein,
Wie Fackelglut auf blutgetränkter Erde,
Es soll die Brautnacht für die Freiheit sein.

*) Straßburg.
**) Anspielung an Ps. 137, 2.

Joh. Christoph Biernatzki.

[Quelle: *K. L. Biernatzki, Rekt. in Friedrichstadt a. d. Eider, Biographie von Joh. Chr. Biernatzki. 2. Aufl. 1852. (Basel, Riehm.)]

Aus einer polnischen adligen Familie stammt der Großvater des Dichters, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sein Vaterland verließ, da seine Güter eingezogen waren und nach mancherlei Schicksalen in Altona sich zu dauerndem Aufenthalte niederließ und als Privatlehrer einige Jahre lebte. Nach seinem Tode und dem seiner Gattin kamen die gänzlich unbemittelten Kinder ins Altonaer Waisenhaus. Des Dichters Vater erlangte es auf ganz besonders günstige Weise, daß er nach seinem Lieblingswunsche Medizin studieren konnte und zunächst als Militärarzt in Glückstadt und später in Altona thätig war. Im Hause seiner Schwiegereltern in Elmshorn wurde ihm am 17. Oktober 1795 sein Sohn Johann Christoph geboren, der in Altona seine erste Ausbildung erhielt, dessen Jugend aber schon frühe durch den Tod seiner Mutter getrübt wurde. Biernatzki war von frühe an vielfach kränklich, oft schwerkrank, im zwölften Lebensjahre sogar einen ganzen Tag todähnlichem Starrkrampf verfallen, so daß sein Wesen weich und verschlossen, seine Entwicklung trotz der guten Begabung eine langsame war. Dennoch erwarb sich der Knabe, dank der umsichtigen und aufopfernden Anleitung des Vaters, auch außerhalb der Schulaufgaben liegende reiche Kenntnisse in verschiedener Beziehung. Seine spätere Jugend wurde durch die innige Freundschaft mit A. F. Ludw. Pelt, dem nachmaligen Dr. theol. und Professor zu Kiel, verschönt. Nachdem das Christianeum zu Altona und auch die Selekta absolviert worden war (während der Zeit des Besuchs dieser Klasse hielt er eine Predigt im Altonaer Zuchthause, wie das dort damals gestattet und üblich war), bezog Biernatzki (1816) die Universität, um Theologie zu studieren. Doch zogen ihn die dortigen Professoren der Theologie, außer Twesten, wenig an, viel mehr gab er sich dem Studium des Arabischen hin, welches ihn ganz besonders fesselte, daneben aber strebte seine jugendliche Begeisterung und poetische Kraft dahin, die akademische Jugend Kiels mit den Ideen, welche dermalen alle Universitäten Deutschlands nach den großen Befreiungskriegen erfüllten, seinerseits bekannt zu machen. Er besang das Wartburgfest im Jahre 1817, und infolge desselben gelang es ihm, eine Reorganisation der Kieler Burschenschaft und zwar eine Veredelung derselben zu erreichen. Auch begründete er einen Dichterbund in Kiel. Innerlich war Biernatzki für das Christentum noch nicht erwärmt; doch hatte auch er von dem religiösen Kreis der edlen Gräfin Julie von Reventlow auf Emkendorf wenigstens indirekte Anregung. Am meisten imponierte ihm der neue Kieler Prediger Claus Harms, sowohl durch seine Predigten, obgleich sie durchaus noch nicht nach dem Geschmacke Biernatzkis waren, als auch durch die 95 Thesen zum Reformationsjubiläum. Im

Herbste 1818 zog Biernatzki mit seinem Freunde Pelt nach Jena,*) feierte am 18. Oktober ein neues Gedenkfest an die Leipziger Schlacht mit, nahm teil an dem großen Fackelzuge, hörte die zündenden Reden von Gott, Freiheit und Vaterlande, am mächtigen gen Himmel lodernden Holzstoße und versenkte sich in den Burschengeist der Jenenser mit noch vollerer Begeisterung, als das ehedem zu Kiel der Fall gewesen war. Zu jener Zeit bereiteten Jünglinge voll stürmischen, ja revolutionären Geistes, wie Karl Follen, der Burschenschaft die schwere Krise, welche bald hereinbrechen sollte; auch waren in der Burschenschaft selbst zwei sich bestreitende Strömungen, welche später in den germanischen und arminischen Burschenschaften ihren offenen Ausdruck gefunden haben. Auch in Jena studierte der Dichter besonders Arabisch und Hebräisch. Aber schon nach einem Jahre zog es ihn hinweg nach Halle. Vorher machte er in den Herbstferien eine schöne Reise nach Süddeutschland und der Schweiz. Ostern 1820 unternahmen die Freunde Biernatzki und Pelt über Dresden und Berlin die Rückreise nach Holstein. Nachdem er ein halbes Jahr zu Hause auf das theologische Staatsexamen sich vorbereitet und dann noch für ein Halbjahr die Studien in Kiel fortgesetzt hatte (auch diese letzte Zeit hatte ihm noch zur Gründung einer lateinischen Disputiergesellschaft und eines Tugendbundes unter den Studenten Veranlassung gegeben), bestand er in Glückstadt die theologische Hauptprüfung und nahm sofort eine ihm dargebotene Stelle als Pastor auf der Hallig Nordstrandischmoor an. Diese Stelle wurde am 15. Februar des Jahres 1822 angetreten. Biernatzki war nicht nur „Priester" auf der kleinen Hallig, sondern auch eine Stunde davon Lehrer auf der Insel Nordstrand. Als Pastor dieser Gemeinde gewann er sich die ganze Liebe der Gemeinde, nicht nur durch seine Predigten, in denen er den Rationalismus der Zeit nur langsam aber gründlich überwand, sondern durch seinen Mut, seine Seefestigkeit, seine Selbstverleugnung. Bald lernte er auch ein junges Mädchen kennen, welches er sich zur Lebensgefährtin erkor, seine Cousine Henriette de Vries, mit welcher er am 17. August 1823 verbunden wurde. Am 4. Februar 1825 erlebte er die verheerende Sturmflut, welche manche Halligen entsetzlich verwüstete, und auch seine ganze kleine Gemeinde Nordstrandischmoor schwer heimsuchte. Um dieser fast vernichteten Gemeinde wieder aufzuhelfen, veröffentlichte er mit sehr gutem Erfolge sein religiöses Lehrgedicht: „Der Glaube." Geld und mancherlei Gaben trafen ein und wurden von dem Prediger aufs ge-

*) „Ein breitschulteriger, kräftiger Jüngling von Mittelgröße, mit schwarzem, gelocktem Haar; etwas blatternarbig, mit tiefliegenden, unter starken Backenknochen hervorblitzenden freundlichen, aber kühnen Augen trat ihnen mit aller Herzlichkeit des Bayern und des damaligen Jenenser Burschen entgegen und drückte ihnen die Hand mit einem fest und kräftig gesprochenen Gruße: „Seid ihr mit Schwarzbrod und Freiheit zufrieden, so wird es euch hier wohlgefallen." Es war Sand, der bald darnach zum Mörder Kotzebues wurde.

wissenhafteste verwendet. Einem bejahrten Ehepaar, welches fast seine ganze Habe eingebüßt hatte, gab der Pastor nicht nur 18 Wochen Obdach und Pflege, sondern er ließ auch ein neues Häuschen bauen, welches die Husumer Unterstützungskommission in praktischer Weise füllte. Sehr zum Leidwesen der Gemeinde erhielt Biernatzki im Sommer 1825 vom Könige Friedrich IV. eine bessere Stelle in Friedrichstadt, welche er am 25. Oktober antrat und in welcher er unter den schwersten Verhältnissen taktvoll und freudig, sowie mit reichem Segen fortan gearbeitet hat. Hier erwachte der Gedanke an anderweitige schriftstellerische Thätigkeit, zum Teil durch das Wachsen seiner Familie hervorgerufen. Er war eine feste, in sich gewisse, imponierende Persönlichkeit, der harmlosen Freude zugänglich. Seine schriftliche Darstellung: Die Liebe aus der Kindheit, oder die Wege zum Glauben fand großen Anklang. Noch mehr war dies bezüglich der „Hallig“ der Fall. Doch obgleich Biernatzki nun ein berühmter Mann geworden war, so sollte sich doch die Hoffnung auf eine einträglichere Stelle nicht mehr erfüllen. Seit dem Jahre 1837 immer mehr leidend, hielt er am 24. Februar 1840 seine letzte Predigt. Nach schweren, schmerzenreichen Wochen starb er, nachdem er kurz vor dem Tode zum Prediger in Süderau ernannt war, am 11. Mai 1840. Sein Sterbebett war tröstlich, und sein Abschied eines Siegers Scheiden. Während der Krankheit war in allen Kirchen Friedrichstadts, sogar in der Synagoge, für ihn gebetet worden. Unter allgemeinster Beteiligung der Gemeinde wurde er am 15. Mai zur Erde bestattet.

Wir haben in Biernatzki einen der Begründer der christlichen Novellistik und einen gewandten und fesselnden Erzähler anzuerkennen. Als Dichter zeigt er sich von guter Begabung, tiefinnerlichem Gemüte, echter Begeisterung, — aber die Dichtungen sind großenteils nur Gelegenheitsgedichte, nicht der Spiegel eines Dichterlebens, und darum nicht so bedeutend, als nach der Voraussetzung seiner geistigen Gaben hätte erwartet werden können. Von der patriotischen Dichtung der Befreiungskriege ist er nicht angeregt worden — der Zusammenhang mit Dänemark ließ in Holstein eine ähnliche Stimmung, wie im übrigen Deutschland, nicht aufkommen. An der burschenschaftlichen Bewegung aber ist auch er und zwar als eins der edelsten und ernstesten Glieder der Burschenschaft beteiligt gewesen. Seine religiösen Ansichten der späteren Jahre stehen durchaus auf lutherischem Bekenntnisboden. Sein Christentum war mehr Sache des Gefühls und der That, als des Verstandes; sein Leben war eines echten Dieners Christi würdig, auch jede seiner Dichtungen und Schriften.

Werke: *Der Glaube. Ein religiöses Lehrgedicht. Schleswig. 1. und 2. Aufl. 1825. — Der König und sein Volk. Festgedicht. Ebd. 1829. — *„Wege zum Glauben“ oder: Die Liebe aus der Kindheit. Wanderung auf dem Gebiete der Theologie im Modekleid der Novelle. Altona, 1835. 2. Aufl. 1852. Leipzig. — Die Hallig, oder: Die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Altona, 1836. — 3. Aufl. Leipzig, 1852. — *Der braune Knabe, oder: Die Ge=

meinde in der Zerstreuung. Altona, 1840. 2. Aufl. 1852, Leipzig. — *6. Gesammelte Schriften. 1. Vollst. Gesammtausgabe. 8 Bd. Altona, 1844. 2. Aufl. 1850. — *Des letzten Matrosen Tagebuch. Novelle. 2. Aufl. 1852. — — *Gedichte. 2. Aufl. 1852. (Die gesammelten Werke sind jetzt im Verlage von Ferd. Riehm in Basel.)

1. Erkenntnis.

[Gedichte von J. C. Biernatzki. 2. Aufl. Basel. Ferd. Riehm. 1852. S. 15.]

Nicht in des Himmels heitern Lüften
Bereitet sich der Wolke Nacht;
Sie steigt empor aus Erdengrüften,
Aus trüber Dünste offnem Schacht. —

Du klagst, daß Deinen Blick umfloren
Die Schatten um der Wahrheit Thron:
Dein eigen Herz hat sie geboren,
Sie sind der Sünde Frucht und Lohn.*)

---

2. Umkehr.

[Ebend. S. 18.]

Von dürren Steppen kam ich her,
Dahin ich mich verloren,
Da trug ich lange, trug ich ich schwer,
Was ich zur Last erkoren.

Es fiel die Krone mir vom Haupt,
Die eigne Kraft erstritten;
Es ward der Mantel mir geraubt,
Den Tugend zugeschnitten.

Und als ich nackt und bloß nun stand
Mit Seufzen und mit Weinen,
Da war's, daß ich den Hirten fand,
Er lud mich zu den Seinen.

Was auch mich lockt, ich bleibe doch,
Er giebt mir was vonnöten!
Und fragt ein Auserwählter noch,
Wie Saul bei den Propheten,

So sprech ich kühn und trotziglich:
„Der Herr hat mich geladen,
„Und meine Blöße kleidet mich
„Als Zeugnis Seiner Gnaden!"

---

3. Die Kirche.

[Ebend. S. 22.]

Sie stehet für Jahrtausende gegründet
Und alle Stürme brausen um sie her;
Sie stehet fest im Wogendrang und kündet
Ewigen Frieden dem empörten Meer.

Es kann die Welt ihr nur die Farben rauben,
Es bleibt des Kelches Duft ihr unversehrt;
Es mögen wilde Reiser sie umlauben,
Das Reis verdorrt — sie strahlet neu verklärt.

---

*) Wie die Wolke von der Erde stammt, so alle die Schatten, welche dir der Wahrheit Thron verhüllen: alle Zweifel stammen von unten und sind der Sünde Lohn und Früchte.

Mag sich dem Spott der wilde Trotz gesellen
Und alle ird'sche Nahrung ihr entziehn,
Sie schöpft ihr Leben aus verborgnen Quellen,
Du siehst nur schöner, reicher sie erblühn.

Und immer hat ein Häuflein sie gefunden,
Das sie mit kindlich reiner Liebe grüßt,
Ob auch in Kerkergrüften, Todeswunden,
Als Hochverrat, die fromme Treue büßt!

---

4. Nushirvan.*)

[Ebend. S. 66.]

Zu Nushirvan, dem Perserkönig,
Kam ein griechischer Gesandter,
Frieden oder Krieg zu bringen,
Wie es eigne Einsicht riete.
In der Hofburg stolzen Hallen
Steht er staunend, — alles kündet
Kunst, Geschmack und Krösus Reich-
tum.
Doch des Ganzen Eindruck störet
Eine schmutz'ge Bauernhütte
Mitten in des Hofes Runde.
„Großer König", spricht der Grieche,
„Die Bewundrung Deines Geistes,
„Der den stolzen Bau geordnet,
„Reizt mich nur noch mehr zur Frage:
„Wozu diese schlechte Hütte?"
Sie gehört, so spricht der König,
Einem hochbetagten Weibe,
Welche ihrer Väter Hütte
Mir um keinen Preis verkaufen
Wollte. Aber schon begonnen
War der Bau. So blieb die Hütte,
Die des Ganzen Ansicht störet.
Hochverwundert rief der Grieche:
„Wahrlich, diese schlechte Hütte
„Ist dein schönstes Ehrendenkmal!
„F r i e d e Dir und Deinem Volke!"

---

5. Distichon.

[Ebend. S. 101.]

Gütig gab die Natur der Liebe zwiefache Rede:
Was die Lippe verschweigt, redet der schweigende Blick!

---

6. Drei sind's.

[Ebd. S. 110.]

Drei sind's, welche siegend schalten
Mit des Schicksals Macht und Rat:
Jugendhoffnung, Männerthat,
Und die Weisheit frommer Alten.

---

*) Chosru I., den die Mitwelt mit dem Beinamen N u s h i r v a n („der Gerechte") schmückte, kannte die Werke der großen griechischen Philosophen, hob den Ackerbau und die Gewerbe, Rechtspflege u. s. w. Er regierte in Persien von 531—579 und führte mit Ostrom ebenso glückliche Kriege als im Osten. Sein Reich erlangte unter ihm die größte Ausdehnung. Er wird in der Litteratur öfter besungen. Vergl. Böttgers Cameen. (Gesammelte Werke II., 1865. Lpzg.)

7. Die Überschwemmung.[1])

[Ebend. S. 126.]

Der Mond enthüllt den lichtverklärten Bogen,
Ein stiller Schimmer blickt vom Sternenzelt
Und spiegelt auf des Meeres ruhiggleiche Wogen[2])
In's Blau hinunter eine zweite Welt.
Die Möve ruht am feuchten Ufersande,
Und jeder Laut entschläft am sichern Strande.

Die Friedenswelle schaukelt leichte Kähne
Auf ihrer glanzgestreiften Bahn dahin,
Und schwere Segel ziehn, die weißen Schwäne,
Zum Hafen den erfreuenden Gewinn.
Der Seemann denkt der Not vergangner Zeiten,
Schon winkt das Licht der Heimat ihm vom Weiten.

Furchtbare Wandlung! Aus des Nordens Strecken
Stürzt schnell und wild die Windsbraut sich in's Meer.
Die Woge schäumt und flieht mit blindem Schrecken;
Und brausend jagt der Sturm sie vor sich her.
Hoch über den empörten Wasserschlund
Wälzt noch ein Meer sich aus dem schwarzen Grund.

Der Kahn zerschellt, und Schiff und Mast zersplittert,
Der Abgrund schlingt der Flotten letzte Spur.
Die Wehre um das Land der Ähren zittert,
Sie wankt, sie stürzt! — Zum See wird Dorf und Flur.
Wo segensreich die blanken Pflüge zogen,
Furcht nun verderbend die Gewalt der Wogen.

Die Hütte, deren friedlich Dach bewahrte
Des kargen Lebens mühevollen Fleiß,
Sie trümmert hin, und was die Sorge sparte —
Ein Augenblick verschlingt der Jahre Schweiß.
Die Herde treibt hinweg, die liebste Habe,
Ihr folgt der Hund, noch treu im Wellengrabe.

Doch rings vom nahen Tod umgeben,
Traurt nicht der Mensch um zeitlichen Verlust;
Kaum kämpft er hoffend noch für's eigne Leben,
Nur für die Not der Lieben schlägt die Brust.
Mag alles brechen, sinken und vergehn,
Kann er die Teuren nur gerettet sehn!

---

[1]) Dies Gedicht ruht auf der Thatsache der Sturmflut 1825 und erschien damals zuerst im Druck. [2]) Der Vers hat zwei Silben zu viel.

Umsonst! Schon ringet hier den Seinen
Ein Vater die gestreckten Arme nach.
Hoch rauscht die Flut, um schnell sie zu vereinen;
Im Wogenschwall erstirbt das letzte Ach.
Die Mutter hält den Säugling noch nach oben,[1])
Bis Kraft und Geist[2]) entflieht im Sturmestoben.

Dort liegt die Jungfrau am geliebten Herzen
Des Jünglings, der sie krampfhaft fest umschlingt.
Ihr Angstgeschrei verdoppelt seine Schmerzen,
Zwiefachen Tod ihm seine Liebe bringt.
Den letzten Trost zerreißt der Brandung Wut,
Auch ihre Leichen trennt die wilde Flut.

Meer überall! die Schreckensscene lichtet
Des Mondes klarer, totenstarrer Blick.
Vernichtung rings! Wohin das Auge flüchtet,
Scheucht das Entsetzen es voll Angst zurück.
Und immer weiter wälzt die schweren Wogen
Der Ocean in bergeshohen Bogen.

Schon häufen Trümmer sich mit neuen Trümmern,
Der letzten Rettung morsche Zuflucht bricht.
Der Fromme fleht, und bleiche Sünder wimmern:
Allvater hilf! Verschone, Strafgericht!
Und immer hohler tönt des Sturmes Sausen,
Und immer höher schäumt der Wogen Brausen.

Gott sieht herab! und — horch! die Wetter schweigen,
Errettung kommt, woher Verderben kam;
Des Tages langersehnte Blicke zeigen,
Wie Gott uns schützte, und was Gott uns nahm.
Kaum scheint das Leben eine frohe Gabe,
Der Dank verstummt an unsres Glückes Grabe.

Hinauf zum Himmel, tiefgebeugte Seele,
In Thränen reift die Saat der Ewigkeit.
Daß sich Dein Herz das bessre Teil erwähle,
Mahnt Dich des Irdischen Vergänglichkeit:
Das Zeitliche vergeht der Zeit zum Raube,
Doch ewig bleibt die Liebe und der Glaube.

---

[1]) In dem Gedanken, so vielleicht das Leben des Säuglings bis zum Eintreffen der Hilfe zu erhalten. — [2]) Geist = Besinnung.

8. Auf mit dem Becher, ihr Brüder. 1835.*)

[Ebend. S. 158.]

Auf mit dem Becher, ihr Brüder,
Klinget zum Schalle der Lieder,
Ladet die Freude herein!
Wo sie Gesänge begrüßen,
Becher die Herzen erschließen,
Da kehrt die Königin ein,
Will uns zu Königen weihn.

Scepter sie reicht uns und Kronen,
Boten aus himmlischen Zonen
Nahen uns freundlich gesellt.
Ja, in der fröhlichen Mitte,
Sei es Palast oder Hütte,
Wo sich der Himmel gefällt;
Neu schafft die Freude die Welt.

Auf, mit dem Becher! Es klinge,
Wer mit dem goldenen Ringe
Herz schon und Hand schon umwob;
Wer noch mit zweifelnder Frage
Forscht, was der Blick ihm wohl sage,
Der ihm den Busen erhob!
Liebe, wir singen dein Lob!

Liebe, sie glüht, wo die Wangen
Rosig und jugendlich prangen,
Sehnsucht und Hoffnung noch währt;
Glüht noch im Silber der Jahre,
Treu auf des Hauses Altare,
Treu an der Wiege am Herd:
Heilige Flamme sie nährt.

Auf, mit dem Becher, Genossen!
Enger die Kreise geschlossen,
Freundschaft, getreu bis in's Grab.
Sie, die zum Fest uns verbunden,
Eint uns, wenn wechselnde Stunden
Senken Gewitter herab:
Freundschaft ist Licht uns und Stab.

Weg mit dem Streiten und Hassen,
Weg mit dem Neide, dem blassen,
Zwietracht verzehrt und erschlafft.
Bürger sind Brüder und Freunde,
Bauen das Wohl der Gemeinde,
Stark in vereinigter Kraft:
Wunder die Einigkeit schafft.

Auf! Von den Sitzen erhoben!
Auf! Mit dem Becher nach oben!
So gebt der Gilde ihr Recht:
„Wackere Gilde, erhalte,
„Bricht auch die Stange, die alte,
„Noch bei dem fernsten Geschlecht
„Freiheit und Kraft ungeschwächt!"

Hugo von Blomberg.

(Vgl. Brümmers Dichterlexikon. S. 67.)

Aus dem kurländischen Zweige der Blombergischen Familie, welche vor ihm schon zwei Dichter hervorgebracht hat, stammt Hugo Freiherr von Blomberg. Die beiden älteren Dichter Wilhelm Freiherr von Blomberg (geb. 1786 zu Iggenhausen im Fürstentum Lippe, † als preuß.

*) Eines der Festlieder, welche Biernatzki für die Schützengilde dichtete.

Major a. D. zu Herford am 17. April 1846) und Karl Alexander von Blomberg (geb. 31. Januar 1788 zu Iggenhausen, † 20. Febr. 1813 zu Berlin) waren zugleich tapfere Offiziere im Befreiungskriege, und der letztgenannte, welcher nach der Schlacht bei Jena mit seinem ganzen Regimente in die Gewalt der Franzosen geraten und erst nach dem Tilsiter Friede aus der Gefangenschaft entlassen worden war, nahm als besonders kühner Offizier am Schillschen Zuge teil und trat 1812 als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn in russische Dienste. Am 20. Febr. 1813 ist er bei der Erstürmung des Schönhauser Thores in Berlin, an der Spitze der Kosaken durch das geöffnete Thor dringend, von mehreren Kugeln getroffen, gefallen. Er war der erste deutsche Offizier, welcher im Befreiungskriege den Heldentod starb.*)

Hugo von Blomberg wurde am 26. September 1820 als der Sohn eines Neumärkischen Gutsbesitzers in Berlin geboren, aber zu Liebthal bei Krossen, also auf dem Lande, erzogen. Dort verlebte er eine sehr freie, glückliche Jugendzeit, schwärmte im Walde umher, studierte in des Vaters Bibliothek, zeichnete und komponierte. Im Jahre 1834 trat er in ein Berliner Gymnasium ein, welches er 1839 absolvierte. Die Universität Berlin, welche er nunmehr besuchte, sollte ihn zu einem tüchtigen Juristen ausbilden — so wollte es der Vormund, da der Vater inzwischen gestorben war — aber sie machte einen Maler aus ihm. Nach Studien in Berlin unter Wilhelm Bach begab sich H. von Blomberg 1847 nach Paris, wo er unter Léon Cogniet studierte. Im folgenden Jahre rief ihn die Revolution nach Deutschland und unter die Fahne des 20. Landwehrregiments in Wetzlar und Braunfels. Im Jahre 1850 nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin, schloß sich dem litterarischen Vereine: „Der Tunnel" an und fand als Dichter und Künstler viele Freunde und Bekannte. Seine Skizzen zu Dantes göttlicher Komödie erwarben ihm besondere Anerkennung. Seit 1868 lebte Freiherr von Blomberg in Weimar, wo sich der Künstler unter Pauwels Leitung noch zu vervollkommen suchte. Dort ist er nach manchem schweren Leide (ganz besonders erschütterte ihn der Tod eines hoffnungsvollen Sohnes) gestorben; aber er hat doch auch in der Vorahnung seines nahen Todes seine Freude über Deutschlands Erhebung und die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches in Lieder gegossen, die unter dem Titel: „Treu bis zum Tod" 1872 in Berlin erschien sind. Bereits am 17. Juli 1871 starb der Künstler und Dichter zu Weimar.

Die Thätigkeit von Blombergs war geteilt; denn er war Maler, Kunstkritiker und Dichter. Daß er als Maler nicht sehr Hervorragendes geleistet hat, lag an seiner Unbeständigkeit. Immerhin werden seine 27 Farbenskizzen zu Dante (1864 erschienen dieselben durch Photographien von Schauer vervielfältigt mit erläuterndem Texte in Berlin) wegen des außerordentlichen

*) Seine Gedichte hat 1820 Fr. de la Motte Fouqué herausgegeben. Berlin.

Erfindungs- und Kompositionstalentes gepriesen. Auch die ornamentale Verbindung seiner Ideen und der feine Farbensinn werden rühmend hervorgehoben. Dagegen tadelt man seinen Hang zur Darstellung des Geisterhaften und Dämonischen. Er hat auch kunstkritische Werke geschrieben, bzw. seines Freundes Franz Kugler Geschichte der Malerei in dritter Auflage herausgegeben; doch hat dies Werk, bzw. das, was er Eigenes zugefügt hat, keinen sehr erheblichen Wert und sicher viel mehr Anfechtung als Anerkennung erfahren.

Weit mehr und uneingeschränkter verdient seine poetische Gabe Lob. Hugo von Blombergs Dichtungen sind vielfach, und nicht die unbedeutendsten, durch seine Studien in der Geschichte der altchristlichen Kirche und der Kunst hervorgerufen worden. Auf diese Weise ist er ein trefflicher Bearbeiter von Legenden geworden, welche wir stets im passendsten Kleide dargestellt finden; am reichsten an Kontrasten ist „Genesius", sehr schön sind auch Sankt Phokas und Sankt Hyacinthus, Sankt Wenzeslaus, Herzog von Böhmen u. andre. Aber auch Künstlergeschichten hat er manche gestaltet, unter denen „Ein Portrait von Alba", „Morto da Feltre", „Die Freske zu San Gregorio" hervorragen. Ja jede Landschaft schildert der Dichter mit den Empfindungen des Künstlers, und dies verleiht den lyrischen Dichtungen einen ganz eigenen Reiz. Seine Balladen sind mannigfaltig, oft etwas breit, alle aber edel, rein; von der Treue bis zum Tode singt manche in ergreifender Weise (Der Herr von Argouges, Vom treuen Wingo, Markus Guther), manche sind allerdings auch besonders düster in Stoff und Ton; die Romanzen, namentlich auch die aus Preußens Ruhmesgeschichte, sind frisch und helltönig. Ein echter Dichter, wahrer Patriot und ein edler Mann, aus dessen Worten nicht selten das volle Gottvertrauen hervorquillt, ist frühe in diesem Manne der Gegenwart entrissen worden. Er darf dem jüngeren Berliner Dichterkreise zugezählt werden.

Werke: a. Stimmen aus dem Kunstpublikum (4 satirische Gedichte.) Berlin. 1853. — *Bilder und Romanzen. Dichtungen. Breslau 1860 (Ed. Trewendt.) — Psyche zu Raphaels Komposition in der Farnesina. (Oktaven und Sonette.) Berlin 1868. — Wartburgsprüche. (In Gemeinschaft mit Emil Rittershaus.) Elberfeld 1870. — Treu zum Tod. Vaterländische Dichtungen (aus dem Nachlaß). Berlin 1872.

b. Studien zur Kunstgeschichte und Ästhetik. (1. Bd. Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst. 2. Bd. Skulptur und Malerei.) Berlin 1867.

Proben aus Hugo von Blombergs Dichtungen.

1. Sankt Phokas. (Legende.)

[Bilder und Romanzen. Dichtungen von Hugo von Blomberg. Breslau. Ed. Trewendt. 1860. S. 9.]

Sankt Phokas neigt' in stillem Sinn
Sich tief zu seinen Blumen hin:
„Grüß Gott Euch, süße Kleinen!
Wie hat Er Euch so schön gemacht,
Als sollte seiner Himmel Pracht
In Euch uns wiederscheinen!"

Und als sich Phokas hebt empor,
Da pocht es, horch, am Gartenthor;
Ein Flüchtling keucht mit Bangen:
„Flieh, Gärtner, flieh: Du bist ein Christ!
Die Schergen nah'n zu dieser Frist,
Sie nahen, Dich zu fangen!“

Der Warner flieht. Sankt Phokas steht
Und faltet ruhig im Gebet
Und heitern Blicks die Hände:
„O Herr, der Du zum Heil mich schufst,
Nicht berg' ich mich, wenn Du mich rufst:
Treu bleib' ich Dir zum Ende.“

Und wie er blickt ins Feld hinein,
Da blitzen Helm' im Sonnenschein:
Des Weges ziehn die Schergen.
„Wie Hölle brennt des Tages Glut:
Hier unter Zweigen wird uns gut
Der kühle Schatten bergen.“

Sie strecken atmend sich ins Grün:
Der Christ mit sorglichem Bemühn
Bricht Obst von seinen Bäumen:
Er ordnet's schmuck und beut es dar;
Er bringt den Trunk vom Bronnen klar:
Sie laben sich und säumen.

Schon sinkt die Sonn' in goldner Pracht:
— „Gefährten auf! Sonst hält die Nacht
Uns Weg und Ziel verborgen!“
Der Gärtner spricht: „Gemach, gemach!
Ist nicht zu schlecht mein niedres Dach,
Ruht drunter bis zum Morgen!“

Der Führer lacht und streicht den Bart:
„Wohlan! Die Sohlen, heut gespart,
Gehn morgen früh geschwinder.“
Rings um den Herd die Schar sich legt,
Vom Wirt gebettet; sanfter pflegt
Kein Vater seine Kinder.

Doch als sie Schlummer fest umwand,
Hat er, den Spaten in der Hand,
Zum Garten sich gewendet.
Was schaufelt er die ganze Nacht?
Als hell die Morgensonne lacht,
Sieht sie — ein Grab vollendet.

Der Morgen glänzt! Auf! Fort von hier!
Der Führer spricht: „Daß reichlich Dir
Der Lohn der Götter komme,
Sag uns noch an, wo Phokas ist,
Nach dem wir fahn zu dieser Frist?“
— „Ich bin es“, sprach der Fromme.

Die Schar auf ihn mit Staunen sah:
So mild ehrwürdig stand er da
In lichtem Morgenscheine.
„Ihr Brüder — bat er — zaudert nicht:
Ergreifet mich! Thut Eure Pflicht,
Wie ich gethan die meine!“

— Tief unter Blumen war sein Grab:
Da legten sie den Leib hinab,
Das Haupt vom Rumpf geschieden.
Von Zähren all die Blumen tau'n,
Doch Er darf schön're Blumen schau'n
In seines Heilands Frieden.

---

2. Sankt Wenzeslaus, Herzog von Böhmen.*)

[Bilder und Romanzen. Dichtungen von Hugo von Blomberg. Breslau. Ed. Trewendt. 1860. S. 198.]

Die Fürsten sitzen zu Rat im hohen Saal!
Nur Wenzel der Fromme noch fehlet in ihrer Zahl.
Der Kaiser grollet auf seinem goldenen Thron:
„Wo bleibt der Böhme? Sein Zaudern beut allen uns Hohn!“

*) Von seiner Großmutter, der heil. Ludmilla, erzogen, führte Wenzel, auf den Herzogsthron Böhmens gelangt, die christliche Religion in seinem Lande ein, wurde aber am 28. Sept. 935 von Boleslav, seinem Bruder, und etlichen Großen des Reiches erschlagen.

Drob wurden sie einig alle vor Überdruß,
Daß, wenn er käme, so sollt' er nicht haben Gruß:
Es sollte sich keiner neigen dem fürstlichen Mann;
Das sollt' ihm sein zu Schimpf und zu Schande gethan.

Sankt Wenzeslaus war derweil in der Kirche fern:
Er diente der heiligen Messe, das that er gern!
Er schwang das Rauchfaß am Kettlein wohl her und hin,
Den Leib des Herrn verehrt' er mit gläubigem Sinn.

Und als der Priester das Sakrament vollbracht,
Hat Wenzel eilig sich auf den Weg gemacht;
Er denket lächelnd: „Wer dienet zween Herrn zugleich?
„Es geht wohl vor irdischen Kronen das Himmelreich!"

Und als nun Wenzel tritt in den Fürstensaal,
Da steh'n die Fürsten auf von den Stühlen zumal;
Der Kaiser steigt vom Throne, sich neigt so tief;
Zu seiner Rechten den Herzog zum Sitz berief.

Sie wußten alle nicht, wie ihnen geschah:
Ihm Ehre zu weigern sie mußten vergessen da!
Der Kaiser aber der hatte deutlich gesehn
Zu Wenzels Seiten zween leuchtende Engel stehn.

---

3. Sankt Kilianus.**)

[Bilder und Romanzen. Dichtungen von Hugo von Blomberg. Breslau. Ed Trewendt. 1860. S. 269.]

Sankt Kilianus nachts im Schlummer lag,
Als eine Himmelsstimme zu ihm sprach:
„Du siehst Mein Angesicht noch vor dem Tag!"

In Freuden aufstand Kilianus da
Und weckte die Gefährten: „Wachet ja,
Ihr Lieben," sprach er, „denn der Herr ist nah!"

Da saßen sie in stiller Nacht zu drei'n
Und beteten bei eines Lämpleins Schein
Und lauschten, ob der Herr wohl käm' herein.

Und als vorüber war die Mitternacht,
Da brachen grimme Mörder ein mit Macht —
Nun schauen Gott die drei, die dort gewacht.

**) Kilian oder Kyllenas, eines edlen Irländers, Gedächtnistag ist der 8. Juli. 689 oder 688 ist er, der Apostel der Franken, in Würzburg mit seinen beiden Gefährten Koloman und Totnan ermordet worden. Man fand den Heiligen im priesterlichen Gewande in einem Stalle, mit Evangelium und Hostienkapsel verscharrt. (Vgl. Löhes Martyrologium. S. 111.)

4. Krönung.

[Ebend. S. 296.]

„Mein König, süß geträumet
Wohl hast Du in dieser Nacht?
Dein Mund hat im Schlaf gelächelt;
Dein Aug' ist so hell erwacht!"

— „Noch niemals, Du Vielgetreuer,
Träumt' ich so himmlisch klar:
Vergessen war Schmach und Kerker
Und Kummer und graues Haar!

Ich sah meine erste Liebe,
Lächelnd im Jugendglanz:
Sie hat mich geküßt und gekränzet
Mit purpurnem Rosenkranz!

Dann hab' ich durchgestritten
Meine erste Siegesschlacht:
Mir hat einen Kranz von Lorbeer
Mein großer Ahnherr gebracht!

Nun sollt' ich am Altare
Der Väter Kron' empfah'n:
— Da war's eine fremde, und schöner,
Denn je meine Augen sahn.

Wie funkelte sie so herrlich
In Perlen und Edelgestein:
Es will mir nicht aus dem Sinne
Ihr wunderbarer Schein!"

— Und als der König erzählet
Den seltsamen Kronentraum,
Da blickte der Morgen trübe
In den düstern Kerkerraum.

Da traten finstre Männer
Herein mit Mantel und Stab,
Die führten den König schweigend
Eine dunkle Stiege hinab.

Am Fuß der Stiege wartend
Stand einer in rotem Rock:
Ein Beil lag scharf und blitzend
Auf schwarzbehangnem Block —

---

5. Otto Martin von Schwerin.

[Ebend. S. 82.]

Herr Otto Martin von Schwerin
Wird nie sein gutes Schwert mehr ziehn:
Gekränkt hat ihn mit scharfem Dorn
Des Königs unverdienter Zorn!

Er stößt es ein mit bittrem Schmerz,
Als stieß' er es durch's eigne Herz:
„Nun roste sonder Ehr' und Licht,
Denn König Friedrich braucht Dich nicht!

Nun träume Du in Deiner Nacht
Von Hohenfriedbergs*) Fahnenschlacht:
Da schlugst Du gut und strahltest weit
Vor den Dragonern von Bayreuth!

Auf Reiterehr' und Ritterwort,
Ich ziehe nimmer Dich hinfort!
Ein Bauer geh' ich hinter'm Pflug:
Es giebt der Reiter noch genug!"

So ritt er heim in Groll und Gram.
Die Trommel schwieg. Der Friede kam.
Der Hirte bei der Herde sang,
Beim Pflug der Bauer — doch nicht lang.

Und als die Trommel wieder scholl,
Auffuhr der Held aus seinem Groll:
Er sah: sein König stand im Feld,
Und wider ihn die ganze Welt!

Rasch nach der Hüfte griff die Hand,
Dann blickt er traurig nach der Wand;
Sein Reiterherz vom Seufzer schwoll:
Verdammt mein Schwur! Verdammt mein Groll!

*) 4. Juni 1745 im 2. schlesischen Kriege.

Der König sprach: „Wo bleibt Schwerin?
Zürnt er, weil Ich gezürnt auf ihn?
Hat er's verschworen, wie man spricht?
Sein König ruft ihn! kommt er nicht?"

Der Seidlitz sprach: „Mein Freund Schwerin
Verschwor fortan das Schwert zu ziehn!"
— „Wohlan! Sein König ehrt den Schwur:
Er braucht kein Schwert: er komme nur!"

— Und als es blies zum letzten Strauß,
Da ritt auch der Schwerin hinaus,
Doch statt der Klinge schwer und lang
Sein Arm nur eine Gerte schwang.

Er ritt vor der Dragoner Front:
Viel Schwerter blitzen hellbesonnt!
Die Reiter jauchzen, die ihn sahn:
„Heut führt Schwerin uns wieder an!"

Die Gerte hob er: „Dran und drauf!"
Er war der erst' im Feindeshauf:
Hui, warf er ihn wie Sturm und Blitz
Weit über's Feld von Lowositz*).

Herr Otto Martin von Schwerin
Braucht nicht zum Sieg das Schwert zu ziehn:
Dem König und sich selber treu,
Schwert oder nicht, er ist dabei!

*) Am 1. Okt. 1756.

6. Wintermorgen.

[Ebend. S. 182.]

Jetzt wölkt sich die Stadt wie ein Morgentraum
Aus winterlichem Dunkel:
Jetzt blitzt in des Ostens grünpurpurnem Saum
Die kalte Sonnenkarfunkel.

Die Dom' und Kuppeln so hoch wie nie
In den siebenten Himmel ragen,
Und feurige Cherubim scheinen sie
Auf ihren Gipfeln zu tragen!

So wird das himmlische Zion einst
Mit Engeln bekränzt sich heben —
Wie lang auch die Nacht, in der Du weinst,
Gott wird ihr Frührot geben!

7. In der Dämmerung.

[Ebend. S. 222.]

Zwei Dinge hab' ich so gern,
Wenn ich abends geschritten:
Das erste Licht in den Hütten,
Am Himmel den ersten Stern.

Dann ist's in der dämmernden Ruh',
Als wenn sich die beiden winkten,
Eine stille Antwort sich blinkten,
Und dem Wandrer dazu.

Zweierlei bleibet ein Hort,
Senke die Nacht sich auch trübe:
Auf der Erde die Liebe,
Und der Vater im Himmel dort!

8. Der Stern.

[Ebend. S. 194.]

Es schießt ein Stern in der Winter-
nacht —
Wie balde ist das geschehn!
Kalt ist die Nacht, kein Auge wacht,
Kein Auge hat's gesehn!

Die Sterne treiben ihr Funkelspiel
Am stillen Himmel fort;
Sie sind so viel: wenn einer fiel,
Du findest nicht den Ort!

Ich hatt' eine Hoffnung in der Welt,
Eine Hoffnung stumm und lieb —
Mein Stern, der fällt vom Himmels-
zelt,
Fragt niemand, wo er blieb!

---

9. Frühlingsonntag.

[Ebend. S. 196.]

In der weiten stillen Gotteskirche
Ist ein tiefes andachtvolles Schweigen:
Nur die Grille zirpt im Rauch der
Ähren,
Lerche singt in silbergrauen Lüften.

Und mir ist, als ginge Gott der Vater
Ungesehen, segnend durch die Fluren;
Jeder segenschwere Halm erkennt Ihn:
Leise, leise neigen sich die Ähren.

Aber heilig schauernd knie' ich nieder,
Kniee nicht — ich lege mich zur Erde,
Küsse sie mit sanften leisen Lippen,
Denk', es sei der Saum von Seinem
Mantel.

Beten möcht' ich, hoch und herrlich
beten,
Sage nichts, als: Vater, lieber Vater!

---

10. Wie die Kinder lesen.

[Ebend. S. 362.]

Saht Ihr einmal — wie freilich solltet Ihr!
Doch schade drum, denn hold und lustig ist es! —
Wenn meine Kleine, siebzehn Monden alt,
In Vaters Büchern oder Briefen lies't?
Wie sie das Ding schon so verständig anfaßt,
Den Zeilen emsig mit dem Finger folgt,
Und ihren ganzen winz'gen Wörtervorrat:
Papa, Mama, und Baba und Baubau
Mit ungemeiner Wichtigkeit und mit
Nicht mindrer Modulierung an den Mann bringt —
— (Denn, wie natürlich, kennt sie noch kein Jota!)
Und wir, die Eltern — lach' uns aus wer mag!
Wir horchen, wie auf's Evangelium
Und sagen: „Ei, wie schön kann Eva lesen!“
Dann blickt sie stolz und glücklich zu uns auf.

Mir aber wird oft wunderlich dabei
Zu Mut — und auf dem Bänkchen neben ihr
Mein' ich ein ganzes großes Publikum
In gleichem Lesewerk vertieft zu sehn;
Gar alt und hochgelahrte Männer drunter
(Auch, daß es niemand übel nimmt, mich selbst,
Obwohl ich eben keins von beiden bin)
— Und halten tausend klein' und große Bücher,
Nicht etwa Märchen und Romane nur,
Im Gegenteil! recht vollgewicht'ge Bände:
Der Künste Buch, wie das der Wissenschaft,
Den dicken grauen Tröster: „Weltgeschichte,"
Selbst jenes größte — schwer nur klappt sich's auf! —
Das alte, das Natur betitelt ist:
— Und lesen ernst und laut einander vor
Und leiten zeilenweis sich mit den Fingern,
— Die Größern nämlich — Kleinste hören zu, —
Doch mancher, fürcht' ich, hält das Buch verkehrt,
Und A bis Z steht lustig auf den Köpfen.

Der große Vater aber, denk' ich mir,
Sieht lächelnd nieder auf die kleine Welt
Und streichelt manches kluge Lockenköpfchen,
Als spräch' er: „Wie das Kind schon lesen kann!"
Im Stillen aber sagt er: „Warte nur:
Nehm' ich Dich einst auf's Knie, und lehre Dich,
Dann lernst Du's anders!"

Friedrich Martin von Bodenstedt.

[**Quellen**: *H. Kurz, Geschichte der deutsch. Litt. IV. — *Brümmer, Dichterlexikon. I. S. 71 ff. II. S. 24. — *Minckwitz, Neuhochdeutscher Parnaß, S. 42 — *Barthel, Nationallitteratur der Neuzeit. S. 763 ff.]

Friedrich Martin Bodenstedt wurde am 22. April 1819 zu Peine im ehemaligen Königreiche Hannover geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er daselbst durch einen Hauslehrer, später wurde er einem Institut in Braunschweig anvertraut. Die dichterische Ader zeigte sich in dem Knaben schon frühe, aber sein Erzieher und wohl auch seine Eltern hielten es für am zweckmäßigsten, dieselbe thunlichst, mit Anwendung auch scharfer Mittel, zu unterdrücken.*) Doch in dem Jüngling, den der Elternwille

*) Vgl. Ein Stück Jugendgeschichte: 1. 2. (Gedichte. 2. Aufl. Bremen. 1853. Schlodtmann. S. 3. ff.)

für den Kaufmannsstand bestimmt und in einem braunschweigischen Handelshause nach der Konfirmation untergebracht hatte, regte sich immer mehr der Wissensdrang und die poetische Begabung, und endlich erlangte es Bodenstedt, daß er sich auf den Besuch der Universität vorbereiten durfte. Er besuchte die Universitäten Göttingen, München und Berlin und studierte besonders Philosophie, Geschichte, sowie alte und neue Sprachen. Im Jahre 1840 übernahm Bodenstedt die Stelle eines Erziehers im Hause des Fürsten Galitzin in Moskau, in welcher er drei Jahre verblieb und Gelegenheit fand und nahm, nicht nur auf den Galitzinschen Gütern im Innern des Reiches teilweise zu leben, sondern auch die russische Sprache gründlich sich anzueignen und in die russische Litteratur einzudringen. Bald versuchte er sich mit großem Erfolge in der Verdeutschung der Werke russischer Dichter, wie Kaslows, Putschkins, Lermontows*) und des frühverstorbenen Rinderhirten und hochbegabten Dichters Kolzoff. Dann folgte er einer Einladung des General Neithard, des Statthalters von Kaukasien, und ging nach Tiflis, wo er ein pädagogisches Institut leitete und später am Gymnasium als Lehrer der lateinischen und französischen Sprache fungierte. Hier lernte er auch einen muhamedanischen Lehrer Mirza Schaffy kennen, welcher an der muselmanischen Schule daselbst die orientalischen Sprachen lehrte. Obgleich er nur ein Jahr in diesem neuen Wirkungskreise verblieb und dann, um nicht russischer Unterthan werden zu müssen, sowie zur Wiederherstellung seiner durch die anhaltenden Studien gefährdeten Gesundheit, über das schwarze Meer, durch die Krim, die Türkei und über die jonischen Inseln nach Deutschland im Winter 1846/7 zurückkehrte, so reichten doch die an Ort und Stelle gemachten Studien und Erfahrungen aus, durch ein sehr anziehendes Werk: „Tausend und ein Tag im Orient“ seinen Dichterruhm zu erhöhen, welcher durch Übersetzungen und einen im „Morgenblatte für gebildete Leser“ veröffentlichen Cyklus eigener Gedichte bereits begründet war. Das Interessanteste in diesem Werke waren zahlreiche kleine Lieder, welche der Dichter aus dem Munde seines Lehrers in der persischen Sprache, des schon erwähnten Mirza Schaffy, empfangen und möglichst getreu ins Deutsche übertragen zu haben behauptete. Sein Verleger riet ihm, diese Lieder unter besonderen Titel herauszugeben, und es geschah dieses zum großen Ruhme des Dichters und nicht geringerem Vorteile des Verlegers; denn die „Lieder des Mirza Schaffy„ welche im Jahre 1851 zuerst erschienen, sind bislang in über 100 Auflagen verbreitet worden. Der äußere Lebensgang des Dichters bot zunächst ein ziemlich bewegtes Bild. Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sich Bodenstedt in München niedergelassen, wo er unter Friedrich List national-ökonomischen Studien sich hingab. Im Winter 1847 lebte er

*) Diesem Erstlingswerke (1843) folgte „Die poetische Ukraine“ (1845), eine Sammlung persischer, kurdischer, tatarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder.

in Italien, redigierte vom Mai 1848 bis zur Oktoberrevolution den „Oesterreichischen Loyd“ zu Triest und wandte sich dann nach Berlin, wo er an verschiedenen politischen Blättern mitarbeitete. 1849 entsandte ihn die preußische Freihandelspartei als ihren Vertreter nach Paris, 1850 nach Frankfurt a. M. auf den Friedenskongreß, wo er die Interessen der nordalbingischen Herzogtümer vertrat. Dann übernahm er noch Ende 1850 die Redaktion der „Weserzeitung“ in Bremen, von welcher Stelle er jedoch schon 1852 wieder zurücktrat, um sich ganz der Poesie widmen zu können. Nach einem (vom Mai 1852 bis Mai 1853) in Kassel verbrachten Lebensjahre finden wir ihn in Friedrichsroda und im Winter darauf, durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Herzoge von Koburg-Gotha angezogen, in Gotha. Bald erreichte ihn eine Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern nach München, und Bodenstedt, dem der König eine Jahresrente zugesichert hatte, begab sich 1854 (im April) dorthin und erhielt bald darauf seine Ernennung zum Universitäts-Professor der slavischen Sprachen und Litteraturen. 1859 begleitete er den König auf einer Reise ins bayrische Oberland, reiste auch auf mehrere Monate nach London zur Fortsetzung seiner Studien für sein Werk: „Shakespeares Zeitgenossen“, lebte aber sonst in dem anregenden Verkehre mit den berühmten Münchener Dichtergenossen: Em. Geibel, Paul Heyse, Herm. Lingg, Hans Hopfen, Wilh. Hertz, Felix Dahn, Melchior Meyr und Viktor von Scheffel, bis der Tod des edlen Königs 1864 auch diesen schönen Kreis*) auflöste. Schon in München hatte er, dem Wunsche seines königlichen Gönners gemäß, bisweilen die Aufführung klassischer Stücke auf der Hofbühne geleitet. Darauf begab er sich, vom Herzoge von Meiningen 1867 in den Adelstand erhoben und zum Intendanten des Hoftheaters berufen, dorthin, nahm aber schon 1869 seinen Abschied aus dieser Stelle, verließ jedoch erst 1873 Meiningen und begab sich Ausgangs des Jahres 1873 zu seinem Schwiegersohne auf Schloß Dornau bei Altona, im Jahre 1875 nach Hannover, später nach Wiesbaden, wo er nach einer Reise nach Amerika jetzt noch weilt, soweit nicht die Gründung und Leitung der „Täglichen Rundschau“, einer „Zeitung für Nichtpolitiker“, seinen Aufenthalt in Berlin erfordert.

Nach dieser Skizze der äußeren Entwicklung des Lebens unseres Dichters müssen wir einen Blick auf die Familienverhältnisse des Dichters werfen, welche doch von hervorragendem Einflusse auf die innere Entwicklung eines Menschen und eines Dichters zu sein pflegen.

Nun ist soviel zweifellos, daß der Dichter nach seiner Rückkehr aus dem Oriente und namentlich während der politisch aufgeregten Zeit der Revolutionsjahre in einer innigen Liebe zu seiner Braut, deren Namen Mathilde der Dichter in Edlitam verstellt hat und welcher ein ganzes Heft schöner Lieder gesungen ist, die Wirren der Politik vergessen konnte.

*) Der Münchener Dichterklub führte den seltsamen Namen: Krokodil.

Greifen wir ein Lied heraus:

Die Welt geht aus den Fugen.

1848.

(Gedichte. 2. Aufl. 1853. Bremen. S. 319.)

Die Welt geht aus den Fugen,
Die Zeit naht der Zerstörung;
Durch alle Lande schlugen
Die Flammen der Empörung:
Doch mag das All zertrümmern,
Aufgehn die Welt in Flammen;
Wir schauen lächelnd zu!
Wir lassen's uns nicht kümmern,
Wir halten fest zusammen,
Edlitam! ich und du!

Es jubelt rachetönig,
Es jauchzt in wildem Hohne —
Kein Kaiser und kein König
Sitzt ruhig auf dem Throne;
Nur uns erwächst kein Schaden:
Was mich geplagt und kränkte,
Schmilzt jetzt in Liebe hin,
Für dich, von Gottes Gnaden
Des Herzens unumschränkte
Alleingebieterin!

Es strebt die Welt nach Spaltung
Und trotziger Verneinung —
Wir streben nach Erhaltung
Und liebender Vereinung!
Du bist das Heil der Welt mir,
Mir eine Welt des Heiles:
Dir jauchz' ich selig zu!
Mein schönes Los gefällt mir,
Komm her, mein Kind, und teil es,
Herzliebes Mädchen du!

Wir dürfen von der den Liebenden eigenen Überschwänglichkeit absehen und wollen dem Dichter verzeihen, daß er liebend des Guten bald zu wenig, bald zu viel thut, zumal wir wissen, daß des Dichters Herz vorher verdüstert war, vielleicht, weil es ihm mit der Gründung einer äußeren sicheren Lebensstellung nicht nach Wunsch gelang.

Zwei Beweise hierfür finden wir in Bodenstedts Dichtungen:

Ein schwarzer Streifen schlingt sich durch mein Leben.

[Gedichte. 2. Aufl. 1853. Bremen. S. 47.]

Ein schwarzer Streifen schlingt sich durch mein Leben,
Umdüstert Herz und Phantasie,
Was mir gleichgiltig war, ward mir gegeben,
Und was ich suchte, fand ich nie.

Der Segen trägt sich leicht, der angeboren,
Doch angestammter Fluch ist schwer —
Wenn das Geschick sich gegen uns verschworen,
Bedarf es starker Gegenwehr.

Hart schlugen mich des Lebens Wechselfälle,
Doch nie erreicht' ich, was mir frommt,
Dem Mühlrad gleich, das lärmend von der Welle
Gedreht wird und nie weiter kommt.

O gib, daß ich im Unglück nicht erkalte,
Daß es mir nicht die Hoffnung raubt!
Den frischen Sinn, das warme Herz erhalte,
Die Kraft, die an sich selber glaubt!

Die Geliebte ist in der letzten Strophe angeredet. Noch deutlicher und weniger undankbar gegen die Vorsehung, welcher Bodenstedt schwerlich im Rückblick auf sein Leben noch den Vorwurf machen wird, daß sie etwas versehen habe, ist ein andres Liedchen, welches das Buch Edlitam einleitet:

(Gedichte. 2. Aufl. 1883. S. 297.)

Und eine lange Nacht war angebrochen.
Es kamen wieder all der Gram, die Sorgen,
Die schon verdunkelt meinen Lebensmorgen —
Das Schicksal hielt mir nicht,*) was es versprochen . . .
Du warst der erste Stern in meiner Nacht —
Sei auch der letzte! gleich dem Liebessterne,
Der, wenn die Sonne ihren Lauf vollbracht,
Zuerst sein mildes Licht strahlt aus der Ferne,
Und auch der letzte Stern ist in der Nacht!

Ohne jeglichen Selbst-Widerspruch erklingt das Lied:

Mein Lebenslauf.

[Alte und neue Gedichte. Berlin. Kgl. Geh. Oberhofbuchdruckerei (R. von Decker.) 1867. S. 15.]

Ich bin an keinem Ort geboren,
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf- und Heidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.

Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rat mir gab,
Mir ward kein schützendes Geleite,
Früh war ich selbst mein Rat und Stab;
Drum schweift' ich irrend oft ins Weite
In Kunst und Wissen auf und ab —
Es ging kein Führer mir zur Seite,
Der fördernd klugen Rat mir gab.

Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?
War doch mein Himmel trüb umhangen,
Mein Pfad voll Dornen allerwärts:
Nur tief im Innern Stimmen klangen,
Prophetisch wie Dodona's Erz —
Wer pflanzte dieses Glutverlangen
Nach Kunst und Schönheit in mein Herz?

Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen,
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt,
Die Erlen, die den Bach umsäumen,
Leis beben — und ich bebte mit;
Sah mich verlacht in meinen Träumen,
Ach, niemand ahnte, was ich litt —
Ich sah das Mühlrad blitzend schäumen,
Und sinnend hemmt' ich meinen Schritt.

Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar,
Zu ihren Füßen saß ich nieder,
Sie streichelte mein lockig Haar . . .
Wie oft zu ihr sehnt' ich mich wieder,
Als ich in fremden Landen war —
Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang ins Herz mir wunderbar.

Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach;
Ich hörte, was aus Sturmesschwingen,
Aus Quell- und Waldesrauschen sprach;
Musik hört' ich das All durchdringen,
Und wonneschauerd sang ich's nach —
Mein Herz melodisch auszuklingen,
Ward auch in mir die Sehnsucht wach.

War auch gering nur meine Gabe,
Doch ward sie mir zur Trösterin,
Als ich schon früh am Wanderstabe
Die Welt durchmaß mit offnem Sinn.
Ihr dank' ich alles, was ich habe,
Ihr dank' ich alles, was ich bin —
War auch gering nur meine Gabe,
Doch ward sie mir zur Trösterin.

Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb' und Lied birgt sich nicht lang.
Bald durch die Lande weit erklungen
Zu andrer Lust ist mein Gesang.
Ob mir, was ich erstrebt, gelungen,
Ob nicht — ich folgte höherm Drang —
Zu eig'ner Lust hab' ich gesungen,
Doch Lieb und Lied birgt sich nicht lang.

Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, segne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So scheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürste nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

*) Auch hier wäre besser zu sagen: es schien mir sein Versprechen nicht zu halten.

Bodenstedt ist ein Dichter, welcher sich in allen Gebieten der Poesie mit Erfolg versucht hat. Zwar von seinen Erzählungen und Romanen ist hier nicht der Ort zu reden, so manche und so wertvolle auch seiner Feder entflossen sind. Seine lyrische Begabung springt uns zunächst und zumeist in die Augen. Und am meisten mag wohl gerade der Lyriker Bodenstedt bislang gewirkt haben. Freilich Bücher haben ihre Schicksale — das hat auch Bodenstedt erfahren müssen, und es mag ihn gar manchmal seltsam berührt haben, zu sehen, daß alle seine Lieder, und es sind doch allein 6—7 Sammlungen lyrischer Lieder erschienen, vergessen wurden, verschollen waren, während die fremden Lieder des Mirza Schaffy reißenden Absatz fanden. Worin besteht der Vorzug derselben, und wie erklärt sich diese Gunst des Publikums? Allein aus der äußeren Ausstattung, aus den Diamantausgaben — gewiß nicht. Auch wohl nicht hinreichend aus dem Inhalte, denn Liebes- und Trinklieder, mit ernsteren Sprüchen gemischt und verbunden, gibt es wohl auch von anderen begabten Verfassern, und doch stehen ihre schmucken Einbände in den Buchläden schon lange, und die Bücher vergilben vor Neid, vor Mangel an frischer Luft und Bewegung und zeigen uns die Spuren der Leberkrankheiten, des Altwerdens vor der Zeit, die verblaßten und verblühten Schönheiten. Aber vielleicht ist es die vollendete Form, der Geistesreichtum der Gedanken, die Schönheit und harmonische Verbindung von Form und Inhalt, von Leib und Seele? Doch dagegen spricht wieder, daß Bodenstedt in seinen späteren Dichtungen keinesfalls weniger gewandt, geistreich und bedeutend ist, und eben diese Dichtungen haben keinen auch nur entfernt ähnlichen Eindruck gemacht.

Mir scheint der Erfolg jener Lieder zum Teil sich aus dem Umstande zu erklären, daß alle Dichtungen klein, meist auf wenige Zeilen beschränkt sind, und daß sie, mit immer neuen Tönen Liebe und Wein besingend, der Jugend, welche das Leben vorwiegend als Genuß ansieht, Ohren und Gaumen kitzeln, indem sie einen Lebensgenuß zu predigen scheinen, von dem der Dichter sicher selbst nichts hat wissen wollen. Auch die überdies kaum motivierten Angriffe auf die Diener der Kirche, welche hier in muselmanische Mullahs verwandelt, aber doch deutlich genug erkannt und als Heuchler bezeichnet werden, haben dem Büchlein gewiß manchen Freund zugeführt. Und dazu kommt auch wohl, daß hie und da mit dem Begriffe des Verbotenen, der Sünde gespielt wird — alles das gefällt denen, welche sich alles gern erlaubt und empfohlen wünschen, wozu sie ihre Lust treibt. — Aber auch hiermit ist noch nicht alles erklärt. Denn auch Bodenstedt hat nicht den Boden der Reinheit verlassen wollen; wohl empfiehlt er Lebensgenuß zum Vergessen der Not und des Grames — aber er verwirft und verachtet alle Gemeinheit.

Unter den Liedern des Weines steht an erster Stelle:

[Lieder des Mirza-Schaffy. 30. Aufl. 1870. Berlin. S. 31.]

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — süße Labung,

Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt, — wird er betrunken,
Trinken wir, — sind wir begeistert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken!
Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und jedermann zu Nutz wird!

Gleichwohl darf uns nicht überraschen, daß alle Lieder Mirza-Schaffys, welche vom Weine handeln, nicht Lieder der Geselligkeit sind, da im Morgenlande der Weingenuß heimlich geschehen mußte und gewöhnlich ohne Tafelrunde geschah, weil er den Muselmanen verboten ist. Von deutschen Trinkliedern zeigen sie uns keine Spur.

Die Liebeslieder Mirza-Schaffys wollen so verstanden sein, wie sie die Widmung an seine Braut oder Gattin Mathilde kennzeichnet*):

Und alles, was ich recht verstand,
Und was ich schön und nützlich fand,
Das führ' ich jetzt an meiner Hand
Heim in mein deutsches Vaterland.
Und weil es voll von Liebe ist,
Keusch angethan im Friedenskleid:
Edlitam, sei es dir geweiht,
Der du den Frieden mir beschieden,
Der du die Liebe selber bist!

Es sind keine unkeuschen Bilder, keine Lieder, in welchen mehr als Huldigung der Schönheit gegenüber empfohlen wird, aber alle sind originell in ihrer Auffassung, reich an Ausdrücken der Bewunderung und des Lobes der Schönheit.

[Lieder des Mirza Schaffy. 30. Aufl. S. 10.]

Seh' ich deine zarten Füßchen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie soviel Schönheit tragen können.

Seh' ich deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie solche Wunden schlagen können!

Seh' ich deine rosigen Lippen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie einen Kuß versagen können!

Seh' ich deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können,

Als ich fühle. — Sieh mich gnädig an!
Wärmer als mein Herz, du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz dir schlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner als mein Mund, du süßes Mädchen,
Wird kein Mund dir Liebe klagen können!

Und nun darf ich mit dem letzten Grunde, welcher nach meinem Dafürhalten den außerordentlichen Erfolg der Lieder des Mirza-Schaffy erklärt, nicht mehr zurückhalten: Der gute Deutsche hielt sie in dem fremden Kleide, im Schmucke einzelner persisch klingender Namen für etwas Fremdartiges, und das reizte ihn wie alles Fremde: wie der aufgeklärte Philosoph gleichgiltig über Religion dachte, oder doch zu denken schien, aber sehr verständig über das Verbot des Weingenusses lachte und das Verbot übertrat und wie er endlich bald einer Zuleikha, bald den Schönen zu Tiflis, oder Hafisa Liebeslieder sang und sich diese Huldigungen in Küssen abkaufen ließ; das las er, weil es von weiter Ferne stammte, mit doppeltem Behagen. Und so empfahl er weiter — ohne an Bodenstedt, den „Übersetzer", zu denken —

*) A. a. O. S. XXIV.

die Lieder von Mirza-Schaffy, und als sich Bodenstedt endlich herbeiließ, der Welt kund zu thun, was Tieferblickende längst erkannt hatten, daß diese Lieder überhaupt nicht persischen, sondern rein deutschen Ursprungs seien und daß ihr Verfasser, nicht ihr Übersetzer Friedrich Bodenstedt heiße, daß nur ein Lied von Mirza-Schaffy, dem wunderlichen Kauze zu Tiflis wirklich herstamme, und daß auch dies frei nachgedichtet hier vorliege — ja, da hörten die meisten nicht auf dieses Bekenntnis Bodenstedts und kauften weiter des Persers schöne Lieder und ließen Bodenstedts eigene Dichtungen — weiter ungelesen.

Für mich gelten die anderen Dichtungen Bodenstedts nicht nur ebenso viel, sondern weit mehr als die Lieder Mirza-Schaffys, obgleich ich gern anerkenne, daß in jenem kleinen Bändchen manche köstliche Lebensweisheit zu finden ist.

Der Litterarhistoriker Professor Röpe sagt darum mit Recht: Bodenstedt ist zwar Mirza-Schaffy, aber Mirza-Schaffy ist nicht Bodenstedt.*) Dort haben wir wohl viele Lieder des Weines und des Preises der Schönheit, auch mancherlei Lebensweisheit, welche auf mäßigen Lebensgenuß hinausläuft, auch gar manches Wort voll Selbstgefühles, welches dem Dichter den Vorwurf der Eitelkeit eingetragen hat: aber der eigentliche, der gereifte Dichter und Mann hat uns noch ganz andere und höhere Dinge besungen und sich auch da als aller Töne Meister gezeigt.

Seine Hauptkraft hat der Dichter auch später auf dem Gebiete der Lyrik entfaltet, und wir wissen nicht, ob wir die Balladen und Romanzen, oder die Schilderungen, oder die Perlen rein lyrischen Empfindens, oder die Spruchweisheit höher anschlagen sollen. Es ist ein ernster Geist, der sich die edelsten Ziele stellt, in fast allen Dichtungen wirksam; der Humor hat ihn freilich auch nicht verlassen. Überraschend aber wirkt sehr häufig die Form, die neuen und die schwebenden oder gleitenden Reime in Ghaselen und anderen Dichtungen haben etwas ganz besonders Anziehendes.

Wir besitzen auch epische Dichtungen von ihm, auf welche wir hier nicht eingehen können; erwähnt sei darum nur Ada, die Lesghierin, und König Antharis Brautfahrt. Auch auf seine dramatischen Arbeiten kann ich hier nicht mehr näher eingehen. Doch erwähne ich hier als besonders gedankenvolle Arbeiten die beiden Tragödien Demetrius (hierzu war B. durch Schillers Fragment angeregt worden) und Kaiser Paul.

Wichtiger aber als die eigenen Arbeiten auf dem Gebiete des Epos und des Drama sind seine Verdienste um die Verdeutschung fremder Dramatiker und Epiker, wie auch anderer fremdländischen Dichtungen. Bodenstedts Verdienste um die Herausgabe einer deutschen Übersetzung der Shakespeareschen Dichtungen sind hoch anzuschlagen, obgleich er nur wenig selbst übersetzt hat: sein Werk über William Shakespeare (Rückbl. auf sein Leben und Schaffen), über Shakesp. Frauen-Charaktere, endlich über die Zeitgenossen Sh. (3 Bde.) beweisen seine Bedeutung nach dieser Seite; aber noch dankens-

*) Barthel, deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl. S. 774.

werter waren seine meisterhaften Übersetzungen russischer Dichtungen, deren wir schon früher gedacht haben. Und obzwar das gefeiertste Übersetzungswerk sich als Original erwiesen hat, so besitzen wir doch von Bodenstedt eine ganze Fülle orientalischer Poesieen, in die deutsche Sprache übertragen, in den Strom deutschen Lebens hinübergeführt: die russischen Fragmente, den Sänger von Schiras, die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm.*)

Bodenstedt ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten im ehemaligen Münchener Dichterkreise. Ist seine poetische Bedeutung auch nicht so groß, daß wir ihn den Koryphäen unseres Parnasses nebenordnen können — eins hat er erlangt: was Göthe in seiner letzten Lebensperiode im westöstlichen Divan mehr erstrebt, als erreicht hatte, dem auch Rückert und Platen nachstrebten, ohne doch ihr Ziel wirklich zu treffen, weil sie des frischen Lebens und Geistes der Völker, deren Litteratur sie übertrugen, entbehren mußten, dem hat Bodenstedt durch seinen Aufenthalt an Ort und Stelle um vieles näher kommen können: Bodenstedt ist, ohne in der Gefahr des Formalismus zu grunde zu gehen, mehr als viele neben ihm und alle vor ihm in den Geist der fremden, besonders der orientalischen Poesie eingedrungen und hat unsere Litteratur mit lebendigen, ja lebenswarmen Übertragungen fremdländischer Poesie bereichert und jeden Litteraturfreund, welcher weitherzig und unbefangen genug ist, um von einem großen Menschengeiste, auch wenn er unserem Vaterlande nicht geschenkt war, lernen zu können und zu wollen, sich zu Danke verpflichtet.

Werke: 1. Dichtungen: Die poetische Ukraine. Eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder. Ins Deutsche übertragen. Stuttgart 1845, Cotta. — *Die Lieder des Mirza Schaffy, mit einem Prolog. 1851. Berlin, R. v. Deckers Geh.-Oberhofbuchdruckerei. — 8. Aufl. 1860. — 30. Aufl. 1870. — 50. Aufl. 1875. (Jubelausgabe mit dem Bildnisse des Verf.) 84. Aufl. 1879. — 100. Aufl. 1881. — 109. Aufl. 1883.**) Reckenlob, M. (F. Bodenstedt), Die neuen Nibelungen oder der auferstandene Siegfried. Ebd. 1851. — Ada, die Lesghierin. 1853. Ebd. — *Gedichte. 1852. Bremen, Schlodtmann. 2. Aufl. 1853. — Demetrius. Tragödie. 1856. Berlin, R. v. Decker. — Gedichte. 1. 2. Bd. Aus der Heimat und Fremde. (I. Neue Gedichte 1857, II. Altes und Neues 1859. Ebd.) — Festspiel zur Jubelfeier des 100jhr. Geburtstags Schillers in München. 1860. Ebd. — König Autharis Brautfahrt. 1860. Ebd. — Aus Ost und West. 1861. Berlin, Decker. — Epische Dichtungen. Ebd. 1862. — Ausgewählte Dichtungen. 1864. Ebd. — Gesammelte Schriften 1.—3. Bd. 1865. Ebd. — Russische Fragmente. 2 Bde. Leipz. 1862, Brockhaus. — *Gesammelte Schriften. Bd. 4—12. Berlin 1866—69. Decker. — Album deutscher Kunst und Dichtung. Berlin, 1867. Grote. 2. Aufl. 1873. 3. A. 1876. — 4. A. 1877. — 5. A. 1880. — 9 Kriegslieder. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1870. — Zeitgedichte 1870. Berlin, Lipperheide. — *Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys. Neues Liederbuch mit Prolog und erläuterndem Nachtrag. Berlin 1874. Hofmanns Sep. Cto. (jetzt Verlag von Brockhaus in Leipzig). — Alexander in Korinth. Schauspiel in 3 Akten. Hannover, Helwing. 1875. 2. Aufl. (Neue Bearbeitung). Leipzig, Graßner und Schramm. 1883. — Einkehr und Umschau.

*) Vergl. auch: Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. Leipzig 1883.

**) In alle europäischen Sprachen und auch ins Hebräische (letztere Übersetzung von J. Choczner. Breslau 1868, Schletter) übertragen.

Neueste Dichtungen. Jena, Costenoble. 1876. 3. Aufl. 1877. — Theater (Kaiser Paul — Wandlungen). Berlin, Grote. 1876. — Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder verdeutscht. Berlin, 1877. Hofmanns Sep.-Cto. Diamantausg. 1880. (Jetzt Verlag von Brockhaus in Lpzg.) — Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. Stuttgart, 1877, Spemann. 2. Jahrg. 1879. Ebd. — *Verschollenes und Neues. Ein Dichterbuch aus Deutschland und Östreich. 2. 3. Aufl. 1878. Hannover, Helwing.*) — Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutscht. 1. 2. Aufl. 1881. Breslau, Schletter. — Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. Leipzig, Brockhaus. 1883.

2. Romane, Erzählungen, Reisen: Tausend und ein Tag im Orient. 2 Bde. Berlin, 1850, Decker. 2. Aufl. 1854. 3. Aufl. 1859. — Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 1848. 2. Ausg. 1849. Frankfurt a. M. Lizius. — 2. Aufl. 1855. Berlin, Decker. — Erzählungen. 1. und 2. Bd. (Kleinere Erzählungen. — Ernst Bleibtreu). München, 1863, Rieger. — Erzählungen und Romane. 1.—4. Bd. (1. 2. Aus deutschen Gauen. 3. 4. Vom Hofe Elisabeths und Jakobs.) Jena, 1871, Costenoble. — 5.—7. Bd. Das Herrenhaus im Eschenwalde. Ebd. 1872. — Kleine Geschichten aus fernem Lande. Ebd. 1872. — Erzählungen und Romane. Wohlfeile Ausgabe. Ebd. 1874 ff. — Aus meinem Leben. Erinnerungsblätter. 1. Bd. Eines Königs Reise. Erinnerungsblätter an König Max. Leipzig, 1879, Albrecht. — Gräfin Helene. Novelle. Stuttgart, 1880, Richter und Kappler. — Vom atlantischen zum stillen Ozean. 1882. Leipzig, Brockhaus.

3. Kirchen- und Litterarhistorisches: Die Einführung des Christentums in Armenien. Vorlesung am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Ebd. 1850. Decker. — Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. 3 Bde. Ebd. 1858—60. — Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von Fr. Bodenstedt, Nic. Delius, Otto Gildemeister. Leipzig, Brockhaus. 1872. (Darunter Bodenstedt: William Shakespeare, ein Rückblick auf sein Leben und Schaffen. 1872.) 3. Aufl. 1879. — Shakespeares Frauencharaktere. 1874. Berlin, Hofmanns Sep.-Cto. (Jetzt Brockhaus' in Leipzig Verlag.)

Proben aus Fr. von Bodenstedts Dichtungen.

Aus den Liedern Mirza-Schaffys.

[Berlin, 1870. Decker, 30. Aufl.]

Lieder und Sprüche der Weisheit.

1. (3.) S. 51.

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch singt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

2. (28.) S. 66.

Wer seine Augen stets am rechten Orte hat,
Zum rechten Sinne stets die rechten Worte hat,
Der ist der wahre Dichter, der den Schlüssel,
Den rechten Schlüssel zu der rechten Pforte hat!

---

*) Die Schrift, eine Anthologie von Dichtungen zahlreicher lebender Dichter Östreichs und Deutschlands sucht die Kluft zwischen den Litteraturen der beiden Reiche zu überbrücken und enthält nicht nur neue, sondern auch schon früher gedruckte Dichtungen. Eine recht interessante Sammlung.

3. (29.) S. 67.
Der Rose süßer Duft genügt,
Man braucht sie nicht zu brechen —
Und wer sich mit dem Duft begnügt,
Den wird ihr Dorn nicht stechen!

4. (33.) S. 68.
Des Zornes Ende ist der Reue Anfang.

Tiflis.

5. (7.) S. 78.
Es hat der Schach mit eigner Hand
Ein Manifest geschrieben,
Und alles Volk im Farsenland*)
Ist staunend stehn geblieben.

„Wie klug der Sinn, wie schön das Wort!"
So scholl es tausendtönig —
Man jubelt hier, man jubelt dort:
„Heil, Heil dem Farsenkönig!"

Mirza-Schaffy verwundert stand,
Das Schreien war ihm widrig;
Er sprach: Denkt man im Farsenland
Von Königen so niedrig?
Stellt man so tief im Farsenland
Der Fürsten Thun und Treiben,
Daß man erstaunt, wenn mit Verstand
Sie handeln oder schreiben?

Neue Sprüche der Weisheit.

6. (12.) S. 155.
In jedes Menschen Gesichte,
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben;
Sein innerstes Wesen
Es tritt hier ans Licht —
Doch nicht jeder kann's lesen,
Verstehn jeder nicht. —

Anhang zur 19. Aufl.

7. (6.) S. 187.
Die schlimmsten Schmerzen sind auf Erden,
Die ausgeweint und ausgeschwiegen werden.

Aus Bodenstedts anderen Dichtungen.

8. **Lieder aus dem Hochlande. I.**

[Aus der Heimat und Fremde. Gedichte. 1856. S. 51.]

Zur Rüste ging der Tag; die Welle glüht,
Sie glüht und wogt wie süßbewegt im Innern;
Ein heil'ger Frieden zieht durch mein Gemüt,
Durch meine Brust ein seliges Erinnern.

Einst wogte wie das sturmbewegte Meer
Mein junges Herz, wild, unruhvollen Strebens;
Jetzt in der Stille, in der Ruhe mehr
Such' ich das Glück, die Freuden meines Lebens.

---

*) Farsenland = Persien. Die Perser nennen sich selbst Farsi. Fr. B. — Es ist übrigens zweifellos, daß hier auf ein deutsches Ereignis, in zudem humorvoller Form, bezug genommen wird. D. Hsg.

Blühende Kinder spielen um mich her,
Ein liebevolles Weib geht mir zur Seite;
Die schwersten Sorgen sind nun minder schwer,
Und hoffend schweift mein Auge in die Weite.

Zu Rüste ging der Tag; die Welle glüht,
Sie glüht und wogt wie süßbewegt im Innern;
Ein heil'ger Frieden zieht durch mein Gemüt,
Durch meine Brust ein seliges Erinnern.

---

9. An mein Söhnchen.*)

[Alte und neue Gedichte. 1867. Berlin. Decker. S. 72.

Du prächtig Kind, du frisches, junges Leben!
Mir geht das Herz auf, wenn dein Auge lacht,
Durch dich zu neuem Sein bin ich erwacht —
Dank, Dank dem Himmel, der dich mir gegeben!

Wie dunkle Wolken sah ich's um mich schweben,
Und außer mir und in mir ward es Nacht:
Da gingst du auf in rosiger Morgenpracht,
In dir verjüngt seh ich mich selber leben.

O, möge Gott in Gnaden dich bewahren
Vor allem Weh und Leid, das ich erfahren:
Er segne dich, mein Kind, mit beiden Händen!

Was mir versagt ward — mög' er dir gewähren,
Was in mir trübe war — in dir verklären,
Was in mir Stückwerk blieb — in dir vollenden!

---

10. Sehnsucht und Erfüllung.

[Aus Heimat und Fremde. Gedichte 1856. S. 70.]

Als ich ein Knabe hinter Büchern saß,
Von fernem Land und fremden Menschen las,
Schlug ich das Buch oft zu und seufzte lang —
Es trieb mich mit geheimnisvollem Drang
Fort in die Fremde.

Als ich zum Jüngling frisch herangereift,
Bin ich durch Meer und Land umhergestreift.
Im Süd und Norden weilt' ich gern und lang,
Doch zog's mich mit geheimnisvollem Drang
Zurück zur Heimat.

---

*) Ein köstliches Lied voll Liebe zu dem Sohn, voll Bescheidenheit im Urteil über sich selbst, voll Zuversicht zu Gottes Führung. Besonders schön ist dies Sonett am Schlusse pointiert.

Doch ach! Wie vieles fand ich anders hier,
Gar fremd erschien die eigne Heimat mir,
Niemand verstand mich, mir ward weh und bang,
Und wieder mit geheimnisvollem Drang
Zog mich's von dannen.

Da fand ich dich — nein, wir, wir fanden uns,
Wir fanden uns und wir verstanden uns,
Nun ward erfüllt, was ich erstrebt so lang,
Klar ward mir mein geheimnisvoller Drang
Bei Dir, Edlitam!

---

11. Wenn du kommst um zu erfreuen.

[Altes und Neues. 1867. S. 18.]

Wenn du kommst um zu erfreuen,
Wirst du stets willkommen sein, —
Bist du traurig, bleib allein,
Wenige zählen zu den Treuen.

Trag dein Leiden stumm für jeden,
Kehr' ins Inn're tief den Blick,
Laß im Kampf mit Mißgeschick
Deine Thaten für dich reden.

Sei dem Baum gleich, der, gerüttelt
Von des Herbststurms wilder Wucht,
Labend seine reifste Frucht
Aus gebeugtem Haupte schüttelt.

---

12. Frieden.

[Alte u. neue Gedichte. 1867. S. 20.]

Nun sind Stürme und Gewölk zerstoben,
Auf den blauen Bergen blitzt der Schnee;
Still, vom reinsten Morgenglanz umwoben,
Ruht die Welt — vergiß nun Leid und Weh!
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden.

Aus dem Dorf am Bergsee klingt Geläute,
Auf den Wiesen glänzt der Morgentau.
Alles ruht — der Tag des Herrn ist heute,
Und kein Wölkchen trübt das lichte Blau.
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden!

Klage nicht mehr! Was du auch gelitten:
Schuldlos leiden viele mehr als du!
Keiner siegte noch, der nicht gestritten,
Doppelt süß labt nach dem Kampf die Ruh. —
Frieden ist im Himmel und auf Erden,
Frieden laß auch deinem Herzen werden.

13. Im Frühling.

[Altes und Neues. 1867. S. 27.]

Nun keimt und blüht es allerwärts,
Die Drossel singt im Waldesgrün,
Mir ist, als fühlt' ich auch mein Herz
Neu mit des Lenzes Blumen blühn.
Die ganze Welt erneut sich,
Und jedes Würmchen freut sich,
Wie alles duftet, treibt und ringt
In wonnevollem Werden —
Was auch das Leben Trübes bringt:
Es ist doch schön auf Erden!

Dort sinnend wandelt eine Frau,
Schon furcht sich alternd ihr Gesicht;
Das schwarze Haar wird silbergrau —
Sie denkt der Jugendzeit und spricht:
Die Vöglein zwitschern wieder
Die alten Frühlingslieder,
Sie kennen nicht Veränderung
In Antlitz und Geberden —
Doch, bleibt man auch nicht immer jung;
Es ist gar schön auf Erden!

Es fiel vom Baum ein welkes Blatt,
Ein Greis schloß seine Augen zu,
Ein Trauerzug wallt aus der Stadt,
Man trägt den Leib zur ew'gen Ruh;
Der Geist auf lichtern Bahnen
Sieht schon, was wir nur ahnen —
Er geht zu neuem Frühling ein,
Frei aller Not zu werden.
Wohl wird's im Himmel schöner sein,
Doch schön ist's auch auf Erden.

---

14. Simson.

[Aus der Heimat und Fremde. 1856. S. 42.]

Jubel war in Gasa, ob dem Falle
Simsons. Im Palast voll Prunk und Glanz
Schwelgten die Philisterfürsten alle,
Ihre Weiber schwangen sich im Tanz
Bei Drommetenschall und Cymbelklang.
Süßen Weins voll ruft's im Schwarm der Gäste:
„Führt den blinden Simson her zum Feste,
Zu ergötzen uns durch Spiel und Sang!"

Und sie höhnten ihn und Gott; es rührte
Nicht sein Elend der Verstockten Sinn.
Simson sprach zum Knaben, der ihn führte:
„Führ' mich zu des Hauses Mitte hin,
Wo die Säulen stehn, darauf es ruht,
Daß ich mich anlehne, dort zu rasten."...
Er begann die Säulen zu betasten
Und fleht' auf zu Gott in brünstiger Glut:

„Heiliger, starker Gott! — hilf mich erretten
Von der Schande, hör' mein Notgeschrei!
Wenn Du willst, zerbrech' ich meine Ketten,
Wie ein dürres Zweiglein — steh mir bei!
Du kannst machen, daß es aus der Nacht
Meines blinden Augs wie Blitze wettert,
Daß mein Arm der Feinde Schar zerschmettert
Wie Gewürm, denn groß ist Deine Macht.

Herr, ich weiß, wie schwer ich vor dir schuldig,
Meine Schmach war meiner Sünde Lohn,
Darum trug ich's reuvoll und geduldig:
Doch sie treiben mit dir selber Hohn!
Sieh, nicht meinetwillen fleh' ich dich:
Meine Seele mag mit ihnen sterben,
Aber laß mich dies Geschlecht verderben,
Herr, gedenke meiner, stärke mich!"

Sprach's. Gewachsen war sein Haupt" haar wieder,
Das wie eines Löwen Mähne schien;
Neue Kraft schwoll seine mächtigen Glieder,
Und der Geist des Herrn kam über ihn;

Seine nervigen Arme spannt er aus
Um der Tragesäulen runde Schäfte,
Zieht, bereitet seine ganzen Kräfte:
Mit Gekrach in Trümmern stürzt das Haus,

Daß der Staub aufschwoll zu dunkler Wolke
Und die Erde dröhnte vom Gekrach.
Was im Haus war vom Philistervolke,
In der Halle und auf Hof und Dach:
Zog er mit in seinen Untergang.
Vieler Tausend Blut die Erde rötet,
Daß der Blinde sterbend mehr getötet,
Als der Sehende sein Leben lang.*)

---

15. Hugin und Munin.

[Alte und neue Gedichte. 1867. Berlin, R. v. Decker. S. 103.]

Dem Gotte Nordens, Odin,[1]) stand
Ein Rabenpaar zur Seite,
Der eine Hugin zubenannt,[2])
Und Munin hieß der zweite.
Es trug sie ihrer Flügel Schwung
Hoch über Zeit und Schranke:
Munin war die Erinnerung,
Und Hugin der Gedanke.

Treu wurde durch sein Rabenpaar
Dem Gott alltäglich Kunde
Was in der Welt geschehen war,
Daß er auf festem Grunde
Sein Reich gebaut, und alt und jung
In Treue niemals wanke:
Des freut ihn die Erinnerung,
Ergötzt ihn der Gedanke.

Doch einst geschah's, daß böse Mär'
Dem Gott die Raben brachten:
Die Not liegt auf den Völkern schwer,
Die nach Erlösung schmachten;
Sie flehn zu Odin, alt und jung,
Heil sucht das Reich, das kranke —
Des grämt ihn die Erinnerung,
Erzürnt ihn der Gedanke.

Als trügen selbst die Raben Schuld
An dem was sie berichten,
Entzieht' er ihnen Gnad' und Huld,
Für treuerfüllte Pflichten,
Lähmt ihrer Flügel mächt'gen Schwung,
Bannt sie in enge Schranke:
Da quält ihn die Erinnerung,
Empört sich der Gedanke.

---

*) Der besondere Wert des Gedichtes beruht in der tiefen, ernsten Auffassung und Darstellung des letzten Gebetes Simsons.

[1]) Odin oder Wodan ist in hervorragender Weise Gegenstand der Verehrung nordischer Völker gewesen und kommt darum als höchster Gott in der nordischen Sage (Edda) vor. Manche Züge in der Sage erinnern uns an den Noah, auch die Raben.

[2]) Hugin und Munin haben ihre Namen von hugr (cogitatio= der Gedanke) und munr (mens= Erinnerung); sie sitzen auf Odins Achseln und sagen ihm alles ins Ohr, was sie sehen und hören. Zugleich hatte Odin zwei Wölfe (Geri und Freki) als stete Begleiter. (Vergl. Grimms Mythologie. S. 135 und 637.)

Ob auch auf kurze Zeit gezähmt:
Sie waren nicht zu zwingen;
Ob auch ihr Flügelpaar gelähmt:
Es wuchsen neue Schwingen,
Und mit gewaltigem Flügelschwung
Aus Odin's Dienst und Schranke
Floh Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

Als sich das Rabenpaar entschwang,
War Schrecken in Walhalle,
Die Flucht war Odin's Untergang,[3]
Tot sind die Götter alle.
Unsterblich aber, stark und jung,
Hoch über Zeit und Schranke
Fliegt Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.

---

16. Schamyl[1]) in den Wäldern von Itschkeri. 1837.

[Gedichte. 1853. S. 226.]

Zum Kampfe gerüstet die Scharen stehn,
Die Banner des Halbmonds und Adlers wehn.[2])
In Itschkeri's Wäldern, auf freiem Plan,
Zu Schamyl sprengt der Feldherr der Russen heran:

„Ich grüß dich, Schamyl, du furchtloser Held!
Du Herrscher des Landes und Führer im Feld,
Du Leitstern der Völker des Kaukasus:
Der Russenzar sendet dir Botschaft und Gruß!
Genug ist's der Kämpfe im Daghestan,[3])
Sei des mächtigen Zaren Unterthan,
Und du sollst zum Lehn alle Lande empfahn
Der Heldenstämme von Lesghistan!"[4])

---

[3]) Im Liede von Grimnir (Grimnismâl) heißt Str. 20. „Hugin und Munin müssen jeden Tag über die Erde fliegen. Ich fürchte, daß Hugin nicht nach Hause kehrt, doch sorg ich mehr um Munin." Es scheint, als habe der Dichter aus diesen Worten Anlaß genommen, den Untergang der Asen auf die Flucht der beiden Raben zu gründen. Ohne Erinnerung und ohne Weisheit — was bleiben die Götter? Sie sind tot.

[1]) Imam Schamyl, der berühmte Tscherkessenhäuptling, welcher von 1824 bis 1859 mit beispielloser Kühnheit, Tapferkeit und Zähigkeit die kaukasischen Bergvölker im Kampfe gegen die Russen führte, ist 1797 im Aul Himry im nördlichen Daghestan geboren, philosophisch sorgfältig ausgebildet und war anfangs Geistlicher, entging im ersten Kampfe mit den Russen wie durch ein Wunder dem Tode. Er genoß den Ruf eines Heiligen, war von ehrfurchtgebietendem Äußeren und hatte sehr häufig seine Scharen zum Sieg geführt, und auch im Unterliegen entschiedenes Glück. Endlich am 25. Aug. 1859 auf dem Berge Gunib eingeschlossen, mußte er sich an den Fürsten Barjatinski ergeben. Anfangs in Kaluga interniert, siedelte er 1868 nach Kiew, 1870 nach Mekka über und starb 1871 in Medina. Einer seiner Söhne dient in der russischen, ein anderer in der türkischen Armee.

[2]) Halbmond ist das Zeichen der Anhänger des Muhamedanismus und Adler hier das Banner der Russen.

[3]) Eine Provinz des russischen Reiches im Westen des kaspischen Meeres, östlich von Tiflis gelegen.

[4]) = Das Gebiet des östlichen Kaukasus, mit Daghestan identisch. Die Lesghier sind ein türkisch-tatarisches Volk, deren Sprachen mit den kistischen und tscherkessischen Dialekten bislang zwar erforscht ist, aber noch nicht in Beziehung zu irgend einer der bekannten Sprachengruppen gebracht werden konnte.

Da runzelt Schamyl sein stolzes Gesicht:
— Was mein ist, brauch ich als Lehen nicht! —

„Beug', tapfrer Imām, deinen stolzen Mut!
Was der mächtige Zar dir aus Gnade thut,
Wir sonst dir entrissen mit Feuer und Blut:
Sieh, zahllos wie der Sand am Meer
Ist das unübersehbare Russenheer,
Und der Name des Zaren ein Schrecken auf Erden!"

— Und sei wie der Sand die Zahl Eures Heers:
Meine Krieger sind wie die Wellen des Meers,
Die den stiebenden Sand hinwegspülen werden! —

„Greift rächend mein Heerbann zu Schwert und Gewehr:
Weh, weh dir, Schamyl, dann, und weh deinem Heer!
Wenn sich dunkel die Banner des Adlers entrollen,
Wenn die Donner aus hundert Geschützen grollen:
Was den Kugeln entfleucht und den Schwertern im Kampf,
Sinkt heulend zermalmt unter Rossegestampf!"

— Daß Gott dir die Zunge im Munde verdorrt!
O schweig, stolzer Prahler, Fluch treffe dein Wort!
Deiner eigenen Söldlinge grimmes Geschick
Weissagt mir dein unglückverheißender Blick.
Und flattert der Adler auch stolz und hoch:
Der leuchtende Halbmond glänzt höher noch!
Sieh meine gepanzerten Scharen stehn:
Den schlanken Kabarder, den stolzen Tschetschén,*)
Noch nie hat ein Feind ihren Rücken gesehn!
Wie sie halten zu Rosse so stattlich und kühn,
Wie die dunkelen Augen vor Kampflust glühn!
Mehr zählt solch Ein Held aus kaukasischem Blut,
Als hundert von Eurer geknechteten Brut!

„Ein Wort noch, Schamyl, von dem, der mich gesandt:
Sieh, es hält eine Kugel und Salz meine Hand —
Das Salz deutet Frieden, doch Feindschaft das Blei,
Wähl Eines, so ist meine Botschaft vorbei.
Doch vernimm, eh' Du wählest: das bleierne Los
Birgt Weh und Verderben in dunkelem Schoß —
Dein Sohn weilt gefangen in meinem Gezelt,
Schon sind, ihn zu töten, die Henker bestellt,
Und wählst Du die Kugel, so fällt sein Haupt,
Und dem Sohn hat der Vater das Leben geraubt.". . .

Da zuckt's wie ein Blitz durch die Brust des Imām,
Als er schaudernd das furchtbare Wort vernahm —

---

*) Kabarder sind ein nordkaukasisches Bergvolk. — Tschetschénzen heißen die Bewohner von Tschetschna, westlich von Daghestan.

Es durchrieselt ihn kalt, seine Wange erbleicht,
Wild ballt sich die Hand, und das Auge wird feucht.
Doch bald faßt er sich wieder, der Kampf ist vollbracht,
Seine Hand greift das Blei:— Nun, wohlan denn, zur Schlacht!
Und fällt auch mein Sohn durch Henkershand:
Mein Blut ist mir teuer, doch teurer mein Land!
Mein Herz ist gewappnet für Unglück und Wehe,
Allah ist groß, Sein Wille geschehe! —*)

---

17. Ein Blick vom Kreml.[1])

[Alte und neue Gedichte. 1867. S. 156.]

Zum höchsten Turm stieg ich hinauf
Des Kreml, in der Mosquastadt,
Die manchen Turm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläste hat.
Ich stieg hinauf, wo vielbetürmt
Sich rings die weiße Mauer zog,
Dran mancher Held schon angestürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und als ich auf Palast und Dom
Hinab sah von dem hohen Turm,
Krümmt' unten sich der Mosquastrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geist
Nagt das Gedächtnis alter Zeit,
Und vor mir schwebt und mich umkreist
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Turm,
Daß alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Als ob der Turm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt', was ihm von Alters kund,
Der Stadt auf die er nieder schaut.

---

*) Dreifach ist der Angriff auf Schamyl; erst wird die Eitelkeit des Schamyl zu erregen gesucht, aber vergeblich; dann soll sein Mut durch Hinweis auf die Überlegenheit der russischen Krieger gebrochen und dem Herzen Furcht eingeflößt werden — es gelingt nicht; endlich der Kampf zwischen Sohnesliebe und Vaterlandsliebe! Und auch dieser wird bestanden. Man vergl. Kopischs: König Jakob vor Belvedere. Hier ist Rugiero, welcher zur Übergabe Belvederes durch die Drohung vermocht werden soll, daß die beiden Söhne des Helden in die Gewalt des Feindes gelangt und dem sicheren Tode geweiht seien, falls er die Feste nicht übergeben werde. In beiden Fällen siegt die Pflicht gegen das Vaterland über die Liebe gegen das eigne Fleisch und Blut.

[1]) Der Kreml zu Moskau ist ein großer, mit Mauern umgebener und mit Zinnen gekrönter, von mächtigen Türmen geschützter Raum, zu welchem 5 Thore führen und in dem sich die größten kirchlichen Bauten, zahlreiche Paläste und Staatsgebäude und großartige Plätze befinden. Am höchsten gelegen ist der Blagowjetschtschenski Ssabor (die Kathedrale der Verkündigung Mariä) aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit 9 Kuppeln. Der höchste Turm aber ist der über 81 Meter hohe Glockenturm Iwan Welikis (Johannes des Gr.), 1600 erbaut. Von hier bietet sich die prächtigste Aussicht auf das Häusermeer Moskaus dar.

Nicht, was die Zaren einst gethan
In machtvollkommnem Blutgelüst' —
Nicht, wie sie dem Mongolenchan[2])
Feig des Gewandes Saum geküßt —
Vor mir ersteht ein andrer Held[3])
Aus blutgetränktem Schlachtgefild —
Der Mächtige, der die ganze Welt
Erschütterte mit Schwert und Schild.

Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn,[4])
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergehn.[5])
Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht —
Er hatte all der Sonne Glanz:
Nur ihre Wärme hatt' er nicht!

Hier auf demselben Turme stand
Auch er gedankenvoll allein,
Und sah hinab auf Stadt und Land,
Und alles, was er sah, war sein.
Noch schwillt sein Herz vor Übermut,
Noch ist er großer Dinge voll:
Da züngelt schon die rote Glut
Des Brand's, der ihn verderben soll.[6])

Er sieht's nicht, schließt sein Auge zu —
Und das Gericht nimmt seinen Lauf.
Als Herr der Welt ging er zur Ruh,
Als armer Flüchtling wacht' er auf.
Wild prasselt's rings im Flammenschein,
Der Kreml ist kein gastlich Haus:
Schon manchen ließ er glorreich ein,
Und stieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrschers Macht?
Wo blieb er selbst, der stolze Held?
Der Sieger in so mancher Schlacht
Eilt jetzt in wilder Flucht durch's Feld —
Und die im Unglück wie im Glück
Voll Treue folgten seiner Spur:
Jetzt elend ließ er sie zurück,
Bedacht auf eigne Rettung nur.[7])

Des großen Kaisers Ruhm ward stumm,
Die Herrlichkeit schwand wie ein Traum;
Ein Windhauch blies sein Weltreich um,
In Rußland ist für Tote Raum.
Da lagen Völker hingestreckt
In einem einzigen Grab von Schnee;
Jede verstummte Lippe weckt
In ferner Heimat jammernd Weh.

Um Frankreichs Söhne klag' ich nicht —
Sie teilten Ehre und Gewinn
Des Kaisers, wie sein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin.
Doch daß auch soviel deutsches Blut
Hier ward zum Opfer dargebracht
Des fremden Kriegsherrn Übermut:
Das ist es, was mich traurig macht.

Deutschland, mein Heimatland! du warst
Dem eignen Volk kein gastlich Haus;
Der Besten viel, die du gebarst,
Stießest du herzlos von dir aus!
Sie dienten fremdem Herrschertum
Und folgten Feindesfahnen nach;
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm;
Doch ihre Schmach war deine Schmach!

---

[2]) Dschengischan hatte 1224 die mongolische Fremdherrschaft für Rußland begonnen; die hier angedeuteten Ereignisse aber führen uns auf Johannes (Iwan) Kalita von Moskau (1328—1340), welcher die Gunst des Mongolenhäuptlings, die ihm zur Macht verholfen, durch äußerliche Devotion und Geschenke zu erhalten wußte, während er bereits die Befreiung von dem Mongolenjoch plante, die vorübergehend seinem Enkel Dimitri Iwanowitsch und dauernd Iwan III. Wasiljewitsch gelang. — [3]) Napoleon I. — [4]) Anspielung auf die Insel Corsika, die Heimat Napoleons. — [5]) Auf der Insel St. Helena. [6]) Der Brand Moskaus begann am Tage nach dem Einzuge der Franzosen (14. Sept. 1812.), also am 15. Sept. und legte in sechstägigem Wüten zwei Drittel der großen Stadt in Asche. Erst am 18. Okt. brach Napoleon, der Not gehorchend, aus der Stadt, die ihm kein Obdach und keine Nahrung bot, auf. — [7]) Dies geschah am 4. Dez. 1812 von Wilna aus.

Die Glocke schlägt vom hohen Turm,
Daß alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt',—
Ein Ton, der tief in's Herz mir scholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt —
Ich stieg hinab gedankenvoll,
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

---

18. Steppenbrand.

[Alte und neue Gedichte. 1867. S. 159.]

Endlos wie das ewige Meer,
Nur vom Himmel trüb umzogen,
Liegt die Steppe, — flüsternd wogen
Grüne Wellen hin und her,
Schon verdorrt vom Sonnenbrande,
Halme, die kein Schnitter mäht,
Und, so weit das Auge späh't,
Wüst und öde ist's im Lande.
Müde von dem langen Ritte,
Hemmt' ich meines Rosses Schritte,
Kehrte meinen Blick nach innen
Und versank in tiefes Sinnen.
Ich gedachte frührer Zeiten,
Wo durch diese öden Weiten
Wohlbewehrt mit Pfeil und Bogen
Wilde Reiterschwärme zogen,
Deren Held[1]) im Steppenzelt
Herrscher war der halben Welt.
Fürsten hielten ihm die Bügel,
Schrecken herrschte, wo er nah't,
Der, wie niedre Maulwurfshügel,
Mächtige Reiche niedertrat, —
Seine roß-beschwingten Krieger
Mordend in die Völker hetzte, —
Seinen Fuß, ein stolzer Sieger,
Auf der Könige Nacken setzte.
Also ließ ich alter Zeiten
Bilder bunt vorübergleiten
Meinem Blick, und auferweckte
Tote Völker,... plötzlich schreckte
Fernes, donnerlautes Toben
Mich empor, — ich sah nach oben:
Langsam und gewitterschwer
Wogte schwarz Gewölk einher.
Wieder hört ich Donner rollen
Lang, mit kurzem Unterbrechen,
Wie wenn mächtige Eisesschollen
In den Strömen krachend brechen.
Fromm bekreuzten die Kosaken
Sich bei Donnerschlag und Blitz,
Spähten mit gebognem Nacken
Scheu umher vom Sattelsitz.
Immer schwärzer überzogen
Ward es ringsum, schwüler, trüber,
Dichte Schwärme Vögel flogen
Tiefen Flugs an uns vorüber.
Wie so vorwärts, seitwärts immer
Spähend meine Blicke schweifen,
Seh ich fern in hellem Schimmer
Einen breiten, roten Streifen —
Keinen jäh vom Blitz erzeugten,
Der schnell kommt und schnell verschwindet,
Auch von keinem Wetterleuchten:
Denn stets heller, breiter windet
Sich der Streifen um das Land.
Ein Kosak wirft sich vom Pferde,
Drückt sein lauschend Ohr zur Erde,
Springt dann auf mit Angstgeberde
Starr dem Streifen zugewandt:
„Himmel! hilf, ein Steppenbrand!“
Hat der Blitz ins Kraut geschlagen?
Ward die Steppe angesteckt?
Keiner weiß es, und das Fragen
Ist umsonst — doch aufgeschreckt
Tragen uns die zähen Pferde
Flüchtigen Laufes, langgestreckt,
Daß der Hufschlag auf der Erde

---

[1]) Der Mongole Dschengischan. Vergl. Ein Blick vom Kreml. Str. 4.

Kaum vernehmbar bei dem Reiten.
Und durch ungemessne Weiten
Fliegen wir mit Windesschnelle,
Spähend oft das Auge wendend
Nach der grausigen Flammenhelle...
Schwarzen Rauch nach oben sendend
Wälzen sich die wilden Gluten,
Wie empörte Meeresfluten,
Unter mächtigem Prasseln, Zischen,
Immer näher, und dazwischen
Schallen fernher Jammertöne,
Schrill, wie Sterbender Gestöhne.
Sieh dort: flüchtige Dromedare,
Die der Karawan' entrannten,
Alle andern schon verbrannten;
Und uns sträuben sich die Haare
Vor Entsetzen — um uns wehen
Wolken Rauches — kaum noch sehen
Wir im immer schwärzern Qualme
Unter uns die Steppenhalme.
Schakalschwärme wimmern, heulen,
Fliehend vor den Flammensäulen,
Die mit Riesensprüngen nahn —
Tod, Verzweiflung allerorten,
Und es glüht, als ob die Pforten
Sich der Hölle aufgethan.
Tier' und Menschen sind verloren;
Nirgends Hilfe. Wir befehlen
Gott im Himmel unsre Seelen,
Drücken krampfhaft noch die Sporen
In der Pferde blutige Weichen,
Daß sie wie die Windsbraut streichen
Durch die Steppe vor den Flammen.
Plötzlich bricht mein Pferd zusammen —
Um uns rauscht's — wir sind gerettet!
In des Kuban[2]) Strom gebettet.
Und kaum haben wir die Flut
Überschwommen und ein Kurzes
Von dem Sturmritt ausgeruht,
Als es ungetümen Sturzes
Strömend aus den Wolken bricht,
Daß man vor dem Regen nicht
Mehr die Glut am Horizonte
Noch die Steppe sehen konnte.
Bald erloschen war das Feuer,
Das, ein lechzend Ungeheuer,
Mit Millionen Flammenzungen,
Was die Steppe trug, verschlungen,
Bis es selber lag getötet.
Wieder lichtet sich der Himmel;
Aus dem schwarzen Rauchgewimmel
Stiegen Wolken auf, gerötet
Von der Abendsonne Glut.
Lange hatt' ich ausgeruht,
Sinnend rings mein Auge weidend;
Und ich dachte, da wir scheidend
Fürbaß unsres Weges zogen:
Jene wilden Kriegerheere,
Die einst dieses Land durchflogen
Zahllos wie der Sand am Meere, —
Was von ihnen ist geblieben?
Staub, vom Sturm umhergetrieben
Und verweht durch alle Lande,
All ihr Thun glich diesem Brande!
Trüb wie Rauch blieb nur die Sage
Von dem Glanz der alten Tage.

19. Kaswiniade.

[Gedichte. 1853. Bremen. S. 224.]

Man erzählt sich von der Stadt Kaswin,*)
Daß sie voll lauter Thoren wäre,
Daß voller Thorheit schon von Anbeginn
Jeder, der daselbst geboren wäre!

---

[2]) Kuban oder Kubanj (hieß bei den Alten Hypanis) ist ein Fluß in Kaukasien, der vom Elbrus kommt, nördlichen und später westlichen Lauf hat und in die Kisiltaschbai des schwarzen Meeres einmündet. Das Land heißt nach diesem Flusse Kubangebiet und wird vielfach von angesiedelten Kosacken bewohnt, während die früheren Einwohner, Tscherkessen, großenteils nach der Türkei ausgewandert sind.

*) Kaswin ist eine nicht unbedeutende persische Stadt nordwestlich von Teheran, unter dem 50. Meridian gelegen.

Über den Basar*) der Stadt einst lief
Ein Kaswiner, frohen Angesichts,
Pries die Gnade Allah's laut und rief,
Daß sein Esel ihm verloren wäre,

Ohne daß er je das Tier beschritten! —
Warum dankst Du Gott — fragt ihn ein andrer —
Daß Du auf dem Grautier nie geritten,
Als ob's nicht zum Ritt' erkoren wäre?

Weil — entgegnete der schlaue Mann —
Hätt' ich auf dem Esel mich befunden,
Als er sich verloren, ich alsdann
Sicher selber mit verloren wäre!

---

20. Warum die Juden kein Schweinefleisch essen.

(Flandrische Volkssage.)

[Aus der Heimat und Fremde. 1856. S. 46.]

Es geht eine Sage schon viele hundert Jahr:
Als unser Herr und Heiland noch auf Erden war,
Das Gotteswort zu predigen, kam er auf seinem Wandern
Durch vieler Könige Länder eines Tages auch nach Flandern.

Die Juden höhnten den Heiland, da sie ihn kommen sah'n,
Sie wollten dem Volke zeigen, seine Weisheit sei ein Wahn;
Es sollte ein Jude heimlich sich unter ein Faß verstecken,
Und Jesus Christus sollte durch ein Wunder ihn entdecken.

Darauf Einer von den Juden trat heran zum Herrn:
Wir hörten von Deinen Wundern und sähen sie selber gern:
Kannst Du, wer unter dem Fasse verborgen sitzt, erraten,
So glauben wir an Deine Lehren und all' Deine Wunderthaten.

Sie wähnten, um die Antwort würd' er sehr in Nöten sein,
Doch lächelnd sprach Herr Jesus: Unter dem Fasse sitzt ein Schwein! —
Da verhöhnten ihn die Juden, als er das Wort gesprochen,
Doch grunzend unter dem Fasse kam ein Schwein hervorgekrochen.

Der Jude an der Stelle war nicht mehr zu sehn;
Unmaßen staunten alle ob dem Wunder das geschehn,
Derweil das Schwein in Sprüngen seinen Weg genommen
Zu einer Herde Säue, die eben vom Felde gekommen.

Die Juden, drauf zu fahnden, liefen hinterdrein,
Wähnend, der Verlorne sei gefahren in das Schwein;
Doch fahndeten sie vergebens, denn dazumal in Flandern
Schwer zu unterscheiden war, sagt man, ein Schwein vom andern.

Drum hüten sich die Juden bis zum heutigen Tag,
Schweinefleisch zu essen, weil niemand sagen mag,
In welches Schwein gefahren der arme Jud' aus Flandern,
Und es möchte doch kein Jude gern aufessen einen andern.

*) Wir würden Marktplatz sagen.

21. Gruß an das Meer.

[Alte und neue Gedichte. 1867. S. 218.]

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

Hell glänzt mein Auge
Bei deinem Anblick,
Frisch wieder atm' ich
Bei deines Odems
Lösendem Hauch.

Göttergeschlechtern
Wurdest du weiland
Wiege und Grabmal —
In deiner Tiefe
Webt noch ihr Geist.

So bist du wechselnd
Schlachtfroh wie Odin,
Tückisch wie Loki,
Freundlich wie Baldur,
Stürmisch wie Thor.

Deiner Gewalten,
Deiner Zerstörung
Furchtbare Spuren
Prägen der Veste [1])
Dauernd sich ein.

Aber du selber
Duldest nicht Spuren
Ird'scher Gewalten —
Unüberwindlich
Bleibt deine Macht.

Schiffe verschlingst du,
Trotzige Menschen,
Die mit dir kämpfen,
Beutst du der Tiefe
Tieren zum Fraß.

Doch die dich lieben,
Die dir vertrauen,
Finden dich huldvoll —
Leidenden beutst du
Heilende Kraft.

Alles auf Erden
Altert und wechselt —
Du aber bleibst in
Jugend und Frische
Immer dir gleich.

Gürtel der Erde,
Spiegel des Himmels,
Urborn des Lebens,
Wogende Meerflut,
Sei mir gegrüßt!

---

22. Die Stoff- und Kraftphilosophen.*)

[Alte und neue Gedichte. 1867. S. 117.]

Altangeerbten Wahnes soll sich der Mensch entledigen
Von Gott, Unsterblichkeit und was sonst Thoren predigen

Von einer höhern Lenkung im niedern Welttriebe,
Von einer ewigen Allmacht und einer ew'gen Liebe,

Vom Schöpfer, der die Welt belebt mit seinem Hauche —
Als ob ein Mensch, der denkt, noch einen Schöpfer brauche!

---

[1]) dem Festlande.

*) Von Büchners Werk: Kraft und Stoff wird die ganze Richtung, welche den reinen Materialismus vertritt, hier benannt.

Fort mit dem Glaubensunsinn der Theologenzunft!
Wir kennen keine Allmacht und ewige Vernunft.

Wir kennen nur was wechselnd uns die Natur enthüllt,
Die unbewußt und zwecklos sich ewig selbst erfüllt.

Im Anfang war der Stoff,**) Jahrmillionen schwanden,
Eh' aus dem Stoff der Affe, aus ihm der Mensch entstanden,

Die Kraft wohnt bei dem Stoffe, der Stoff wohnt bei der Kraft,
Das ist Anfang und Ende der ganzen Wissenschaft.

Frei laßt den Geist im Kopf, das Herz frei in der Brust sein —
Aus unbewußtem Stoff wächst menschliches Bewußtsein.

Mensch, Tier und Pflanze sind nur chemische Verbindung.
Und alles andere nichts als pfäffische Erfindung.

Bei dieser Weisheit ist uns Gott und Geist entbehrlich
Und das Unendliche im Endlichen erklärlich.

Der Glaube ist ein Wahn, wie das Philosophieren,
Und alles Denken nur des Hirns Phosphorescieren.

Drum laßt vom blinden Glauben an Gottesoffenbarung
Und schwört auf unsre Worte: Wir wissen aus Erfahrung,

Daß keine Kluft uns trennt von Ochs, Kameel und Affen,
Daß wir von gleichem Stoff und uns kein Gott erschaffen.

Es giebt nur einen Glauben, Eine Philosophie.
Wir unterscheiden uns durch nichts vom lieben Vieh!

* * *

Wer selbst nicht schaffen kann, begreift auch keinen Schöpfer —
Hat je ein Topf gekannt, der ihn geformt, den Töpfer?

---

23. Vates.

[Altes und Neues. 1867. S. 43.]

Wem ein Gott verlieh die Gabe
Flüchtigem Bestand zu geben,
Mit der Dichtung Zauberstabe
Totes wieder zu beleben:

Priesterlich im heil'gen Tempel
Walt' er seines Amts voll Segen,
Um des Liedes reinen Stempel
Nur auf echtes Gold zu prägen.

Nur wer aus der Wahrheit Bronne
Schöpft, giebt seinen Worten Schwingen,
Daß sie wie Gestrahl der Sonne
Durch des Irrtums Dunstkreis dringen.

**) Verbesserung der Stelle Joh. 1,1: Im Anfang war das Wort.

Schönes können nicht enthüllen,
Die der Wahrheit widerstreben;
Der Prophet kommt, zu erfüllen
Das Gesetz, nicht aufzuheben.*)

24. Freundschaft.

[Aus Heimat und Fremde. Ged. S. 72. Berlin. 1856.]

Wenn jemand schlecht von Deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich: glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von Deinem Freunde schlecht:
Mißtrau' der Welt und gieb dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde giebt.
Ein Freundesherz ist ein so selt'ner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft —
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz,
Einmal zerbrochen wird's nie wieder ganz.
Drum: wird ein solches Kleinod Dir bescheert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt' es wert;
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest Du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt Dir ein Freundesherz, so bist Du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

25. Frage und Antwort.

[Aus Heimat und Fremde. Ged. S. 79. Ebd.]

Wie fängst Du's an — so wurde Mirza-Schaffy gefragt —
Daß Dein Gesang stets heiter, nie Deine Lippe klagt!
Hat Dich die Not im Leben, die Sorge nie gebeugt,
Daß keines Deiner Lieder von Not und Sorge zeugt?

*) Der Dichter ist ein Seher, ein Prophet; seine Gabe ist gleich der prophetischen göttlichen Ursprungs und eine Offenbarung der göttlichen Wahrheit, des göttlichen Lebens, der göttlichen Kraft; aber der Dichter hat mit seiner Gabe auch die Verantwortung übernommen, in reiner Form nur edle, gediegene Stoffe zu behandeln; sich selbst von der himmlischen Wahrheit durchleuchten zu lassen, um nicht andre, die er leiten will, in den Irrtum zu führen, wie das Licht des Irrwisches den Wanderer ins Verderben lockt, und endlich selbst den Gesetzen der Wahrheit, des Guten und des Schönen gemäß zu leben im Wandel und Wort, da ein Prophet die Gesetze nicht aufheben darf, wohl aber erfüllen, d. h. in vollkommenerer Weise erkennen und befolgen muß, als vor ihm geschehen war.

Da lächelte der Weise, antwortete und sprach:
Wohl oft hab' ich gelitten, daß schier das Herz mir brach,
Doch starken Mutes kämpft' ich, was mich drückte, nieder,
Nie macht' ich meine Thränen zur Quelle meiner Lieder —
Das Kind schreit auf im Schmerze — der Mann erträgt ihn ruhig;
Was kindisch ist, das laß' ich, was männlich ist, das thu' ich!

---

26. Wo jeder ist, wie er sich zeigt.*)

[Ebd. S. 88.]

Wo jeder ist, wie er sich zeigt,
Da lernt man sich bald recht verstehn,
Da wird das Finden lieb und leicht,
Doch schwer — das Auseinandergehn!

Aus „Altes und Neues." 1867.

27. (S. 44.)

Wie ernst wir wandeln unsre Lebenspfade
Und uns dem Rufe strenger Pflichten beugen:
Wir können was uns frommt nicht selbst erzeugen —
Das Beste in der Welt ist Glück und Gnade.

28. (S. 45.)

Die Tugend hab' ich nie gelobt,
Die nimmer sich in Sturm erprobt.
Die Weisheit hab' ich nie gepriesen,
Die nicht im Leben sich erwiesen.

Man lernt nicht fechten ohne Schwert,
Man lernt nicht reiten ohne Pferd;
Dem guten Schwimmer stärkt die Glieder
Der Strom, den schlechten reißt er nieder.

29. (S. 46.)

Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale:
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Lust nur seine Schale.

30. (S. 46.)

Im Glück oft unbewußt
Kommt dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte deine Brust:
Es kann nicht lange dauern!

31. (S. 47.)

Der Welt mehr geben, als sie uns giebt,
Die Welt mehr lieben, als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben.

32. (S. 51.)

Willst du klug durch's Leben wandern,
Prüfe andre, doch auch dich!
Jeder täuscht gar gern den andern,
Doch am liebsten jeder sich.

*) Einfältige, aufrichtige Naturen schließen sich, ob noch so verschiedener geistiger Begabung, noch so verschiedener Bildung und Neigung, schon als Freunde der Wahrheit zusammen, ziehen sich an, werden sich wert und trennen sich ungern von einander.

Karl Bömers.

Karl Wilhelm Theodor Bömers wurde am 17. Juni 1848 zu Blomberg im Fürstentum Lippe geboren, besuchte von 1863 bis Ostern 1868 das Gymnasium zu Detmold, studierte bis Michaelis 1871 auf den Universitäten Tübingen, Leipzig und Göttingen die Rechtswissenschaften und lebt seit 1879 als Landrichter in Bückeburg.

Unter den von dem Dichter verfaßten und an die Weise Scheffels erinnernden Dichtungen ist das im laufenden Jahre erschienene Büchlein: Fahrtgeschichten, ein Itinerarium, das bedeutendste. Der Erfolg desselben, dessen erste Auflage nach zwei Monaten vergriffen war, ist sehr erfreulich, aber eigentlich nicht überraschend. Es sind eine ganze Reihe von Liedern, welche thatsächlich nur drei oder vier Gegenstände zu besingen haben, den Wein, den Gesang, die Liebe und den Lenz, aber alle Lieder sind wie eine Perlenschnur aufgereiht, und in ihrer Gesamtheit bieten sie die Wanderfahrt eines mittelalterlichen Sängers oder Fiedelers, welcher auf die Wanderschaft von der Mutter gesandt wird, viele Städte kennen lernt, auch der Menschen viele und in mannigfacher Weise der Liebe Lust und Leid. Doch sein Herz ist jung und hält manchen Stoß des Schicksals aus. Der Wein tröstet vollends den, welcher den innern Schmerz bereits überwunden hat. Und ein gesundes Weltkind ohne jegliche Verbitterung und im Herzensgrunde unverdorben kehrt nach Hause und findet dort in seiner herangewachsenen und zur schönen Jungfrau erblühten Pflegeschwester die wahre, treue Liebe und an ihrer Seite das Glück der Ehe.

Sehr verschiedenartig sind die Erlebnisse dieser wanderfrohen, jugendfrischen, lebenslustigen und brausewindigen Seele. Bald winkt der Trunk in des Klosters Confectorei, bald im Keller oder in der Schenke oder im einsamen Forsthause, und die Liebe tritt in allen Formen an sein leicht bewegliches Herz. Ernstere Neigungen lösen sich durch Tod, durch Standesschranken, werden dadurch ausgelöscht, daß der geliebte Gegenstand eine andere Neigung hat und festhält, oder daß er falsch und echter Liebe unwert ist, und so kommt ein an Lebenserfahrungen reicherer und reiferer Mann heim und findet daheim das höchste Glück, das er dort sich nicht vermutet hatte und dem er draußen stets vergeblich nachgeeilt war. Das Itinerarium ist voller Stimmungsbilder, die sich eben ganz nur im Zusammenhange verstehen lassen, da aber auch durch ihre Naturwahrheit und Ursprünglichkeit zumeist entzücken. Und überhaupt ist dieser ganze Gedanke und die gesamte Auffassung des Dichters so etwas Neues, Eigenartiges, daß wir es wohl verstehen, daß dieses Talent Anerkennung gefunden hat und daß sich große Hoffnungen an dasselbe knüpfen.

Das Werkchen, welches in allerliebster Ausstattung uns vorliegt, ist der Mutter des Dichters in sinniger Weise gewidmet. Leider hat die Mutter sich dieser Gabe nicht lange erfreuen dürfen; sie ist vor wenigen Wochen gestorben.

Die Eigenartigkeit dieser Muse besteht in dem Geschicke des Dichters, die Erlebnisse der Gegenwart in die vergangenen Zeiten des Mittelalters zu transskribieren, ohne daß außer der Lebenswahrheit und der Wärme des

Tones kaum etwas noch daran erinnert, daß ein moderner Dichter unter anderem, was er uns besingt, auch sein eigenes Leben den Klängen der Fiedel und den lieblichen Weisen anvertraut hat.

Werke: Heideblume. Ein Sang von Lenz und Liebe. Berlin. 1871. — *Fahrtgeschichten. Ein Itinerarium. Stuttgart (Metzler). 1883. — Novellen und Zeitgedichte in Blättern (Hannov. Courier.)

Repetitorium der äußeren römischen Rechtsgeschichte. Göttingen 1871. 2. Aufl. Leipz. 1874. — Repetitorium der äußeren deutschen Rechtsgeschichte. Göttingen 1872. 2. Aufl. Leipz. 1875. — Demnächst erscheint von ihm das Staatsrecht von Schaumburg-Lippe (als 3. Halbband des großen Staatsrechts, welches Prof. Marquardsen in Erlangen herausgiebt).

Proben aus Bömers Dichtungen.

1. Die Lieb' hat Rosen mir versprochen.

[Fahrgeschichten. Ein Itinerarium von Karl Bömers. Stuttgart, J. B. Metzler. 1883. S. 118.]

Die Lieb' hat Rosen mir versprochen,
Und Dornen hat sie mir bescheert,
Doch wie die Dornen auch gestochen,
Sie haben nur mein Kleid versehrt.

Was mir an Minnelust beschieden,
An Minneleid ward mir zu teil,
Das nahm der Seele nicht den Frieden,
Das ließ die Kraft mir ganz und heil.

Jetzund streb' ich nach andern Dingen,
Dem Schwerte hab' ich mich geweiht,
Das weiß ich meisterlich zu schwingen,
In voller Lebensfreudigkeit.

Mich deckt des Steiernherzogs Fahne,
Im off'nen Feld dien' ich um Ehr'—
Euge! feuchtschlündiger Kumpane,
Reich' mir den Würfelbecher her.

Ob uns're Ernte steht in Stoppeln,
Ob unser Leben steht am Ziel,
Wir wollen um den Weintrunk doppeln,
Und ehrlich bleibe unser Spiel.

---

2. Wundfieber.

[Ebend. S. 119.]

Nun bin ich schwer gewundet
Zu Windisch an dem Hag,
Und weiß nicht, ob mir stundet
Der Herrgott meinen Tag;
Nun steh' mir bei, Stern von Corvey,
Es halten Tod und Leben
Um mich ein scharf Turnei.

Im Kloster uns'rer Frauen
Bin ich zur Rast gebracht,
Und heut' aus Dämmergrauen
Aufsteigt die Weihenacht;
Die Luft ist schwül und heiß mein Pfühl,
Und irr geht all' mein Denken
Im Fiebertraumgewühl.

Die Welt hab ich durchfahren
Seit mancher Weihenacht,
Mir hat kein Mensch seit Jahren
Ein Christlicht angefacht;
Aus Deinem Saal schick' einen Strahl,
Christe, in meine Nächte,
Das bitt' ich tausendmal! — — —

Ich bin zu Hause wieder,
Die Weser rauscht vorbei,
Die Kerzen flammen wieder
Im Münster von Corvey,
„Du Gottessohn auf ewigem Thron" —
Hinschallt es durch das Stromthal
Im Weihnachtsglockenton.

Und durch die Kirchenpforte
Tritt meine Mutter sacht,
Sie hat zum Gnadenorte
Ihr Wachslichtlein gebracht,
Nun wagt sie kaum, den goldnen Saum
Des Heiligen anzurühren
Im lichterfüllten Raum.

Sie steht am Gnadenbilde
Und hebt ihr Sprüchlein an;
Sankt Vitus lächelt milde,
Der benedeite Mann, — — —
O weh, o weh, der Hochlandschnee
Durchkältet mir die Knochen
Vom Wirbel bis zum Zeh.

Gerlinde, lass' Dir sagen,
Du treue Wärterin,
Hörst Du die Vesper schlagen,
Geh' Du zur Kirche hin,
Und denke mein am Altarstein,
Herrgott, ich darf nicht sterben
Dem armen Mütterlein! —

---

3. O du Sonne so golden, du Himmel so blau.

[Ebend. S. 123.]

O du Sonne so golden, du Himmel so blau,
Euch grüß' ich mit fröhlichem Hoffen,
Nicht lange mehr währt es, dann blühet die Au,
Vom Frühling im Schlafe betroffen,
Dann rinnen die Ströme vom Eise befreit,
Dann tragen die Bäume ein maigrünes Kleid,
Dann schallen der Vögelein Lieder
Mir wieder.

Nur gemach! Noch lastet der Schnee auf dem Tann,
Wie oft ich vom Frühling geträumet,
Und ich bin ein sorgenumlagerter Mann,
Und der Frühling harret und säumet;
Noch klopft von den Scheiben das starrende Eis
Kein tauwindschauerndes Maienreis,
Noch hält mir das Fieber die Glieder
Darnieder.

---

4. Bei Sankt Jörgen.

[Ebend. S. 127.]

Nun ist es Abend worden, die tiefen Schatten nah'n,
Sankt Jörgen Klosterglöcklein hat seinen Schall verthan,
Stumm rastet in dem Walde das Sängeringesind,
Im dunkeln Föhrengrunde singt nur der Abendwind.

Und ich bin wandermüde, abstäub' ich meine Schuh',
Und schreite durch die Lärchen dem Hüterhause zu,
Ich darf um Nachtherberge heut' nicht in Sorge sein,
Heut' find' ich einen Nachttrunk vielleicht noch obendrein.

Und als ich trat zur Schwelle, gewahrt' ich einen Mann,
Dem lockicht, silberhelle der Bart zum Gürtel rann,

In dunklem Eichenrahmen ein Bild aus deutschem Wald,
Stand er im Thürgebälke, ein Heune von Gestalt.

Ich dachte, das ist Gottfried,*) und neigte mich zum Gruß,
In eines Boten Weise schrenkt' ich den rechten Fuß,
Ich hielt dem Jägersmanne die Hand zum Gruße dar,
Und küßte ihm die Wange, wie mir befohlen war.

Da hub Gerlindens Trauter ein lautes Schelten an,
Fest griff mich an den Schultern der ungestüme Mann,
Er warf mich auf den Boden in dornumhagten Klee,
Ich aber schrie hinwider in unverhalt'nem Weh:

Das lohne Euch der Teufel in Eurer letzten Not,
Ihr bietet mir ein schlechtes, ein hartes Botenbrod;
Warum hast Du, Gerlinde, gepflegt mich allsosehr,
Aus diesen Schelmenhänden entrinn' ich nimmermehr! —

Da horchte auf der Jäger, als er das Wort vernahm,
Der ungastliche Wildling ward plötzlich mild und zahm,
Er hob mich auf vom Boden und sagte: Lieber Gast,
Verkünde mir, Vieltrauter, die Botschaft, die Du hast.

So hört: Euch läßt entbieten Gerlinde Gruß und Kuß,
Sie wünscht Euch langes Leben und manchen Meisterschuß,
Grüß' mir den Jäger, sprach sie, im kühlen Lärchengrund,
Und thu' ihm meine Liebe und mein Gedenken kund.

Und jener hob die Arme und zog mich an die Brust,
Feucht schimmerte sein Auge in wehmutreicher Lust:
So sei mir gottwillkommen und tausendmal gegrüßt,
Und süß sei all' Dein Leben, wie Du es mir versüßt.

Dann holt' er eine Kanne, die hatte weiten Schlund,
Nun war darin von Weine ein stattlicher Befund,
Die stellt' er an der Thüre auf einen Tisch von Stein,
Er hieß mich niedersitzen und schänkte rüstig ein.

Nun wisse, sprach der Jäger, mein Haus ist eng und klein,
Doch in dem kleinen Hause regiert ein großer Wein,
Mir geht's wie meinen Hirschen, zur Zeit der Dämmerung
Sehn' ich mich, sicut cervus, nach einem guten Trunk.**)

Nun hebe Deinen Becher und stoße mit mir an,
Es lebe, wer sein Liebchen zur Ehe sich gewann,

*) Zu diesem einen Gruß der Nonne Gerlinde zu bringen, welche ihn zu Windisch gepflegt hatte, das ist die Aufgabe seiner Reise.

**) Offenbar eine Anspielung an die Psalmstelle: Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser. Das Sicut cervus soll uns wohl als ein Citat aus der Vulgata erscheinen.

Doch wem der Liebe Rosen verschnitten und verschneit,
Dem sei von Herzensgrunde ein Doppeltrunk geweiht.

Und Gottfried meint' es ehrlich, das ist gewißlich wahr:
„En", sprach er, „super nagulum!" und bot die Probe dar,
Ja, stöhnt' er atemholend, nicht jeder Wurf gelingt,
Und mancher hat's vonnöten, daß man seine Wohlfahrt trinkt.

Dann hub er an und fragte mich nach dem Steierland,
Dem Kloster uns'rer Frauen und was ich dorten fand,
Und nach Gerlindens Pflege, nach ihrer Kumpanei,
Und ob sie gut zuwege und heit'ren Sinnes sei.

Ob ich in ihren Zügen, dem Auge lieb und traut,
Verwich'ner Jugendschöne merkliche Spur geschaut,
Ob ich dabei beachtet, daß sie in jungen Tagen
Ein dichtes, langgelocktes, goldblondes Haar getragen.*)

Er stellte tausend Fragen, er forschte hin und her,
Bis ich zuletzt der Rede nicht Antwort hatte mehr,
Die Wahrheit ging zur Neige, ich tischte Märe auf,
Und, Dank dem guten Weine, nahm er sie mit in Kauf.

So haben wir selbander die laue Sommernacht,
Bei trüber Kienspahnleuchte und hellem Durst verbracht;
Bei einem alten Manne mit einem alten Wein
Und guten Jagdgeschichten kehrt gern der Frohsinn ein.

Die Nacht war um, es tagte; der Frühwind strich durch's Korn,
Lichtfröhlich stieg die Sonne aus ihrem gold'nen Born,
Noch einmal hob den Becher der ungebeugte Mann,
Er lugte scharf gen Osten und winkte und begann:

Da, wo die Sonne steiget am roten Wolkenrand,
Da liegt, wie man mir sagte, das ferne Steierland,
Ich meine, daß ein Glückstrunk darauf sich wohl verlohnt:
Das Steierland soll leben und alles was dort wohnt.

Nun komm herein, Landfahrer, und gieb den Banksitz frei,
Mein kühles Binsenlager hat Raum genug für zwei,
Auch darf ich wohl verhoffen, daß unter meinem First
Nach diesem Abendtrunke Du ruhig liegen wirst. —

Wir lagen auf den Binsen, tiefmüde schlief ich fast,
„Nun wisse," sagte Gottfried, „nun wisse, lieber Gast,
Das wollt' ich Dir noch sagen, Trautgeselle mein,
Du kannst mit Deinem Magen ganz wohl zufrieden sein."

---

*) Die letzte Frage war schon eine nicht positiv zu beantwortende.

Dann reckte er die Glieder gemächlich auf der Streu,
Erhaschte eine Mucke und brummte: Meiner Treu,
Eija, es könnte manches, gar manches anders sein!
Und mit dem schweren Seufzer „Gerlinde" schlief er ein.

---

5. Mein Schritt ist schwer, mein Fuß ist wund.

[Ebend. S. 147.]

Mein Schritt ist schwer, mein Fuß ist wund,
Ich spüre kühles Wehen,
Früh bringt der Herbst die Abendstund,
Mir thut dies kühle Wehen kund:
Du mußt zu Hause gehen.

Im falben Busch ein Vogel singt,
Eintönig klingt die Weise:
Ich weiß nur eins, das Glück Dir bringt,
Schau, ob die Heimkehr Dir gelingt,
Und ende Deine Reise.

Mein Schritt ist schwer, mein Fuß ist wund,
Ich spüre kühles Wehen,
Früh bringt der Herbst die Abendstund,
Mir thut dies kühle Wehen kund:
Du mußt zu Hause gehen.

---

6. Was ich fand.

[Ebend. S. 159.]

Ich kam verzagt windkalten Weg daher,
Ihr brachtet mir den Willkommgruß entgegen,
Und ob mein Reisebündel leicht, ob schwer,
Euch galt es gleich, weil meine Wiederkehr
Als einziger Wunsch am Herzen Euch gelegen.

Ihr fragtet nicht: Was hast Du mitgebracht,
Zu unserer Lust, zu unserem Behagen;
Ihr hättet stumm und schamrot mich gemacht,
Wenn ihr gefragt: Hast Du von all' der Pracht
Da draußen denn für uns nichts heimgetragen?

Nicht klingt, ob man es schüttelt, mein Gewand,
Arm, wie ich fortgegangen, kam ich wieder.
Heimbracht' ich nur, was ungesucht ich fand,
Auf steinigem Boden in dem fremden Land, —
Ein starkes Herz und dieses Buch der Lieder*)

---

*) Das Schlußlied gibt auch den Ertrag der Reise an: ein starkes Herz und einen Reichtum an Erinnerungen, welche er in diesem Bändchen der Lieder niedergelegt hat.

Adolf Böttger.

[Quellen: *Hub, Balladen- und Romanzen-Dichter. S. 907. — *Brümmer, Dichterlexikon. S. 82. — *Minckwitz, Neuhochdeutscher Parnaß. S. 49.]

Adolf Böttger ist der am 21. Mai 1815 in Leipzig geborene Sohn des Steuereinnehmers und Privatgelehrten F. A. Böttger, von dem eine englische Grammatik, und ein englisches Lexikon seiner Zeit herausgegeben worden sind. Der Vater unterwies seinen Sohn in den neueren Sprachen; die übrige Vorbereitung erlangte derselbe auf der Nicolai- und der Thomasschule zu Leipzig. Seit 1836 studierte Böttger auf der Leipziger Universität und zwar hauptsächlich neuere Sprachen und Litteratur. Schon als Student übersetzte er Byrons Gedichte ins Deutsche. Diese Übertragung, eine der geschicktesten, welche wir besitzen, und noch jetzt, trotz aller Versuche bezüglich der Übersetzung Byrons nicht übertroffen, machte ihn bald berühmt und bahnte auch seinen eigenen Produktionen den Weg ins Publikum. Er starb, ohne ein öffentliches Amt angenommen zu haben, im elterlichen Hause zu Gohlis bei Leipzig am 16. (13. 19.?) Nov. 1870.

Der Dichter besitzt ein außerordentliches Formtalent, und in der Sprachgewandtheit wird er wohl nur von wenigen Dichtern der Gegenwart übertroffen. Seine Übersetzungen, namentlich englischer Dichter, über welche weiter unten genauer berichtet wird, sind eine schätzenswerte Bereicherung unserer Litteratur und sicherten dem Dichter ein dankbares Andenken, auch wenn er uns keine Denkmäler eigenen Schaffens hinterlassen hätte. Übrigens ist Böttger auch sonst ein überaus fruchtbarer Dichter und ein sehr fleißiger Sammler als Herausgeber von Anthologieen gewesen.

Eine der schönsten Blüten seiner Muse ist ohne alle Frage die dramatische Dichtung: Agnes Bernauer. Der Stoff ist der bayrischen Geschichte entlehnt und vielfach um des traurigen Geschickes der Heldin willen von Romanschriftstellern und Dramatikern der Gegenwart behandelt worden. Agnes war die wunderschöne und tugendreiche Tochter eines Baders in Augsburg, welche der Sohn Herzog Ernsts von Bayern, Albrecht, heimlich heiratet und mit welcher er auf der Burg Vohburg lebt. Der Vater zweifelt an der Reinheit dieser Liebe, läßt seinen Sohn auf einem Turnier wegen ehrlosen Lebens beschämen, was diesen veranlaßt, sein Weib erst recht öffentlich als rechtmäßige Herzogin zu bezeichnen und anerkennen zu lassen. Auf Herzog Ernsts Betreiben wird die Arme verhaftet, des Liebeszaubers angeklagt und bei Straubing am 12. Oktober 1435 in der Donau ertränkt. Der Sohn empört sich gegen den Vater um dieses Verbrechens an seinem Herzen willen, doch bringt das Baseler Konzil 1436 eine Aussöhnung zu stande. Die Gebeine der unglücklichen Agnes Bernauerin aber werden feierlich 1447 in die von ihr selbst gestiftete Grabstätte übergeführt und mit einer Marmortafel bedeckt. Der Dichter hat diesen historischen Stoff im wesentlichen benutzt, aber durch eine Reihe selbsterfundener Nebenmomente vertieft und für das nicht nur engelschöne, sondern auch engelreine Weib wesentlich durch die Art

das Interesse erhöht, wie dasselbe den Versuchungen des wollüstigen und aller Schurkereien vollen Kanzlers des alten Herzogs heldenmütig widersteht. Der Kanzler ist es, welcher den jungen Herzog seines Weibes durch Lug und Schriftfälschung beraubt, um es in seine Netze zu ziehen und, als das nicht gelingt, aus Haß und, die Entlarvung seines Frevels fürchtend, dem Weibe den Prozeß machen und durch seine Helfershelfer es ertränken läßt, während an all diesen Scheußlichkeiten der alte Herzog und seine anderen Räte unschuldig sind. So wird die tote Agnes noch vom alten Herzog als rechtmäßige Gemahlin des Sohnes anerkannt. Das Drama ist ein Rührstück, keine eigentliche Tragödie, da die Schuld der Heldin, obgleich man eine solche auffinden könnte, gar nicht zum Ausdrucke gebracht wird, vielmehr die Strafe, welche den Kanzler trifft, als eine Sühne für das an Agnes begangene Bubenstück angesehen werden muß und der Sohn Albrecht von Wittelsbach seine Ehe mit der schönen Baderstochter schließlich als eine von höherer Hand gelöste verkehrte Verbindung und als eine schöne, wenn auch schrecklich geendete Episode angesehen gelernt haben muß.

Die epischen Dichtungen Böttgers sind entweder zu düster in der Anlage, wie der Erbe von Thirlestan, Zwei Königsnächte, Helene von Antwerpen, oder in der Komposition verfehlt.*) Ich mache Böttger nicht etwa zum Vorwurfe, daß die Dichtungen: „Der Fall von Babylon" oder „Kains Tochter" reichlich viele lyrische Elemente in sich aufgenommen haben, sondern daß die Komposition zu viele Unwahrscheinlichkeiten enthält oder zu viel Grausen häuft. So hat der Dichter in den Fall von Babylon, d. h. die bekannte Eroberung der Stadt durch Cyrus, nicht nur die im Danielbuche erzählte gespenstische Schrift, welche Daniel dem Belsazar löst, sondern auch die Hinabstoßung des ersteren in die Löwengrube benutzt, letztere in die Nacht vor dem Sturze Belsazars verlegend, endlich auch den schauerlichen Untergang eines jüdischen Brautpaares und des Vaters der Braut eingeflochten. Der Bräutigam verschmäht die Liebe der Königin, diese stirbt durch Gift, welches ihr eifersüchtiger Gatte Belsazar ihr einflößen läßt, der Jude Irad durch einen Pfeil in den Armen seiner Braut Thirza; letztere, für das Wollustopfer Belsazars auserlesen, stirbt an der Pest, mit der sie zuvor den König angesteckt hat, der Vater Thirzas, Simron, geht durch einen Dolchstoß Belsazars vorher zu grunde, welcher letztere seiner Mutter noch den Pesttod bringt und dann selbst verendet. Zuletzt ist alles tot — außer Cyrus und Daniel. Auch sonst leidet die Komposition an vielen Unwahrscheinlichkeiten; doch sollen die mannichfachen Schönheiten einzelner Bilder nicht geleugnet werden.

Die „Tochter des Kain" ist ein Versuch, die Verbindung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen, welche in der Genesis als die Ur-

*) In jeder Beziehung eine rühmliche Ausnahme macht der Romanzencyklus: Heinrich III. Dieser wird als der Sohn des Grafen von Calw dargestellt, auf welchem der Haß Kaiser Konrads ruhte und den Konrad doch nicht zu töten vermochte, ja ohne es zu wollen zum Schwiegersohne erkor. Die Erzählung ist allerdings im modernen Sinne romantisch, aber schön.

sache der Entstehung des Riesengeschlechtes angeführt wird, nach einer bestimmten Seite hin zum Hintergrunde eines idealen Gebildes zu machen, welches als die jüngste Tochter des Kain den gottgezeichneten Brudermörder pflegt und gewissermaßen durch den Überschuß ihrer Frömmigkeit vor Gott versöhnt und dann des Sohnes Abels, des Japhet Gattin wird; während ihre Schwestern mit den gefallenen Geistern fleischliche Verbindungen eingehen und selbst Adam, noch dazu im Bunde mit einem weiblichen Dämonen, einer eigentümlichen Erfindung Böttgers, der verstoßenen Eva vergißt und so mit ins Verderben hinabsinkt, ist die Thamar eine unschuldvolle, fromme Jungfrau, welche des lüsternen Geistes Jetzar Horras Lockungen tapfer widersteht und im Gebete die Waffen findet, den Höllenspuck dauernd von sich zu werfen.

Böttger entfaltet in der Darstellung der Liebe eine kräftige, sinnliche Glut, doch meist ohne das Maß des Erlaubten und Geziemenden zu überschreiten. Gleichwohl sind die Dichtungen eben um dieses Umstandes willen nicht überall empfehlenswert, es sucht der Dichter Klippen auf, welche er nachher, bei aller Gewandtheit der Form, nicht völlig überwindet, vielleicht nicht einmal überwinden will. So nämlich verstehe ich nur die ganze Darstellung des „Till Eulenspiegel“, eines modernen Heldenepos, an dessen Titel ich so zu sagen alles beanstanden muß. Der alte Till Eulenspiegel wird hier nicht entfernt dargestellt; dessen derbe Natürlichkeit ist erträglich; dieser moderne taugt in der Wurzel nichts. Ein Epos kann man auch diese langatmigen an Reflexion, satirischen Anspielungen und nicht mehr komisch wirkenden Situationen reichen Oktaven nicht nennen; der Held ist kein Held, sondern ein Roué, aber moderne Schäden deckt die Dichtung und zwar ohne den zu erwartenden sittlichen Ernst auf; zum Teil sind die handelnden Personen einer sittlich bedenklichen Sphäre entlehnt.

„Habana“ ist eine epische Dichtung besserer Art, gegründet auf der Überlieferung, daß durch ein wahnsinniges Indianermädchen, zu welchem ein edler Spanier Sanchez de Ribeira in ein ernstes Verhältnis getreten war, das Indianerdorf an die Spanier verraten wurde, an dessen Stelle sich jetzt die Hafenstadt La Habana = „Das wahnsinnige Mädchen“ befindet. Auch hier finden wir tropische Glut, heißes Blut in Liebe und Haß, in Eifersucht und Rache; doch gibt die Böttgersche Dichtung ein getreues Bild der Zeit, des Ortes und der Sitten des Landes.

Dagegen ist noch manches lyrische Produkt Böttgers ungewürdigt geblieben. Zwar seine rein lyrischen Dichtungen sind, obzwar formell tüchtig und gewandt, doch inhaltlich zu wenig gehaltvoll, zu wenig originell, so daß sie sich schwerlich in größerer Anzahl in dem Gedächtnisse des Volkes einbürgern werden, und dieses Urteil gilt schon von den früheren lyrischen Sammlungen, in welchen die Geliebte in zahllosen Liedern und Sonetten gepriesen wird, am meisten aber von den „Neuen Liedern und Dichtungen“, in welchen ich kaum ein bedeutenderes Lied habe entdecken können. Aber ein viel ansprechenderes Buch ist das Buch der Sachsen, ein reicher Kranz von epischlyrischen Dichtungen aus der sächsischen Geschichte von ihren

ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Da zeigt der Dichter nicht nur große Belesenheit und ein reiches Maß von Patriotismus, sondern auch die schon mehrfach rühmend hervorgehobene Gestaltungskraft mit biederer, kerndeutscher Gesinnung verbunden. Und alle balladen- und romanzenähnlichen Dichtungen zeichnet Frische der Auffassung ebenso als schöne Form aus.

Interessant ist auch die Seite seiner Muse, welche sich im Frühlingsmärchen*) und in der Pilgerfahrt der Blumengeister vor uns entfaltet: letztere ist eine Belebung oder besser Beseelung aller möglichen Blumen, welche märchenhaft-phantastisch zu nennen ist und in ihrer Eigentümlichkeit ohne alle Frage großen Reiz hat. Die Sprache ist eine allerliebst leichte, elfenhafte in beiden Dichtungen.

Auch das Galgenmännchen hat eine sehr gute Aufnahme gefunden.

Im allgemeinen ist das bedeutsame Talent Böttgers für die Litteratur zwar nicht von geradezu epochemachender Bedeutung geworden, aber doch von der Mitwelt nicht unbeachtet gelassen; auch die Nachwelt wird den verdienten Übersetzer und fleißigen, formgewandten Dichter nicht vergessen.

Werke: 1. Dichtungen. *Agnes Bernauer. Dramatisches Gedicht in 5 Aufz. Leipzig, 1840. (Klemm). — *Frühlingsblumen. Ebd. 1846. — *Gedichte. Ebd. 2. Aufl. 1846. 7. Aufl. 1851. — *Johannislieder. Ebd. 1847. — *Auf der Wartburg (Gedichte) Ebd. 1848. — Dämon und Engel. Gedicht. Ebd. 1848. 2. Aufl. 1850. — Zu Göthes 100jähr. Geburtsfeier. 1849. Leipzig (Kretschmar.) — *Hyacinth und Lilialide. Ein Frühlingsmärchen. Ebd. 1849. Später unter dem Titel Ein Frühlingsmärchen. 1850. Ebd. 4. Aufl. 1852. (Ehle.) — *Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht. Ebd. 1850. (Klemm.) — *Die Pilgerfahrt der Blumengeister. (Nach den kolorierten in London erschienenen Bildern von Grandville.) Ebd. 1851. (Fr. Fleischer.) 3. Aufl. 1858. — *Düstere Sterne. Neue Dichtungen. Ebd. 1852. (Pausanias, Gedicht in 3 Gesängen. — Die Rose von Bethanien. — Magdalene. — Don Juan und Maria.) (Fleischer). — *Habana. Lyrisch-episches, Gedicht in 4 Gesängen. Ebd. 1853. 3. Aufl. 1856. (Costenoble.) — Neue Gedichte. Ebd. 1854. (Dürr.) 2. Aufl. 1858. — *Der Fall von Babylon. Gedicht in 4 Gesängen. Ebd. 1855. (Herbig.) — *Cameen. Sechs erzählende Gedichte. Ebd. 1856. (Falke u. Co.) 2. Aufl. 1863. (Purfürst.) — *Das Buch der Sachsen. Originaldichtungen aus der sächsischen Geschichte. Ebd. 1858. (Steinacker.) — Historien der Liebe. Gedichte. Ebd. 1860. (Baumgärtner.) — *Göthes Jugendliebe. Episches Gedicht (in Hexametern.) Ebd. 1862. 3. Aufl. 1870. (Haynel.) — Heilige Tage Gedichte. Wien, 1865. (Schönewerk.) — *Gesammelte Werke. 6 Bde. Ebd. 1865—66. (Dürr.) — *Die Tochter des Kain. (Gedicht.) Wien, 1865. (Kolck.) — *Neue Lieder und Dichtungen. Troppau, 1869. (Kolck.) — Das Galgenmännchen. Dramatische Märchendichtung. Leipzig, 1870. (Kormann).

2. Vermischtes (Übersetzungen und Anthologien): Byrons sämtliche Werke, übersetzt. Leipzig, 1838—40. 12°. Ebd. 1841 u. d. Diamantausgabe 1850. — Popes Werke, übersetzt. Ebd. 1842. — Goldsmiths Gedichte, übersetzt. Ebd. 1843. — Miltons poetische Werke, übersetzt. Ebd. 1846. — Ossian, übersetzt. Ebd. 1847. — Shakespeare (Sommernachtstraum. — Was ihr wollt. — Viel Lärmen um nichts.) Ebd. 1849. — Yoriks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien, übers. Ebd. 1851. — *Ponsards Odysseus. Lyrisches

*) Die Übersetzung aller menschlichen Verhältnisse, Politik und Revolution, ins Elfische wirkt geradezu köstlich. Da waltet und webt der lauterste Humor von Anfang bis zu Ende; und Satire ist auch reichlich darunter gemischt. Man wird aber immer deutlicher an Frankreichs Geschicke erinnert.

Drama, übers. Ebd. 1853. — Die Phädra von Racine, übers. Ebd. 1853. — *Hiawatha, Gedicht von Longfellow, übersetzt. Ebd. 1856. — Christoph Marlowe's Doctor Faust und die alte englische Ballade von Dr. Faustus. Deutsch. Ebd. 1857. — Rosengarten. Ein Album schöner Frauenbilder in 20 auserlesenen Stahlstichen mit Gedichten. Leipzig, 1849. Focke. — Liederchronik deutscher Helden. Aus vaterländischen Dichtern zusammengestellt. Leipzig o. J. 4. Aufl. 1862. (Grunow.) — Deutsche Kriegslieder. Gesammelt. Leipzig, 1841. — Albion. Perlen britischer Lyrik, übers. Ebd. 1853. (Thomas.) 3. Aufl. 1857. — Buch deutscher Lyrik. Originalbeiträge von verschiedenen Verfassern. Ebd. 1852. 2. Aufl. 1853. (Dürr.) — Dichtergarben vom Felde deutscher Lyrik. Braunschweig, 1851. (Westermann.) 3. Auflage. 1862. — Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Leipzig, 1859. — Fürs Herz der Frauen. Albumsprüche aus poetischen Werken. Ebd. 1870. (Kormann). — Lieb und Leben. Dichtergrüße an Deutschlands Frauen. 1871, Leipzig. 2. Aufl. 1873. (Cnobloch.) — Erinnerungen an Christ. Fürchtegott Gellert. Leipzig, 1870. (Ruhl.)

Proben aus Adolf Böttgers Dichtungen.

1. Herzog Heinrich's Gruß an Hatto. (916.)

[Ges. Werke v. Adolf Böttger. 5. Bd. Epische Ged. Buch der Sachsen. S. 133. Lpz. 1866. | Dürr.]

Tief dunkelt es — der Herzog starrt in's Feuer auf dem Herde,
An seiner Seite streckte sich Graf Dietmar hin zur Erde;
Der Heinrichs Rat und Hausfreund war seit seinen Jugendjahren,
Treu bei dem Klang der Becher, treu beim Blutbad der Barbaren.

Er zuckt die Brau'n: „Krieg immerdar Konrad dem falschen Franken,
Der deines Vaters Rate nur den deutschen Thron zu danken;
Thüringen's Gau und Sachsen sticht ihm blendend in die Augen,
Ein Vampyr schleicht er tückevoll, Westfalen auszusaugen!"

Drauf Heinrich: „Hält mein Sachsenvolk zu mir mit eh'rner Bande,
Nicht einen Fußbreit tret' ich ab vom angestammten Lande!"—
Da klirrten Tritte durch den Gang, ein Bote naht dem Helden:
„Hatto, der Erzbischof von Mainz,[1]) läßt seinen Gruß euch melden.

„Freundschaftlich ladet er euch ein, sofort zu ihm zu eilen,
Versöhnend will er euern Bruch mit König Konrad heilen!"—
—„„Erzbischof Hatto?"" — Heinrich lacht: „„Bescheid soll dir nicht fehlen:
Doch fällt mir ein Histör'chen bei, daß muß ich schier erzählen:

„„Ein Streit war zwischen Babenberg und Frankens Herrn entlodert;
Der Baier schlug den Franken tot, und ward drum vorgefodert;
Da nun der Graf sich nicht gestellt, ward seine Burg umzogen —
Doch hatte König Ludwig[2]) sich in seiner Macht betrogen.

„„Ein Erzbischof war just im Herr, der sprach zum König eilig:
Ich schaff' ihn dir, so wahr mir Gott und Christi Wunden heilig! —

---

[1]) Hatto (=Krieg) I. seit 891 Erzbischof von Mainz, unter Arnulf und besonders Ludwig dem Kinde von hervorragenden Einflusse auf die Regierung des Reiches.

[2]) Ludwig das Kind.

Drauf sprach er bei dem Grafen vor, beschwatzt ihn auf das beste;
Käm's nicht zur Sühne, brächt' er ihn schadlos zurück zur Feste.

„„Der Graf geht's ein — sie ziehn zur Burg hinaus mit wenig Knechten —
Voll Zuversicht faßt Adelbert den Bischof bei der Rechten —
Da seufzt der fromme Herr: Weh' mir! schwül wirds mir bei dem Trabe,
Mich reut's, daß ich den Imbiß euch rund ausgeschlagen habe!

„„Schnell mit dem Bischof kehrt der Graf zum Babenberger Schlosse,
Ein leckres Frühstück wird verzehrt; dann geht es fort zu Rosse.
Der Bischof grinst, daß er sein Wort gehalten und umgangen —
Kaum reiten sie ins Lager ein — wird Adelbert gefangen.

„„Verraten — unter'm Beile fiel sein Haupt noch an dem Tage—[3])
Daß jener würd'ge Bischof lebt — ist leider keine Sage! —
Sag diesem Bischof,[4]) deinem Herrn; er möge ruhig schlafen,
Es sei mein Nacken härter nicht, als jener Hals des Grafen!""

---

2. Der Adelacker bei Freiburg.*)

[Eb. S. 170.]

Gepanzert in Stahl bis ans bärtige Kinn
Sitzt Ludwig streng zu Gerichte,
Er weiß nur zu gut, wie den Bürger bedrängt
Der Hochmut adliger Wichte.
Er weiß nur zu gut, wie im innersten Mark
Der Bauer vom Adel geknechtet,
Wie ihn selber verhöhnt die entsittete Schar,
Als er drohend mit ihnen gerechtet.
Vorlud er drum heut ins freiburger Schloß
Die Horde der trotzigen Ritter;
Wild funkelt sein Aug, es donnert sein Mund
Herzzündender Worte Gewitter:
„Blutahndung verdient euer schimpfliches Thun,
Ich ließ euch enthaupten zur Stunde,
Doch würde vielleicht mir der Vorwurf im Reich,
Mein Herzblatt richt' ich zu grunde.
„Bestraft' ich mit Geld, so mahnt mich der Stolz,
Habsüchtig wär's und gemein nur;
Doch ließ' ich euch ziehn, vermeintet ihr wohl,
Ich zürnt' euch für heute zum Schein nur.
„Demütig im Schweiß bereut denn die Schmach,
Ist sonst euer Sinn noch erweichbar,
Behaglich nicht ist und süß nicht der Lohn,
Doch euren Verbrechen vergleichbar!"—
Der Landgraf sprach's und führte die Herrn
Hinaus auf verwilderten Acker,
Dort spannt er im Flug sie im leinenen Hemd:
„Nun vorwärts und ritterlich wacker!"

---

³) Es geschah dies im J. 906.

⁴) Hatto starb am 15. Mai 913. Er soll in den Aetna gestürzt, vom Blitz erschlagen, von Mäusen verzehrt sein.

*) Gemeint ist der eiserne Ludwig von Thüringen; welcher von 1140—1172 regierte.

Der Landgraf trieb sie die Furchen entlang
Mit der wuchtigen Peitsche zu Paaren,
Sie ächzten im Joch, wund knickten sie ein,
Schweißtriefend an Schultern und Haaren.

„Nun merkt euch, ihr Herrn, das freiburger Feld,
Beschimpft nicht den Bauer mit Hohne;
Denn Ludwig der Knab' ist ein eiserner Mann,
Er peitscht euch zu blutiger Frohne!"

---

3. Die eherne Mauer.

[Ebend. S. 172.]

Auf dem Neuenburger Schlosse, rot umstrahlt von Abendschein,
Sprach der Kaiser Barbarossa bei dem Grafen Ludwig ein.*)

„Schwager! Deine Burg ist stattlich, lacht ins Aug' mir recht zum Trutz,
Aber eins doch fehlt der Feste, starker Mauern Eisenschutz!"

Ludwig drauf: „ So leichter Tadel kann mir nicht zu Herzen gehn,
Nur drei Tag' — und um das Schlößlein soll die stärkste Mauer stehn!"—

Schalkhaft lächelt Kaiser Friedrich: „Schwager! Ehre deinem Wort!
Doch so gut auch kannst du reißen mir ein Stück vom Himmel dort!

Gingen auch des röm'schen Reiches Werkleut alle dir zur Hand,
Alle Steinmetz', alle Maurer brächten nicht den Wall zu stand!"—

„„Sollst es seh'n mit eig'nen Augen! — Jetzt doch folge mir zu Tisch!
Duftig perlt der Wein im Becher, in der Schüssel dampft der Fisch!""—

Während Friedrich noch geschwätzig sich ergetzt beim heitern Schmaus,
Sendet rings in seine Gaue Ludwig schnelle Boten aus!

Läßt entbieten die Vasallen, all die Mannen seiner Macht
In dem vollsten Schmuck der Waffen, in der reichsten Rittertracht. —

Als die dritte Nacht gekommen — tiefes Dunkel hüllt das Schloß —
Horch! da braust von allen Enden rasch herbei der Rittertroß.

Von den Bergen trabt es klirrend, schnaubend stiebt es durch das Thal:
Des Befehls gewärtig nahen die Vasallen, blank in Stahl.

Ludwig mustert flugs die Edlen, ordnet sie nach Schmuck und Rang,
Um den Graben vor dem Schlosse reihn sie sich in dichtem Drang.

Und vor jeglichem der Ritter hält ein Knapp das Wappenschild,
Hinter ihm sodann ein zweiter einen Helm als Adelsbild.

Mit der Streitaxt, mit dem Schwerte sind die Freiherrn all bewehrt,
Nach der Neuenburg das Auge, das entblößte Haupt gekehrt.

---

*) Ludwig der Eiserne war durch seine Verheiratung mit Judith, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, Barbarossas Schwager geworden.

Als der Mauerkrone Zacken, als der kleinen Türme Zier
Schwingen Grafen hoch zu Rosse das entfaltete Panier.

Fertig steht die eherne Mauer, als das erste Sonnenrot
Auf den blanken Eisenpanzern wie ein Meer von Flammen loht.

Landgraf Ludwig schlägt vor Wonne sich den Harnisch, daß es klirrt,
Eilt zum Kaiser dann ins Zimmer, und erweckt ihn lustverwirrt:

„Auf! mein Schwager, tritt ans Fenster, daß dein Auge Wunder schaut,
Denn die Mauer, die du wünschest, hab' ich glanzvoll aufgebaut."

Widerstrebend folgt der Kaiser, — sieht Vasall rings an Vasall,
Sieht die Helm und Schwerter blitzen als lebendgen Mauerwall.

Staunend drückt er Ludwigs Rechte, klopft die Schulter ihm und spricht:
„Meiner Treu! so starke Mauer sah ich noch mein Lebtag nicht!"

---

4. **Ein Traum Friedrichs des Weisen.** (1517.)

[Ebend S. 248.]

Der Allerheiligen-Abend senkte sich,*)
Der Kurfürst Friedrich saß im Schloß zu Schweinitz**)
Im Ledersessel hingestreckt, das Haupt
Gedankenvoll gestützt auf seinen Arm.
Johann,[1]) sein Bruder, ging mit hast'gem Schritt
Im Zimmer auf und ab: „So rede, Fritz,[2])
Neugierde brennt das Herz mir nach dem Traum!"

Und jener drauf, wie noch im Traum verloren,
Begann, den wundersam belebten Blick
Gerichtet auf das Flackerlicht der Kerzen:
„Mir war vergangne Nacht, als sende Gott
Mir einen Mönch von biedrem Angesicht,
Zur Seite standen ihm der Heil'gen viel,
Die Zeugnis gaben, daß er gottgesandt.
Der Mönch bat sich verneigend um Erlaub,
Daß eine Schrift er an die Wittenberger
Schloßkirche schreibe; welch erkühnte That
Mich nie gereuen dürfe. Durch den Kanzler
Ließ ich ihm sagen, daß, wenn dem so wär',

---

*) Der Abend des 31. Okt., Vorabend vom Feste Allerheiligen kam herab mit der Dämmerung.

**) Im Regb. Merseburg, an der schwarzen Elster gelegen.

[1]) Johann der Beständige.

[2]) Friedrich der Weise.

Er schreiben möge, was ihm Gott befohlen.
Drauf ging der Mönch und schrieb ans Kirchenthor
Mit so gewalt'gen und so schönen Zügen,
Daß ich die Schrift hier in dem Schlosse las.

„Des Mönches Feder war so mächtig lang,
Daß fern bis Rom ihr spitzes Ende reichte
Und dort sich bohrt' in eines Löwen[1]) Ohr,
Daß es im Nu zum andern fuhr heraus.
Die Feder dehnte sich bis zu des Papstes
Dreifacher Krone, die vom jähen Stoß
Erschüttert wankte — und zu fallen drohte;
Die Kardinäle sprangen flugs herbei
Und hileten sie besorgt.
Just wie sie wankte
War mir's, als ob wir beiden Brüder selbst
Nicht ferne stünden, und ich meine Hand
Ausstreckte, die Gefährdete zu retten —
Doch wie ich zugriff, fuhr ich aus dem Traum.

„Bald schlief ich wieder ein — da stand der Mönch
Noch unverrückt, und stach mit seinem Kiel
Noch immer auf den Löwen, des Gebrüll
Das röm'sche Reich erschreckt versammelte.
Der Papst erheischte von den Ständen rings,
Daß man des Mönches Schreiben untersage,
Und mir berichte dieses Frevels Schmach.

„Da wacht' ich wieder auf, nach kurzer Frist
Auf's neue fortzuträumen.
Vor mir stand
Nochmals der Mönch, und wir bemühten uns,
Der Feder Kraft zu brechen und den Papst
In Sicherheit zu schaffen, doch je mehr
Die Feder zu bewält'gen wir bestrebt,
Nur um so ärger starrt' und knarrte sie,
Daß uns die Ohren gellten, und wir all'
Ablassen mußten von dem eitlen Thun.

„Ich frug den Mönch — denn in des Traums Gemisch
War bald in Rom ich, bald in Wittenberg —
„Woher die Feder stamme, die so fest,
So unzerstörbar trotze der Gewalt?
Darauf entgegnete der Mönch: sie sei
Von einer böhm'schen hundertjähr'gen Gans:[2])

---

[1]) Anspielung auf des damaligen Pabstes Namen Leo (X.)
[2]) Anspielung auf Johann Hus (=Gans).

Ein weiser Meister hab' sie ihm verehrt,
Als Angedenken treulich sie zu wahren.
Auch hab' die Feder selber er geschnitten,
Die darum sei so unzerstörbar fest,
Weil man ihr Seel' und Mark nie könn' entziehn,
Weil man ihr rauben könne nie den Geist.

„Nicht lange währt' es, hub sich wirres Schrein:
Zu Wittenberg erwüchsen aus der großen
Viel andre kleine Federn, die gemach
Erstarken würden gleich dem Kiel des Mönchs.

„Wie ich nun ob des wüsten Lärmes mich
Beim Mönch befragen wollte — wacht' ich auf" —
Der Kurfürst schwieg und prüfte mit dem Aug'
Die Stirn des merksam lauschenden Johann.

Der nickte mit dem Haupte:
„Lieber Fritz,
Ein seltsam ahnungsschweres Traumgesicht —
Gedanken heg' ich sonderlicher Art — —
Doch deuten wir nicht, eh's die Zeit gebietet!"

Zur selben Stund', als Friedrich seinen Traum
Dem Bruder kündete, schritt festen Sinns
Eislebens Bergmannssohn, Martinus Luther,
Durch nächt'ge Stille nach der Wittenberger
Schloßkirche hin, und schlug an ihre Pforte
Die fünf und neunzig Sätze, die geweiht
Dem heil'gen Vater auf Sankt Petri Stuhl,
Mit keckem Trotz Rom's Ablaßhandel niederstürzten
Und sonnenklar erleuchteten die Welt. —

---

5. Der Teufel geht um.

[Ebend. S. 314.]

Der goldne herbstliche Vollmond schien
In die Fenster der alten Burg zu Wien,
Und blickte durch die Gardinen versteckt,
Dahinter sich zwei auf das Lager gestreckt:
Der Erzherzog Josef und sein Gast,
Prinz August von Sachsen,*) hielten hier Rast.
Schon ging es stark auf die Mitternacht,

*) Der nachmalige König der Polen, Kurfürst der Sachsen Friedrich August II., der Starke (geb. 1670, gest. 1. Febr. 1733.)

Sie schwatzten noch eins — und Josef lacht:
„Weißt' schon, in der Burg geht der Teufel um?"

„„Der Teufel? — Ei, Bruder, säh' ich ihn doch!"" —
„Sei still, August, — 's ist die Stunde noch,
Wo er in der höllischen Majestät
Die Gemächer durchirrt, bis der Hahn gekräht.
Schon mancher sah ihn — und die ihn sahn,
Denen hat er irgend ein Leids gethan.
Die Schildwachen kehren sich ab im Nu,
Bekreuzen sich, kneifen die Augen zu —
Sie wissen zu gut, der Teufel geht um!"

„„Wie sieht der Schurk' aus,"" ruft August laut,
„„Mir rieselte gern einmal auch die Haut!"" —
„Nun weißt du — man hat mir's halt so erzählt, —
Er trüg' wie ein Kavalier sich, gewählt.
Er kommt als hagere lange Gestalt,
Von einem feurigen Mantel umwallt;
Eine Hahnenfeder nickt von dem Barett —
He! August, hörst du? — Hüll' dich tief ins Bett —
Mir wars, als ging er eben hier um!"

Geräuschlos öffnet's die Thür und sacht,
Ein Lispeln nur, wie's der Zugwind macht,
Wenn leis er eine Gardine streift,
Daß knitternd sie hin und wieder streift,
Der Geist huscht ein — kein Laut — kein Tritt —
Es schließt sich die Thür hinter seinem Schritt
Jetzt hält er — es zittert des Mondes Schein
Wie auf ein regloses Bild von Stein —
In dem alten Schloß geht der Teufel um!

Jetzt' kehrt er der andern Thüre sich nach,
Zum Flügel der Burg, wo der Frauen Gemach.
Prinz Josef drückt den Kopf an die Wand;
Doch August hält forschenden Blickes stand,
Er sieht die hagere, lange Gestalt,
Vom feuerfarbenen Mantel umwallt,
Eine Hahnenfeder nickt von dem Barett —
„Wer bist du armselig feiges Skelett?
Gehst du als Teufel etwa hier um?" —

Prinz August rufts — und in plötzlicher Hatz
Springt er mit einem gewaltigen Satz
Aus dem Bett heraus, und klaftert und packt
Den Geist um den Leib, daß die Hüft' ihm knackt,

Schleppt ihn zum Fenster und öffnet es schnell:
„An die Luft mit dir, du luft'ger Gesell!“ —
Er schleudert hinaus ihn — ein Schwung — ein Krach,
Vom Graben herauf tönt ein seufzendes „Ach!“ —
In der alten Burg geht kein Teufel mehr um!

---

6. Johann Friedrich Böttger. (1721.)

[Ebend. S. 316.]

Durch das Dresdner Schloßthor rollet
Eine ländliche Kalesche,
Drinnen sitzen zwei Soldaten
Und ein Bursch in dürftger Kleidung.

Vor dem Schloßthor hält die Kutsche,
In das Wachtlokal geführet
Wird der jugendliche Fremdling,
Dort empfängt ihn der Kreishauptmann:

„Du bist Böttger?“ — „„Also heiß' ich.““
„Deines Standes?“ — „„Apotheker!““
„Was ließ ohne Paß und Mittel
Dich in Wittenberg vagieren?“

„„Wollte Medicin studieren!““ —
„Still! wir wissen's besser, Page,
Flüchtig bist du, deinem Lehrherrn
Bist du in Berlin entlaufen!

„Angeklagt geheimer Künste
Folgt ein Steckbrief nach dem andern,
Setzte doch auf deinen Kopf selbst
Preußens König tausend Thaler!

„Jetzt in unsern Händen steht es
Nach Berlin dich auszuliefern,
Gnädig ist doch König August,
Offenbarst du dein Geheimnis.“ —

Ernst, von seiner Kunst durchdrungen,
Spricht mit fester Stimme Böttger:
„„Das Geheimnis stirbt hier innen,
Aber Gold schaff' ich dem König.

„„Hab' studieret Manuskripte,
Die entwarf der Schweizer Hellmant.
Eine Probe laßt mich wagen,
Meinen Kopf setz' ich zum Pfande!““

„Wohl! aufs Spiel stellst du dein Leben,
Was du brauchst, sei dir bewilligt!“ —
In die Kutsche steigt der Hauptmann,
Jenem winkend, ihm zu folgen. —

In dem Fürstenberg'schen Hause
Im verschlossnen Larboriersaal,
Mischt, zersetzt und glühet Böttger
Alchymistische Metalle.[1])

Doch die Tiegel und Phiolen,[2])
Doch die Öfen und Retorten[3])
Brachten nimmer das Ersehnte,
Höhnten des Adepten[4]) Mühe.

Dieser doch schmolz unermüdlich, —
Stand sein Kopf ihm doch nicht fest mehr! —
Plötzlich binden sich die Stoffe,
Und es bräunt die glühe Masse.

Jauchzend klatscht er in die Hände,
Gold, ja Gold lacht ihm entgegen,
Wars auch nicht das Gold des Schachtes,
Wars doch Gold des Porzellanes.

Freudetrunken ehrt' und lohnte
König August den Erfinder;
Gold und Goldtinktur erhoffend
Adelt' er den schlauen Künstler.

---

[1]) D. h. solche, welche die Alchymisten oder Goldmacher bisher in der Hoffnung verwertet hatten, durch dieselben Gold herstellen zu können. — [2]) Phiole = ein birnförmiges Glägsgefäß mit engem Halse. — [3]) krummhalsige Gefäße zum Destillieren. — [4]) der Eingeweihte; natürlich ist der in die Kunst der Alchymie, der Goldmacherei, Eingeweihte gemeint.

Böttger, im Besitz des Kopfes,
Dankte freudig seinem Schöpfer,
Daß er hob den Alchymisten
Zum baronisierten Töpfer![5])

7. Herbstlied.

[Gedichte von Adolf Böttger. 3. verm. Aufl. Lpz. 1847. Klemm S. 182.]

Du loser Schelm, Du bunter Herbst
Springst über Thal und Halde,
Mit Deinen bunten Lichtern färbst
Blätter und Frucht Du im Walde.

Dem Apfelbaum, dem Apfelbaum
Küssest Du rot die Kinder,
Der spröden Nuß, sie merkt es kaum,
Regst Du das Herzchen geschwinder.

Am Rebenstock, am Rebenstock
Kletterst Du auf und nieder,
Und wirfst den Trauben den blauen Rock
Über die schwellenden Glieder.

Das schöne Kind, das einsam zieht,
Bleich hinschleicht vor Verlangen,
Umbuhlst Du — und eh sichs versieht,
Malst Du ihm rote Wangen.

Manch tollen Junggesellenstreich
Würdest Du noch vollbringen,
Wollt' nicht der grämliche Winter gleich
Sein eisiges Zepter schwingen.

8. Der Thronerbe.

[Ebenda. S. 193.]

Es lag ein König im Sterben,
Da rief er die Söhne sein:
„Das ganze Reich soll erben
Der Faulste von euch drei'n!"

Der erste sprach: „Ich tauge,
Denn läg' ich in süßer Ruh
Und fiel mir ein Tropfen ins Auge,
Ich macht' es doch nicht zu!"

Der zweite: „Mich mußt du ernennen,
Denn wärmt' ich mich an dem Kamin,
Würd' ich eh die Fersen verbrennen
Als die Beine zurückeziehn."

Der dritte sprach: „Wenn sie mir bänden
Den Strick schon um das Genick,
Und hätt' ich ein Messer in Händen,
Ich führte die Hand nicht zum Strick."

[5]) Böttger, am 5. Febr. (oder 4. Febr. 1682) 1685 zu Schleiz als Sohn eines Münzwardein geb., lernte in Berlin bei Zorn die Apothekerkunst und wurde durch Laskaris in die Goldmachereibestrebungen eingeführt. Er mußte fliehen, weil er sich gerühmt hatte, Gold machen zu können, und Preußen sandte, um den Goldvogel festzuhalten, einen Steckbrief nach dem andern ihm nach. Böttger begab sich in den Schutz Sachsens, versprach, binnen 3 Jahren Gold herzustellen, entfloh, als die Frist verstrichen war, aus seinem Gewahrsam, ward in Böhmen wieder gefaßt, nach Dresden gebracht, abermals begnadigt und er fand 1706 auf Tschirnhausens Anregung, wenn auch nicht die Goldmachekunst, doch das Meißner Porzellan. — Sein Lebenswandel blieb ein unordentlicher; wegen Korrespondenz mit Berlinern, denen er auch die Kunst verkaufen wollte, wurde er 1719 gefänglich eingezogen, starb aber schon am 13. März 1719 (zu Dresden). Er ist übrigens nicht, wie die Sage geht, geadelt worden.

„Du, sollst die Herrschaft erben,
Thronfolger im Reiche sein.“ —
Der König sprach's im Sterben
Und segnet den Jüngsten ein.

9. Die Lilie vom See.*)

[Epische u. dramatische Gedichte. Die Pilgerfahrt der Blumengeister. Lpz. 1866. Dürr. S. 61.]

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
Die Seeküste streift,
Das Meerweib am Schiffswrack
Die Toten umschweift,
Die Möve lautkreischend
Die Wellen umkreist:
Da schimmert's am Strand hin
Wie ein ruhloser Geist.

Es schleicht aus dem Kloster
Die Nonne sich sacht,
Sie betet den Tag lang
Und pilgert bei Nacht.
Wie bleich ist das Antlitz,
Wie glasig der Blick,
Die Brust drückt wie Grabnacht
Ein trübes Geschick.

Am Felsen zerschellt einst
Die Meerflut das Boot,
Drauf sie und ihr Liebstes
Vom Tode bedroht.
Die Braut ward gerettet
Zu tieferem Weh, —
Es schlang den Geliebten
Die tückische See!

Sie schied von der Welt sich,
Ihr Trost nur erblüht
Im Kloster, wo Wahnsinn
Umflort ihr Gemüt.

Stiller Wahnsinn, unheimlich
Verkehrst Du den Sinn!
Sie lehnt in dem Beichtstuhl
Und starrt vor sich hin.

Sie flieht, wenn im Kreuzgang
Das Chorlied erschallt;
Lacht grell, wenn das Glöcklein
Zu Mitternacht hallt:
Dann nimmt sie den Schleier
Und ein meergrün Gewand,
Faßt den Rosenkranz hastig
In die krampfige Hand.

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
Die Seeküste streift,
Das Meerweib am Schiffswrack
Die Toten umschweift,
Die Möve lautkreischend
Die Wellen umkreist:
Da treibt es zum Strand hin
Ihren ruhlosen Geist.

Sie bekreuzt sich und wandert,
Bis der Morgen erwacht,
Dann schrickt sie zusammen
Und flieht wie die Nacht.
Wem fern die Gestalt blinkt
Wie Meergrün und Schnee,
Der betet ein Ave
Für die „Lilie vom See.“

*) Die „Pilgerfahrt der Blumengeister“ bietet eine große Reihe von episch-lyrischen Dichtungen, deren jede in einer allegorischen Überschrift ein Frauenleben darstellt.

Friedrich Braun.

Am 18. November 1850 in Kirchheim u. Teck geboren, besuchte Braun von 1859—1868 das Gymnasium zu Stuttgart und studierte dann von 1868 bis 1873 in Tübingen Theologie. Die Studien wurden durch den Krieg 1870 unterbrochen, welcher auch den Dichter zu den Waffen rief, und durch eine Reise nach Norddeutschland, England und Schottland erweitert und gekrönt. Dann wurde Dr. Braun Vikar, 1876 Repetent am Stift zu Tübingen, 1879 Diakonus zu Eßlingen, aber schon 1880 nach Stuttgart als Hofkaplan, als Hilfsarbeiter im Konsistorium und Religionslehrer am Gymnasium berufen.

Von dem Dichter erschienen bislang nur in verschiedenen Zeitschriften zerstreut Gedichte. Besonders im Christenboten und in den Jugendblättern sind solche veröffentlicht worden, bis ein ganzer Strauß neuer duftger Liedesblüten zum 400jährigen Jubiläum Luthers hinausgesandt worden ist. Braun kann mit einer großen Schar von Freunden, welche sämtlich der Poesie huldigen, zu einer jüngeren schwäbischen Dichterschule zusammengeschlossen werden, zu welcher die Söhne Albert Knapps, Josef und Gotthold Knapp, Paul Lang, Luise Pichler, Richard und Gottlieb Weitbrecht, Rudolf Kittel, Richard Lauxmann, Georg Zinser und andre zählen.

Werke: *Martin Luther im deutschen Lied. Altes und Neues. Hsg. von Frdr. Braun. Stuttgart 1883., J. F. Steinkopf 2. verm. Aufl. 1884. — Adam Smiths Philosophie. (Theolog. Studien u. Kritiken 1877.); Erbsünde und Taufe; Protestantismus und Sekten (Theol. Studien aus Württemberg und separat 1882 erschienen); Christliches Leben in England; Gerhard und Angelus (in Beyschlags Deutsch-Evang. Blättern). — *Christentum und Menschenwürde.

Proben aus Fr. Brauns Dichtungen.

1. Sommerabend.*)

2. und 15. Juli 1505.

[M. Luther im deutschen Lied. S. 21.]

I.

O Sommerabend, lind und warm,
Wie nimmst du hold uns in den Arm,
Wie tauchtest du die junge Brust
Tief in den Born der Lebenslust!
Von deinem wonnevollen Prangen
Berückt im Herzen und gefangen
Ein junger Wandrer zieht dahin
Mit leichtem Schritt und leichtem Sinn
„Schön war der Tag im Elternhaus
Wie rührte mich der Mutter Kuß,
Wie klang so treu des Vaters Gruß,
Doch zog ich gern auch wieder aus—
O Erfurt, teurer Musensitz,
O reich an Geist und Kunst und Witz,

*) Zwei Abende, welche allerdings nahe zusammenhängen. Luther hatte in jener Gewitternacht gerufen: Hilf, heilige Anna, ich will ein Mönch werden! Und dieses Gelübde galt es am 15. Juli zu halten.

Wie bist du doch zur Heimat mir
Geworden durch der Jahre vier!
Wie manches edlen Lehrers Wort
Riß meine Seele mächtig fort,
Wie darf an deinen Bücherschätzen
Ich meinen Durst nach Wissen letzen;
Und freundlich nach des Tages Schweiß
Lockt der Gesellen trauter Kreis,
Die Laute rauscht, der Becher klingt,
Die Reden fliegen scherzbeschwingt —
Doch schau, welch mächtig Wolkenheer
Zeucht dort von Ost am Himmel her
Und ballt sich schwarz und schwer?
Horch — horch — was für ein Donnerschlag!
In Nacht gewandelt ist der Tag —
Verschwunden alle Sonnenpracht,
Hinweg was reizt und lacht —
In Donnerschlag, in Wetterlicht,
Naht sich der Herr und sein Gericht?
Mit aller Wissenschaft und Kunst —
Steh ich in seiner Gnade Gunst?
Mit Saitenspiel, Studentenwitz —
Tret ich gerecht vor seinen Sitz?
Ha, welch ein Blitz —
Er flammt mir blendend ins Gesicht!
Gott sei mir gnädig!"
Und krachend laut zusammenbricht
Der Eichbaum, der so lange Jahr
Des Wandrers schattig Labsal war.
An seinem Stamm sinkt Luther nieder —
Ihm wogt der Sturm durch Herz und Glieder —
„Hilf Gott, dir will ich nun mich weihn,
Ins strengste Kloster tret ich ein;
Mit aller Weltlust ist's vorbei,
Für mich gilt Fasten nur und Reu,
Daß mich dereinst am jüngsten Tag
Dein heilger Blitz nicht treffen mag!"
In wilden Güssen stürzt der Regen,
Und Luther wankt der Stadt entgegen.*)

II.

Zwei Wochen drauf der Freunde Schar
Bei Martin froh zu Gaste war.
So wunderhold, so köstlich labend
Dünkt ihnen kaum ein Sommerabend.
So reich war nie der Tisch gedeckt,
So frisch hat nie der Trunk geschmeckt,
So hat der Witz noch nie gesprüht,
Nie klang so feurig Lied um Lied —
Da hebt sich rasch der Wirt und spricht:
„Ich täusch euch, Freunde, länger nicht!
Zum Abschied hab ich euch geladen —
Euch leite Gott auf euren Pfaden,
Der meine führt zur Klosterpfort —
Bestürmt mich nicht — ein Mann ein Wort!
Die Laute hier, der Bücherschrein,
Das soll in Liebe euer sein!
Ich aber will als Erb und Teil
Nur meiner Seele ewig Heil!"
Den Freunden bricht das Herz vor Leid,
Sie geben weinend ihm's Geleit;
Die Klosterthür geht auf — und zu!
Ist hinter ihr für Martin Ruh?
Im Fasten und im Büßen nicht,
Erst in der Gnade freiem Licht,
Das ihm, der sich so tief gebeugt,
Gar bald den Himmel offen zeigt!

---

*) Aus diesem historischen Erlebnisse und dem plötzlichen Tode eines Bekannten ist die Sage entstanden, sein Freund sei vom Blitze neben ihm erschlagen worden. Ja die Sage kennt den Namen des Getöteten: Alexius. Die Geschichte kennt diesen Namen nicht.

2. An das deutsche evangelische Volk.

Zum Luthertag 1883.

[Ebend. S. 132.]

Vierhundert Jahre sind dahingegangen,
Seit dir dein Gott den Herrlichen beschied.
An manchem Ort siehst du sein Erzbild prangen,
Du hörst sein Wort und singst sein Heldenlied;
Du leerst des Festes Kelch in vollen Zügen —
Doch wird es Luthern, wird es Gott genügen?

Du nennst ihn stolz den größten deiner Geister,
So riesenkräftig und so kindesrein;
Du preisest ihn als deiner Sprache Meister
Und als der Freiheit treuesten Wardein,*)
Der kühn dich riß aus welscher Knechtschaft Banden,
Doch hast du damit völlig ihn verstanden?

Du rechnest dankbar ihm zur hohen Ehre,
Was für die liebe Jugend er gethan;
Du rühmst, daß er die unverfälschte Lehre
Ausgrub aus altem Schutt und blindem Wahn,
Die Bibel dir erschloß, den Born des Lebens —
Und doch, ist solches Rühmen nicht vergebens?

Ist in dir Luthers Wort und Geist lebendig,
Und schafft in Haus und Schule fromme Zucht?
Hegst du des Glaubens helles Licht inwendig,
Hast du die Früchte, die Gott heute sucht?
O laß, mein Volk, durch dieses Festes Glocken
Nicht nur zum Dank, laß dich zur Buße locken!

Zur Buße — dann gehst du auf Luthers Pfaden,
Zur Buße, die den Stab sich selber bricht,
Die tiefgebeugt erkennt manch bösen Schaden
Und ernstlich bebt vor Gottes Zorngericht.
Was Luther durchrang hinter Klostermauern,
Es soll in heil'ger Stille dich durchschauern!

Und ist der eigne Dünkel erst gebrochen,
Dann wird dir auch das reichste Glück zu teil:
Was ihm der alte Mönch ins Ohr gesprochen,
Laut predigt Luther dir's — der Gnade Heil,
Der freien Gnade, die die Sünden decket
Und uns zu neuem Leben kräftig wecket!

---

*) Hier = Wächter, Schirmer. Vgl. Bürgers: Der Kaiser und der Abt.

O welch ein Meer von Gottes Wunderliebe
Umquillt die Herzen bei so froher Post!*)
O welche Saat der reinsten Liebestriebe,
Die frisch in uns aus solchem Glauben sproßt!
Kein Menschenfündlein kann den Trost uns bringen,
Die Heiligung kann kein Gesetz erzwingen!

Strömt so die Gnade in dein Sein und Wesen,
Bricht so in dir die Gotteskraft sich Bahn —
Dann schlage kühn und furchtlos deine Thesen,
Mein Volk, an des Jahrhunderts Mauern an,
Ein Zeugnis für den Herrn, der dich entsündigt,
Ein Zeugnis, das ihn vor der Welt verkündigt!

Ja wenn zu deiner Rechten und zur Linken
Die Feinde und die losen Freunde nah'n,
Dich blende keiner falschen Freiheit Blinken,
Dich fessle alter nicht noch neuer Wahn;
Hie stehst du, Gottes Volk und Luthers Samen —
„Gott helfe mir, ich kann nicht anders! Amen."

Doch führst du also ohne Angst und Grauen,
Wo's not thut, Luthers Schwert und Luthers Schild,
Noch freudiger sollst du im Frieden bauen,
Wo's viel zu bauen und zu bessern gilt:
Daß Kirch und Schul im Gnadenlicht erblühe
Und fromme Lieb und Eintracht dich durchglühe!

Und wie den Mann mit frommem Kindessinne
Des Schöpfers schöne Erde nicht verdroß;
Wie er, beglückt durch keusche Frauenminne,
Die Kindlein herzte auf dem Vaterschoß;
Wie er sich Blumen brach in Lenzestagen,
Und hell und froh sein Saitenspiel geschlagen —

So schau auch du mit unbewölktem Blicke
Und unverhülltem Haupt der Erde Pracht;
Nimm hin, was Gott dir schenkt an reinem Glücke,
Und — folgt auf Sonnenschein der Trübsal Nacht,
Lehrt Luther dich das Himmelserbe preisen,
Zu dem des Lebens Lust und Schmerzen weisen.

Und wie in heißem, innigem Erbarmen
Sein Herz fürs „arme, liebe Deutschland" schlug,
Soll auch dein Herz dem Vaterland erwarmen,

---

*) =Nachricht. Vgl. Herders: Die wiedergefundenen Söhne: Als die Post erscholl vom Kriege 2c.

Das nahm so hohen Siegs= und Ehrenflug;
Doch höher noch soll Gottes Reich dir gelten,
Das steht im Sturz der Völker und der Welten!

In Gottes Reich ein Baum, der von der Erden
Ragt fruchtbeladen in den Himmel ein;
An Christi Leib ein treues Glied zu werden,
In seinem Tempel ein lebend'ger Stein —
Das, Christenmensch, sei deines Lebens Krone!
Das, deutsches Volk, bring Luthern heut zum Lohne!

3. Der Morgen.

[Jugendblätter 1883. S. 161.]

Der Morgen naht mit leichtem Tritte,
Er klopft ans dunkle Kämmerlein:
„Grüß Gott euch, liebe Nacht, ich bitte,
Laßt doch zur Thüre mich herein!

Die Schläfer weck ich zum Geschäfte,
Die drin in eurer Herberg ruhn;
Auch bring ich Gaben mit und Kräfte,
Daß sie ihr Tagwerk munter thun!"

„Du bist es, stürmischer Geselle," —
Frau Nacht, die gute Alte, spricht, —
„Du thust mir weh mit deiner Helle!
Noch ist es Zeit zur Arbeit nicht!"

Die Thüre, die sie fest verschlossen,
Sie öffnet murrend ihm sie kaum —
Der Jüngling steht, von Licht umflossen,
Im stillen dämmerigen Raum.

Er tritt mit seinem Zauberstabe
Zu all den stummen Gästen hin:
„Genug jetzt an des Schlummers Labe,
Zum Licht empor, mit lichtem Sinn!"

Und aus des Traumes bunter Wonne
Rafft sich der Schläfer dankbar auf,
Und zieht im Strahl der Morgensonne
Hinaus zu neuem Tageslauf.

4. Späte Rosen.

[Ebend. S. 289.]

Im Juni ist die Rosenzeit,
Da blüht's und duftet's weit und breit,
Man wandelt wie im bunten Traum,
Man achtet's kaum.*)

Doch heute ist Oktoberzeit,
Und Schnee und Winter sind nicht weit;
Schon reget sich in der Natur
Der Wehmut Spur.

Da schau, in unverwelkter Pracht,
Ein Röslein dort am Strauche lacht!
Ich brech es mir — wie still beglückt,
Wie hoch entzückt!

Die Rose ist der Freude Bild:
Wo sie in breiten Strömen quillt,
Da wird die Seele übersatt
Und kühl und matt.

Doch tritt auf einsam ernster Bahn
Ein selten Glück an dich heran —
Wie weitet dankbar frohe Lust
Dir da die Brust!

Ihr späten Rosen, seid gegrüßt,
Die ihr den Herbst mir hold versüßt;
Auch in den Winter tragt hinein
Des Maien Schein!

*) Der Grundgedanke dieses lieblichen Liedes ist nicht nur Rarum-carum = Das seltne Gut steht hoch im Preise, sondern: Auch der Herbst und Winter sind nicht völlig ohne des Lenzes Strahlen und Freuden.

Ludwig Brill.

Ludwig Brill ist am 15. Febr. 1838 in Emlicheim, einem zwischen großen Heiden gelegenen Dorfe der Grafschaft Bentheim, geboren und bereitete sich, herangewachsen, auf den Elementarlehrerberuf privatim vor, war dann einige Zeit an einer Dorfschule als Lehrer thätig und arbeitete, ebenfalls auf autodidaktischem Wege, sich hinauf zur Befähigung für das höhere Schulamt. Nachdem er zuvor an der höheren Bürgerschule in Lohne (Oldenburg) gewirkt hatte, ist er seit 1868 am Realgymnasium zu Quackenbrück thätig und bekleidet daselbst gegenwärtig das Amt eines Oberlehrers.

Der Dichter ist ein katholischer Laie, welcher ohne alle Frage durch F. W. Webers Dreizehnlinden auf den Weg der episch-lyrischen Darstellung geführt und durch die glänzende Aufnahme, welche das obengenannte Werk fand, angespornt worden ist. Überhaupt scheint in Westfalen dermalen eine Schar tüchtiger poetischer Talente katholischer Konfession unter der Führung Webers und mit wesentlicher Unterstützung rühriger, zielbewußter Verleger (Schöningh Vater und Sohn), sowie des Litterar. Handweisers, einer in katholischen Kreisen nicht nur vielgelesenen, sondern auch autoritativen Litteraturzeitung, sich zusammenzufinden, so daß man wohl von einer westfälischen Dichterschule demnächst wird sprechen können.

Von Ludwig Brill ist bis jetzt nur ein poetisches Werk erschienen: Der Singschwan, welches binnen zwei Jahren drei Auflagen erlebt hat. Ein zweites Epos: Bertran Gomez, welches die Eroberung der Insel Cypern durch die Türken zum historischen Hintergrund hat, ist nahezu vollendet.

Der Singschwan ist eine „lyrisch-epische“ Dichtung, diese moderne Dichtgattung, welche dem Dichter möglichst wenig Fesseln in der Form und im Tone anlegt. Während aber Weber sein Metrum für alle, auch die lyrischen und diktatischen, Stellen festhält, wechselt Brill mit demselben, wenn es sich um Einflechtung eigentlicher Lieder handelt. Für alle epischen und betrachtenden Momente hat der Verf. eine hübsche Dezime (der Oktave im Tone, auch namentlich im Abgesange ähnlich, mit dem Reimbilde abba cddc ee) gebildet, für die Lieder hat er einfache, singbare Maße ausgewählt.

Der Singschwan zerfällt in 11 Gesänge ausschließlich des Prologes. Die Sage vom Singschwan knüpft an die Zeit der ersten Bekehrung der Sachsen an. Der Singschwan ist ein verwandeltes Christenmädchen, dessen Leben rohe Heiden vernichtet haben und welches noch im Tode die Bekehrung des Sachsentrotzes hervorruft. Es ist die Geschichte eines Verfehmten an diese Sage angeschlossen, der den Singschwan sieht und hört und dessen Sohn im Traume den Ruf desselben zu heiligem Werke vernimmt. Der Vater wird tags darauf von seinem Sohne aus unmittelbarster Todesgefahr im Kampfe mit einem Adler gerettet und gewinnt dadurch sein Gottvertrauen zurück, das ihm Jahre lang fehlte. Der Unglückliche beichtet sein Leben dem

nächsten Priester. Der Stoff ist zugleich ein Stück aus dem Hussitenkriege, welchen übrigens der Dichter allzu einseitig darstellt. Der Sohn findet in dem besten Freunde seines Vaters, im Grafen von Alt, einen Erzieher. Capristan predigt in Wien das Kreuz gegen die Türken und mit großem Erfolge. Auch Raimund folgt der allgemeinen Begeisterung. Er trennt sich von einem neugefundenen Freunde Raphael, in welchem wir den letzten männlichen Sprossen des vom Vater Raimunds im Zorne erstochenen Adligen sehen, und lernt, weiter ziehend, dessen einzige, eine Zwillings-Schwester kennen und befreit sie von einem Bären, der sie überfallen hat.

Beim Mahle enthüllen sich der Jüngling und die Maid ihr Geschick, aber erst spät entdeckt der Großvater der letzteren und dann auch Raimund das Geheimnis, er sieht seines Vaters Bild in der Burg. Fieberkrank trifft man den Sohn vor des Vaters Bild. Selinde pflegt ihn. Der Ahne aber will keine Versöhnung, keine Vergebung — nur Rache. Raimund zieht in den Türkenkrieg und verrichtet Wunder der Tapferkeit, rettet auch den Kreuzfahrer Raphael aus Todesgefahr; da endlich verzeiht der Ahne und schließt auch Raimund, den Rachgeistüberwinder, an sein Herz. Sehr schön ist die Heimkehr des Sohnes geschildert, der dem Vater die Kunde der Erlösung bringt, als die Hoffnungslosigkeit ihn schier verzehrte. Zugleich nahen die Adligen, um ihn in seinen Frieden und des Königs Huld wieder feierlich einzusetzen. Daß Selinde Raimunds Gattin wird, ist selbstverständlich der Dichtung Schluß.

Trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten in der Fabel wird man dem Verfasser für die Darstellung seine Anerkennung nicht versagen können. Die Sprache ist edel, poetisch, und mag immerhin die Sage vom Singschwane selbst das wenigst Glückliche in der Verbindung der Thatsachen sein, mag auch das sonst so schön gehandhabte Metrum für die epische Dichtung sich als zu kunstvoll und vielfach als hemmende Fessel erweisen: immerhin ist von dem dichterischen Geiste Brills viel des Lobes schon zu sagen, noch mehr aber an wertvollen Leistungen zu erwarten. Die Lieder, welche in die Erzählung eingestreut sind, sind fast ausnahmslos schön, sinnig, echt lyrisch. Nur im 9. Abschnitte sind ihrer schier zu viele. Auch der beste Sänger kann schöne Lieder doch nicht aus dem Ärmel schütteln, wie hier geschehen ist. Im Ganzen freuen wir uns der Dichtung, welche, soweit sie noch des Kommentares bedurfte, denselben am Schlusse empfangen hat, aufrichtig.

Werke: *Der Singschwan. Episch-lyrische Dichtung. 1882. 3. Aufl. 1884. Münster (Schöningh Sohn). — Außerdem zwei Schulprogramme: „Über den Unterricht in der englischen Sprache“ und „Gedanken über den geographischen Unterricht.“

Proben aus Ludwig Brills Singschwan.

1. Aus: **Auf der Pilgerfahrt.**

[1. Aufl. 1882. S. 123. — 2. Aufl. S. 122.]

Ein Kränzlein flicht sie*) dann aus Heiderosen
Und singt ein Lied, gleich dem der Nachtigall,
Wenn sie vereinsamt klagt am Wasserfall,
Daß Lenz entflohn und Lust und Liebeskosen. —
Und näher braust die Jagd, und Huf und Horn
Mischt schaurig sich ins Wutgeheul der Hunde.
Da plötzlich bricht hervor aus finsterm Grunde
Ein zott'ger Bär und schnaubt in wildem Zorn.
Vor Schrecken starr, mit vorgespannten Armen,
Steht da die Maid, wie flehend um Erbarmen.

Hoch aufrecht, zähneknirschend naht der Grimme,
Geraden Wegs, sein Opfer zu umfahn;
Da blitzschnell stürzt der Jüngling auf den Plan
Und droht dem Feind mit Schwert und Donnerstimme.
Und jener stutzt — doch im Momente schon
Nimmt er den Gegner an, die Vorderbranten*)
Zum Schlag bereit; doch seitwärts im gewandten
Und weiten Sprung ausweicht der Heidesohn
Und lenkt den Wilden ab von seiner Richtung;
Indes gewinnt ein Rüdenpaar die Lichtung.

Zwei schwarze Doggen, edler Zucht entsprungen,
Hau'n in des Feindes Bauch ihr Wolfsgebiß;
Schon quillt hervor sein Blut aus manchem Riß,
Eh' er von Raimund läßt, vom Schmerz gezwungen.
Zerschmetternd trifft die Tatze nach einand'
Den Kopf der Rüden, die im Kampf verenden;
Doch flugs fährt ihm das Schwert durch beide Lenden,
Er wankt — ein zweiter Stoß zerreißt das Band,
Wo Nacken sich und Rückgrat zart verweben,
Die Klinge bricht, der Bär liegt ohne Leben.

Im Augenblick sprengt mit verhängtem Zügel
Der Frankenfels heran, ihm folgt sein Troß;
Die Scene rings erschauend hoch vom Roß,

*) Selinde, welche, während der Vater in der Nähe der Treibjagd obliegt, zum See hinabgestiegen ist.

*) Brante, deutsche Nbf. von Branke (= ital. branca), die Vordertatze oder den Arm des Bären bedeutend; der Ausdruck „die Vorderbrante“ ist eigentlich nach deutschem Sprachgebrauche ein Pleonasmus.

Gebeut er halt und schwingt sich aus dem Bügel.
Ihn kümmert nicht das blut'ge Kampfgefild,
Er eilt zum See, verstört im Blick und Gange:
„Mein Kind! — was ist geschehn?" so ruft er bange
Und hält im Arm das bleiche Frauenbild,
Das leblos zwischen Blumen lag gebettet.
„Mein Vater*)!" seufzt sie, — „Gott! — bin ich gerettet?" —

„Selinde! weh! — was soll Dein wildes Starren?
O schau auf mich!" Da sinkt vom Blick der Flor,
Sie richtet tief aufatmend sich empor
Und sieht den Retter bei der Beute harren. —
Den Greis fortziehend in der Freude Glut,
„Ach zürne nicht!" spricht sie, „hinab zum Weiher
Ging ich mit Greif, der stieß auf einen Reiher
Und fing den Räuber mit gewohntem Mut;
Da fiel der Bär mich an, als stracks zur Seite
Mir jener Fremdling stand und mich befreite."

---

2. Aus: **Die Lieder des Singschwans.**

[2. Aufl. S. 134.]

„Sag', was kann der Stälte gleichen,
Die Du süße Heimat nennst?
Was dem Schmerz, wenn Du in Sehnsucht
Nach der lieben Flur entbrennst?

Ob das weite Meer sie gürtet,
Stolze Berge sie durchziehn,
Und auf ewig grünen Matten
Rauschend goldne Ströme fliehn;

Oder ob das Heideröslein
Einzig schmückt den teuern Ort:
Auf der kalten fremden Erde
Zieht es Dich zur Heimat fort.

---

3. In des Zornes blinder Stunde.

[Eb. 2. Aufl. S. 137.]

In des Zornes blinder Stunde
Traf sein Schwert den argen Mann,
Der mit schnödem Hohn ihn reizte,
Und nun schmachtet er im Bann.

Tief versteckt im finstern Forste,
Liegt die Hütte, klein und arm,
Doch der Mutterliebe Walten
Macht sie freundlich, reich und warm.

Und Geduld, die nimmer klaget,
Weihte sie zum heilgen Schrein,
Und dem Geist der Rache trotzend,
Zog der Friedensengel ein.

---

*) So heißt in der ganzen Dichtung der greise Frankenfels, obgleich er der Großvater ist.

Adolf Bube.

[Quellen: *Brümmers Dichterlexikon S. 97. — *Hub, Balladen- und Romanzendichter. S. 633.]

Adolf Bube ist am 23. Sept. 1802 als der Sohn eines Herzoglichen Hauptmanns in Gotha geboren, verlebte einen Teil seiner Jugend in dem nahen Molsdorf, das ihm ebenso zum Genuß der herrlichen Natur als auch durch den mit Bildsäulen geschmückten Schloßgarten zu ersten mythologischen Studien Anregung bot. Vom Jahre 1817—1821 besuchte er das damals berühmte Gymnasium zu Gotha und gründete mit einzelnen Freunden, wie Heinrich Stieglitz und Gust. v. Heeringen, eine Vereinigung zu gegenseitiger Förderung in wissenschaftlichen Bestrebungen. Die genannten Freunde unterstützten seine poetischen Neigungen. Michaelis 1821 bezog Bube die Universität Jena, gab aber bald die Absicht, Theologie zu studieren, auf, und wandte sich philologischen und belletristischen Studien zu. Sehr wichtig und förderlich ward ihm die genauere Bekanntschaft mit dem alten Dichtergreise Karl Ludw. von Knebel, da dieser ihn mit den litterarisch-interessantesten Personen bekannt machte. So lernte Bube vor allen Göthe, aber auch v. Einsiedel, Heinr. Döring, Jul. Mosen, Eckermann u. a. kennen. Als Bube 1824 seine Studien beendet hatte, wurde ihm auf Empfehlung des Generals v. Klinger eine öffentliche Lehrerstelle in Petersburg angetragen, welche seiner Neigung wohl entsprochen haben würde, aber politische Wirren in Rußland, welche sich an die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus anschlossen, bestimmten Bube, auf dieses Anerbieten nicht einzugehen, vielmehr eine Hauslehrerstelle bei Freiherrn v. Lindemann in Koburg anzunehmen. Später machte er den Versuch, ein Institut für gebildete Töchter in Koburg zu errichten, allein dasselbe entsprach den Erwartungen nur wenig, die Hoffnung, Direktor der neuen Kunstgewerbeschule zu Nürnberg zu werden, verwirklichte sich nicht; dagegen fand Bube seit 1829 als Vorleser bei der Herzogin Witwe Auguste vorläufige Anstellung und, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, im Hause der Gräfin Mensdorff-Pouilly in Mainz, einer geborenen Prinzessin Sophie zu Sachsen-Koburg-Gotha, einer Tochter der Herzogin Witwe, eine Erzieherstelle, welche, nachdem der Zögling in österreichische Dienste getreten war, in die eines Privatsekretärs verwandelt wurde. 1834 kehrte Bube nach Gotha zurück, wurde sofort zum Archivsekretär, 1838 auch zum Oberkonsistorialsekretär ernannt. Nachdem er seit 1842 Vorstand des herzoglichen Kunstkabinets gewesen war, brachte ihm das Jahr 1853 die Ernennung zum Herzoglichen Archivrate und die Verwaltung des chinesischen Kabinets. — Am 17. Okt. 1873 ist Bube zu Gotha verstorben.

Adolf Bube verdankt ganz besonders K. L. von Knebel, aber auch dem Umgange mit geistvollen Männern, welchen Knebel für jenen erschloß, die Förderung seines poetischen Talentes. In verschiedenen, dem lebenden und dem entschlafenen*) Gönner zu Ehren gesungenen Liedern und Episteln spricht der Dichter auch diesen Dank aus. (Vgl. Gedichte. 2. Aufl. 1836. S. 103—110).

Der Dichter besitzt ein schönes Talent für die lyrisch-epische Dichtungsart, sowie für Naturbilder. Ist auch für die ersten Dichtungen Schiller ohne Frage Vorbild gewesen und haben ihn auch Freiligraths Schilderungen ausländischer Stoffe zu seinen Naturbildern angeregt, so kann man ihm doch auch Selbständigkeit und Frische in der Darstellung nicht absprechen, und namentlich sind einzelne nordische Balladen recht gelungen. Die Behandlung der mythologischen Gestalten aus der griechischen Litteratur haben etwas Langatmiges, Pathetisches, so daß sie gewiß weniger ansprechen, obgleich die Form immer korrekt, meist leicht ist. Gewandter in der Form, klar in der Darstellung sind die späteren Balladen, welche wir den Romanzen überordnen, da letztere zu leicht in den Ton der versifizierten Anekdote verfallen.

Alle Dichtungen aber durchweht ein Hauch dichterischer Begeisterung und ein ernster tief-ethischer Geist.

Werke: Dichtungen: *Gedichte. Gotha 1825. 2. Aufl. 1836. — Lebensblüten. Koburg 1826. — Obolen. Ebd. 1827. — *Cyklus poetischer Gemälde. Koburg 1829. — *Thüringische Volkssagen. Ebd. 1837. 7. Aufl. 1871. — Deutsche Sagen. Ebd. 1839. 4. Aufl. Jena 1842. — Neue Gedichte. Jena 1840. — Totenfeier Ottfried Müllers. Gotha 1842. — Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge. 4. Aufl. Jena 1842. — *Thüringische Volkssagen. Auswahl. Gotha 1848. — Thüringischer Sagenschatz, in Gedichten für Haus und Wanderschaft hsg. Ebd. 1851. — *Naturbilder. Ebd. 1848. 5. Aufl. 1860. — Gedichte. Neue Sammlung. Schkeuditz u. Leipz. 1848. — *Romanzen und Balladen. Ebd. 1850. 3. Aufl. 1866.

Vermischtes: Gothas Erinnerungen. Gotha 1842. — Das herzogliche Kunstkabinet zu Gotha. Ebd. 1846.

Proben aus seinen Dichtungen.

1. Johann der Beständige.

[Gedichte von Adolf Bube. 2. verb. u. verm. Aufl. Gotha 1836. Müller S. 67.]

Kurfürst Friedrich[1]) war gestorben,
Der mit mildem, weisem Sinn
Sich im Sachsenland erworben
Treuer Liebe Vollgewinn.

Und Johann, sein Bruder, wandte
Drauf an Karl den Fünften sich:
„Mit des Bruders Kur und Lande
„Wolle Herr, belehnen mich.“

Und der Kaiser ließ ihm sagen:
„Kur und Land sei Dir sofort
„Vor den Ständen übertragen,
„Nur verlasse Luthers Wort.“

Aber sich zur ew'gen Ehre
Sprach Johann mit festem Mut:
„Nein, für Luthers reine Lehre
„Geb' ich freudig Gut und Blut.“

---

*) Knebel † 23. Febr. 1834.

[1]) Der Weise, der erste Schutzherr Luthers und der Reformation, † 1525. Johann der Beständige regierte bis 1532.

„Denn was einem Mann erschienen
„Mit der Wahrheit Licht und Macht,
„Dem soll er beständig dienen,
„Träfen ihn auch Bann und Acht."

Als der Kaiser dies vernommen,
Rief er aus: „Mein Fürst, nicht Blut!
„Sollst das Bruderland bekommen
„Und der Kur geweihten Hut."

---

2. Dioptrik.[1])

[Naturbilder v. Ad. Bube. 2. verm. Aufl. Gotha 1853. Stollberg. S. 5.]

Wo schroff aufsteigt Kap Tobin's Felsenriff,
Da lag an Grönland's ödem Strand mein Schiff.
Rings schwirrten Möven durch die heitr'e Nacht,
Durch Tau und Segel strich die Luft so sacht.

Ich stand und spähte rechts und links im Kreis —
Dort naht das Boot! — Weh'! eine Scholle Eis.
Hier aber kommt's! — O Gott! ein Riesenstamm,
Der fernher wohl von Lena's Mündung schwamm.

Mir ward die Brust so eng, das Herz so schwer;
Verschlang die teuren Freunde mir das Meer?
Hat sie die Flut auf eine Bank geschwemmt?
Sind sie von Eisgebirgen rings umdämmt?

Doch, was erblick' ich dort im Äthertau?
Ein Boot verkehrt. Den Dollond[2]) nimm und schau'!
Bei Gott, das ist ein Boot — der Freunde Boot —
Die Flagge mit dem Kreuze, blutigrot.

Matrosen, windet schnell die Anker auf!
Rasch, Steuermann, dort richte hin den Lauf!
Nur kurze Zeit — das Schiff fliegt pfeilgeschwind,
Die Segel schwellt vom Land ein frischer Wind.

Bald liegen Meilen hinter uns'rem Flug;
Das Bild verlöscht. War's eitler Sinnentrug?
Kehr' um, mein Schiff, die Freunde ruh'n im Meer,
Ich starr' hinaus, die Wimper thränenschwer.

Doch sieh', was naht sich dort von fern dem Schiff?
Das ist ein Boot, vorüber schwankt's am Riff.
Die Freunde sind's, ich schau sie deutlich schon,
Mir schallt in's Ohr bekannter Stimmen Ton.[3])

---

[1]) Die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen.

[2]) Der Dollond ist ein achromatisches Fernrohr, vom Engländer Dollond erfunden und nach ihm benannt. Das Bild, welches der Dollond vermittelt, entbehrt aller Farben. Die „blutigrote" Farbe des Kreuzes sieht man folglich nicht.

[3]) Meilen weit wird in der Eisregion der Schall fortgepflanzt. Das Bild ermöglichte oder begünstigte die Rettung der Bootsinsassen.

Wir grüßen uns, die Hüte hoch geschwenkt,
Wir weinen, jauchzen, Herz an Herz gesenkt,
Wir preisen laut das wunderbare Bild,
Das mir zum Ziel gewinkt vom Himmelsschild.

Wir danken heiß der unsichtbaren Fee,
Die, sich erhebend aus der feuchten See,
Nach Laune klar in Ätherhöhen malt,
Was ihr von fern in's scharfe Auge strahlt.

---

3. Ein Abend.

[Ebend. S. 39.]

Ich schauk'le mich im Nachen auf dem Strome,
Mit blauen Wellen spielt die Abendluft.
Rings spiegeln sich des Himmels Wolkendome,
Und Wipfel zittern schön in Rosenduft.

Der breite Strom erglänzt in ganzer Länge
Wie blankes Silber und gedieg'nes Gold.
Die Sonne sinkt herab am Berggehänge,
Und Dämmerung ergießt sich mild und hold.

Die Seele fühlt sich von des Abends Stimmung,
Von seiner Farben Zauberton beglückt,
Von seiner bunten Bilder Duftverschwimmung
Und ihrer stillen Heimlichkeit entzückt.

Allmählich dunkeln Strand und Atmosphäre
Von Gelb und Purpur bis zu Veilchenblau.
Schwarz legt die Nacht sich über meine Fähre,
Wie über Hügelketten, Wald und Au'.

Und wie mich kalt beschleichen nächt'ge Schauer,
Schleicht auch die Ahnung sich in's Herz hinab,
So schwinde meine Lust in tiefe Trauer
Und senke jede Hoffnung sich in's Grab.

Da schaut der Mond herab durch Wolkenrisse,
Wie Freundes Aug' auf Freundes Mißgeschick;
Gebrochen ist die Macht der Finsternisse,
Und in mir waltet Gottes Strahlenblick.

---

4. Wüstentäuschung.

[Ebend. S. 76.]

Ein Pilger schwankt im tiefen Wüstensand;
Leer hängt ihm Flasch' und Beutel am Gewand;
Schon sank sein Roß, schon sanken die Kameele,
Schon Sklav' und Freund, aushauchend ihre Seele.

Sandalenlos, an Fers' und Sohle wund,
Vom heißen Sonnenstrahl gedörrt der Mund,
So strebt er fort im ungewissen Schritte,
Verweht sind schnell die Spuren seiner Tritte.

Er drückt verzweifelnd krampfhaft Hand in Hand,
Er sieht sich schon verschüttet von dem Sand,
Da plötzlich fällt sein Blick auf ein Geflimmer;
Er strengt die Sehkraft an: „Wie, Flutenschimmer?"

„Bei Gott! Es wallt und wogt so hoch und hehr,
„Hellleuchtend, wie ein klarer Strom, ein Meer."
Er wähnt gelinder schon die schwülen Lüfte,
Wähnt sich erquickt durch kühle Wasserdüfte.

Ermutigt strebt er ohne Rast und Ruh'
Dem Bett der Fluten schnell und schneller zu;
Es wächst die Strecke hinter ihm, doch immer
Weicht vor ihm weit zurück der schwanke Schimmer.

Der Arme! Ach, ein Trugbild nur sein Ziel!
Wie grausam wählt das Schicksal ihn zum Spiel!
Auf's neu verzweifelnd, stürzt er sich zu Boden,
Preis't glücklich seinen Freund, sein Roß, die toten.

„Doch wie, wenn doch der Glanz kein Truggebild'?"
Er spannt auf's neu den Blick. „Es wogt und schwillt!"
„Fürwahr ein Strom!" Er rafft sich auf, er badet
Im Flugsand fort, wohin der Glanz ihn ladet.

Und wieder glaubt er, daß der Wellenzug,
Das Leuchten nichts, als eit'ler Sinnentrug.
Er will sich schweigend in sein Los ergeben,
Da bricht sein Auge, scheiden will sein Leben.

Doch wert ist's ihm noch in der höchsten Qual;
Er hängt daran, er will zum letzten Mal
Versuchen, das Gestade zu erreichen,
An dem die Wogen hell vorüberstreichen.

Da seitwärts steigt ein Sandberg aus dem Plan;
Wie matt er auch, er klimmt den Wall hinan.

Er schaut weithin, die Öde hat ein Ende:
„Ein Strom! Ein Strom!“ Er streckt nach ihm die Hände.

Der Anblick leiht ihm Kraft, er fliegt zum Strand,
Er schöpft die Flut, er schlürft sie aus der Hand,
Er setzt sich auf smaragd'nen Hügelsattel
Und labt im Schatten sich am Kern der Dattel.

Er dankt dem Gott, des wunderbare Macht
Im Wüstentrug ihm Hoffnung angefacht,
Der ihm das Herz gestärkt, der seine Pfade
Geführt zum reichbelebten Stromgestade.[1])

---

5. Landgraf Friedrich's[2]) Ritt zur Taufe.

[Thüringische Volkssagen. Auswahl. Gotha. Stollberg 1848. S. 35.]

Um der Wartburg Mauertürme
Wogt des Königs Albrecht Heer,
Stößt sie wild, wie Donnerstürme,
Schlägt sie, wie den Fels das Meer;
Doch auf ihren hohen Zinnen
Hält der Landgraf Friedrich Wacht,
Wehrt der Feinde Wutbeginnen
Mit den Seinen Tag und Nacht.

Und umsaust von Wurfgeschossen,
Schwer bedroht von Todgefahr,
Reicht ihm jetzt den ersten Sprossen
Die geliebte Gattin dar.
Trunken in der Vaterwonne
Drückt er innig ihn ans Herz;
Doch des Augenblickes Sonne
Trübt alsbald ein tiefer Schmerz.

Ach, es fehlt zur heil'gen Taufe
In der Burg die Priesterhand,
Und es wehrt der Feindeshaufe
Sie zu suchen rings im Land.

Friedrich sinnt, hier gilt's ein Wagen,
Wagen bracht' ihm oft schon Sieg:
„Will das Kind zur Taufe tragen,
„Dräut mir auch die Hölle Krieg!“

Und zur Gattin ruhig nieder
Flüstert er um Mitternacht:
„Mit dem Kindlein kehr' ich wieder,
„Eh' das Morgenrot erwacht.“
Also eilt er rasch von dannen,
Schwingt sich auf sein edles Roß,
Amm' und Kind, zehn treue Mannen
Reiten mit ihm aus dem Schloß.

Und sie fliegen leis und schweigend[3])
An dem Feind vorbei im Nu,
Seh'n, wie, tief das Haupt verneigend,
Wach' an Wache lehnt in Ruh',
Jagen über Stock und Steine
Fort vom Anger durch den Bach,
Schon durchs Feld am Waldesraine,
Während nicht ein Lüftchen wach.

---

[1]) Gegenüber den Dichtern, welche durch die Wüstentäuschung die Pilger zu grunde gehen lassen, stellt Bube hier den wichtigen Gedanken uns vor die Seele, daß Gott sich der Täuschungen bedient, um unsere Hoffnungen zu wecken, zu stärken, zu erhalten und mit der Hoffnung unsere Kraftentfaltung, durch die wir schließlich das Ungemach überwinden.

[2]) Friedrich mit der gebissenen Wange, Markgraf von Meißen und Thüringen, geb. 1256, gelangte 1289 zur Regierung. König Albrecht I., Sohn Rudolfs von Habsburg, bekriegte um 1300 Friedrich, und die Eisenacher belagerten selbst, aber vergebens, die Wartburg. Friedrich † 17. Nov. 1324.

[3]) Der Ausdruck fliegen ist ungeschickt, zumal in Begleitung des Beiwortes leis.

Da von fern erschallt's, wie Rufen,
Schauervoll, wie Kriegsgewirr,
Und es naht, wie Rosseshufen,
Schildgeprassel, Schwertgeklirr,
Fackeln lodern, Panzer schimmern
Hell am dunklen Bergessaum,
Albrecht's Reichspaniere flimmern,
Flatternd in der Lüfte Raum.

Und das Kind, erweckt vom Tosen,
Weint vor Durst. Darob in Schmerz,
Da nichts frommt der Amme Kosen,
Bebt des Fürsten Vaterherz.
Seht besorgt sein Auge blinken,
Auf die Amme hingewandt!
„Halt," ruft er, „mein Kind muß trinken,
„Gält's auch Meißen und dies Land!"

Schnell spannt sie den schlaffen Zügel,
Hält und stillt des Kindes Qual,
Während Friedrich, hoch im Bügel,
Blitzend schwingt den Schlachtenstahl.

Und es weicht zurück mit Grauen
Rings der Feinde starkes Heer,
Wagt ihm nicht in's Aug' zu schauen
Und läßt sinken Schwert und Speer.

Furchtbar, wie der Gott des Krieges,
Steht der löwenkühne Held,
Und behauptet, froh des Sieges,
Für sein zartes Kind das Feld.
Wie es nun sich satt getrunken,
Da beginnt der Ritt auf's neu,
Daß die Hufe sprühen Funken,
Doch die Feinde fesselt Scheu.

Und der Landgraf mit den Seinen
Sprengt, als Frührot ihn umfloß,
Durchs Portal von Quadersteinen
In das Tenneberger Schloß;
Läßt den Abt zur Taufe rufen
Aus dem nahen Waldesgrund,
Trägt das Kind die Altarstufen
Selbst hinan zum Gnadenbund.

---

6. Der Schlangenfänger von Salzburg.

[Romanzen und Balladen v. Ad. Bube. 3. verm. Aufl. Gotha. Stollberg. 1866. S. 37.]

„Kommt, ihr Leutchen, kommt und schaut,
„Schaut das große Wunder an,
„Wie nach meiner Pfeife Laut
„Schlang' auf Schlange tanzt heran.
„Hier in diesen weiten Kessel
„Müssen allesamt hinein
„Und darinnen, wie in Fessel,
„Ruhig mir zu Willen sein."

Und er setzt das Pfeifchen an
Und entlockt ihm hellen Ton.
Sieh', aus Sumpf und Moderplan
Hebt das Giftgewürm sich schon,
Naht sich gelb und rot wie Flammen,
Schwarz und braun und grün und grau,
Legt sich friedlich still zusammen
In der Grube tiefen Bau.

Und er lockt und lockt auf's neu',
Während alles staunend schweigt.
Plötzlich rings ein Angstgeschrei!
Aus beschilftem Pfuhle steigt
Grausenhaft ein Ungeheuer,
Auf dem Haupte blut'gen Kamm,
Blick und Atem wildes Feuer,
Leib und Schweif gehüllt in Schlamm.

Und es klappert, rauscht und zischt,
Hört nicht auf der Pfeife Laut,
Schleudert nach dem Zaubrer Gischt,
Daß es seiner Seele graut.
Armer, Armer, unbeklommen,
Hauche stärk'ren Ton hervor!
Mancher ist schon umgekommen,
Weil er schnell den Mut verlor.

Weh! Er bebt, er haucht nur schwach,
Kaum vernehmbar in das Rohr,
Und das Untier naht ihm jach,
Schießt der Zunge Pfeil hervor,

Strickt sich fest um seine Glieder,
Hemmt der Arme Gegenwehr,
Reißt ihn in die Grube nieder,
Und kein Auge sieht ihn mehr.*)

---

7. Die Fischerin von Bukke-Fiörd.**)

[Ebend S. 94.]

Im Bukke-Fiörd am Norwegerstrand,
Vor ärmlichem Haus in lockerm Sand,
Da rudert im Kahn ein alterndes Weib,
Die Stirne gesenkt, gebogen den Leib.

Sie kreiset, bespritzt von fliegendem Schaum,
Am ruhigen Ort im wogenden Raum;
Sie starret hinab mit offenem Mund,
Durchschauend die Flut, erspähend den Grund.

Sie suchet in Angst, in zagendem Grau'n
Tief unten im Sand den Gatten zu schau'n,
Sie suchet nach ihm tagtäglich schon lang,
Seit sie ihn geseh'n im höllischen Zwang.

Er setzte den Fuß, er tauchte die Brust
In's kühlende Naß, ihn labte die Lust.
Da tönte Geschrei, es zogen hinab
Die Fische des Meers den Fischer in's Grab.

Seit solchem Geschick umschlungen von Wahn
Ruft schaurig das Weib im schwankenden Kahn:
„Jetzt hebt er das Haupt — jetzt streckt er den Arm —
„Jetzt sinkt er auf's neu', — daß Gott sich erbarm'! —

„Nun fand er das Netz, das lang' er gesucht —
„Wie ist es gefüllt! — Kaum zieht er die Wucht —
„O bring sie herauf — zum Nachen — in's Haus! —
„O weh' mir, o weh'! wer hilft ihm heraus? —

„Matrosen hieher! nicht segelt vorbei —
„Mein Gatte versinkt — entsetzlicher Schrei! —
„Frisch, ziehet das Netz! — er tauchet ans Licht —
„Sieh', traulicher Gruß — nun laß ich ihn nicht."

---

*) Das ist das Ende mancher Geisterbanner; sie glauben zu herrschen und sind schon das Opfer der Geister geworden, die sie an sich lockten.

**) Fiörd-Fjord ist ein schmaler Meerbusen. Bukka-Fjord ist wohl mit dem Bukki-Fj. identisch, an dessen Ausgang Stavanger liegt.

Laut weinet im Kahn das bebende Weib,
Lusttrunken das Aug', erhoben den Leib.
Sie rudert in Hast zum Häuschen im Sand
Und jubelt noch lang' am hallenden Strand.*)

---

8. Der Elefant im Mond.

[Ebd. S. 69.]

Ein allbekannter Astronom
Schaut durch sein Himmelsrohr
Zum vollen Mond im Sternendom
Mit festem Blick empor.

Da plötzlich ruft er, übermannt
Vom Anblick ganz und gar:
„Ein Riesentier, ein Elefant
„Stellt sich im Monde dar!

„Bei Gott! Er hebt sich, schreitet fort
„Langsam von Kluft zu Kluft.
„Nun sagt mir noch, es fehle dort
„Jedwede Lebensluft."

Er giebt es allem Volke kund,
Das Haupt emporgereckt:
„Ich, ich hab' in des Mondes Rund
„Zuerst ein Tier entdeckt.

Da kommen sie aus Stadt und Land,
Das Tier im Mond zu schau'n:
Neugier und Zweifel Hand in Hand
Mit Glauben und Vertrau'n.

Der Diener stellt zurecht das Rohr
Und putzt die Gläser aus,
Da aus des Bauches Nacht hervor
Schlüpft hurtig eine Maus.

Ins Ohr des Astronomen schallt
Gelächter ungezähmt,
Er steht wie eine Steingestalt,
Verblüfft und tiefbeschämt.

Karl Caro.

Karl Caro wurde am 18. Juli 1850 in Breslau geboren. Sein Vater Robert Caro, inzwischen verewigt, war Eisenindustrieller. Seine Mutter Hermine, geb. Kern, stammt aus Brünn in Oesterreich. Der Dichter besuchte und absolvierte das Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau und widmete sich darauf auf den Universitäten zu Breslau, Heidelberg und Straßburg i. E. dem Studium der Rechte. Im Jahre 1873 bestand er das Referendariats- und das Doktorexamen und war drei Jahre hindurch (bis 1876) in Breslau und Straßburg i. E. als Referendar thätig.

---

*) Ganz besonders erschütternd ist in dieser Schilderung des Wahnsinnes der scheinbar glückliche Schluß: Der Gatte wird am Schlusse gefunden, noch lebend, und das Weib kehrt jubelnd heim, als habe sie ihn und werde ihn nie wieder verlieren.

Doch fand Caro die innere Befriedigung in dem erwählten Berufe nicht, und darum entsagte er dem Staatsdienste, um sich ganz der Poesie zu widmen. Freilich ein Entschluß war es für den, der bisher nichts geschrieben hatte und in der bislang verlebten Zeit zur inneren Sammlung nicht hatte gelangen können. Doch der junge Mann gehorchte dem inneren Drange, welcher ihn auf das Feld der Dichtkunst verwies.

Zunächst erschien ein Drama „Gudrun" 1876; allein das Debüt am Stadttheater zu Breslau und am Berliner Nationaltheater war nicht glücklich zu nennen. Die Aufführungen hinterließen keinen dauernden Eindruck. Doch schon etwas besseren Erfolg wies das Lustspiel: „Auf deutscher Hochschule" auf, welches ein Bild des deutschen Korpsstudentenlebens enthüllte und an zwei größeren Bühnen aufgeführt wurde.

Im Jahre 1877 siedelte der Dichter nach Wien über, allein eine Reihe neuer Dramen blieb fast ganz unbeachtet; auch den beiden unten zu besprechenden Novellen war kein glänzendes Loos beschieden. In den letzten 6 Jahren hat der Dichter auch zwei Reisen nach Italien und eine nach Spanien unternommen; eine der italienischen Reisen wurde sogar bis nach Athen ausgedehnt.

Neuerdings mehren sich die Anzeichen, daß dem eifrigen und talentvollen Dichter die äußeren Erfolge nicht mehr vorenthalten bleiben sollen. Im Nov. 1882 gewann Caro einen Preis, den die Prager Concordia für ein einaktiges Lustspiel ausgeschrieben hatte, mit seinem Einakter: „Die Burgruine." Das Stück öffnete dem Dichter das Burgtheater, und die Aufführung hatte einen durchschlagenden Erfolg, was auch in der Wiener Presse in günstigen Kritiken berufener Federn anerkannt wurde. Das Burgtheater bereitet soeben ein 2. Stück Caros zur Aufführung vor, die Tragödie in 2 Abteilungen: „Am Herzogshof".

Im Jahre 1878 erschien Karl Caros Novelle in Versen: Auf einsamer Höh. Dieselbe fand in unseren hervorragendsten litterarischen Blättern warme Aufnahme und Anerkennung. Und sie verdiente solche, wie sie namentlich auch R. von Gottschall in den Blättern für litter. Unterhaltung (1880. Nr. 29.) aussprach. Es ist eine epische Dichtung, nur ab und an durch reflektierende Partieen unterbrochen, mit scharfer und wahrer, dabei poesievoller und entzückender wie erschütternder Darstellung der Natur und Menschenwelt, mit einfacher und doch herzbewegender, an Gegensätzen so reicher Fabel.

Auf einsamer Höh' an den Abhängen des Schneehorns haben wir das Haus des alten, ehrlichen Walter zu suchen, welcher nach schwerem Lebenswege endlich hier ein Haus im vollen Naturfrieden erbaut hat und mit seinen zwei Töchtern Anna und Elisabeth ein überaus glückliches Leben führt. Anna, die 23jährige, ist zwar eine anmutige, aber doch ernste Erscheinung, während die jüngere Elisabeth strahlend in Schönheit und Frohsinn ist. Zu diesem Hause pilgern eines Sommerabends zwei Brüder, Ulrich und Richard; beide sind sich herzlich zugethan, beide Maler, aber die Temperamente sind durchaus verschieden. Jener, um mehr als zehn Jahre älter als Richard, ist

durch das häusliche Leid im Elternhause frühe ernst, ja schwermütig gestimmt, im Leide gereift, durch die Erziehung seines allezeit fröhlichen, frühe völlig verwaisten Bruders zum Manne geworden, während der jüngere Bruder alle durch seine Liebenswürdigkeit, Lebensfrische und Lauterkeit entzückt. Die Brüder wollen in Walter den Freund ihres Vaters besuchen und finden dort so freundliche Aufnahme, daß sie die Reise nach Italien bis zum Herbste aufschieben. Und nun entwickelt sich die Neigung beider Brüder zu der einen Elisabeth, während Elisabeth ihre Liebe dem jüngeren zuwendet und Anna vergeblich auf die Liebe Ulrichs hofft. Der jüngere Bruder ist auch jetzt der glücklichere; der ältere kommt mit seinen Erklärungen zu spät und tötet durch seine Geständnisse das Herz der armen Anna, welche er um Beistand und Rat bittet, um die Neigung Elisabeths zu erkunden. Um so schrecklicher ist später die Empfindung in dem Herzen des älteren Bruders. — Wahnsinnige Eifersucht bebt nicht vor dem Mordgedanken zurück. Der jüngere arg- und ahnungslose Bruder erbittet sich des Bruders Geleit; in der Nacht will er das Schreckhorn besteigen und der aufgehenden Sonne sein Glück entgegenjubeln. Der Bruder und zwei ortskundige Führer begleiten ihn. Oben auf den eisigen Feldern springt der glückberauschte Bruder voran, gleitet aus und zerschellt an den Felsen im Abgrund. Sein letzter Ruf ist — Elisabeth! Die Heimkehr, das Wiedersehn, der Fieberwahnsinn der armen Braut, die Qualen des Bruders, der sich des Mordes zeiht, da Haß sein Herz durchzog, als der Bruder jubelte und — stürzte, das Begräbnis, zu welchem die Fieberkranke in weißem Kleide mit Rosen bekränzt sich einen Weg erzwungen hat, der schmerzvolle Abschied — alles das muß man lesen, um die dichterische Kraft nicht zu bewundern, sondern zu vergessen; so wird man von der Darstellung gefesselt. Schließlich entbrennt der Krieg des Jahres 1870, und Ulrich zieht in seinem Reiterregimente ins Feld hinaus; Elisabeth aber als freiwillige Krankenpflegerin. Noch einmal sehen sich beide; den Schwerverwundeten darf sie erquicken, aus seinem Munde muß sie auch seine letzten Geständnisse hören. Elisabeth darf ihm die Augen zudrücken, der im Todesmomente noch die höchste Lust irdischer Liebe, das Bewußtsein genossen hat, daß auch Elisabeth ihn wiederliebe.

Die Schilderungen sind geradezu prächtig, ja ergreifend.*)

Die Gedichte Caros (1883) erschienen, zeigen dasselbe Formtalent, auch mannichfache Weisen und Klänge, aber am bedeutendsten sind doch die von einer verlorenen Liebe zeugenden Lieder, alle schmerzlich, auf ein schweres Leben, voller Verluste, Täuschungen, Verirrungen und Verzichte hinweisend; die übrigen Dichtungen sind wohl tief und reich, aber doch nicht so tief, so reich, als jene, die Göthes Wort, der Leonore im Tasso in den Mund gelegt, zur Wahrheit zu machen scheinen: Der Dichterlorbeer ist mehr ein Zeichen

---

*) Die Dichtung ist in reimlosen fünffüßigen jambischen Versen (sog. Blankversen) geschrieben; doch sind die jambischen Verse etwas freier gehandhabt, Daktylen und Trochäen, bzw. Anapäste, welche hie und da eingestreut sind, sowie abgekürzte Verse bieten Abwechslung bei der Gefahr der Monotonie und wünschenswerte Ruhepunkte.

des Leidens, als des Glücks. Der Bruder Emil, den er frühe in die Gruft betten muß, ist in einem schönen, tiefempfundenen Nachrufe so geschildert, daß man unwillkürlich daran denkt, in ihm habe der Dichter das Modell für den glücklichen, so frühe in die Gruft gesenkten, Richard der Novelle gehabt und — verloren.

Eine zweite Novelle in Versen erschien 1880: In der Sommernacht. Hier hat der Dichter den früher ungereimten fünffüßigen jambischen Vers durch das frei gehandhabte Band des Reimes geschmückt. Die Sprache ist ebenso poetisch und klangvoll, wie in der vorigen, vielleicht noch blühender und glühender, und man merkt nicht nur an dem Stoffe, daß der Dichter Italiens Städte und Menschen kennen gelernt hat, sondern auch an dem Duft, der über der Dichtung schwebt, daß die italienischen Reisen letztere mit hervorgebracht haben. Das Thema freilich ist ein recht trübes. Eine junge deutsche Gräfin Waldenberg lernt, in Begleitung ihres alternden Gatten, dem sie aus äußeren Rücksichten die Hand gereicht hat, einen jungen Deutschen Bernhard von Landen kennen, der dem Ehepaare näher treten darf. In Deutschland kommen sich Bernhard und Edith so nahe, daß sie ihre Liebe gestehen, aber sich gegenseitig versprechen, das Ehegelübde der jungen Frau nie zu brechen. Sie kämpfen wacker, unterliegen beide fast physisch in schwerer Krankheit, dann aber völlig im Augenblicke, wo sie sich auf ewig trennen wollten und doch nicht konnten. Edith hatte bereits Gift genommen, ehe Bernhard ihr zum letzten Male genaht war. Sie starb im Garten in den Armen dessen, dem sie nicht gehören konnte und durfte; aber der von den Furien verfolgte Bernhard stürmte fort, ruhelos, bis er in Venedig durch einen Sprung ins Meer an der Stelle, wo er die durch ihn in den Tod getriebene Frau zuerst gesehen hatte, sein Dasein endete. Es liegt in der Schilderung des Falles viele psychologische Wahrheit, aber die Lösung durch Selbstmord, welche in dieser kleinen Novelle dreimal vorkommt, und nur einmal als Sühne für eine begangene Schuld, ist eben auf dem Boden christlicher Lebensanschauung zu verwerfen. Und in dieser Novelle gewinnt der Selbstmord fast den Anschein einer gewissen Selbstverständlichkeit, die wir ihm nie einräumen dürfen. Weder Lebensüberdruß noch Schuldbewußtsein rechtfertigen diese That schwerster sittlicher Verirrung und völliger Hoffnungslosigkeit.

Werke: *Auf einsamer Höh. Novelle in Versen. Breslau. 1878. (2 M.) — Gudrun. Schauspiel in 5 Aufz. 1876. Breslau. — Auf deutscher Hochschule. Lustspiel in 3 Aufz. Würzburg, Gebr. Stahel. — Die Hochzeitsreise nach Heidelberg. Lustsp. in 1 A. Wien, L. Rosner. — Die Tochter Theodorichs. Trauerspiel in 5 A. Ebd. — Ein Wiedersehn. Lustsp. in 4. A. Ebd. — *In der Sommernacht. Novelle in Versen. Ebd. 1880. — Die Burgruine. Gekröntes Preislustspiel. 1882. — Am Herzogshof. Trauerspiel in 2 Abteilungen. Wien. 1883. — *Gedichte. 1883. Breslau, Trewendt.

1. Aus: **Auf einsamer Höh'.**

[Novelle in Versen von Karl Caro. Breslau. 1878. Trewendt. S. 67—70.]

I.

Durch Tannendickicht stieg der Pfad empor.
Die finstergrünen Kronen kaum durchdrang
Ein Strahl des Mondes, aber jetzt erschloß sich
Der Wald, und sie betraten weiche Matten,
Und dicht vor ihnen, jählings ragt' aus schwarzen
Felsmassen, funkelnd, ein gigantischer,
Lichtblauer, wildzerklüfteter Krystall
Zum dunklen Himmel auf, der Schneehorngletscher. —
Und nun verließen sie die Welt der Blumen.
Ein Strauß von späten Alpenrosen noch,
Die hier am Weg so lang geharrt, den Wandrern
Der Blumen letztes Lebewohl zu bieten;
Dann nahm der Felsen Trümmerwelt sie auf.
Hier wehte nicht des Schlummers traute Stille,
Des Grabes ew'ges Schweigen wohnte hier,
Eine Totenstadt, gemieden und vergessen.
Scheu stockte hier die Stimme in der Brust,
Ja selbst der Schritt des Fußes klang gedämpft.
Doch Richard ängstigt' nicht die dumpfe Stille.
Im Herzen tönten ihm die Worte nach
Elisabeth's wie goldne Harfenklänge.
Sein Auge sah die kahlen Felsen nicht;
Es schweifte durch die aufgeschloss'nen Weiten
Des Himmels; standen droben doch die Sterne,
Die Wang' an Wange er mit ihr geschaut.
Doch nein, sie standen nicht, sie schwebten hin
In sanftbewegtem Reigen durch den Äther
Und fügten sich zu Kränzen an einander
Und senkten langsam sich zur Erde nieder
Und schmiegten sich in dunkle Mädchenlocken
Als Diadem und schlangen als demant'nes
Geschmeide sich um einen schlanken Hals,
Und nun verloschen sie im keuschen Licht
Der weißen Brust, — doch wie vom Himmel sanken
Die Sternenketten, da umschlangen sie
Auch ihn mit ihren Kränzen, und er gab
Dem weichen Druck der Fesseln nach und sank
— Und sank an ihre Brust, und durch die Nacht,
In die ihr schwarzes Haar ihn duftig hüllte,
Strahlten ihn ihre dunklen Augen zärtlich an. —

Und nun betraten sie das Eis der Gletscher,
Die Zwingburg von Krystall, die unbezwung'ne
Des düstern Winterkönigs; ew'ger Schnee
Bedeckt' die stillen Gassen, ew'ger Schnee
Die mächt'gen Höfe; hier ertönte nie
Singvögleins Lied, kein bunter Strauß fiel nieder
Je auf die schimmernden Straßen, eine Welt,
Erhaben, prächtig und sich selbst genug
In ihrer starren, freudelosen Öde,
Wie ein Tyrannenthron. — Da aber Richard
Darüber hin im blauen Mondlicht schritt,
Da sproßt' es unter dem Sonnenglanz der Liebe,
Das harte Schneefeld ward zum blüh'nden Walde
Schimmernder Lilien, die im Hauch des Nachtwinds
Wankten und schwankten, und die Silberkelche
Erklangen in leiser, zärtlicher Musik
Und hauchten mit der geliebten Stimme Laut:
Ich liebe dich — auf ewig — ewig — ewig!

II.

[Ebend. S. 131—133.]

Höher und höher aber stieg die Sonne
Und brannte glühend auf die Kämpfenden,
Doch immer noch stand Ulrichs Regiment
Und harrt'. Da sprengt' ein Offizier heran
Und wechselt' kurze Worte mit dem Oberst
Und jagte weiter. Aber der, ein Greis
Mit weißem Haar, gab seinem Roß die Sporen
Und sprengte vor die Front des Regiments.
Wie blitzten unter weißen, busch'gen Braun
Die Augen ihm. Und aus der Scheide riß er
Den Säbel, schwang ihn überm Haupt und rief:
„Kinder, nun gilt's! fürs liebe Vaterland!"
Die Klingen fuhren klirrend aus den Scheiden;
Und Ulrich war's, als dräng' ein heißer Blutstrahl
Vom Herzen durch den Arm ihm bis ins Schwert.
Und vorwärts zur Attaque stürmten sie.
Die Erde zitterte, entgegenstarrte
Ein Wald den Reitern glitzernder Bajonette,
Und krachend brach die Flintensalve los.
Am Haupt vorbei mit schrillem Pfeifen sausten
Ulrich die Kugeln. Da mit wildem Hurrah
Stieß er dem Roß die Eisen in die Flanken,

Voraus den andern, und, nach rechts und links
Gewalt'ge Hiebe führend, stürzt er sich
Als erster in die Feinde. Nun ein Schlag!
Ein brennend heißer Schlag an seine Brust!
Hoch bäumt sein Roß sich auf und überschlägt sich,
Und reißt den Reiter rücklings auf den Grund.
Hinweg stürmt über sie das Regiment.
Die Sinne schwinden Ulrich; noch vernimmt er
Das Angstgeschrei der fliehenden Franzosen.
Dann still und stiller wird's. Die Welt vergeht ihm.
Aber sein Roß liegt bei ihm, blutend und
Gebrochen in die Knie, und schaut den Reiter
Verwundert an mit schmerzlicher Geberde. –

Zur Neige schon sank Deutschlands größter Tag.
Mitleidig fiel der letzte Blick der Sonne
Aufs Trümmerfeld so vielen Menschenglücks,
Und mit dem leisen Stöhnen Sterbender
Vermischte sich der Hauch des Abendwindes. —
Da sprengt' gefolgt von glänzendem Geschwader
Ein hoher Greis in silberweißem Haar
Über das Schlachtfeld. Auf des Jammers Bildern
Ruhte mit tiefem, mildem Ernst sein Auge.
Und übers blut'ge Feld die Hand hinstreckend
Sprach er zu seinem Sohne, der dem Vater
Ein herrlich ragender Mann zur Rechten ritt: *)
„Dies Blut soll nicht umsonst geflossen sein!“ —

2. Meine Lieder.

[Gedichte von Karl Caro. Breslau. 1883. Trewendt. S. 42.]

Blütenzweige in jungen Tagen
Hab ich hinaus in die Welt getragen,
Mußte durch Staub und Regen wandern,
Eine Knospe nach der andern
Fiel; nur in Träumen
Manchmal umsäumen
Blumen die kahlen Dornen wieder.
Das sind meine Lieder.

Spitzengewebe vom Busen der Lieben
Ist am Schleedorn hangen geblieben,
Da sie Blüten über uns bauschten,
Und wir Schwüre und Küsse tauschten.
Tot ist die Liebe.
Im Schneegestiebe
Flattert das Schleierchen auf und nieder.
Das sind meine Lieder.

*) Soll an die Schlacht von Sedan gedacht werden? Der Kaiser und der Kronprinz sind die zuletzt erwähnten Helden.

Stolze Schlösser mit schimmernden
Hallen
Mögen besser dem Auge gefallen
Als Gewölbe zum Sterben erkoren.
Aber das Herz, das sein Glück verloren,
Doch nicht vergessen,
Unter Cypressen
Schaut auf umblühte Trümmer nieder.
Das sind meine Lieder.*)

3. Lied.

[Ebend. S. 44.]

Ob keine Seele lauschet,
Vom eignen Klang berauschet,
Singvöglein klagt sein holdes Leid
In grüner Waldeseinsamkeit.

Vergessne Rose blühet
Und süße Düfte sprühet,
Ob sie kein Mädchen zärtlich hegt
Und an den weißen Busen legt.

Und ob nicht Ruhmeskrone
Noch Liebeshuld Dir lohne,
Was, Dichterherz, verstummest Du?
Auf, sing' Dein eignes Weh zur Ruh.**)

4. In der Römischen Campagna.

[Ebend. S. 57.]

Der Himmel grau, schwer tropft der Regen nieder,
Der gelbe Ginster schüttelt sich im Wind,
Die hohen Ähren schwanken hin und wieder,
Daß sie wie silbergraue Wogen sind,
Unheimlich Schweigen die Campagna hält,
Das manchmal nur ein Vogelschrei durchgellt.

In Nebel hüllt sich des Gebirges Schwelle,
Von Nebel ist das ferne Rom bedeckt,
Am wüsten Ufer wühlt die Meereswelle,
Die Büffel sind ins hohe Gras gestreckt,
Daraus ihr ungeschlachtet Haupt sich hebt
Mit blut'gen Augen, daß der Wandrer bebt.

Kein gastlich Haus, vereinzelt eine Hütte
Von Rohr gefügt, durch die der Regen quillt.
Dort braune Schafe viel, in ihrer Mitte
Einsam der Hirt, in rauhes Fell gehüllt;
Am Stab, den er in ferner Heimat brach,
Sinnt er dem Elend seines Lebens nach.

---

*) Lieder der Erinnerung verlorener Liebe, traurige Reste vergangenen Glückes, Lieder der Trauer auf den Trümmern und Gräbern des Glückes.

**) Ohne Sucht nach Ruhm, ohne Hoffnung auf Liebesglück haucht der Dichter sein Weh in Liedern aus.

Und durch die Öde ziehen sich die Bogen
Gewalt'ger Aquädukte**) endlos hin,
Grabmäler, deren Aschen längst verflogen,
Und Trümmer, deren rätselhafter Sinn
Begraben unter ew'gem Schweigen liegt,
Das finstre Haupt die Pinie drüber wiegt.

Jahrtausende! seit sich allhier zum Sterben
Roma, die greise Sünderin, gestreckt,
Die mit dem Raub der Welt und dem Verderben
Und ungezählter Völker Fluch bedeckt,
Gehüllt in blutgetränktes Leichentuch —
Jahrtausende! noch aber lebt der Fluch!

Nicht wäscht das Meer, mit allen seinen Thränen
Der Himmel nicht die Sündenstätte rein,
Hier kann kein Menschenherz sich glücklich wähnen,
Gewalt'ger Schauer zuckt durch das Gebein
Dem Wanderer, und eine Stimme spricht:
Du stehst auf der Geschichte Hochgericht.

Helmina von Chezy.

[Quellen: *Helmina und ihre Söhne. Von Wilhelm Chezy. Schaffhausen, Hurter 1863. 2 Bde. — *Brümmers Schriftstellerlexikon. S. 113. — *Ignaz Hub, Balladen- und Romanzendichter. S. 328. — Erinnerungen aus meinem Leben. Selbstbiographie, begonnen in Helm. v. Chezys Aurikeln (1817), fortgesetzt in Gubitz' Gesellschafter (1838.), Morgenblatt (1840—1841), in Mundts „Freihafen" und im „Piloten". — Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Helmina von Chezy, von ihr selbst erzählt, hsg. von Bertha Borngräber, der die Erblindete diese Denkwürdigkeiten diktierte. 2 Bde. Leipzig. 1859. Brockhaus.]

Wilhelmine Christiane von Klencke wurde am 26. Januar 1783 zu Berlin geboren. Ihre Großmutter war die bekannte Dichterin Anna Luise Karschin; auch ihre Mutter Karoline, welche in zweiter Ehe einen weit jüngeren Freiherrn von Klencke geheiratet hatte, war poetisch beanlagt. Kurz nach der Hochzeit war Junker von Klencke in die weite Welt gelaufen, und so wurde die Tochter von ihrer Mutter im großmütterlichen Hause sorgfältig erzogen, aber schon in ihrem 16. Jahre an einen preußischen Offizier, Freiherrn von Hastfer vermählt, hauptsächlich aus ökonomischen Rücksichten. Diese Ehe wurde bereits im folgenden Jahre geschieden. Die zwanzigjährige Helmina begab sich (1803), nach dem Tode ihrer Mutter, nach Paris, wohin sie eine mütterliche Freundin,

**) Wasserbrücken.

Frau von Genlis, eingeladen hatte. Dort lernte sie im Hause Fr. von Schlegels den berühmten Orientalisten Anton Leonhard (von) Chezy*) kennen, dem sie 1805 die Hand reichte. Aber auch diese Ehe brachte ihr kein Glück. An den häuslichen Mißverständnissen trug sehr viel Schuld die im Hause lebende Schwiegermutter, eine strenge Katholikin, welche in der protestantischen, noch dazu bereits geschiedenen, Schwiegertochter nicht nur diese beiden Attribute unerträglich fand, sondern auch, daß dem Herzen der Mutter von dieser fremden Frau der jüngste Sohn, ein Spät- und Liebling, entfremdet sei. Helmina verstand es nicht, die Liebe der Schwiegermutter zu gewinnen, und ebenso wenig, die Liebe des Mannes sich zu erhalten, der peinlich ordentlich, konstant in seinem Wesen war, in seiner Arbeit nicht gestört sein wollte, dazu ohne Geduld und Sanftmut war, die ebenso unordentliche als unbeständige, dabei launenhafte und empfindliche Gattin zu ertragen oder zu erziehen. Nach 5 Jahren erhielt Helmina von Chezy, welche ihrem Manne 2 Söhne (Wilhelm und Max) geboren hatte, von ihrem Manne unbestimmten Urlaub zur Rückkehr nach Deutschland unter Zusicherung eines Jahrgeldes von 2400 Franken. In Heidelberg schenkte sie bald darauf einem dritten Sohne (Leopold) das Leben, welcher aber im ersten Lebensjahre zu Aschaffenburg verstarb. In den Jahren 1811—15 lebte die Dichterin in Heidelberg, Aschaffenburg, Amorbach und Darmstadt, aber auch zeitweilig in Miltenberg, Erbach, Köln, im Rheingau und in den Niederlanden — ein klares Zeugnis ihrer Unbeständigkeit. In dieser Zeit trat sie mit den Brüdern Boisserée und deren Freunde Bertram, mit der Dichterin Amalie von Helwig, geb. Imhof, in Beziehung. Doch löste sich letztere bald wieder. Andere Beziehungen zu dem Mäcenas und Napoleonanbeter Fürst Primas von Dalberg, zu dem Dichter Horstig auf der Miltenburg und anderen hinterließen in dem bewegten Leben, welches Helmina und ihre Söhne in der bewegten Zeit führen mußten und führten, mehr angenehme, als gegenteilige Erinnerungen. Das Haus, in welchem die Not ebenso häufig, als vornehme Gäste einkehrten, blieb fast ebenso oft leer, als es bewohnt wurde, weil die Dichterin irgend einen Ausflug, momentanen Eingebungen folgend, unternahm und von demselben tage-, wochen-, ja mondelang zurückgehalten wurde. So lernte sie in Aachen auch Max von Schenkendorf kennen, welcher dort Heilung für seine gelähmte Hand suchte. Im Jahre 1815, als Napoleon den letzten Versuch machte, seinen alten Glanz wieder herzustellen, verließ Helmina von Chezy Heidelberg, um die Spitäler in den Niederlanden zu besuchen. Ihre Kinder reisten mit. Nach längerem Aufenthalte in Namur, der sie in die schlimmsten Zerwürfnisse mit allen Lazarethbehörden

*) Chezy hatte seit der französischen Revolution, welche ihm das Stammgut raubte, auch den Adel an den Nagel gehängt; Helmina aber, welche auf diese Vorsilbe größeren Wert legte, bestimmte ihn nur dahin, in amtlichen Schriftstücken den Adel aufrecht zu erhalten; ihr Sohn Wilhelm folgte dem Vater in Anschauung und Praxis nach.

brachte, goß sie selbst durch einen Brief an General von Gneisenau Öl ins Feuer, das sie entzündet hatte. Den Brief vertraulichen Charakters, der voller Klagen über die Mißstände in den Lazarethen war, hatte der General an; seinen Untergebenen, General v. Zastrow gesandt, um für die Klagen nach Kräften Abhülfe zu erlangen; Zastrow aber sandte den Brief an — die Staatsanwaltschaft. Anfänglich gewillt, an dem Gerichtstermin sich zu stellen, zog sie doch spätere unliebsame Erfahrungen insofern zu rate, als sie die weite Reise nach Berlin nicht scheute, um in der höchsten Instanz das Recht sich zu verschaffen, welches die untere ihr zu verweigern schien und später verweigerte, indem sie die Dichterin, die mit ihrem Königsbriefe — einem eigenhändigen Schreiben Friedrich Wilhelm III., welches ihr den Zutritt in die Lazarethe öffnen sollte — als einem Passe nach Berlin reiste, verurteilte und steckbrieflich verfolgte. In Berlin nahm sich ihrer Kammergerichtsrat Eduard Hitzig an, aber auch Wilh. Müller (Dessau), Graf Georg von Blankensee und andere jüngere Dichter traten ihr nahe, das Kammergericht sprach sie frei und restituierte ihre angefochtene Ehre in dem veröffentlichten Erkenntnisse (vergl. die „Zeiten“ von Voß, 3. Quartal 1817); doch wurde sie des Aufenthaltes in Berlin müde, und so wanderte sie mit ihren Söhnen nach Dresden, wo sie vom Herbste 1817 an ganze 6 Jahre es aushielt, natürlich, da sie sich kleinere Reisen nie versagte. Dort traf Helmine alte Bekannte, den Dichter Grafen Otto von Loeben, die Malerin Therese von Winckel, und neue Bekannte: den Dichter Ernst Otto von der Malsburg, mit dem sie Calderonsche Dramen übersetzte, Theodor Hell (Winkler) und Friedrich Kind, die Herausgeber der Abendzeitung, den Hofrat Böttiger, den Grafen Friedrich von Kalckreuth, Luise Brachmann, die später so unglücklich geendet hat, Gerhard von Kügelgen, welcher in jenen Jahren in der Nähe Dresdens einem Raubmorde zum Opfer fiel, Ludwig Tieck, Karl Maria von Weber, welchem sie den Text zur Oper Euryanthe schrieb, u. a. Darauf zog sie 1823 um ihres kranken zweiten Sohnes Max willen nach Baden bei Wien, wo sie mit sämtlichen östreichischen Dichtern und Gelehrten jener Zeit in eine mehr oder weniger lebhafte Verbindung trat. In den folgenden Jahren besuchte sie verschiedene Soolbäder im Lande ob der Enns, ließ sich dann im Salzkammergute zu längerem Aufenthalte nieder, immer noch von ihren Söhnen begleitet. Die große Not der Landbevölkerung veranlaßte sie, wieder selbst einzugreifen, und auf ihre schriftliche Bitte hin gewährte die Kaiserin Auguste Charlotte eine ansehnliche Geldsumme und nachmals Darlehen in Flachs, welches sich später selbst verzinsen sollte. Aber Helminens Hand war nicht die geeignete, sie verdarb vieles und brachte sich selbst in ähnliche Mißhelligkeiten mit den Behörden, wie die in der Rheinprovinz von ihr herbeigerufenen. Doch gelang es ihr hier leichter, durch Audienzen in Wien ihre lobenswerten Absichten dem Hofe und selbst Metternich darzulegen, und so glättete sich der vom Sturm bedrohte See ihres Lebens

wieder. Ihre Söhne hatten sich inzwischen von ihrer Mutter getrennt; der eine, ältere, hatte sich die litterarische Laufbahn erwählt; Max war Maler geworden. Im Jahre 1830 zog sie nach München, um sich mit ihrem ältesten Sohne zu vereinigen; 1832 erhielt sie die Nachricht, daß ihr Mann in Paris an der Cholera gestorben sei. Sie eilte dorthin, um ihre persönlichen Verhältnisse zu ordnen, fand aber alles ungünstig, sowohl die Pensionsverhältnisse, als den litterarischen Nachlaß des Verstorbenen. Und nun kehrte sie nach Deutschland zurück und ließ sich zum zweiten Male in Heidelberg nieder, später aber (seit 1854) nahm sie ihren Aufenthalt in Genf. Ihr Leben wurde immer mehr eine ununterbrochene Kette von Entbehrungen, Kränkungen und schmerzlichen Trübsalen (tief beugte sie der Tod ihres hoffnungsvollen, reichbegabten jüngsten Sohnes Max im Dezember 1846). Zuletzt wurde sie von der Schillerstiftung unterstützt, und doch umdüsterte sich ihr Leben von Tag zu Tage. Ihr Sohn Wilhelm war ihr als Katholik und auch sonst fremd geworden, ihr Augenlicht erlosch fast gänzlich, und am 30. Jan. (nach andern am 26. Febr.) 1856 verschied sie endlich an Entkräftung.

Helmina von Chezy ist eine reichbegabte Dichterin, lebhaften, sprühenden Geistes, voll Witzes und Lebens, voll Aufopferungsfähigkeit und Hingebung und doch wieder mit einer Menge von Fehlern behaftet, welche ihr häusliches Glück untergruben, die engsten Bande der Freundschaft und des Blutes zerrissen, sie in Dinge sich mischen ließen, die sie nichts angiengen und die sie nicht verstand, um Schäden sich kümmern ließ, die sie am wenigsten zu heilen vermochte, Mißverständnisse säete, wo sie es gut meinte, sich zahlreiche Feinde schuf und die Freunde abstieß, und diese große Anzahl von Fehlern, als Unordnung, Unbeständigkeit, Empfindlichkeit, rücksichtslose Offenheit, Nonchalance, Veränderungssucht u. a. hat ihr Leben verbittert, und bei durchaus untadelhaftem Wandel hat sie den Schein einer Abenteurerin nicht vermieden, ja nicht einmal vermeiden wollen.

Und doch war ihre Poesie eine durchaus ernste und reine, immer mehr von den ethischsten, religiösen Gefühlen durchhauchte; ihre Neigung zum Drama und zur Oper fand trotz Karl Maria von Webers einmaliger Mitwirkung keinen durchschlagenden Erfolg; mehr Ruhm errang sie in ihrer Zeit durch ihre Romane, am meisten Lob verdienen wohl ihre lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen, namentlich der späteren Zeit, unter denen auch Legenden und Romanzen sich finden.

Unter den lyrischen Dichtungen sprechen freilich die ältesten Sammlungen am wenigsten an. So nicht besonders die „Gedichte der Enkelin der Karschin“, (obgleich um derselben willen so ziemlich alle deutschen Fürstenhöfe und Adelshäuser zur Subskription aufgefordert worden sind), und noch weniger „Die Blumen in die Lorbeern von Deutschlands Rettern“, weit mehr aber „Die Herzenstöne auf Pilgerwegen.*)

*) Noch muß jenes Werkes ihres Sohnes Wilhelm, der sich auch als Dramatiker,

Werke: 1. Dichtungen: *Gedichte der Enkelin der Karschin. 2 Bde. Aschaffenburg 1812. — *Blumen in die Lorbeern von Deutschlands Rettern. Heidelberg 1813. — Altschottische Romanzen, treu nach dem Original herausgegeben (gemeinschaftlich mit Wilh. Müller.) und übersetzt. Berlin 1818. — Euryanthe. Große romantische Oper in 3 Aufz. (Musik von K. M. v. Weber). Wien 1824. — Der Wunderquell. Eine dramatische Kleinigkeit in 1 Akt. 1824. Wien. — Rosamunde. Drama. (Musik von Franz Schubert) 1823. (in Wien und München gegeben.) — Emma und Eginhard, Spiel mit Gesang (Musik von Frhr. Hettersdorf) in Urania für 1816. — Die Silberlocke im Briefe. Schauspiel von Calderon. (Urania 1817.) — Die drei weißen Rosen. Rittergedicht (Urania für 1821.) — Herzenstöne auf Pilgerwegen. (Gedichte) Sulzbach 1833. —

2. Romane und Novellen: Französische Miscellen; 32 Hefte in 18 Bd. Stuttgart und Tübingen 1803—1806 (diese Ztschr. war die Vorläuferin des 1807 begründeten Morgenblattes.) — Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe. Leipz. 1804. (Vgl. Fr. Schlegels: Romantische Dichtungen des Mittelalters 2. Bd.) — Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin, zur Unterstützung verwundeter Vaterlandsverteidiger. 2. Bd. Heidelberg 1817. — Emmas Prüfungen. Eine Geschichte. Ebd. 1817. — Aurikeln, eine Blumengabe von deutschen Händen (mit Selbstbiographie) 1818. Berlin. — Erzählungen und Novellen 2 Bd. Leipzig 1820. — *Stundenblumen. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. 4 Bd. 1824—27. Wien. — Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens, von ihm selbst erzählt. Zum Besten armer Spinnerinnen im österreichischen Gebirge. Wien 1828. — Der glückliche Köhler. Spanische Novelle (Urania für 1820.)

3. Vermischtes: Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin, verheiratete von Klencke. Ein Denkmal kindlicher Liebe von Helmina. 1805. Frkf. a. M. — Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I. 2 Bde. Paris 1806. — Gemälde von Heidelberg. Ein Wegweiser für Reisende. Heidelb. 1817. — Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen; hsg. von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen (mit Fanny Tarnow.) Chemnitz, 1820. 2 Bde. Norika. Handbuch für Reisende und Alpenwandrer nach Österreich ob der Enns, dem Salzkammergut u. s. w. München 1833. —

Proben aus Helmina von Chézys Dichtungen:

1. Klage.

[Gedichte der Enkelin der Karschin. Aschaffenburg. 1812. S. 51.]

Einsam saß ich oft in Thränen,
Bang und stumm, mit trübem Sinn.
Ohne Hoffnung, ohne Sehnen,
Blickt' ich starr ins Weite hin.

Himmelslichter, Blumen-Auen,
Glänzten, blühten, nicht für mich —
Hin war Glauben und Vertrauen,
Und kein Stern schien mild auf mich.

Romanschriftsteller und Kunst-Archäologe einen ehrenvollen Namen erworben hat, hier gedacht werden: Helmina und ihre Söhne. Es soll kein Denkmal der Pietät sein, und es ist auch entfernt nicht ein solches, vielmehr zeigt der Verf. ein ebenso deutliches Bestreben, objektiv und gerecht gegen seine Mutter zu sein, als er auf jeder Seite die innere Entfremdung bezeugt, welche zwischen der zärtlichen aber thörichten Mutter und ihm, dem in die katholische Lehrauffassung sich nach und nach immer mehr einlebenden, verschlossenen Sohne zu einer täglich größeren Kluft wird. An dem schweren Lebensgange der Mutter tragen auch die Söhne ein beträchtliches Maß der Schuld. Im übrigen aber sind diese Aufzeichnungen Wilh. Chezys von außerordentlichem Interesse; ein klares Spiegelbild der litterarisch anregenden und angeregten Welt in den drei ersten Dezennien dieses Jahrhunderts bieten diese Erinnerungen; ein scharfer Beobachter mit treuem Gedächtnisse und munterem, geistvollem Griffel schrieb das Buch, welches einen bleibenden Wert haben wird. Wilhelm (von) Chezy ist bereits am 14. März 1865 am Schlagfluß in Wien verstorben.

Labung quoll vom Himmel nieder,
Wieder ward ich noch erquickt,
Bald von finstern Mächten wieder
Tief gebeugt, der Mut geknickt;
Hoffnung stand an Edens Thoren,
Schloß sie auf dem gläub'gen Sinn:
Bald war jede Spur verloren,
Alles stumm, und alles hin!

Schwebend zwischen Lust und Qualen
Bald vom Strahl des Lichts entzückt,
Wieder bald zu finstern Thalen
Hingeschleudert, tief bedrückt,
Wer die Seufzer, die ich hehlte,
Die mein Engel nur verstand,
Wer die heißen Thränen zählte,
Zählte wohl des Meeres Sand.

Wird denn nie die Marter enden?
Wird denn nie die Ruhe blühn?
Mußt ich jede Kraft verschwenden,
Und die Frucht nie lohnend glühn?
Könnt ich nur von Hoffnung lassen,
Alles ist ja tot und hin —
Mut verlassen, Kraft verlassen
Ist Entsagung nur Gewinn!

---

2. Der Tannhäuser.

[Aus: Deutschlands Romanzen- und Balladendichter von Ign. Hub. S. 330.]

Es weht so schaurig, so dumpf und kalt,
Der Tannhäuser reitet im tiefsten Wald;
Wohl pfeifet der Nordwind, wohl rauschet der Fluß,
Vom Felsen stürzet der schäumende Guß.

„O wär' ich doch ferne, im sonnigen Land,
Auf grünem Anger im Purpurgewand,
Da funkeln die Blumen, da leuchtet der Klee,
Da lispeln die Quellen vom seligsten Weh!"

Und siehe, im Felsen, da strahlet ein Thor,
Da schwebet ein zartes Fräulein hervor,
Die funkelt wie Blumen im Silbergewand,
Die beut ihm mit Lächeln die schneeweiße Hand:

„Willkommen, Tannhäuser, so jung und so fein,
O gehe mit mir in die Felsenburg ein!
Mich hat die mächtigste Fürstin gesandt,
Ich soll dich geleiten ins sonnige Land.

So laß ihn denn ferne, den stürmischen Nord,
Und komm in die lieblichen Gauen mit fort,
Da küsset die Liebe, da leuchtet die Lust,
Da ist nur der Seele von Wonne bewußt!"

Der Tannhäuser hört den lockenden Mund,
Im Busen wird heimliches Sehnen ihm kund,
Er schaut in der Augen süßblitzenden Stern,
Läßt trinken sein Leben vom Strahle so gern.

Und hin durch den Felsen da geht er den Gang,
Da murmelt ein Bächlein die Blumen entlang,
Das rauschet dem Lauscher gar traurige Weis':
Kehr' um du, kehr' um du, der Ritter Preis!

Doch Tannhäuser hört nicht die Stimme so mild,
Vielahnendes Sehnen im Busen ihm quillt;
Und tief in der Felsschlucht da dämmert ein Glanz,
Da sieht er Frau Venus im funkelnden Kranz.

Die beut ihm zum Gruße den rosigen Mund,
Der Rosenmund lächelt zu jeder Stund!
Und wie er gesogen sein Düften im Kuß,
Das Herz ihm im Busen stets lechzen muß.

Wohl schwinden die Monden, wohl Jahre vergehn,
Tannhäuser ist nirgend in Deutschland zu sehn;
Vergessen hat er den Kaiser im Land,
Von Mutter und Freunden ist ihm nichts bekannt.

Doch plötzlich, so strahlt in der sünd'gen Ruh
Des Gnadenlichts himmlisches Leuchten ihm zu,
Da ist's ihm, wie Einem, der einsam zu Nacht
Im Kerker von lieblichen Träumen erwacht.

Er kommt zu sich selber, er schaut um sich her,
Er findet den Glanz und die Wonne nicht mehr,
Da ruft er: „O weh mir, was that ich allhie?
Die Ehr' ist verscherzt, Unsel'ger, entflieh!"

Da beut ihm Frau Venus den duftenden Mund:
„Mein Rosenmund lächelt zu jeder Stund',
Mein Auge strahlt hell, wie der Morgenstern —
Was willst du beginnen, bist du mir fern?"

„O laß mich, wohl blitzt dein Auge ein Stern,
Doch blitzet aus ihm die Hölle von fern!
O laß mich, wohl lächelt dein Rosenmund,
Doch Flammen glüh'n rosig, und Schlangen sind bunt!

O laß mich, denn hier wird mein Leben mir krank,
Mir dürstet nach Buße, nach Pein ist mir bang. —
Maria, du Reine, vom himmlischen Thron,
Hilf mir aus der Hölle um deinen Sohn!"

Da ließ ihn Frau Venus, er fande den Steg,
Und nahm als ein Pilger nach Roma den Weg. —
„O heiliger Vater, dich neige mit Huld,
Den reuigen Sünder entbinde der Schuld!“

„Mein Sohn, ist die Gnade wie Sand doch am Meer,
So sprich nur, was bangst du, was quält dich so sehr?“
„Ach, Vater, ich war in dem Berge manch Jahr,
Da waltet Frau Venus mit goldigem Haar!“

„Und warst bei Frau Venus, der Hölle Genoß,
So kamst du von Luzifers Banden nicht los;
Dich rettet kein Ablaß, kein Büßen, kein Mühn,
Noch eh' wird der dürre Stecken hier grün!“

„Und hätt' ich gelebt nur ein Jahr auf der Welt,
Und hätt' ich den Sinn nur auf Buße gestellt:
Mit blutigen Thränen den Marmor erweicht,
Zu Gottes Erbarmen die Wege erreicht!“

So geht denn Tannhäuser vom päpstlichen Thron,
Da lockt ihm die Hölle mit lieblichem Ton:
„Kehr wieder, du Holder, zum blumigen Plan,
Genuß ist das Leben, und Buße ein Wahn!“

„So nimm mich auf ewig, du rosiger Mund,
Thu Leben und Liebe und Wonne mir kund;
Von Himmel und Erde verstoßen zumal
Bleibt mir nur die Hölle, und sonst keine Wahl!“

Da öffnen die Felsen den gähnenden Schlund:
„Von nun an wird dir nicht Rückkehr mehr kund!“
Doch oben der heilige Vater mit Schmerz
Ruft aus: „O wie war doch so herbe mein Herz!

Kann ihm nicht die himmlische Gnade verzeihn,
So muß ich wohl selber ein Sünder ihr sein.“
Da schaut er den Stecken in seiner Hand,
Und siehe, der hat sich zum Blühen gewandt!

Ein Ölzweig ist's, grünend, mit Blättern so licht. —
„O weh' mir, Herr, geh' nicht mit mir in's Gericht!
O könnt ich ihn finden und büßen die Schuld!
Die Wunder ihm künden von Gottes Huld!“

Da sandte der Papst wohl in alle Land',
Vom Tannhäuser wird ihm nirgends bekannt;
Der schmachtet so lange im Felsenschoß,
Am Bächlein, das murmelt: Nun kannst du nicht los.

Erst hast du zu kühnlich dir selber vertraut,
Dann hast du nicht treu auf die Gnade gebaut;
So weile nun hie bis jüngsten Gericht!
Bei Gott ist Erbarmen, bei Menschen nicht!

---

3. St. Johannes und das Würmlein.

[Gedichte der Enkelin der Karschin. I. 1812. S. 15. — *Hub, a. a. O. 330.]
(2. Juni. 1811.)

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Durch Gras und Blumen schritt er hin,
Und schaute drauf mit Liebessinn:
„Wie frisch das blüht um Thal und Höh'n,
O Gott, wie ist die Welt so schön!
Die Fluren lächeln allzumal,
Und alles grünt und quillt im Thal;
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Ein jedes Tierchen freut sich dran,
Wär's noch so schlicht auch angethan;
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt!"

Wie nun der Heil'ge liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Gar klein und schlicht, ohn' alle Zier,
Johannes hält's zertreten schier, —
Da hebt er's auf vom Boden fein
Und setzt es auf ein Blümelein,
Und spricht: „O lebe, lebe nur,
Auch dir blüht ja die Frühlingsflur!"

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt:
Entbrannt von reiner Liebesglut,
Es plötzlich lieblich leuchten thut!
Auch wachsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei stiller Nacht
Als wie ein funkelnder Smaragd,
Dann, einem lichten Sternlein gleich,
Liegt es auf einer Blume weich, —
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglühn!

---

4. Jesus und das Moos.

[Hub, a. a. O. S. 330.]

In tiefer Schlucht, im Waldesschoß,
Entsproßt das falbe, zarte Moos,
Ein Teppich, sanft und weich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosenglut, zu Waldesgrün
Schaut es empor und seufzt: „Solch Blüh'n
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Doch nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht!"

Und sieh! da wallt im Abendschein
Der Gottmensch einsam durch den Hain
Mit blassem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er weiches Moos mit Lust,
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr;
Nun stillt die Glut das Moos.
Da sprach der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt,
In Zartheit ernst und groß!

Welch Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sproßt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild!
Moosröslein wurd' es bald genannt;
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Des ward ihm solcher Lohn.
O Herz, bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon!

---

5. Neujahrsbitte.

[Blütenzweige von Fr. Hammer. Reutlingen. Kocher. 1883. S. 258.]

So gieb uns deinen Frieden,
Du reicher Gott der Huld!
Gieb, daß wir gehn hinieden
Zum Grabe ohne Schuld,
Gieb Liebe sonder Wanken
In deinem Sonnenlicht,
Gieb Demut den Gedanken,
Gieb Lust an jeder Pflicht.

Gieb allem Leid Erquickung,
Das hier die Unschuld weint,
Gieb Hilfe in Bedrückung,
Vertilg des Guten Feind,
Gieb Mut und Kraft zum Leben,
Bis uns der Tod befreit,
Dann laß uns selig schweben
Zur ew'gen Herrlichkeit.

---

6. Im Tod erquickt.

[Ebd. S. 295.]

Ein Blümlein stand in Duftes Wonne
Am Quell in grüner Schattennacht,
Sein hatte wohl die hohe Sonne
In jenem Thale nie gedacht.

Und wie es trug im Kelch die Zähren
Vom Morgentau so still und tief,
Wo aller Glanz noch träumend schlief,
Da seufzts: mich will kein Strahl verklären!

Und wie das Blümlein sinkend hauchet
Den milden Duft ins weite Thal,
Da, fern vom Felsengipfel tauchet
Im Quelle sich der Abendstrahl.

Und aus dem Spiegel lichter Wellen
Schaut Sonne mild das Blümlein an
Und will es selig noch erhellen,
Daß es im Tod sich freuen kann.

O, zittre nicht, verkannt, vergessen,
In deiner Nacht, du trauernd Herz;
Der Qual und Unschuld mag ermessen,
Verklärt im Licht den letzten Schmerz!

Felix Dahn.

[Quellen: *Kurz, H., Geschichte der deutschen Litt. 4. Bd. 1872. S. 33. — *Brümmers Dichterlexikon I. S. 129. — *Bornmüller, Schriftstellerlexikon, S. 160.]

Am 9. Febr. 1834 wurde Ludwig Julius Felix Dahn zu Hamburg geboren. Seine Eltern waren das berühmte Künstlerpaar Friedrich und Constanze Dahn, welche bald nach der Geburt ihres Sohnes am Münchener Hoftheater Stellung fanden, so daß Bayern die Heimat des Dichters Felix Dahn geworden ist. In München wurde Felix Dahn erzogen. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in München, später in Berlin Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz und habilitierte sich im Jahre 1857, nachdem er schon 1855 zum Dr. jur. promoviert war, als Privatdozent in der juristischen Fakultät zu München, erlangte 1862 die Würde eines außerordentlichen Professors an derselben Universität und nahm 1864 einen Ruf als ordentlicher Professor des deutschen Rechts, des Völkerrechts und der Rechtsphilosophie an die Universität Würzburg an. Im Jahre 1870 folgte er in einer Sanitätskolonne vier Wochen dem Hauptquartier des preußischen Kronprinzen, nahm an der Schlacht bei Sedan als Nothelfer der Johanniter teil und wurde 1872 zum ord. Professor der Rechte an der Universität Königsberg ernannt, woselbst er noch heute wirkt.

Dahn hat sich zunächst als Gelehrter einen sehr geachteten Namen erworben. Wir werden weiter unten seine wissenschaftlichen Werke wenigstens namhaft machen. Aber wenn auch in letzteren der Schwerpunkt seines Ruhmes ruht, so hat doch Felix Dahn mannichfache Veranlassung gehabt, auch als Dichter sich auszuzeichnen, und zwar reichen seine poetischen Werke in die Zeit der Blüte des Münchener Dichterkreises zurück, als dessen Haupt wir Emanuel Geibel bezeichnen dürfen.

Unter den Dichtungen nennen wir — nicht der Zeit, sondern der Bedeutung nach — zuerst die Romane, unter denen „Der Kampf um Rom“ (4 Bde. 1876) hinsichtlich der Sprache, Komposition, Erfindungskraft und Charakterzeichnung als eine durchaus großartige Leistung und als eine Zierde unserer Litteratur anerkannt ist. Auch die neuerdings erschienenen Erzählungen: „Kämpfende Herzen“, drei Erzählungen (1878.), und „Odhins Trost“, ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert (1880) fanden eine glänzende Aufnahme*).

In zweite Linie möchten wir die epischen Dichtungen Dahns stellen, und unter diesen besonders zweier etwas eingehender gedenken, weil sie ihrem Inhalte und Grundgedanken nach einer ausführlicheren Besprechung und einer allgemeineren Beachtung wert sind.

Die älteste epische Dichtung Dahns ist: Harald und Theano. (1856). Diese Dichtung war „Friedrich Rückert, dem Menschen und Dichter in lie-

*) Letzterer Roman erlebte im J. 1880 allein 4 Auflagen.

bender Verehrung gewidmet“ und erfreute sich des rückhaltlosen Beifalls des letzteren, welcher die Widmung mit den Worten annahm:

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blüten im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir reichen Ersatz,
Duftige Blumen aus Nord und aus Süd, — Harald und Theano, —
Liebliche Blüte, die noch reichere Früchte verheißt.

Die Insel Cypern ist der Schauplatz dieser Handlung, welche in das 4. christliche Jahrhundert gelegt ist. Das kleine Epos, in welches lyrische Stücke, heidnisch-römische, christliche und germanische Gesänge zum Preise der Gottheit eingewoben sind, besteht aus fünf Gesängen in gereimten Blank-Versen.

Mit einem Gesange zum Preise der Cythere beginnt der erste Gesang. Phalanthos, der üppige Statthalter von Cypern, hält ein wollüstiges Gelage, an welchem die Oberpriesterin der Cythere, Lysania, teilnimmt, welche unter der Bedingung, daß Phalanthos die Verfolgung der Christengemeinde zusagt, die Erlaubnis zum Einbrechen in den Cytheretempel und zum denkbar größten Sinnengenusse in letzterem gibt. Dem Taumel der Lust folgt eine baldige Ernüchterung durch die Nachricht, die Volero der Feldherr selbst bringt, daß er zu Wasser und zu Land von den Barbaren besiegt sei und daß diese schon fast an den Thoren der Stadt seien. Das üppige Fest hat ein Ende. — Unterdessen sind Phalanths Häscher ausgezogen, um die in der Olivengrotte versammelte Christengemeinde aufzuheben, welche unter der Leitung des ernst-frommen, leidensstarken Josephus ihre ernsten Lieder singt. Unter den Betern ist auch Phalanths Schwester, die wunderbar schöne Jungfrau Theano, welche zwischen dem Christentum, zu welchem sie ihr Herz zieht und an welchem der Verstand noch manches auszusetzen hat, und dem ererbten Heidentum noch nicht gewählt hat. Auch heute hat die Unterredung des Josephus mit der Theano noch nicht die letztere völlig überzeugt; da naht Afra, ein indischer Sklave, königlicher Abkunft und in hoffnungsloser Liebe für Theano schwärmend, mit der Nachricht, daß die Häscher nahe seien, alle Christen, auch Theano, gefangen zu nehmen und der heidnischen Volkswut zu opfern. Josephus betet für die nur zum geringen Teile sterbensbereite und fest im Glauben begründete Schar um Hilfe:

Vater, hab Erbarmen
Mit dieser Deiner jungen, frischen Saat:
Laß nicht den Anfang Deines Reichs verderben,
Laß Deinen Knecht die ewge Palme erben,
Doch diese rette, Gott, durch Wunderthat!
Du schlugst den Pharao mit Roß und Wagen —
Du kannst, ich weiß es, diese sicher tragen
Hoch durch die Feinde wie auf Adlerschwingen:
Ich will mit Dir in gläub'gem Beten ringen,
Wie Jakob einst am Flusse Jordan*) nächtig —
Jetzt, Gott der Allmacht, zeige Dich allmächtig!“ —

Theano zweifelt an der Erhörung dieses Gebetes und rät zu mutvoller Abwehr. Aber schmerzvoll tönt es von ihren Lippen:

---

*) Nicht ganz richtig. Der Fluß war der Jabok, ein linker Nebenfluß des Jordan. Vgl. 1. Mos. 32,22.

Und diese Stunde ruft, wie all' mein Leben:
O wo ist Kraft der Handlung, wo ein Mann?

Mit den Worten „Hier ist ein Mann" tritt aus der Grotte ein kriegsgerüsteter Mann hervor, sonnengoldnen reichen Haupthaars, mit einem Bärenfelle umhüllt, eine wuchtige Streitaxt in der Rechten. Es ist ein Sachsenherzog, welcher bis hierher auf seinen Fahrten siegreich vorgedrungen ist, in der Grotte der Mittagsruhe pflegen wollte, den Christengesang gehört hat, der ihn an die Baldurlieder gemahnte, und jetzt zum Schutze der Gemeinde dasteht. Harald stieß dreimal in sein Horn, und von allen Bahnen nahen die schild- und streitaxtbewehrten Sachsen heran, von Hilge und Haco geführt. Haco führt die Christengemeinde auf ein Sachsenschiff, nur Theano entläßt er mit den Häschern zur Stadt. Harald und Theano wissen, daß sie vom Himmel einander bestimmt sind. (2. Gesang.)

Die Germanen haben ihre Schiffe ans Land gezogen und zum Lager benutzt, von allen Seiten bringen sie Beute heran, zertrümmern auch in lebensfrischem Übermut und im Unverstande Kunstwerke aus Marmor, tauchen ins Meer und bringen bunte Muscheln ans Licht. Die Christen sind auf dem Herzogsschiffe, und Josephus, der alte furchtlose Mann, predigt auch hier den Gott des Friedens, bis Hilge, der Held und Sänger, sein Thorlied singt und die Sachsen zu lauter, stolzer Freude mit sich fortreißt. Da springt Harald auf zur raschen That. Er will noch heute die Stadt erobern. Kampfesfroh folgt ihm sein Volk. Volero, der Prätor, und der Legat Cornelius sehen sie nahen. Jener glaubt noch an Roms ewge Jugend, dieser hält Roms Untergang für die gewisse Folge des innerlich faulen, feilen, feigen Römertums und erwartet das Ende mit dem Gleichmut eines Stoikers. Die Römer ziehen sogar vor die Stadt, um auf freiem Felde die Germanen zu bestehen. Trotz der römischen Kriegskunst siegen die mutigen Sachsen; ihre Streitaxt ist unwiderstehlich wie Asathors Hammer Miölnir. Die Sachsen zerbrechen die Kohorten. Volero trifft am Strande auf Harald, der seine Waffen ablegt, mit geballter Faust vorgeht, das Schwert Voleros auffängt, mit der Rechten aber den geharnischten Feldherrn erfaßt und mit all seiner Rüstung ins Meer hinaus schleudert. Das Römerheer zerstiebt. Cornelius stürzt sich in sein eignes Schwert.

Römer und Germanen stürmen gleichzeitig zu der Stadt. Mit den flüchtigen Römern dringen die Sachsen ins Thor, vor allen Harald, der in dem Thorspalt als Keil steht, bis er von Haco unterstützt wird und nun das Thor geöffnet, das Schicksal der Stadt entschieden ist. Die meisten versuchen sich zur Akropolis zu retten. Die Germanen suchen sich Beute und Erquickung und schonen auch die schönsten Häuser nicht — ihre Brandfackel legt sie in Asche. Die Christen aber pflegen die Verwundeten auf dem Schlachtfelde, Feinde und Freunde. (3. Gesang.)

Die Germanen zechen, Harald im Tempel des Ares, in dessen Bild der Herzog Thor erkennt, den er nur falsch bewaffnet meint. So reißt er dem Gottesbilde das Schwert aus der Faust und leiht ihm anstatt seines Hammers Miölnir die eigne Streitaxt. Phalanthus weiß sich keinen Rat auf der Akro-

polis, die Burg kann sich schon aus Mangel an Nahrung nicht halten. Aber Alexander rät ihm durch Theano den Harald hinauf locken zu lassen, angeblich, um die Verlobung mit Theano zu feiern, in Wahrheit, um ihn zu vergiften und dann die führerlosen Sachsen zu überfallen. Theano will selbst ihren Verlobten laden. Sie thut es arglos, und ihre Worte sind volle Beruhigung für Harald, der im Glück der Liebe mehrere Stunden in lieblichster Weise verplaudert. Harald verspricht sich andern Tages waffenlos zum Gastmahl einzustellen. Theano kehrt zurück, ungesehen geleitet von dem guten Afra. (4. Gesang.)

Ergreifend ist die Schilderung des 5. Gesanges, erst der Jubel der Sachsen, als Harald ihnen die Verlobung mit Theano bekannt macht, dann die ernste Warnung Hilges vor Meuchelmord, die durch die Runenstäbe Bestätigung findet. Harald ist sorglos. Die Sachsen wollen derweil unten die Verlobung ihres Feldherrn feiern. So muß denn Hilge, trüber Ahnungen voll, für alle wachen. Theano erkennt jetzt mit Grausen die Hinterlist des Bruders und Alexanders, aber sie ist der teuflischen Bosheit des Bruders gegenüber ohnmächtig. Im Frauensaal wird sie oben eingeschlossen, und er soll unterdessen unten durch Willkommstrunk vergiftet werden. Wie soll Theano helfen? Afra soll den Herzog warnen, aber er kehrt wieder, die treue Seele; er kann nicht hinaus. Alle Ausgänge sind von Alexander geschlossen. Der Giftbecher steht bereit. Und Afra trinkt ihn, seinen Nebenbuhler zu retten, aus Liebe zu Theano! Da erscheint Harald, vermißt Theano, und Phalant erklärt, das sei so Sitte bei den Römern, Frauen dürften am Gastmahl der Männer nicht teilnehmen. Da ertönt der Tuba Ruf aus der Unterstadt. Der Überfall gelang. Jetzt soll auch Haralds Verderben nahn. Allein Harald nippt von dem dargebotenen Becher nur und verlangt dann, daß Phalant auch aus demselben Becher trinke. Das bleiche Antlitz des Angeredeten sagt ihm genug; nun hört er seiner Krieger Hüfthorn und Schlachtruf und erkennt den Verrat. Ein zorniger Faustschlag streckt Phalant mit zerborstner Stirn tot zu Boden. Die Tischplatte dient Harald nun als Schild, und so wehrt der Herzog sich gegen die zahllosen Gegner. Und doch gelingt ihm die Befreiung nicht. Die Sachsen erstürmen die Burg und machen alles nieder. Er ruft die Seinen an, sie zerschlagen das feste Thor, welches das Volk von seinem Herzoge trennt, aber als gerade die Seinen an seine Seite getreten sind, hat den Waffenlosen ein griechischer Wurfspieß in den Nacken tödlich getroffen. Doch ein Schmerz wird ihm genommen, der seine Seele am tiefsten traf; Afra stürzt aus dem brennenden Hause und ruft die Deutschen um Hülfe an für die eingeschlossene, treue Theano. Afra stirbt an dem Gifte, welches er aus Liebe zu Theano getrunken hat, Theano wird befreit und kann dem Sterbenden noch den letzten schwersten Dienst erweisen: sie zieht das Eisen aus dem Fleische, des Herzogs Leben fließt dahin. Sie war nicht falsch. Aber ihrer Verzweiflung wehrt der nachgeeilte Josephus, welcher ihr den wahren Christentrost ins Herz gießt. Der Leiche des Bräutigams folgt sie in das Land der Sachsen, Josephus geleitet sie. Ihr Leben soll der Missions-Arbeit im Sachsenlande geweiht sein.

Es ist ein erhebendes Zeugnis für die Kraft des Christentums, das hier aus dem Munde eines Dichters tönt, welcher zwar auch sonst dem Christentume nicht gerade feindlich gegenüber steht, aber doch keineswegs unter die bibelgläubigen Dichter sich wird rechnen lassen wollen.

Seine Stellung zum Dogma der christlichen Kirchen dürfen wir wohl als eine ziemlich freie bezeichnen; an manchen Stellen bricht eine Art pantheistischer Lebensanschauung durch (vgl. Gedichte S. 189.), aber er hat doch auch wieder zahllose echt religiöse und spezifisch theistische, ja christliche Gefühle in seinen lyrischen Dichtungen ausklingen lassen, und schon allein das Lied „Christus" zeigt, daß Felix Dahn, weil er gerecht und wahr sein will, auch nicht ferne vom Geiste Christi ist.

Christus.

(Gedichte. S. 326.)

Und ob der trübe Wahn der trüben Leute,
Du Mann der Mildheit, auf dein schönes Licht
Aus vollen Händen Schutt und Asche dicht
Jahrhunderte hindurch erstickend streute —

Es blieb doch Licht, wie das Erlöschen dräute,
Und von dir lassen kann die Seele nicht,
So wahr dein Name laut aus allem spricht,
Was unsre Vorzeit Schönstes schuf bis heute.

Ich will ein Recht an diesen Kirchenhallen,
An diesen sternenäugigen Madonnen,
Ein Recht an Deiner Abendglocken Schallen: —

Du bist die Quelle, die die Welt durchronnen,
Licht ist Dein Weg, und Lieben ist dein Wallen,
Und es verdorrt, wer läßt von diesem Bronnen.

Eine sehr interessante Dichtung sind auch Die Amalungen. (1876.). Diese Dichtung, Emanuel von Geibel zugeeignet, ist in das Jahr 100 nach Christo und bezüglich des Ortes der Handlung an die gotische und dänische Küste der Ostsee bei Rügen und auf Seeland verlegt, übrigens eine durchaus freie Erfindung. Ein gotisches Königsgeschlecht herrscht an dem Strande der Ostsee, die Amalungen, drei Heldenbrüder, Hermanrich, Yorliff und Fridigern. Der erste, Vater des Alarich und der Gunilde, ist ein ebenso edler Herrscher, als auch der noch jugendliche Fridigern ein wackrer Degen ist, während Yorliff ein falscher, mit Bluthat befleckter Mann, von unsäglichem Ehrgeize erfüllt und nach der Krone Dänemarks, welche der ebenso gerechte als alte Frodi trägt, begierig ist. Um diese Krone zu erlangen, scheut er sich nicht Frodi meuchlings zu ermorden, seines Bruders Kinder und die Burg des Bruders in die Hände der Dänen zu verraten und so die Brüder zu einem Kriege gegen die Dänen zu zwingen, in welchem erstere so lange unterliegen, als ihre Sache durch die Schuld des Kriegsgenossen Yorliff befleckt ist. Diese von Yorliff anfänglich geleugnete Schuld an Frodi's Tode wird aber von der waltenden Gerechtigkeit ans Licht gezogen. Der Priester der Dänen Helgi

zeiht Yorliff der Blutthat; dieser aber will im Zweikampf seine Schuld nachgewiesen haben, während Helgi fordert, daß Yorliff den Dänen zum Opfer an Baldurs Altare ausgeliefert werde. Die Brüder Hermanrich und Fridigern verweigern das letztere, und der Krieg beginnt, aber unter für die Amalungen ungünstigen Auspicien. Hairus, das stets siegbringende Schwert Hermanrichs, ist ins Meer gefallen. Die Goten werden in der Schlacht besiegt und fliehen. Fridigern sucht in der Nacht die Wahlstatt auf und Hermanrich den Yorliff, den er dahin bringt, daß er, falls die Götter das fordern, dem Baldur sich opfern zu wollen erklärt. Fridigern aber hat seines Bruders Kinder gesehen, gesprochen und ihre Befreiung in sichere Aussicht gestellt. Allein diese Befreiung gelingt nicht. Gunilde bleibt an einem Weidenbusche hängen, als sie den Sprung von der Mauer versucht, und damit sie nicht sterbe, ruft Fridigern mit dem Hüfthorn selbst die Dänen herbei, welche die Gefangene in das Gewahrsam zurückbringen und zugleich auch Fridigern umringen und gefangen nehmen. Große Trauer ruft diese neue Botschaft im Gotenlager hervor. Die beiden Brüder bringen ihr Opfer, Hermanrich ist schuldlos, aber Yorliff will zum Zeichen seiner Unschuld dem Baldur einen gefangenen Dänen opfern. Allein ehe er es kann, ist der ganze Hügel blutüberströmt. Yorliff steht auf dem Grabeshügel Frodis, und in dem offenen Sarge schaut man den Toten, aus dessen Herzenswunde Blut strömt. Das ist das Bahrgericht, welches Yorliff des Mordes überführt! Doch der Mörder will nicht nachgeben und spricht nicht nur den Göttern Hohn, sondern überredet auch seinen Heerbann ihm zu folgen. Ihm sei die Dänenkrone von einem Wasserneck geweissagt. Wer mit ihm die Burg der Dänen erstürme, dem verspricht er große Beute zum Lohne. — Er raubt aus dem Sarge die Dänenkrone und den Königsmantel, schmückt sich mit beiden, stürmt, siegt, eilt in Baldurs Tempel und fällt vom Blitz getroffen tot an Baldurs Altar nieder. Die Gefangenen vertreiben sich derweil die Zeit, so gut es gehn will, auch mit einem Rätsel, welches Fridigern den Kindern aufgibt. — Inzwischen hat Hermanrich die Auslieferung der Gefangenen erbeten und sich für den Fall der Gewährung der Bitte zum Abzuge bereit erklärt. Aber Knut und Sven, die Söhne Frodis, sind jetzt übermütig geworden und fordern Abtreten eines großen Teiles des Gotenlandes. Umsonst warnt Helgi vor dem Wege ungerechter Ansprüche. Dann zieht Helgi mit Baldurs Bildnis fort aus der Dänenstadt zum Amalungenheer.

Das Glück wendet sich. Hermanrich findet, wie durch ein Wunder, im Meere sein Schwert Hairus wieder; die Dänenstadt wird erstürmt, Knut fällt von den Streichen Hermanrichs, aber Sven, an allem verzweifelnd, will wenigstens noch die drei Gefangenen umbringen, ehe sein Schicksal sich vollzieht. Zwar werden diese drei gewarnt; zwei will ein Däne retten; die Zeit verstreicht, da keiner gerettet sein will, wenn es nicht alle werden. In diesem Augenblicke der höchsten Not und der nächsten Todesgefahr findet Gunilde des Rätsels Lösung, die Liebe, indem sie sich zuerst der Liebe zu ihrem Ohm Fridigern bewußt wird, der lange schon die minnigliche Maid geliebt

hatte, ohne seine Neigung ihr zu gestehen. Und es findet sich auch noch ein Rettungsweg. Fridigern erschlägt den Sven, befreit sich mit den Seinen. Und der Schluß ist: zu Hermanrich kommen dänische Boten und bieten ihm die Dänenkrone an. So kommt die Krone doch, aber ohne Blutschuld, zu dem Geschlechte der Amalungen.

Allerdings hat diese Erzählung einige ans Märchen erinnernde Züge; dabei hat aber der Dichter seine außerordentliche Gelehrsamkeit nicht minder, als die frisch sprudelnde Phantasie und ein sehr schönes Formtalent bekundet. Die Erzählung veranschaulicht aufs deutlichste die Gerechtigkeit der waltenden Vorsehung, welche den Schuldigen zu finden und zu treffen, die Unschuld aber zu retten und zu belohnen weiß.

Aber die eigentliche Bedeutung Felix Dahns liegt doch auch nicht hier, auch nicht in den schönen Dramen und Operndichtungen, unter denen ich König Roderich und Markgraf Rüdeger von Bechelaren besonders hervorheben möchte, jenes Trauerspiel um des schon oft von den dramatischen Dichtern benutzten Stoffes willen, dies aber um des Interesses willen, welches die Persönlichkeit des unglücklichen Rüdeger schon in dem mittelalterlichen Epos „der Nibelungen Not“ zu erwecken weiß; auch endlich nicht in den lyrischen Dichtungen, so viele derselben von Dahn gedichtet sind und in denen die Liebe, die Freundschaft, die reine Weltfreude in den feurigsten und zartesten, in ernsten und vor Lebenskraft übersprudelnden Tönen besungen wird. Besonders stark ist die Weltlust in einzelnen Liedern der ersten Sammlung ausgeprägt. Da gefällts Dahn so gut auf der Erde, daß er nicht etwa, wie die Jünger des Herrn, Hütten bauen und die Freude festhalten möchte, sondern Gott geradezu bittet, ihm sein Teil an der ewigen Seligkeit in der Form der irdischen Freude vorweg zu genießen zu geben. Die Liebeslieder lassen in ihrer Ordnung und in ihrem Reichtume das innere Leben des Dichters, wenn auch nicht durchschauen, so doch durchscheinen. Ganz besonders schön ist die 2. Abteilung der 2. Sammlung von Gedichten, d. h. die Dichtung: Von zwei Königskinden. Sie trägt als Motto die Strophe des alten Volksliedes:

Es waren zwei Königskinde,
Die hatten einander so lieb:
Sie konnten zusammen nicht kommen, —
Das Wasser war viel zu tief.

Von dieser Sammlung, welche aus zwei Teilen besteht und deren jeder eine reiche Perlenschnur lieblicher Lieder der Liebe ist, hat Felix Dahn die erste Abteilung: „Hohe Wonne“ allein, seine Gattin Therese, geborne Freiin von Droste-Hülshoff, die 2. Abt.: „Mädchenlieder“ zum allergrößten Teile gedichtet. —

Einer besonderen Dichtung gedenke ich noch, welche sich, durch mannichfache Kompositionen unterstützt, eine weitgehende und warme Anerkennung erworben hat: Macte senex imperator. Das Lied, in lateinischer und deutscher Sprache von Dahn gedichtet, besingt in überraschend präzisen Ausdrücken die Geschichte der Jahre 1870 und 71 vom Ausbruch des Krieges bis zum Falle von Paris; man sieht, daß die deutsche Dichtung eine Übersetzung sein

soll, aber sie ist ebenso wohltönend, so ursprünglich und schön, daß der einzelnen Dichtungen Lektüre keinen größeren Genuß gewähren kann, als die Vergleichung des lateinischen und deutschen Textes. Dahn hat an der Schlacht bei Sedan teilgenommen, wie er auch im Macte senex begeistert ausspricht; wir besitzen auch von ihm noch eine in freien Rhythmen odenartig aufgebaute Dichtung: Die Schlacht von Sedan von bewundernswerter Anschaulichkeit und von dichterischer und patriotischer Begeisterung durchglüht.*) Überhaupt gehören die Dichtungen Dahns, welche unter dem Titel Vaterland zusammengefaßt sind (2. Samml. 2. Abt.), zu dem Schönsten, was wir an Zeitgedichten der Neuzeit haben. Sie sind ernst, kräftig, wahr in der Klage, zuversichtlich in der Hoffnung, aber nicht bitter, nicht verletzend, wie so manche andrer Dichter. Es sind keine politischen Lieder, und am wenigsten solcherart, wie sie Goethe meinte und verdammte.

Am höchsten steht nach meinem Dafürhalten Felix Dahn in der Ballade, bzw. in der episch-lyrischen Dichtungsart. Von den Dichtern der Neuzeit hat ihn wohl keiner erreicht, viel weniger übertroffen. Sehr charakteristisch ist das Motto, welches Dahn dem Balladencyklus im 2. Bande der Gedichte vorgesetzt hat; es ist das Wort Goethes: „Der höchste Nutzen der Geschichtsforschung ist die Begeisterung.“ Ja Felix Dahn ist ein sehr fleißiger Geschichtsforscher, namentlich der altnordischen und der altgermanischen, mit der spätrömischen verquickten, Geschichte, und die außerordentlich reichen Züge, welche in jedem edlen Leser Begeisterung hervorrufen müssen, führen Dahns Geist auf die höhere Stufe poetischer Begeisterung. Damit haben wir auch schon zum Lobe der Form genug gesagt. Die Form ist der ebenmäßige Ausdruck der in dem Stoffe zur Erscheinung kommenden Idee.

Felix Dahn gehört der Münchener Dichterschule an, obgleich er längst nach Würzburg und lange schon nach Königsberg verschlagen ist. Der Dichterkreis, in welchem Geibel und Bodenstedt vorangestellt werden müssen, hat bei aller Verschiedenheit der Lebenswege und religiösen Anschauungen (wie könnten größere Gegensätze gedacht werden, als Eman. Geibel und Paul Heyse in letzterer Beziehung!) jedem seinen Stempel aufgedrückt: alle diese Dichter zeichnet Schönheit in der Form und Maßhalten im Urteile aus, zartes Empfinden, vereint mit männlichem Mute und die Abwesenheit aller Bitterkeit und Leidenschaft des Urteils oder der Zerrissenheit des Gemütes.

Werke: 1. Dichtungen: *Harald und Theano. 1855. Berlin. (Herbig). (Jetzt Breitkopf u. Härtel in Lpz.) — Festhymne z. Feier der Gründung Münchens. 1858. München. — *Gedichte. Leipzig 1857, Grunow. — Macte imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. Berlin, Mittler u. Sohn. 1871. — *Die Schlacht von Sedan. Gedicht. Würzburg, Stahel, 1871. — Alma mater! Gedicht zum 400 jähr. Jubiläum der Hochschule München. 1. Aug. 1872. Lateinisch und deutsch. München 1872. — *Gedichte. 2. Sammlung. 1. u. 2. Abt. Stuttgart, Cotta. 1873. — 3. Aufl. Brtkpf. u. H. Leipz. 1883. — *Zwölf Balladen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1875. — *König Roderich. Trauersp. in 5 Aufz. Leipzig, Hartknoch. 1875. — 2. durchges. u. veränd. Aufl. Lpz. 1876. Brtkpf. u. H. — Markgraf Rüdiger v. Bechelaren.

*) Neu abgedruckt in den Gedichten von F. Dahn. 2. Samml. 3. durchgesehene und verb. Aufl. 1883.

Trauersp. in 5 Aufz. Lpz, Brtkpf. u. Härtel. 1875. — Deutsche Treue. Vaterländ. Schauspiel in 5 Aufz. Ebd. 1875. — *Die Amalungen. Ein Gedicht. Leipz. Ebd. 1876. — Die Staatskunst der Frauen. Lustspiel in 3 Aufz. Lpz. Ebd. 1877. — *Balladen und Lieder. Ebd. 1878. — Sühne. Schausp. in 5 Aufz. Ebd. 1879. — Armin. Operndichtung in 4 Aufz. Musik von Heinr. Hofmann. Ebd. 1880. — Der Fremdling. Operndichtung in 4 Aufz. Ebd. 1880. — Harald und Theano. Operndichtung in 4 Aufz. Ebd. 1880. — Der Schmidt von Gretna-Green. Operndichtung in 3. Aufz. Ebd. 1880. — Skalden-Kunst. Schauspiel in 3 Aufz. Ebd. 1882. — Der Kurier nach Paris. Lustspiel in 5 Aufz. Ebd. 1883. —

2. Erzählungen. Sind Götter? Die Halfred-Sigskaldsage. Eine moral. Erzählung aus dem 10. Jahrh. Stuttgart, Cotta. 1874. — 2. durchges. Aufl. Lpz. Brtkpf. u. H. 1878. — 4. Aufl. 1882. — Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 1.—3. Bd. Leipz. Breitkopf und Härtel. 1876. 4. Bd. 1876. — 8. Aufl. Ebd. 1882. — 9. Aufl. 1883. — Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen mit dem Porträt des Verf. Berlin. 1878. Janke. — Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 1. Reihe. Berlin. 1879. Janke. — 2. Reihe 1880. Ebd. — 3. Reihe 1882. Ebd. — 4. Reihe 1. Schicht 1882. Ebd. — 2. Schicht. 1883. Ebd. (Philosoph. Studien.) — Odhins Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrh. 1.—4. Aufl. Leipz. Breitkopf und Härtel. 1880. — Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 1. Bd. Felicitas. Histor. Roman. Lpz. 1882. Breitkopf. u. H.

3. Vermischtes: Entgegnung auf die Schrift: Das anthropologische System der Philosophie von C. Prantl. München 1852. — Über die Wirkung der Klagverjährung bei Obligationen. Ebd 1855. — Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile. München 1857. — Die Könige der Germanen. 1. u. 2. Abt. München 1861. 3. 4. Abt. Würzburg 1866. 5. Abt. 1870. 6. Abt. 1871. — Prokopius von Cäsarea. Berlin 1865. — Das Kriegsrecht. Würzburg 1870. — Westgotische Studien. Entstehungsgeschichte, Privatrecht, Strafrecht, Civil- und Straf-Prozeß und Gesamtkritik der Lex Visigotorum. 1874. Würzburg. — Handelsrechtliche Vorträge. 1875. Breitkopf u. H. — Deutsches Rechtsbuch. Ein Spiegel des heutigen bürgerlichen Rechts in Deutschland. Nördlingen 1877. ff. Beck. 5 Lieff. — Langobardische Studien. 1. Paulus Diakonus. 1. Abt. Des Paulus Diakonus Leben und Schriften. Leipz. 1876. Breitkopf u. H. — Fehdegang und Rechtsgang der Germanen. Berlin 1877. Habel. — Deutsches Privatrecht. Grundriß. 1. Abt. Privatrecht und Lehenrecht. Lpz. Breitkopf u. H. 1878. — Die Vernunft im Recht. Grundlagen der Rechtsphilosophie. Berlin 1879. Janke. — Die Alemannenschlacht bei Straßburg. Braunschw., Hestermann 1880. — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1880. Grote.

Proben aus Felix Dahns Dichtungen:

1. Allem, was da Lust auf Erden bringt.*)

[Gedichte von Felix Dahn. 1. Sammlung, Leipzig. Breitkopf und Härtel. S. 146.]

Allem, was da Lust auf Erden bringt, ist ein Leiden angehänget:
Das kühle Wasser, das verschlingt, das warme Feuer senget,
Gelehrsamkeit hat sauern Schweiß und Kriegsruhm blut'gen Kummer,
Und Ehre hat mehr Neid als Preis und Reichtum keinen Schlummer.

Die Schönheit, die hat Eitelkeit und Frömmigkeit hat Stumpfheit,**)

*) Unter dem Titel: Schlichte Weisen hat Felix Dahn, angeregt durch das alphabetische Verzeichnis alter Volkslieder im Anzeiger des germanischen Museums (Nr. 2 ff. 1853), eine Reihe von Liedern im Anschluß an die Liedanfänge gedichtet.

**) Ein etwas starker Ausdruck für die den Frommen zugeschriebene Thatenlosigkeit, welche wohl als die Folge ihrer Ergebung aufgefaßt wird.

Gesellschaft hat Zerfahrenheit und Einsamkeit hat Dumpfheit:
Nur wer die rechte Minne kennt, der hat, was er lobsinget,
Der hat ein Feuer, das nicht brennt, ein Wasser, das nicht schlinget,
Der hat ein' Rose dornenlos, ein Licht ohn' alles Dunkel,
Der hat im düstern Erdenschoß den leuchtenden Karfunkel.

---

2. Und käm zu mir das schönste Weib, das je geblüht auf Erden.

[Ebend. S. 178.]

Und käm zu mir das schönste Weib, das je geblüht auf Erden,
Und spräch: mein wonniglicher Leib, er soll Dein eigen werden,
Doch singen darfst Du fürder nie, das Lied mußt Du verschwören: —
Ich sagte: Du Vielschöne, flieh, Du sollst mich nicht bethören.

Und stieg von seinem hohen Thron der König selber nieder
Und riefe: Nimm die reiche Kron', doch, lasse Deine Lieder —
Ich sagt': Herr König, tausend Heil! Bleib Du da oben thronen,
Die frohe Kunst ist mir nicht feil um tausend goldne Kronen.

Und läßt mich Gott zum Himmel ein, trotz aller meiner Mängel,
Und sagt: hier mußt Du stille sein, hier singen nur die Engel —
Ich sagte: lieber Gott, laß mich auf Deiner schönen Erden,
Denn ohne Lieder könnte ich auch droben froh nicht werden.

---

3. An die Verräter der Form in der Dichtung.

[Ebend. S. 188.]

Beruft euch nur auf eure innre Glut und Schöpferkraft, die sich nicht fassen kann:
Der Muse Herd brennt nicht in Lavawut und wo die Schönheit kommt, geht Maß voran.
Ihr wollt der Brandung Gischt, wie er im Tanz der Wellen funkelt als ein flücht'ger Dunst,
Ich aber will den Regenbogenglanz, der in den ew'gen Perlen strahlt der Kunst.

---

4. Drusus.*)

[Ebend. S. 229.]

Drusus sah, der Römerheros,
Ruhmgekrönt in zwanzig Siegen,
Glänzend durch die dunkeln Wälder
Seine goldnen Adler fliegen;

*) Stiefsohn des Augustus, Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius, gest. 9. v. Chr. Denselben Stoff hat auch Simrock behandelt.

Mitten im bezwungnen Lande
Lag sein wallgeschirmtes Lager,
Wie der Knoten all' der Bande,
Die umstricken die Provinzen.
Schamrot deutsche Männer schau'n
In das Antlitz ihrer Frau'n. —
An dem grünen Weserufer
Rauschen ernst und doch gelinde,
Rauschen recht nach deutscher Weise
Eichen in dem Abendwinde.
Sieh', in Gold und Purpur schreitet
Da ein Mann mit Schwert und Scepter,
Und so fern die Flur sich weitet,
Wirft sein flammend Römerauge
Ein gebietend Siegerdrohn, —
Drusus ist's, der Kaisersohn.

In der eignen Kraft Bewußtsein,
Im Gefühl von Roma's Hoheit
Spricht er: „Zittre, schnöde Wildnis,
Letzte Zuflucht trotz'ger Rohheit;
Deine Wälder will ich lichten,
Deine Felsen will ich brechen,
Deinen Freiheitsstolz vernichten,
Und, gezwängt in Damm und Brücken,
Spiegle der bezwungene Strom
Deine Herrschaft, ew'ges Rom." —
Horch, da rauscht es in den Fluten,
Horch, da braust es in den Zweigen,
Aus dem Strome sieht der Römer
Eine Riesenjungfrau steigen,
Grünend durch die gelben Haare
Windet sich der feuchte Schilfkranz,
Riesig ragt die Wunderbare
In die Nacht voll bleichen Mondglanz,
Bebend lauscht der Königssohn
Der gewalt'gen Stimme Drohn:
„Drusus, Drusus, kehre heimwärts,
Fliehe, nimmersatter Streiter!
Bis hierher führt Dich Dein Schicksal,
Doch es führt Dich nimmer weiter:
Ich beschütze meine Gauen!
Aber einstens aus der Tiber
Tauchen keine Götterfrauen,
Also auch zur Flucht zu scheuchen
Von dem siegentkrönten Rom
Meiner deutschen Söhne Strom."
Und das Weib versinket wieder,
Finster dräuend mit der Rechten,
Und es bebt der Imperator
Den erzürnten Schicksalsmächten,
Bleich, entsetzt stürzt er in's Lager,
Rückwärts führt er seine Adler,
Und der große Schlachtenschlager,
Tot lag er am dritten Tage,
Und es sah kein Römerheer
Je die Weserufer mehr.

---

5. Der schwedische Trompeter.

[Ebend. S. 235.]

Was klingt so hell und heiter zu Librach auf der Au?
Das ist ein Schwedenreiter mit der Schärpe gelb und blau,
Das war ein frommer Beter, ein tapfrer Degen auch
Der wackere Trompeter — das war so Schwedenbrauch;[1])
Zum Rheingraf soll er's tragen von des Königs eigner Hand,
Wie sie den Tilly schlagen, der Magdeburg verbrannt.

---

[1]) d. h. fromm und tapfer zugleich.

Er zieht auf schlimmer Reise und doch, dem Feind zum Spott,
Bläst er die kühne Weise: Eine feste Burg ist Gott!
Er bläst so laut und helle, es schallt den Wald entlang,
Es klingt so scharf und schnelle wie Schwertschlag jeder Klang —
Laß ab, du guter Reiter, zieh' heimwärts rasch und stumm,
O reit' und blas' nicht weiter, denn Feinde sind ringsum.

Deine Botschaft ist verraten dem Grafen Isolan,*)
Es lüstet die Kroaten nach König Gustav's Plan;
Du lockst mit deinen Klängen die Feinde selbst herbei —
Sechs aus dem Walde sprengen und von jeder Flanke drei,
Von links und rechts sie traben heran mit Hurrah jetzt,
Und vorn der breite Graben — kein Roß darüber setzt.

Er richt't sich auf im Bügel, er blickt um sich mit Zorn,
Er giebt dem Roß die Zügel, er giebt dem Roß den Sporn,
„Greif' aus, mein Rapp, mit Springen, jetzt gilt es scharfen Trott,
Wenn Gott will, kann's gelingen — eine feste Burg ist Gott!"
Und mit verhängtem Zügel zum Graben geht's im Flug.
„Glaubst du, dein Rapp' hat Flügel? lacht der Kroaten Zug.

Dicht hinterher sie brausen mit Schießen und mit Schrei'n —
Hei! wie die Kugeln sausen und die Rosse hinterdrein;
Nun bis zur Sattelkappe im Sprung den Kopf er biegt,
Und hui! der treue Rappe hoch über den Graben fliegt.
Die Kroaten halten am Rande, sie fluchen ob der Schmach,
S'ist eine kecke Bande — doch keiner thuts ihm nach.

Doch er ritt drüben weiter, im Schritt, dem Feind zum Spott,
Und fromm blies er und heiter: „Eine feste Burg ist Gott!"

---

6. Kindlichkeit.

[Ebend. S. 306.]

O wahre Dir des Kindes weichen Sinn
Im schwülen Drang des harten Männerlebens.
Sei mild in Deiner Kraft — Du kämpfst vergebens,
Ist nicht der Friede Deines Kampfs Gewinn,

Der Friede, der da harmlos gern vertraut,
Ob oft enttäuscht, auf jeden Gruß der Freude,
Auf des Bewußtseins ewig Felsgebäude
Die Schwebegärten grüner Hoffnung baut.**)

---

*) Isolani spielt auch in Schillers Wallenstein eine wenig rühmliche Rolle.
**) Man denkt an die hängenden Gärten der Semiramis.

Es ist des Kindes schönste Kunst, zugleich
Mit einem Blick zu lächeln und zu weinen —
Wer Manneserust und Kindlichkeit mag einen,
Des ist das Erden- und das Himmelreich!

7. Spielende Kinder.

[Ebend. S. 310.]

Gönne den Kindern das Spiel! Nichts Schöneres können sie lernen!
— „Wie? Nicht, daß sie dereinst leben und wandeln wie wir?"
Nun, und was dann, mein Freund? Dann spielen sie eben auf's neue,
Nur ein klein weniger froh, nur ein klein weniger rein.
Wenn sie sich müde gespielt, umfängt sie erquickender Schlummer,
Wenn wir uns müde gelebt, reißt uns von hinnen der Tod.
Gott im Himmel erblickt doch hier unten nur spielende Kinder,
Kleine, die spielen aus Scherz, Große, die spielen aus Ernst,
Kleine, die spielen bewußt, und Große, die wähnen zu handeln,
Welcherlei Spiel erfreut höher den schauenden Gott?*)

8. Nausikaa.**)

[12. Balladen von Felix Dahn. Lpz. Breitkopf u. Härtel. 1875. S. 3.]

Rasch entschwebt, mit weißem Flügel,
Fern ein Schiff gen Ithaka:
Hoch von steilem Felsen-Hügel
Schaut in's Meer Nausikaa.

Weißen Arm mit goldner Spange
Drückt sie vor das edle Haupt,
Und sie späht noch, als schon lange
Mann und Boot dem Blick geraubt.

„Aphrodite! — ruft sie — sage,
Was verbrach ich, welche Schuld?
Glücklich glitten meine Tage
In der greisen Eltern Huld,

Und man rühmte, Freude glänze,
Wo Nausikaa erschien: —
Was verbrachen meine Kränze?
Göttin, weshalb sandt'st du — — ihn?

Ihn, der, einem Gott vergleichbar,
Plötzlich vor mein Auge schritt! —
Dort enteilt er, unerreichbar,
Ach, und meine Seele mit!

Noch war an den Felsenstufen
Nicht verhallt der Klage Ton —
Vor ihr, die sie angerufen,
Stand der Liebe Göttin schon.

„Rache soll den Schmerz dir lösen,
Tröste dich, mein wundes Reh.
Tod und Unheil drohn dem bösen
Gatten der Penelope.

*) Dies Epigramm (in Distichen gedichtet) hat seine, aber nur eine beschränkte Wahrheit. Dem Kinde ist sein Spiel Ernst; in den Augen der Erwachsenen ist es Spiel; unsere Lebensarbeit erscheint uns Ernst zu sein im Streben und Kampf, in Gottes Augen ist sie zumeist — kindisch, aber weniger schuldlos und glücklich.

**) Nausikaa ist die liebliche Tochter des Phäakenkönigs Alkinous, welcher den Odysseus auf der Rückfahrt nach Ithaka gastfreundlich aufnimmt und reich beschenkt entläßt. Über Odysseus, Aphrodite, Penelope und Poseidon giebt jede Mythologie und Sagengeschichte Aufschluß.

Denn Poseidon schwur Verderben
Dem gewalt'gen Mann noch heut',
Wenn statt seiner nicht zu sterben
Sich ein freies Opfer beut.

Und ich fliege, das zu melden
An Penelope sofort —
Ha, verwitwet trägt den Helden
Dann der Kiel zum Heimat-Port."

Doch die Jungfrau, qual-entkettet,
Sprang empor: „So sei's gethan!
Dank dir, Göttin! Ja, gerettet
Ist das Herz, dem Götter nahn."

Kaum entfloh das Wort der Lippe —
Schimmernd, wie ein weißer Schwan,
Flog die Jungfrau von der Klippe: —
Hoch schlug auf der Ocean.*)

9. Die drei Schwestern.

[Ebend. S. 19.]

Im Schloß zu Montfort bangen Schwestern drei,
Ob König Richard noch im Leben sei.
Oft sprach er zu: — gleich schön die Fräulein waren
In schwarzen, braunen und in goldnen Haaren.

Man wußte nicht, für welche schlug sein Herz:
„Er weiß es selbst nicht!" neckte Blondels[1]) Scherz.
Doch jede liebet ihn, den Wundervollen:
Er nahm das Kreuz: — seither ist er verschollen.[2])

Die Schwestern harr'n. — Da tritt nach Tag und Jahr
In ihre Kemenat[3]) ein Pilgerpaar:
Der lange Bart, der Muschelhut beweisen,
Der Jordanstab der Pilger fromme Reisen.

„Euch edlen Fräulein künden wir nun Leid:
Gebunden liegt der Stolz der Christenheit:
In Triefels Burg, in schweren Eisenspangen,
Für's Leben[4]) liegt der Löwenherz gefangen!"

Da strich die erste, Gräfin Eleanor,
Die stolzen schwarzen Braun gemach empor:
„Ich schwankte lang, wen der Rivalen wählen: —
Nun werd' ich Frankreichs König mich vermählen."

In Thränen sprach die zweite, Gräfin Maud:
„Und ist der edle Mann lebendig tot,
Will ich mein langes braunes Haar verschneiden
Und bis ich sterbe mich als Nonne kleiden."

*) Nausikaa opfert sich zu Gunsten des Geliebten, damit dessen Rückkehr zu dem harrenden rechtmäßigen Weibe nicht unmöglich werde.

1) Richard Löwenherz' Minstrel und treuer Freund. —

2) Richard Löwenherz saß in Deutschland gefangen. —

3) Das Frauengemach. — 4) lebenslänglich.

Die jüngste Schwester aber sprach kein Wort: —
Stumm stand sie auf: zur Thür schritt sie sofort:
Da sank sie fast: der Herzschlag blieb ihr stocken:
Gen Himmel schüttelt sie die gelben Locken.

Der größre Pilger sprach: „Wo wollt ihr hin?"
„Zu ihm! Zu ihm!" — Wie, was kömmt euch zu Sinn?
„Ich lieb' ihn und ich will so lange flehen,
Bis Eines von zwei Dingen ist geschehen:

Die Freiheit ihm — wenn nicht — mir selbst der Tod!"
Da küßt der Pilger ihr die Lippen rot:
„Gut war dein Rat, Freund Blondel, kluger Sänger!
Du herrlich Kind, nein, zweifle mir nicht länger.

Gefangen war ich — doch nun bin ich frei,
Auf daß ich ewig dir zu eigen sei.
Dein Herz ist wie dein Haar, von lautrem Golde,
„Ich liebe dich, du süß Geschöpf, Isolde!"

---

10. Bei Sedan.

[Ebd. S. 65.]

I.

Bei Bazeilles, bei Balan hin und her,
Wie rangen doch meine Bayern schwer!

Da traf ich am Graben, im Schützen-Kampf, —
— Kaum sah man die Brücke vor grauem Dampf —

Am zerschoss'nen Zaun, von dem Park nicht weit,
Den Hauptmann, den Freund aus der Jugendzeit!

„Freund Felix, du hast dein altes Glück!
Heut' schaust du des Krieges schönstes Stück!

Die Sachsen, so heißt es, sind schon ganz nah:—
— Avancieren, Hornist! — und die Garden sind da!

Wir fangen sie, hoff' ich, auf Einen Schlag:
Das wird meines Lebens schönster Tag."

II.

Zwei Stunden darauf, da brachten sie
Mir sterbend den Hauptmann nach Donchéry.

„Ist's wahr, Freund?" frug er mit mattem Ton.
„Ja! — gefangen der Kaiser und Mac Mahon,

Und das ganze Heer — hunderttausend Mann!"
„Ich sterbe, — grüß' mir den von der Tann*)
Und wer an der Isar**) mein denken mag: — —
Das war meines Lebens schönster Tag!"

---

11. Gudrun's Klage.***)

[Gedichte von Felix Dahn. Lpz. Breitkopf und Härtel. 1. Samml. S. 210.]

Sie stand am Meeresstrande, die edle Maid Gudrun;
„Ach, Magd in fremden Lande bin ich drei Jahre nun,
Gewand wasch' ich und Kleider der bösen Königin,
Ob ich auch selber, leider! eines Königs Tochter bin.

Muß waschen ihr und spinnen drei lange Jahre schon,
Ich kann ja doch nicht minnen Herrn Hartmut, ihren Sohn,—
Ich kann ja nicht vergessen, vieltrauter Herwig, Dein,
Was thust Du unterdessen, Du und der Bruder mein?

Ach, Ortewein, mein Bruder, ach, Herwig, teurer Mann,
Was rührt ihr nicht die Ruder und legt die Waffen an?
Ach, sähet ihr mich Arme, wie ich leide Schmach und Not,
Vom Meerwind und vom Harme sind meine Augen rot.

Und wenn meine Finger bluten, das Wasser ist so rauh:
Sie drohte mir mit Ruten, die böse Königsfrau,
Wenn alle die Gewande nicht rein gewaschen sind,
Gerieben mit feinem Sande, getrocknet an dem Wind.

Was mögt ihr unterdessen in der lieben Heimat thun?
Weh, Dir Du bist vergessen, Du arme Magd Gudrun!"

---

12. Kaiser Decius.†)

[Ebend. S. 274.]

„Der Imperator hat's geboten, der Herr der Erde, Decius,
Ihr sollt zurück, ihr kecken Goten, vom Ufer des Danubius.††)
Am Purpur Roma's, ihr Barbaren, habt ihr gezerrt zu lange schon,
Es kömmt der Erbe der Cäsaren, es kömmt der Decier großer Sohn."
— „Er komme nur, der Herr der Erde, wir harren sein an diesem Fluß!"
Und siebzigtausend Gotenpferde durchschwammen den Danubius.

Und als der Kaiser kam gezogen, frug er der Opferzeichen Spur;

---

*) General von der Tann, den einen Führer der Bayern. **) Die Münchener Freunde.

***) Zur Erläuterung vgl. man Leimbach, Erläuterungen Bd. I.³, S. 306. (Geibels: Gudruns Klage.) Dahns Lied ist wohl auf Geibels Anregung entstanden.

†) Regierte von 249—251 und war einer der eifrigsten und wirksamsten Verfolger der christlichen Kirche. — ††) = Die Donau.

„Wirfst du in dieses Flusses Wogen das Beste nicht — sprach der Augur—
Das Köstlichste, was Rom zu eigen, so ist verloren Sieg und Glück.“
Der Kaiser hört ihn an mit Schweigen, er denkt an seinen Ahn zurück,
Und durch das Lager ging ein Ahnen: „Der Kaiser weihet sich dem Strom,
Und von dem Abgrund der Germanen befreit er durch sein Opfer Rom!“

Und aus des Römerlagers Pforten, als nun der blut'ge Tag begann,
Schritt Decius den Schlachtkohorten im Kaiserschmuck zum Fluß voran,
Er ging mit langsam ernstem Schritte, wie eines Priesters war sein Gang,
Und also, in des Heeres Mitte, sprach er vom steilen Uferhang:
„Sein höchstes Gut soll Rom versenken, geopfert in den Donaufluß,
Damit uns Sieg die Götter schenken — wohlan, ich bin ein Decius!“

Und schon das Haupt geneigt zum Springen, schaut er noch einmal in die Flut,
Da sieht er schwarz der Wellen Schlingen und sieht der Strömung grimme Wut,
Er fühlt sein Herz im Krampf ersticken, im Ohre rauscht's ihm grausenhaft,
Da wird es Nacht vor seinen Blicken — er wankt — es sinkt ihm Mut und Kraft —
Er, der in zwanzig Perserschlachten dem Tod getrotzt hat kühn und stark,
Der mit des Herzens edelm Trachten verjüngen wollte Roma's Mark,
Er will die Großthat seines Ahnen — doch seine Kraft der Himmel bricht,
Die Götter sind mit den Germanen, das Schicksal will sein Opfer nicht!

Er wendet sich, er flieht mit Grausen, sein Haupt verhüllt im Purpurkleid,
Und hinter ihm die Goten brausen mit Siegesjubel in den Streit.
Sie fielen all', die Römerscharen, auch Decius fiel an diesem Tag,
Er war der erste der Cäsaren, der fiel von einem deutschen Schlag.

---

13. Macte imperator!

Heil dem Kaiser!

[Gedichte. 2. Samml. Lpz. Breitkopf & Härtel. 3. verb. Aufl. 1883. S. 575.]

Macte senex Imperator,
Barbablanca, triumphator,
Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam!

Petulanter lacessitus
Justo clypeo munitus
Heribannum excitas:
Ecce surgunt quotquot gentes
Oras incolunt stridentes
Alpes usque niveas.

Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Der du Frankreich niederzwangst
Und der Krone der Germanen,
Witwe längst des Ruhms der Ahnen,
Glanz und Schimmer neu errangst!

Frech von Übermut beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts verteidigt,
Rufst den Heerbann du ins Feld:
Sieh, da greift vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre,
Eine deutsche Waffenwelt.

Primus vocat Bajuvaros,
Venatores teli gnaros,
Pulcher rex et juvenis:
Memor foederis recentis
Et honoris priscae gentis
Et Germani sanguinis.

Du zuerst riefst deine Scharen,
Flinke Jäger, schußerfahren,
Baiernfürst voll Jugendschwung:
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt dein deutsches Herz dem Walten
Edelster Begeisterung.

Nec recusat Philalethes*)
Semper fidei athletes,
Verae causae Saxones:
Jugo Dani liberati
Solvunt debita Holsati,
Angli et Frisiones.

Der in Treue grau gewachsen,
Schickt, „der Wahrheit Freund", die Sachsen
Gern zum Streit mit Lügenquark:
Und mit ihrem Blute wollen
Dank die wackern Holsten zollen,
Daß sie los von Dänemark.

Mittit Rhenum custodientes
Equos suos hinnientes
Acris Alamannia,
Et laurifera vexilla
Vibrat propulsatrix illa
Aquilina Prussia!

Aus des Schwarzwalds dunklen Tannen
Braust das Roß des Alamannen
Rasch zur Wacht am Rhein dahin,
Und voran auf unsern Bahnen
Rauschen, lorberschwer, die Fahnen
Prussia's, der Adlerin.

Quas diviserant spoliandas
Ante pugnam et praedandas
Ripas sancti fluminis, —
Nemo hostium conspexit
Nisi qui captivus flexit
Poplites in vinculis.

Wie sie doch zu plündern eilten,
Vor dem Kampf den Raub schon teilten,
Unsres heil'gen Stroms Gestad':
Doch es sah ihn kein Franzose,
Der nicht, fluchend seinem Lose,
Ein Gefangner, ihn betrat.

Perpugnaces, perfallaces,
Superbissimos, mendaces
Quantis pugnis fudimus,
Quo per castra Montalbana
Tot portenta Turcicana
Princeps stravit regius!

Volk der Kriegslust, Volk des Trügens,
Volk des Hochmuts und des Lügens
Wie oft schlugen wir dich schon,
Seit die schwarzen Mordgesellen
Hingemäht dort auf den Wällen
Weißenburgs der Königssohn!

Campum taceo Woerthensem,
Montem altum Spicherensem,
Et, qua nihil clarius,
Imperruptam obsidionem
Qua Bazenum, ut falconem,
Longa fame fregimus.

Sei von all' den stolzen Siegen,
Wörth und Spichern selbst, geschwiegen
Und, was Frankreichs Arm gelähmt,
Wie Bazaine und Metz geendigt,
Die durch Hunger wir gebändigt,
Wie man wilde Falken zähmt.

At me praedico felicem,
Qui testatus sim ultricem
Prope Belgas aciem:
Arctum atque arctiorem
Circulum fulminatorem
Includentem Caesarem!

Doch mich darf ich glücklich preisen,
Der gefügt aus Blitz und Eisen
Dort bei Sedan sah den Ring,
Der in immer engrem Bogen,
Wie von Schicksalshand gezogen,
Marschall, Heer und Kaiser fing.

---

*) Johann, König von Sachsen, gab verschiedene Dichtungen unter dem Namen Philalethes = Wahrheitsfreund heraus.

Aquilas ereptas multas,
Fractas vidi catapultas
Collem per Sedanicum,
Turmas equitum prostratas,
Portas castri concrematas
Et Tyrannum deditum!

Sah entschart die Bataillone,
Sah, wie Adler und Kanone
Schwert und Bajonett gewann:
Hingestreckt die Stahlgeschwader,
Schußgesprengt der Feste Quader,
Und gefangen der Tyrann!

Dolo filias surreptas
Salutamus vi receptas
Reduces in laribus:
Regum veterum palatia,
Lotharingia, Alsatia: —
Decor regit pristinus!

Töchter, einst uns schnöd' entrissen,
Grüß' euch Gott nach schwerem Missen
An der Väter Heimatherd:
Erwins Elsaß, Lotharingen,
Kann euch nicht zum Herzen dringen
Deutsches Wort und deutscher Wert?

Quantas urbes, quot castella
Mosa munit ac Mosella,
Sequana cum Ligeri:
Omnes cepit forte pectus,
Taciturni intellectus
Atque chalybs Kruppii.

Wie viel Burgen und Kastelle
Schirmt der Maas, der Mosel Welle,
Loire und Seine deckt zumal, —
Jede Schanze brach und Schranke,
Großer Schweiger, dein Gedanke,
Deutscher Mut und Krupp'scher Stahl.

Petunt mare — Goeben turget:
Scandunt alpes — Werder urget:
Undique periculum:
Perque montes perque valles
Terror sequitur per calles
Et Ulani spiculum!

Fleucht zur Küste — Göben drängt euch,
Kreucht in Klüfte — Werder zwängt euch;
Not und Tod dräut rings umher,
Und euch folgt durch Thal und Hügel,
Und euch jagt mit schwarzem Flügel
Schreck und des Ulanen Speer.

Et quae probra tot jactabat,
Tot triumphos enarrabat,
Delirans superbia, —
Panem petens a victore,
Pacem a debellatore
Cecidit Lutetia.

Und die Sieg auf Sieg gelogen,
Lasterprahlend, lustverzogen,
Äffin halb, halb Tigerin —
Gnade flehend von dem Sieger,
Brod vom schlichtsten deutschen Krieger,
Sank Paris, die stolze, hin.

Qui coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam, —
Macte senex Triumphator
Barbablanca, Imperator,
Qui salvasti patriam!

Der der Krone der Germanen
Witwe lang des Ruhms der Ahnen,
Du erkämpft hast neuen Glanz:
Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanka, Triumphator,
Retter du des Vaterlands!

14. Goten-Treue.

[Ebend. S. 163.]

Erschlagen lag mit seinem Heer
Der König der Goten, Theodemer.[1])

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wahl,[2])
Die Geier stießen herab zu Thal.

Der Mond schien hell, der Wind pfiff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

Der Erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochnen Speer.

Der Zweite des Königs Kronhelm trug;
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.

Der Dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.

So kamen sie an die Donau tief,
Und der Erste hielt mit dem Roß und rief:

„Ein zerhau'ner Helm — ein zerspellter Speer: —
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!"

Und der Zweite sprach: „In den Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort:

Dann springen wir nach von dem Uferrand —
Was säumest du, Vater Hildebrand[3])?"

„Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer: —
Ihr treuen Gesellen: — ich habe mehr."

Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Hier trag' ich der Goten Hort und Reich!

Und habt ihr gerettet Speer und Kron' —
Ich habe gerettet des Königs Sohn!

Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Goten, Jungdieterich."

---

[1]) Theodemer (auch Theodemir) † 475. Ihm folgte sein Sohn Theoderich, der 10 Jahre in Konstantinopel als Geisel gelebt hatte und den die Sage auch am Hofe Attilas thätig sein läßt.

[2]) = Kampfplatz.

[3]) Hildebrand ist eine der hervorragendsten Figuren der altdeutschen Sage.

15. Krimhilde.[1])

[Ebend. S. 168.] (Emanuel Geibel zugeeignet.)

Auf dem Söller stand Krimhilde,
Sah ins braue Heideland,
Helme blitzten, Speer und Schilde
Von dem fernen Hügelrand.

Aus der Stirn die feuerblonden
Locken strich die weiße Hand:
„Seid willkommen, ihr Burgonden=
Gäste in Krimhildens Land!

Sieben Jahre mächtig, mächtig
Hab' ich diesen Tag ersehnt:
Schwer alltäglich und allnächtig
Hat mein Harren sich gedehnt.

Wann ich von des Heunen Munde
Kuß auf Kuß mit Schaudern trug,
Dacht' ich schweigend an die Stunde,
Die nun endlich zögernd schlug.

König Etzel, zu den Waffen,
Den man Gottesgeißel nennt!
Nun den Brautschatz sollst du schaffen,
Der in Blut und Feuer brennt.

Nicht umsonst gab ich dem größten
Waffenkönig diesen Leib:
Rache, Rache soll mich trösten,
Wie sie nie genoß ein Weib.

Sieh, es scheuet, König Gunther,
Hoch dein Hengst vor meiner Brück':
Klopfe nur den Hals ihm munter, —
Niemals trägt er dich zurück.

Als mein Siegfried ritt zu jagen,
Hat auch ihm nicht bang gegraut,
Und du hast ihn doch erschlagen,
Der so arglos dir vertraut.

Seh' ich recht? Ja, das ist Hagen![2])
Traun, ein Gott nahm ihm den Sinn:
Konnt' er sonst in's Land sich wagen,
Wo Krimhilde Königin?

Magst dein Haupt so hoch du tragen,
Wie die höchste Tann' im Hag:
Diese Hand soll's niederschlagen,
Die auf Siegfrieds Herzen lag.

Aber dort auf weißem Pferde,
— Frei sein Goldhaar spielt im Wind —
Mit der freundlichen Geberde, —
Das ist Giselher, das Kind.[3])

O mein Bruder mild von Sitten,
Mit den Wangen weiß und rot,
O was bist du mit geritten
Zu Krimhildens Gastgebot!

Sieh, sie steigen von den Rossen: —
Hagen auch: — sie sind herein: —
Dumpf hat sich das Thor geschlossen:
Alle, alle sind sie mein!" —

---

[1]) Vgl. Geibels: Volkers Nachtgesang. (Leimbach, Erläuterungen II. 3. Aufl.)

[2]) Hagen, der eigentliche Mörder Siegfrieds, täuschte sich nicht über den Haß Krimhildens und den Ausgang der Hunnenfahrt. Er zog mit, um zu zeigen, daß er nicht feige sei und zu sterben wisse.

[3]) Giselher, der jüngste Bruder Krimhildens, am Morde unschuldig, Siegfried und der Schwester stets in Treue zugethan, erregt in Krimhilde eine vorübergehende Rührung; denn auch er muß ihrem Hasse, dem er verfallen ist, zum Opfer fallen.

16. Der Leichenzug Otto III.[1])

(Ferd. Gregorovius zugeeignet.)

[Ebend. S. 176.]

Ihr Wälschen, weicht und gebt uns Raum
Und scheut die grimmen Streiche:
Wir tragen einen Kaisertraum
Und eine Kaiserleiche.[2])

Dem Jüngling schien zu nebelgrau
Das schlichte Land der Sachsen,
Ihn zog's nach Südens goldner Au,
Wo stolz die Lorbeern wachsen.

Der Romstadt, die am Tiber prangt,
Ihr galten seine Thaten: —
DieRömer haben's ihm gedankt,
Und haben ihn verraten.[3])

Er ruhte nicht, bis er auf's neu
Ihr stolzes Reich gestiftet: —
Die Römer schwuren ew'ge Treu'
Und haben ihn vergiftet.

Und als sein Herz litt Sterbensqual,
Begann es, deutsch zu schlagen: —
Das war das erst- und letztemal
In allen seinen Tagen.

Er sprach: „Ihr Freunde treu und schlicht,
Tragt mich zum Heimatlande,
Laßt einsam meine Asche nicht
Auf fremdem, falschem Strande."

Und als er hob zum letztenmal
Das Haupt in goldnen Locken,
Da heulten dröhnend in den Saal
Zum Sturm die röm'schen Glocken.

Und als sein Blick den Glanz verlor,
Da stand das Haus in Flammen:
Wir aber brachen aus dem Thor
Und hieben sie zusammen.

Da gab's ein mächtig Schrein und Fliehn,
Der Tiber ging in Leichen,
Das Forum und der Palatin[4])
Erscholl von deutschen Streichen.

Wir trugen ihn von hinnen frei,
Mit Blut den Schritt erworben,
Und unter unserm Siegsgeschrei
Ist lächelnd er gestorben.

Wir tragen auf zwei Lanzen quer
Den Sarg bei Sturmgeläute:
Die Wälschen schwärmen um uns her
Wie Wölfe nach der Beute.

Von jedem Dach fliegt Stein und Erz,
Es gellt der Weiber Stimme:
Wir ziehn dahin mit Stolz und Schmerz,
Mit stillem, heißem Grimme.

Den Helm geschlossen, nackt das Schwert,
Den Schild umklirrt von Pfeilen,
Ziehn wir, den Alpen zugekehrt,
Still, langsam, sonder Eilen.

Denn eine edel heil'ge Last
Wir tragen in der Mitte:
Da ziemet keine schnöde Hast,
Da ziemen stäte Schritte.

Die kühnen Schwaben schreiten vorn,[5])
Links Baiern, rechts die Franken,
Den Rücken decken, jäh im Zorn,
Die Sachsen, die nicht wanken.

So ziehn wir traurig, grimmig, stolz:
Am Tag trotzt uns kein Degen:
Von rückwärts nur zischt Pfeil und Bolz
Aus Öl- und Weingehegen.

---

[1]) Otto war am 23. Jan. 1002 zu Paterno in Italien gestorben.

[2]) Otto III. hatte die großartigsten Pläne auf Wiederherstellung der Kaisermacht. Sein früher Tod vereitelte alles.

[3]) Solches geschah 1002, als man ihn in Rom in seiner Burg belagerte.

[4]) Mons Palatinus, auf welchem Rom gegründet wurde.

[5]) Kaiser Karl der Große hatte ihnen das Vorrecht des ersten Angriffs gegeben.

Und fall'n sie uns zur Nachtzeit an, —
Sie finden wache Herzen,
Wir zünden ihre Dörfer an
Zu roten Leichenkerzen.

Haut nieder, was heran sich wagt,
Schont Weiber nur und Kinder,
Und jeder, den ihr niederschlagt,
Das ist ein Todfeind minder.

So ziehn wir fort durch Land und Strom,
Dem Vaterland entgegen,
Bis wir die heil'ge Last im Dom
Zu Aachen niederlegen.[1])

17. Nachruf an Friedrich Rückert.[2])

[Ebend. S. 374.]

So ist der letzte denn hinabgestiegen
Der Sänger, welche, vor den andern ragend,
Hoch in geweihter Hand die Leier tragend,
Die deutsche Kunst geführt von Sieg zu Siegen!
Längst in sicil'scher Lorbeerhaine Frieden,
Im teuern Süden ruht der edle Platen,
Und, müd von Kampfes- und von Sangesthaten,
Ist Uhland uns, der tapfre, hingeschieden.

Jetzt folgt der weise Rückert den Genossen: —
Ward's ihm zu einsam, daß er also eilte?
Er, der zu längst bei seinen Deutschen weilte,
Hat auch zu tiefst des deutschen Wehs genossen.
Wie hell, gleich Schwertschlag auf Tyrannenkette,
Scholl Freimund Reimars Lied vor fünfzig Jahren,
Wie stürmisch und wie stolz kam er gefahren
Im Siegesschritt gepanzerter Sonette![3])

Wie sang er schön den Ruhm der deutschen Waffen,
Wie rief er laut nach Rotbart in dem Berge,
Wie kühn und grimmig schalt er, als die Zwerge
Das Werk zerstört, das Heldenkraft geschaffen![4]) —
Und ob er still dann, wo die Palmen ragen,
Uralte Weisheit grub aus tiefstem Schachte, —
Wie hell die Pracht des Morgenlands ihm lachte:[5]) —
Sein treues Herz hat immer deutsch geschlagen.

---

[1]) Hier ist Kaiser Ottos Leiche, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, begraben worden. Den Zug mit der Leiche hat ein Künstler unserer Tage dargestellt: Professor Bauer in Düsseldorf.

[2]) † 31. Jan. 1866 zu Neuseß. (Vgl. Leimbach, Erläuterungen Bd. IV, 2. Aufl.)

[3]) Rückerts gegen Frankreich geschleuderte „gepanzerte Sonnette" erschienen unter dem Namen Freimund Raimar. Rückert war auch sonst ein wackerer Vaterlandsdichter.

[4]) Barbarossa im Kyffhäuser. — Mit letzterem ist der jämmerliche Ausgang der Diplomatenarbeit im Wiener Friedenswerke gemeint.

[5]) Vgl. besonders „Die Weisheit des Brahmanen".

Wieland dem Schmiede möcht' ich ihn vergleichen,
Des Kraft und Kunst gleich hoch die Sagen preisen:
Der deutschen Sprache Silber, Gold und Eisen,
Wie herrlich sprühten sie bei seinen Streichen!
Bald schuf er Kronen voller Edelsteine,
Bald, zierlich für die Elfen, Ring' und Spangen,
Bald Schwerter, die durch Helm und Harnisch drangen:—
Denn ihm geriet das Starke wie das Feine.

Ihm mußten wie im Spiele sich bequemen
Des spröden Wortes tiefgeheimste Spenden. —
Nun glitt der Zauberstab aus seinen Händen;
Wer hat die Zuversicht, ihn aufzunehmen?
Wer's kann, der wag's: ihm würden alle weichen.
Mir aber ahnt: bis nicht aus Kampf und Siegen
Dies deutsche Volk verjüngt ist aufgestiegen: —
Nicht eher kommt ein Meister seines gleichen.

---

18. Sonnenuntergang.

[Ebend. S. 392.]

Das ist die sanfte, die heilige Stunde,
Da die Sonne feierlich scheiden will;
Es bebt kein Blatt in der weiten Runde: —
Die lauten Lüfte sind alle still.

Noch einmal grüßt sie mit vollem Strahle,
Noch einmal küßt sie den Wald, den See: —
Ist's heute zum allerletztenmale?
Es liegt auf der Flur so tiefes Weh!

Jetzt ist sie versunken: — da hebt sich ein Rauschen,
Durch alle Wipfel ein Schauer weht:
Ich glaube, — könnt' ich dies Flüstern erlauschen! —
Die Blumen sprechen ihr Nachtgebet.

---

19. Deutsches Siegeslied.

(Weißenburg, 4. Aug. 1870.)

[Ebend. S. 555.]

Nun laßt die Siegesfanfaren schmettern
Und fallet ein im Jubelchor:
Denn hell aus dunkeln Schlachtenwettern
Stieg Deutschlands goldner Stern empor.

Der falsche Zauber brach in Stücke
An unsres Speeres Eichenschaft:
Dort wälscher Trug und wälsche Tücke,
Hier deutsche Treu' und deutsche Kraft!

Scharf habt den Adler ihr getroffen,
Ihr Schützen meines Alpenlands,

Und rasch, wie eurer Felsen Schroffen,
Erklommt ihr Wall und Mauerkranz.[1])

Gefällt die Wehr', den Schuß verhalten,
Drang an der Preuße siegesfroh:
Sie haben ihm nicht Stand gehalten,
Dem Bajonett von Waterloo!

Nein, als sie auf der Höhen Krone
Des deutschen Auges Blitz gewahrt,
Da hat des Cäsars Bataillone
Den Berg hinab die Flucht entschart.

Jetzt nach, Ulanen und Husaren,
Den Totenkopf am schwarzen Helm,
Wie Wetter Gottes dreingefahren
Auf Turco- und auf Zuaven-Schelm!

Das Lager brennt, die Adler fallen,
Das Mordgeschütz, stumm liegt es da,
Und durch die Lüfte braust's mit Schallen:
Victoria! Victoria!

20. An Emanuel von Geibel.

[Balladen und Lieder. Leipz., Breitkopf und Härtel. S. 365.]

Mit Rückert und mit Platen
Hast du mich treu beraten
Und ist mein Vers geraten, —
Das dank' ich deiner Kunst:
Den Lehrer will ich preisen:
Jedoch in eignen Weisen:
Das höre du mit Gunst. —
Und schlürf' ich hier im Norden,
An Thule's Nebel-Borden,*)
Viel edle süße Labe
Aus deiner letzten Gabe,
Aus deinen „Spätherbstblättern",**)
Gereift in allen Wettern,
In heißen und in kalten,
Bei guter Sterne Walten,
So ruf ich: „Heil dem Alten!
Des deutschen Wohllaut's weichem,
Romanisch formenreichem,
Herrn Gottfrieds Süße gleichem
Vollharmonien Gestalter: —
Heil ihm und seinem Psalter.
Wer von uns Jüngern holprig nicht
Reime flicht und radebricht —
Der dankt es dir, dem Weibel
Des Versturniers, o Geibel!" —

Wie schaltest du in München
Auf handwerkmäßig Tünchen:
Dem Falschreim wurde höllenangst,
Dem Flickwort bange, bänger, bangst:
„Was?" — hörte man dich dröhnen,
„Hiatus? Ellisionen?
Könnt ihr's nicht abgewöhnen?
Schock Schwere Not Schwadronen!
Poeten wollt ihr heißen?
Mit Knüppeln sollt' man schmeißen!"
Doch nicht allein dies ABC
Erlernten wir in deiner Näh, —
Auch daß die Weihe müsse schweben
Um echten Dichters Lied und Leben,
Daß sternenhoch das Ziel entfernt
Und daß du selbst nie ausgelernt —:
Wie doch die Eitelkeit zerschmolz
Vor deinem tief bescheid'nen Stolz! —

---

[1]) Besonderen Anteil hatten die Bayern (2. Armeekorps unter General von Hartmann) und das 5. und 11. Armeekorps der Preußen.

*) Thule steht hier statt „hoher Norden" überhaupt. Königsberg wird scherzschaft so benannt.

**) 1877 erschien diese letzte bedeutendere Sammlung von Gedichten Geibels.

Auch jetzt sprichst du bescheiden
Von „Spätherbstblättern“ blos:
Und doch lauscht, schwer zu neiden!
Aus dieser Blätter Schos,
Aus grüner Reben-Laube
Die goldne Spätherbst-Traube,
Die Traube, herrlich ausgereift,
Die Rom's und Hellas' Strahl gestreift:
In Deutschland reicht uns keiner
Trank edler, weicher, reiner,
Feinblumiger, wie deiner.

---

21. Das Glück. (1878.)

(An meine liebe Frau Therese.)

[Ebend S. 373.]

Das Glück, das immer vor mir schwand,
Das ich verfolgte sonder Ruh',
Erreicht nun hab' ich's und erkannt:
Das Glück — bist du. —

---

22. „Ferien“.

Epistel an Josef Victor von Scheffel.

[Ebend S. 373.]

„Hei, Ferien!“ — du Wort voll Fröhlichkeit!
Aufatmend spricht mans: und es haucht daraus
Wie Morgenluft, die frisch den Wandrer grüßt:
Man denkt dabei an's leichte Ränzlein und
Den buchenlaubgeschmückten Reise-Hut.

Das ist der Segen der Schulmeisterei,
Daß uns im grauen Haar, wie unsern Jungen,
Das Wörtlein „Ferien“ noch so silbern tönt
Wie in der Knabenzeit: es hüpft das Herz
Mit raschem leichtrem Schlage bei dem Wort,
Und breiter dehnt sich, atmend frei, die Brust. —
Ja, ja, das ist das Glück der Schulmeister:
Der richtigen, die ihre „Jungen“ lieber
Als sämtliche Geheimen Räte seh'n.
Wir bleiben selber jung, wir alten Knaben:
Wir wissen's, wie die jungen Herzen schlagen,
Denn unser eignes Herz ward noch nicht alt.

O goldner Tag, da vom Gymnasium,
Nach durchgerungener Examens-Qual,
Mutwillig Abschied winkend dem Pedell,

(Der grimm, ein alter Unteroffizier
Nachsah den seiner Macht Entsprungenen,)
Halb fliegend durch Alt-Münchens Gassen hin
In's Elternhaus zurück schritt: „der Student!“

Am andern Morgen schon mit zwei Kam'raden
Ging's auf die Wanderschaft — nicht viele Gulden,
Doch eine ganze Zukunft eiteln Goldes
Im Reiseranzen, in die Ferien!

So ging's zum alten Isarthor hinaus
Gen Rosenheim, den lieben Bergen zu.
Mit welchem Stolz in jedes Fremdenbuch
Der Landwirtshäuser (gar nicht Vorschrift war's!)
Schrieb man den Namen und: „Student aus München“.

Und wie wir auf der Frauen-Insel dann
Im blauen Chiemsee — Freund, du kennst sie gut! —
Den jungen Malern, die den Gymnasisten
Nur wenig Ehr' gegönnt, jetzt überlegen
Den „Universitäts-Studenten“ zeigten!

O blaue Berge meines Heimatlands,
O duft'ge Jugendzeit — wie liegt ihr fern!
O rascher Schritt durch's saubre, fremde Städtchen,
O frischer Stegreiftrunk am Thor der Schenke,
O Lieder, fremde, eigne, auf der Straße
Gefunden und gegeben; kleine Sträuße,
Dem Wanderbursch' halb scherzhaft nachgeworfen
Von Mädchenhand wohl über'n Gartenzaun: —
O duft'ge Jugendzeit — wie bist du fern,
Nichts mag der ersten Ferienreise doch
An Unschuld und an Hoffnung sich vergleichen.

Das sind des Lebens Osterferien!
In weiß und roten Frühlingsblüten prangt
Das Dasein und wie Osterglocken klingt es:
So edel und so feierlich, so rein
Und so verheißungsvoll! — — —

Nun, jede Knospe kann zur Frucht nicht reifen:
So manche fiel, vom Frost, vom Wurm zerstört,
Von eigner Hand bedachtlos abgestreift:
Es steht uns an, uns dankbar zu bescheiden
Mit der gereiften Ernte: und den Sternen
Für still gestreuten Segen fromm zu danken:
Denn manche Saat ist besser uns gedieh'n,
Als eigne Kraft und Müh' zu hoffen gab. — —

Und der Professor auch hat Ferien
Zum Glücke, nicht nur der Student allein!
Herbstferien freilich sind's, nicht Frühlingsferien:
Nicht Aprikosenblüten nicken rosig
Ob unsrem Haupte mehr aus Maien-Grün:
Doch der September ist ein weis'rer Mai,
Und nur der Herbst giebt klaren, goldnen Wein. —
Wie wird noch heute jung das Herz, wann nun
Zu Ende sich das Sommerhalbjahr schleppt.
Bald ist der letzte Paragraph erreicht,
Und ungeduldig harrt der Studio,
Ob morgen oder übermorgen erst
Das allerletzte „Meine Herrn" ertönt. —
Da schlägt die Uhr (die allzulangsam geht)
Durch Marmor-Atrium: „nun Dank, ihr Herrn,
Daß ihr so lang getreulich ausgehalten:
Gedenket dieser Stunden gern. — Lebt wohl!"

Vergnügt geht's an der Ecke nun vorbei,
Die viermal jeden heißen Julitag,
Die schattenlose, grollend man passierte.

Daheim steht schon der Koffer, wohl gepackt:
Zu langer Trennung ist das Haus bestellt:
In Flor gehüllt Apoll und Zeus von Gyps,
Das Manuskript des Buchs, des werdenden,
— Ach, des Professors einzig Wert-Papier —
Wird dem befreundeten Bankier vertraut;
Ein letzter Blick auf die Excerpte noch:
„Die machten Mühe — fern aus Mailand kam
Der Codex — achten Sie darauf, Herr Hirsch."
Da liegt noch mehr, was nicht verbrennen darf,
In diesem Arnheim! Gute Ferien!
Erholen Sie sich! — ich hab' niemals Ferien!" —
Nicht mehr zu Fuß geht's nun zum Thor hinaus:
Das Dampfroß schleppt uns fort von Stadt zu Stadt,
Bis endlich Berg und Wald und See uns grüßt.
Und seßhaft, nicht mehr flugs in Wanderung,
Wird wohlverdiente Muße nun gekostet.
Manch Lieblingsbuch, das im Semester-Drang
Muß unberührt stehn, wurde mitgenommen:
Ein Bändchen Göthe für den Waldspaziergang,
Für Ruhn am Meeresstrand die Odyssee,
Fritz Reuter für den Abendtrunk, den heitren:
Doch nur beim besten Glase Rheinwein wird

„Frau Aventiure"*) tropfenweis geschlürft. —
Ja, manch' gelehrt Problema, d'ran vergeblich
Im Lärm der Stadt und der Geschäfte Hast
Der abgemüdete Gedanke drehte,
Fällt nun von selbst, wie reife Frucht, gelöst,
Erschlossen in den Schoß des Sinnenden,
Im Schatten hoher, feierlicher Wipfel,
Am Seegestad, beim Flüsterwort der Wellen.
Der ausgeruhte Geist taucht ganz in sich,
Und hebt sein Bestes still aus seinen Tiefen. —

Doch zuviel Muße trägt kein Rüstiger!
Wann allzufrüh des Abends Schatten sinken,
Dann aus Italien's grünsten Myrthenhecken
Zieht's zu dem schlichten Pult mich zwingend heimwärts,
Den aus der Schulzeit unverändert ich
Vom Isarstrande mit geführt zur Ostsee.
Und eher nicht beschwichtigt sich der Geist,
Bis wieder traulich am Oktober-Abend
Die Lampe brennt auf altgewohntem Tisch,
Die alten Görter und die alten Bücher,
Die treuen Studiengenossen, zeigend.
Ja, leise Ungeduld ersehnt den Tag,
Der wiederum auf das Katheder ruft,
Der deutschen Jugend deutsches Recht zu weisen.

Wohl dem, der, wie aus Arbeit sich nach Muße,
Aus Muße sich nach seiner Arbeit sehnt.

So laß uns denn noch eine Weile schaffen,
Die tücht'gen Burschen auch was Tücht'ges lehrend,
(Mir schlägt das Herz, schau ich die wackre Schar,
Die tragen soll des deutschen Reiches Ehre,
Wenn lang die Augen sich geschlossen, die
Den Pulverdampf von Sedan qualmen sahn),
Bis endlich nach dem letzten der Semester
Die großen Ferien, die da nicht mehr enden,
Für immer schließen Mund mir und Kolleg.

Hermann Dickmann.

Am 21. Juli 1836 wurde Hermann Dickmann zu Mühlheim an der Ruhr geboren. Er erwählte den Beruf eines Volksschullehrers und absolvierte das Seminar zu Mörs von 1855—1857. Bald darauf veröffentlichte er über seine Erfahrungen im genannten Seminare einen längeren Artikel in den von Diesterweg begründeten „Rheinischen Blättern".

*) Ein Werk von Scheffel.

Im Jahre 1858 begab er sich nach England, wo er in einer deutschen Familie als Hauslehrer bis zum Jahre 1872 thätig gewesen ist. Die letzten Jahre über lebte er bereits mit jener Familie in Wiesbaden, und hier blieb er als Privatmann wohnen, als das amtliche Verhältnis sich gelöst hatte.

Seine ersten Werke gab Dickmann unter dem Pseudonym Franz Othen heraus, später hat er seinen Familiennamen nicht zurückgehalten. Die Gedichte, ein stattlicher 307 S. umfassender, Band zeigen uns vielfach einen mit der Mitwelt und seinem Geschicke unzufriedenen Geist, und in solcher Stimmung gedeiht die Poesie nicht. Wo der innere Friede fehlt, stirbt sie, und die schönsten Gebilde (denn die Handhabung der Form ist durchaus anzuerkennen) sind nur schöne Leichen, deren Berührung erkältend wirkt, ja uns schaudern macht. Zugleich hält der Dichter es für nötig, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, auf die Frommen die bittersten, spöttischsten Bemerkungen fallen zu lassen. Was haben ihm denn diese gethan? Die Frömmigkeit ist nichts Schlechtes, sie kann durch die Heuchler nicht diskreditiert werden; denn der Heuchler will ja besser scheinen als er ist, wenn er sich fromm stellt. So ist seine Unwahrheit nur geeignet, die wahre Frömmigkeit emporzuheben als ein Gut, welches auch der Schelm gern besitzen möchte oder doch zu besitzen scheinen will. Und nun frage ich den Dichter, ob er glaubt, mit seiner „Schafpredigt" (S. 72.) ein gerechtes Wort gesprochen zu haben. — Seine Lieder der Liebe führen uns zunächst vollbefriedigende Stimmungsbilder vor; aber bald schleicht sich die feindliche, trennende Gewalt ein, das Scheiden ist eine bittere Notwendigkeit; der Dichter meidet die Heimat; die Hoffnung wird geringer und stirbt zuletzt. Aber nicht stirbt die Liebe des Dichters, welcher von der Erinnerung zehrt, als er die Geliebte an der Seite eines andern weiß. — Die Sonette sind der Aushauch des „freien Geistes", des Fortschritts, welcher den Kampf gegen die schwarzen Pfaffen rechts und die gaffenden Affen links (also die thörichte, alles blind nachmachende Menge) aufnehmen will. Doch der Dichter fühlt selbst, daß seinem freien Geiste der stille Sinn des Herzens fehlt, als einen Mangel. Und er muß schwere Erfahrungen gemacht haben, daß er sich von dem Glauben gänzlich losgesagt hat und auf Freunde verzichtet, wenn diese den Weg zum ewigen Gotte wieder gefunden haben. In den Sonetten begegnen wir einer ganzen Schar von geharnischten Liedern „wider die frommen Bedränger der Jugend" (1859, Diesterweg zugeeignet). Sie, die von der Erbsünde reden, werden von dem eifrigen Dichter verflucht. Vgl. auch 8. (S. 185.)

Wenn frech der Mensch des Menschen Wesen schmähet,
Doch sucht den Ursprung im Vollkommnen droben,
Wenn er sich schilt, damit er sei zu loben,
Und schamlos sich mit seiner Demut blähet:

Da heißts mit Recht, daß Satan Unkraut säet,
Wie laut den Weheruf ihr habt erhoben,
Doch eure Weisheit mag man dran erproben,
Daß jenes Unkraut ihr noch nicht erspähet.

Und Unkraut scheltet ihr den guten Samen,
Der in uns ruht, den Samen freier That,
Und ihr erstickt ihn in Gottes Namen,

Ihr hört nicht die Vernunft, euch frommt kein Rat,
— „Es steht geschrieben!" schreit ihr, — „Amen, Amen!"
Und flehet: „Herr, vertilg der Bösen Saat!"

Nun die Bibelgläubigen schlechthin der Dummheit und Unduldsamkeit zu bezichtigen — ist gerade kein Zeichen von Scharfsinn und übermäßiger Duldung; im Übrigen ist bei solchen Meinungsverschiedenheiten keine Verständigung möglich.

Der Dichter erwartet, daß man auch ihn ein „Vöglein mit zerschossenem Gefieder" nennen und ihn um seiner Leiden willen „bedauern" werde. Das wünscht er aber nicht, und wir wollen ihn auch nicht bedauern, falls er uns versichern kann, daß er in seiner Glaubenslosigkeit, in seinem Beschränktsein auf das Diesseits, in seinem „Trotze", „Stolze" und „Hasse" sich wirklich und dauernd glücklich fühle.

Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß in Dickmanns Gedichten sich manches auch inhaltlich schöne und anregende Gedicht findet; und so will ich gern zugeben, daß in dem letzten Teile: Sprüche und Sinngedichte manches gute Korn steckt. Aber die Mehrzahl ist doch aus einem durchaus anderen Geiste, und ein Teil ist geradezu antichristisch, wie z. B.

Es hat mir die Lust am Glauben verdorben,
Daß Christus für uns am Kreuze gestorben;
Mein stolzes Herz fragt nichts darnach,
Was Vater Adam einst verbrach,
Und für das eigene Vergehen,
Gedenk ich selber einzustehen;
Ich thus, so gut ich eben kann,
Und brauche keinen Mittelsmann.

1870. Kriegsgedichte betitelt sich ein Heft von Liedern, welches im Jahre 1870 zwei Auflagen erlebte und zwar nicht viele, aber doch kräftige Lieder voll deutschen Vaterlandsgefühles enthält.

Ein Lebensspiegel ist eine zwar erweiterte, aber nach unserer Ansicht nicht verbesserte Ausgabe der Sprüche und Sinngedichte in der 1. Aufl. der Gedichte. Gottlob, daß er die Christen nicht ganz verachtet. (Vgl. S. 77.)

Den Christen muß ich Anerkennung zollen,
Die reines Herzens stets das Rechte wollen.
Ich liebe, die von frommem Dünkel frei,
Ob auch ihr Geist von Wahn umnachtet sei.
Die Wahrheit heißt mich andern Göttern dienen,
Doch in der Liebe fühl' ich eins mit ihnen.

Die Einigung Deutschlands begrüßt der Dichter und besingt in einzelnen Distichen den Fürsten Bismarck, während er in anderen ihn — schulmeistert.

Dahingegen hat er einige recht schöne Gedanken unter der Rubrik „Der Zecher" zusammengestellt.

Und noch rückhaltloser ist unsere Anerkennung über das im Ganzen harmlose Rätselbuch für große und kleine Kinder.

„Neuer Frühling“ enthält in den Rubriken: Fröhliches Werben, Wider der Strom, Im Hafen neue Liebeslieder, mit reicher Empfindung, aber auch mit dem nicht überraschenden Geständnisse, daß der Freidenker recht unglücklich war. Vgl. S. 9.

Mein Herz war wie die Wüste,
Verdorrt der Lebensbaum,
In Nacht und Elend büßte
Ich für der Jugend Traum.

Jetzt erscheint ihm seine Grübelei als eine Wüste, jetzt gesteht er die düsteren Sorgen, welche sein Leben durchfurchen. Gefahr droht auch dieser Liebe, wie die Lieder „Wider den Strom“ beweisen, aber sie wird überwunden. Ein Anhang bringt außer einigen Balladen auch alte und neue Kriegslieder des Jahres 1870 und einige Kulturkampf-Poesieen.

Die letzte poetische Sammlung heißt: Die Welt im Becher. Die Sprüche zum Lobe des Weines sind voller Frivolitäten. Das ist keine Freude am Trinken und im Trinkerkreise mehr; „der Wein ist ein Gottesspötter“, das Bibelwort bestätigt sich auch hier, nicht überall, aber im Kreise dieses Dichters. Der Geist des Weines ist der heiligen Begeisterung gegenüber, was der Affe dem Menschen gegenüber ist — seine Karrikatur. Aber auch fast alle folgenden kürzeren oder längeren Gedichte atmen denselben Geist, z. B. die Selbstbekenntnisse eines modernen Volkstribunen, Unpolitische Lehren; — sie sind voller politischer Gedanken, voll Hohnes über die gegnerische kirchliche oder politische Partei, ab und an auch voll Spottes über die Redefertig- und Thatenlosigkeit der Fortschrittspartei — oder über die neuen Propheten des Spiritismus und des Vegetarianismus.

Wir schließen: Dickmann ist unter den Propheten der antichristlichen Lebensanschauung einer der offensten; er reicht zwar im Witze nicht an Heine und im Hasse nicht an Herwegh heran; immerhin verdient dieses formgewandte Talent wegen des Hasses gegen die Kirche und den christlichen Glauben, wegen der offen ausgesprochenen Glaubens- und Hoffnungslosigkeit, beachtet zu werden als ein Zeichen des Mutes, mit dem das Freidenkertum sich auszusprechen wagt, und somit auch als ein Zeichen unserer Zeit. Ein merkwürdiger Verlauf eines Lebens, welches von Mörs (unter dem alten Direktor Zahn) seinen Ausgang nahm und jetzt es so herrlich weit gebracht hat in der Abwerfung aller Geistesknechtschaft der Vorurteile. Wir zweifeln, ob Diesterweg selbst diesen ehemaligen Lehrer als Gesinnungsgenossen noch anerkennen würde.

Werke: *Gedichte von Franz Othen. Wiesbaden, Limbarth. 1869. — *1870 Kriegsgedichte von Franz Othen. Zum Besten der Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. 1. 2. Aufl. Ebd. 1870. — *Ein Lebensspiegel. Sprüche und Sinngedichte von Hermann Dickmann. Ebd. 1873. — *Neuer Frühling. Ebd. 1874. — *Rätselbuch für große und kleine Kinder. Ebd. 1876. —* Die Welt im Becher. Ebd. 1879.

Proben aus Hermann Dickmanns Dichtungen.

1. Der Bergwald.

[Gedichte von Franz Othen. Wiesbaden. 1869. Limbarth. S. 76.]

Zwiesprach in der Mittagsstunde
Halten alle Vögelein,
Traulich frohe Liebeskunde
Flüstert durch den grünen Hain;
Wie verstohlen späht von oben
Sonne durch das grüne Dach,
Das die Zweige dicht gewoben
Zu dem schönsten Brautgemach.

Da verstummet das Geflüster,
Denn es nahen Männer dort,
Einer lauschet stumm und düster
Auf des andern rauhes Wort:
„Herr, ihr redet wohl im Traume;
Höret mich zum letztenmal!
Jeder Stamm im weiten Raume
Ist ein totes Kapital.

„Hilft, wenn hart die Gläubiger drängen,
Euch die Waldespoesie
Mit den lieblichen Gesängen
Von dem kleinen Federvieh?
Aber aus der schlimmsten Lage
Hilft des Goldes Klang euch bald.
Gebt die Hand! am nächsten Tage
Laß ich schlagen hier im Wald.“ —

Schweigend geh'n sie auf und nieder,
Doch im Innern gährt der Streit,
In der Tasche hin und wieder
Klingt die Münze: sei bereit!
Und der Händler späht und lauert
Sieggewiß und frech und kühl;
Doch den weiten Wald durchschauert
Banges Ahnen dumpf und schwül.

Da erhebet sich ein Wehen,
Durch die Wipfel rauscht es fort:
Sei gedenk! dich selbst verstehen
Lerntest du an diesem Ort.

Wenn umsonst du bei der Menge
Suchtest der Erkenntnis Spur,
Flohst du stets aus dem Gedränge
An den Busen der Natur.

Hier erschien in seiner Blöße,
Was die Thoren glücklich macht,
Menschenehre, Menschengröße
Und des Reichtums falsche Pracht.
Unsern Düften, unsern Liedern
Schwanden eitle Sorgen hin,
Und du pflegtest zu erwiedern:
„O Natur, du Trösterin!“ —

Drossel singt; im Lied der Klage
Tönt es: Nimm uns nicht das Haus!
Wandle nicht die frohen Tage
Uns zu Trauer, Nacht und Graus! —
Und der Quell, der froh und munter
Sprang hervor sonst aus dem Stein,
Brauset vorwurfsvoll herunter:
Im Zerstörungswerk halt ein! —

Und der Ruf dringt in's Gewissen,
Daß die Seele schaut empört
Jenes schöne Band zerrissen
Und den heiligen Wald zerstört.
— Keine hellen Lieder steigen
Aus den Wipfeln hoch und frei,
Und es ruhet Grabesschweigen
Über einer Wüstenei.

Und die frischen Wasserbronnen,
Welche tränkten reich das Thal,
Sind im Sande längst zerronnen
Und versiegt im heißen Strahl.
Und verdorret ist die Weide,
Die den Herden Nahrung gab,
Alle Freude ward zum Leide,
Schäferstab zum Bettelstab.

Doch der Lenz mit Sturm und Fluten
Riß in's Thal die Felsen fort,
Wo die Felder sicher ruhten,
Denn der Wald war Schirm und Hort.
Und den Mann mit reichen Schätzen,
Den der Mammon einst versucht,
Fliehen alle mit Entsetzen,
Und sein Name wird verflucht.

Schuld verzehret ihn wie Feuer:
Du zerstörtest, ein Barbar,
Was dem Herzen lieb und teuer,
Was dem Land ein Segen war. —
Also zieht am Geist vorüber
Zukunft als ein böser Traum,
Trübe blickt das Aug' und trüber,
Unstät durch den Waldesraum.

Doch den Händler will verdrießen
Dieses Schweigen bang und schwer.
„Sollen wir den Kauf nicht schließen?
Tausend Thaler biet' ich mehr." —
Wie die Worte rauh erschallen,
Fährt der andre plötzlich auf:
„Schweiget, Herr! in diesen Hallen
Sprecht nicht mehr von schnödem Kauf!

Den Versucher überwunden
Hab' ich jetzt zu meinem Heil;
Bin euch sehr zu Dank verbunden;
Doch der Wald ist mir nicht feil!" —
Und es rauschen alle Wipfel,
Laut erschallt der Vögel Chor,
Von dem Thal zum Bergesgipfel
Braust Triumphgesang empor.

---

2. Dein Rat sei wohlbedacht.

[Ebend. S. 276.]

Dein Rat sei wohlbedacht,
Dann schnell die That vollbracht!
Gar langsam blüht und reift der Wein,
Doch will er schnell gekeltert sein.

---

3. Ein rohes Wort entstellt den schönsten Mund.

[Ebd. S. 283.]

Ein rohes Wort entstellt den schönsten Mund,
Das schönste Antlitz auch die Zorngeberde,
Ihr Bild lebt fort entstellt im Herzensgrund,
Du strebst umsonst, daß es voll Anmut werde.
Und alle Kunst kann nicht den kleinsten Flecken
Im Bild mit frischen Farben je bedecken.

---

4. Der deutsche Löwe.

[Kriegsgedichte. 1870. Von Franz Othen. 2. Aufl. Wiesbaden. 1870. Limbarth. S. 20.]

Ihr wolltet den Löwen wecken;
Nun hat er euch gebrüllt,
Und hat mit Furcht und Schrecken
Das weite Land erfüllt.

Ihr wolltet den Löwen wecken;
Doch das thut niemals gut:
Wo Löwen Tatzen strecken,
Da fließt auch rotes Blut.

„Wir drohn nur mit dem Stecken,
So muß der Löwe fliehn;
Dann folgen ihm die kecken
Franzosen nach Berlin.“

O weh, ihr armen Gecken,
Der Löwe wacht am Rhein;
Ihr flieht an allen Ecken,
Und er jagt hinterdrein.

---

5. Von manchem Narren werd' ich aufgezogen.*)

[Rätselbuch. Von Hermann Dickmann. Wiesbaden 1876. Limbarth. S. 7.]

Von manchem Narren werd' ich aufgezogen;
Doch an den Spott wird sich kein Weiser kehren,
Ich fühle huldvoll mich sogar bewogen,
Ihn zu belehren.

Und wird mir je zu heftig sein Gebahren,
Es frommet nicht, daß ich erzürnt mich zeige;
Ich weiß vor ihm die Ruhe zu bewahren,
Und steh' und schweige.

Sonst pocht mein Herz erregt zu jeder Stunde,
Denn fremd ist träger Ruh' mein ganzes Wesen,
Ich laß von meinem Wirken euch die Kunde
Im Antlitz lesen.

Bescheiden halt' ich mich im Dunkel gerne,
Und komm' hervor, wenn Menschen mich befragen;
Doch hört ihr oft auch aus erhabner Ferne
Mich Antwort sagen.

---

6. Ich grüß' euch auf der grünen Au.*)

[Ebend. S. 56.]

Ich grüß' euch auf der grünen Au
Im Mai viel tausendmal,
Es hängt an mir der Tropfen Tau
Und blitzt im Sonnenstrahl.

Es rufet mir ein Gottwillkomm
Der frohen Zecher Schar;
In Gottes Tempel dien' ich fromm
Dem Priester am Altar.

So schein' ich nur dem Glück geweiht;
Doch ach! das Leben lehrt,
Daß jedem Menschen nur zum Leid
Das Schicksal mich bescheert.

---

*) Die Auflösungen folgen im Inhaltsverzeichnisse des 5. (1.) Bdes. später nach.

Georg Christian Dieffenbach.

[Quellen: Dr. Friedr. Sehrwald, Deutsche Dichter und Denker. 1. Bd. 1877. S. 97. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Georg Christian Dieffenbach wurde am 4. Dezember 1822 zu Schlitz im Großherzogtum Hessen als der Sohn des damaligen Stadt- und späteren Oberpfarrers L. Chr. Dieffenbach geboren. Von seinem Vater und seinem Großvater, dem als pädagog. Schriftsteller bekannten Kirchenrat und Oberpfarrer Dr. J. Ferd. Schlag, vorgebildet, besuchte er von Herbst 1837 bis Ostern 1840 das Gymnasium zu Gießen und dann von Ostern 1840 bis Herbst 1843 die Universität daselbst. Darauf besuchte er das Predigerseminar zu Friedberg ein Jahr lang und war von Mich. 1845 ab zwei Jahre lang Lehrer an einem Prvatinstitut zu Darmstadt. Im Sommer 1847 trat er ins geistliche Amt ein, zunächst als Vikar in Kirchberg bei Gießen, dann in Vielbrunn im Odenwalde. 1855 übernahm er, präsentiert vom Grafen von Schlitz, genannt von Görz, die 2. Stadtpfarrei zu Schlitz, seiner Vaterstadt, verheiratete sich in demselben Jahre mit Wilhelmine, geb. Hartmann, aus Wetzlar und rückte 1873 zum Oberpfarrer in Schlitz auf.

Dieffenbach ist ein nicht nur im engeren Vaterlande, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus gefeierter Theologe und theologischer Schriftsteller. Seine zahlreichen theologischen Schriften gehören zumeist dem Gebiete der praktischen Seelsorge an. Am meisten Verbreitung hat wohl das im Jahre 1853 zuerst erschienene Andachtsbuch Evang. Hausagende gefunden. Den Geistlichen suchte D. im Verein mit Pfarrer Müller in Fürstenau zu dienen durch Herausgabe des Diarium pastorale (1861), den Lehrern und Küstern durch eine „Kleine Agende“. Die „Evangelischen Krankenblätter“ fanden eine außerordentlich weite Verbreitung; es sind einzelne Blätter zum Verteilen an Leidende, Gottes Wort, Betrachtung, Gebet und Lied enthaltend; Trostblätter von ähnlicher Einrichtung schlossen sich an. Konfirmation, Hochzeit, Geburtag sind von ihm durch christliche Betrachtungen ausgezeichnet worden. Verschiedene Andachtsbücher anderer Art für das ganze Jahr berechnet oder an bestimmte biblische Bücher des N. T. (Matthäus, Johannisevangelium, Epheser- und Philipperbrief) angeschlossen, bezeugen den Eifer des Verfassers, der nach Erbauung suchenden evangelischen Christenheit zu dienen.

Wir haben es freilich an dieser Stelle hauptsächlich mit dem Dichter zu thun. Als Poet ist aber Dieffenbach vorzüglich Lyriker. Seine Gedichte sind wesentlich doppelten Inhaltes. Fassen wir zunächst die „Gedichte“ ins Auge, welche unter dem bezeichnenden Titel „Lied und Leben“ in zweiter Auflage erschienen sind und an die Erwachsenen sich wenden. Das „Naturleben“ wird durch folgende Dichtung eingeleitet (S. 3.):

Nehmt hin der alten Lieder leichten Klang!
Die Tage sind nun lang dahingeschwunden,
Da ich allein von Lenz und Liebe sang.
Wohl mir! ich habe Bess'res nun gefunden!

Nur wenig ist's aus liederreicher Zeit,
Da die Natur mir einz'ge Offenbarung,
Da ich der Kreatur mein Lied geweiht,
Da Irdisches nur des Gesanges Nahrung.

Drum biet' ich zaudernd euch die Lieder dar. —
Wer nie von ird'schem Zauber war umschlungen,
Der schelte mich, daß ich es einstens war,
Und erst durch Nacht zum Licht hindurchgedrungen.

Es ist ein dämmernd Leben der Natur,
Das sich in kleinen Liedern hier entfaltet,
Doch zeigt der Keim schon manche schwache Spur,
Wie Gottes Geist die Blüte einst gestaltet.

Noch sing ich wohl von Lenz und Lenzesblühn,
Doch ist es mir des ew'gen Frühlings Ahnung,
Noch fühl ich wohl der Liebe Zauberglühn,
Doch ist es mir der ew'gen Liebe Mahnung.

So stell ich euch zur Prüfung offen dar
Ein Stücklein alten Lebens im Gedichte;
Es hat ja seinen Frühling jedes Jahr,
Und ihren Anfang jegliche Geschichte.

Der Dichter gesteht hier offen seinen inneren Entwicklungsgang. Und sie sind herzig schön, auch schon diese das „Naturleben"*) wiederspiegelnden Lieder. Sie sind der Ausdruck eines reinen, glücklichen, den Kindessinn noch festhaltenden Gemütes. Aber sie sind doch nur eine Vorstufe zu dem, was der Dichter später in dem reichen Leben eines glücklichen Hausvaters, der Gottes Segen in Lust und Leid gleicherweise, und in dem nicht minder reichgesegneten Wirkungskreise eines Seelsorgers erfahren und in sich erlebt hat, wirkliche Empfindungsperlen, meist klein, aber klar und rein, einfach, aber immer zum Nachdenken reizend, leicht dahinfließend im Vers und Reim, aber doch sorgsam; es sind Dichtungen eines Herzens, in welchem sich alles spiegelt, Glück und Jammer, Zuversicht und Ohnmacht, Schmerz und Ergebung. Aber diese Lieder zeigen mit nichts aufgeregten Geist oder Zerrissenheit und Verzweiflung; vielmehr nur den Kampf in der Empfindung des Siegers, und hier treten uns allerdings häufig Reflexionen an Stelle der ersten Empfindungen, und es erhalten die Dichtungen nicht selten eine lehrhafte Beimischung, abgesehen von dem in jedem spezifisch geistlichen Liede enthaltenen lehrhaften Momente, eine Lehrhaftigkeit des Tones, nicht nur

*) Das Inhaltsverzeichnis weist folgende Rubriken auf: 1. Naturleben. — 2. Ahnen und Sehnen. — 3. Ruhe im Glauben. — 4. Streit und Leben. — 5. Kämpfen und Ringen. — 6. Sieg und Frieden. — 7. — Stille Umschau und Betrachtung. — 8. Leben in der Kirche. — 9. Trost und Sehnen in schweren Stunden. — 10. Blicke in die Vollendung.

des Inhaltes. Aber auch dann sind die Dichtungen Dieffenbachs wertvoll, weil sie nichts Gedachtes produzieren, sondern Erlebtes und dies unter dem beherrschenden Eindrucke des Gefühles der Überwindung reproduzieren. Die einzige, nicht der reinlyrischen Poesie angehörige Dichtung ist „Der Kampf der letzten Zeiten", eine inhaltlich großenteils aus der Offenbarung Johannis geschöpfte prächtige Schilderung mehr epischen Kolorits.

Noch fruchtbarer und origineller aber ist Dieffenbach auf einem anderen Gebiete der Poesie, als Kinderliederdichter. Unsere größten Geister haben es nicht verschmäht, ab und an mit den Kindern zu plaudern und für sie ein Kinderlied zu dichten; einzelne geringere Dichter haben ganze, und keineswegs unbedeutende, Sammlungen von eigenen Kinderliedern veröffentlicht, wie Hoffmann von Fallersleben, Wilh. Hey, Güll &c. Aber es hat sich leider auch eine verkehrte Art von Kinderliederpoeten mit eingeschlichen, wie es scheint, Verseverfertiger aus dem Lesebuchfabrikationsbedürfnisse, und darum begegnen wir sehr vieler Spreu, sehr vielem Seichtem, Gehaltlosem. Es ist eben doch nicht jedermanns Sache, mit den Kindern recht zu plaudern. Dieffenbach versteht es. Zu einem solchen Poeten gehört Liebe zu den Kindern vor allem, d. h. vor allem die Liebe, welche mit den Kindern zu scherzen und zu singen, zu plaudern und zu spielen Zeit und Lust hat, sodann ein frisches, jung gebliebenes Herz, das auch mit den Kindern plaudern kann, ein offenes Auge für der Kinder Thun und Treiben, ein offenes Ohr für der Kinder Wünschen und Klagen, und endlich auch noch ein rechtes Verständnis für die Natur des Kindes und für das Wesen aller Kreatur, über welches der Dichter das Kind unterhalten will, indem er in die Natur mit leichtem Humor, der auch das Kind erfreut und noch den Alten ergötzt, die Poesie des Kindesgeistes hinüber- und hineinträgt. Auch die Kinder sind Poeten, und echte Kinderpoesie ist ein Zauberland, in welchem die Augen der Kinder glänzen, die Ohren lauschen, die Füße gebannt stehen, die Hände zusammenklappen vor Freude, die Lippen des Jubels voll werden und die Wände vom Kinderjubel widerhallen, weil hier eben die Kinder die Akteurs oder das zuschauende Publikum sind. Die unten mitzuteilenden Proben werden die Behauptung bestätigen, daß Dieffenbach ganz besonders nach dieser Seite hin befähigt, ja von Gott durch Begabung und Führung besonders begnadigt ist. Kommt nun zu dem Dichter ein tüchtiger Komponist (wie Franz Abt und C. A. Kern es für Dieffenbach gewesen sind) und ein trefflicher illustrierender Künstler (wie L. Richter, Flinzer, Wanderer), so ist alles angeführt, was den außerordentlichen Beifall erklären kann, welchen Dieffenbachs Kinderlieder und „Aus dem Kinderleben" gefunden haben. Dasselbe dankbare Publikum wird zweifelsohne auch das soeben erschienene prächtige Buch: Glückliche Kinderzeit noch in diesem Jahre finden.

Außerdem bereitet der Dichter einen zweiten Band von Gedichten und einen neuen Band: 50 Kinderlieder zur Herausgabe vor.

Werke: 1. Theologisches-Erbauliches: *Evangel. Hausagende. 1853. 4. Aufl. 1878., Wiesbaden. Kunzes Nachfolger. (Dr. Jacoby). — *Diarium Pastorale. 4. Bde. Bd. I. Evang. Brevier. Bd. II. Ev. Handagende. Bd. III a. IV. Ev. Hirtenbuch. (Mit Pfarrer Müller in Fürstenau herausgegeben. 1861. Stuttgart, Liesching. Ev. Handagende. 2. Aufl. 1867) — *Evang. Krankenblätter. Heft I—IV. 1868. ff 1. Heft 1868. 3. Aufl. 1881. 2. Heft 2. Aufl. 4. Heft 2. Aufl. Wiesbaden. — Kleine Agende für Lehrer und Küster. 1870. — *Wort und Sakrament (für Konfirmanden) 1. u. 2. Aufl. 1873. (Ins Schwedische und Norwegische übersetzt.) Gotha, Schloeßmann. — *Ein Hochzeitsstrauß. 1873. 4. Aufl. 1883.*) — *Zum Geburtstage. Eine Festgabe. 1875. 2. Aufl. 1877. — *Bibelandachten. Das Ev. St. Matthäi. 1876. — Trostblätter. 1 Heft. 1877. — *Christliches Gedenkbuch 1879. 2. Auflage 1880. Zwißler, Wolfenbüttel. — Bibelandachten. II. Das Ev. St. Johannis. 1880. — III Die Episteln St. Pauli an die Epheser und Philipper. 1882. — *Evang. Hausandachten in 6. Lieff. 1882—1883. Bremen, M. Heinsius. 1 Bd. 6 Monatshefte. 6 M.

2. Poetische Arbeiten: Abende in Griechenland. Gedicht von Th. Moore Aus dem Englischen übersetzt. 1846. — ***Kinderlieder**. 1852. 2. Aufl. mit Bildern. (Ins Holländische übersetzt) 3 M. C. G. Kunzes Nachf. Wiesbaden. — **Gedichte** 1857. — Neue Ausg. unter dem Titel: ***Lied und Leben** 1880. Julius Zwißler, Wolfenbüttel. — *In der deutschen Frühlingszeit (Vaterländische Gedichte) Hannover, C. Meyer 1871 20 Pf. — *Aus dem Kinderleben 1879. 2. Aufl. 1881. 3. Aufl. 1882. Bremen, M. Heinsius. — *Ein Kranz zur Silbernen Hochzeit am 14. Febr. 1880. Seiner lieben Jubelbraut dargeboten. (Als Manuskript gedruckt.) — *Aus dem Kinderleben. 2. Sammlung. 1871. Ebd. 2. Aufl. 1883. — *Kinderlieder (26) mit Kompositionen von Franz Abt und C. A. Kern. 1882. Wiesbaden. — *Glückliche Kinderzeit. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Bildern und 50 Liedern und Reimen. Bremen, Heinsius. (Außerdem zahlreiche Beiträge in Zeitschriften, besonders auch in Leimbachs: Unser Feierabend 1882. 1883.)

Proben aus Dieffenbachs Dichtungen.

1. Herzens-Reichtum.

[Lied und Leben 1880. S, 11.]

1. Wie ist so reich an Thränen
Das arme Menschenherz!
Sie quellen in Sehnen und Liebe
Sie rinnen in Lust und Schmerz.

2. Den Perlen von lichtem Scheine
Ist keine Perle gleich**);
Mein Herz, mein Herz wie bist du
So unermeßlich reich!

3. Trägst du noch solche Perlen,
So wunderbar und licht, —
Was willst du dich beschweren?
Dann klag und zage nicht!

4. Wenn aber keine Thräne
Mehr rinnt in Lust und Schmerz,
Dann bist du welk und elend,
Ein arm' erstorben Herz!

---

*) Die 4. Aufl. enthält auch den unten zu erwähnenden „Kranz zur silbernen Hochzeit."

**) Lessing sagt in Emilia Galotti (Akt 2, Sc. 5): Perlen bedeuten Thränen. Umgekehrt sagt mit noch größerem Rechte unser Dichter: Thränen sind Perlen, und zwar die wertvollsten, sie sind der Reichtum des Herzens, denn sie sind der Ausdruck dafür, daß das Herz aller edlen Regungen noch fähig ist, nicht nur des Schmerzes, sondern auch der höchsten Freude, welche dem Schmerze viel näher ist als die lachende Freude und in deren Thränen geschrieben stehet: O Gott, ich bins nicht wert! und ferner der Gefühle der Hoffnung, der Liebe, des Glaubens, des Mitleids, der Mitfreude. Vertrockneten Deine Thränen gänzlich, dann bist du ärmer als arm, dann ist dein Herz vertrocknet, erstorben.

2. Sommernacht.

[Lied und Leben. S. 9.]

1. Kehrt aus des Südens Zauberpracht
Die Nachtigall uns wieder,
Dann singt sie durch die Sommernacht
Uns ihre süßen Lieder,

2. Die Lieder, die sie dort erlauscht
Im frühlingsreichen Süden,
Wo ewig grün die Myrte rauscht
Im Dufte weißer Blüten.

3. Drum klingt so wunderbar ihr Lied,
So tief durchweht von Sehnen,
Daß es Dein Herz zur Ferne zieht,
Das Aug' Dir füllt mit Thränen!

---

3. Tiefes Dürsten.

[Lied und Leben. S. 46.]

1. Gieb mir zu trinken, o du prangende Natur!
Reich deinen Kelch mit Blütenlust gefüllt!
O süße Labung, — ach für Augenblicke nur!
Mein tiefstes Dürsten bleibt doch ungestillt!

2. O Welt, dein Becher glänzt in reichem Edelstein;
Gieb her, laß schlürfen mich die süße Lust! —
Du arge Welt, berauschen kann dein Feuerwein, —
Doch ohne Fried' und Freude bleibt die Brust! —

3. Dort springt ein Quell, — Heil mir, dort find' ich Ruh!
Sieh, wie so voll des Wissens Born mir quillt!
In heißem, tiefem Schmachten schöpf ich immer zu; —
Das Herz bleibt kalt, — das Dürsten ungestillt!

4, Quillt nirgends eine frische Lebensquelle hier?
Wer leitet liebend mich auf rechte Spur? —
Wer bietet mild des Friedens vollen Becher mir?—
Ich ahn' es wohl, — o könnt ich's glauben nur!*)

---

4. Frühere Stimmungen.

[Lied und Leben. S. 64.]

1. O Tage voller Angst und Leid,
O Stunden voller Not und Streit,
Eh' ich den Herrn gefunden.
Nach Frieden lechzt ich fort und fort,
Und suchte irrend da und dort, —
Das Herz war mir gebunden.

---

*) So lange des Herzens tiefstes Dürsten nicht gestillt ist, gewährt die Natur nur vorübergehenden Genuß, die Welt hat überhaupt nur einen trügerischen Genuß für uns bereit, der in Leid sich wandelt. Die Wissenschaft gibt wohl dem Geiste Nahrung, aber dem dürstenden Herzen keine Befriedigung. Der Dichter ahnt, daß das Christentum wahren, vollen Herzensfrieden allein gebe, aber er ist noch nicht seiner Zweifel Herr geworden.

2. Nun ist's dahin, — nun ist's vorbei,
Das Herz ist froh, das Herz ist frei,
Der Friede ist errungen.
Zum treuen Herrn mein Beten zieht,
Zu Ihm hat fröhlich sich im Lied
Die Seele nun geschwungen.*)

5. Frieden!

[Lied und Leben. S. 65.]

1. Bei Dir, o Herr, hab' Frieden ich gefunden,
Nach dem ich suchte lange Zeit.
Bei Dir nur, Jesu, kann ich ganz gesunden
Von meiner Seele tiefstem Leid!

2. In Deiner Liebe laß mich ganz versinken,
Die neues Leben in mir schafft;
In sel'ger Wonne Deinen Frieden trinken,
Du Born der Gnade und der Kraft.

3. Erneuert steig' ich aus dem sel'gen Bade,
Und all mein Dürsten ist gestillt;
Und betend ruh' ich an dem Born der Gnade,
Der mir in Dir, o Jesu, quillt!**)

6. Mut und Demut.

[Lied und Leben. S. 103.]

1. Vor deinem Gotte steh gebückt,
Ihm beuge gern das Knie;
Der Welt zeig' stets das Schwert gezückt, —
Ihr beuge du dich nie!

2. Wer stets vor Gott in Demut steht,
Der hat den rechten Mut,
Und wer zu Ihm oft knieend fleht,
Steht kämpfend fest und gut.

3. Bist du zu stolz vor Gott zu knie'n
Und beugst dich doch der Welt? —
Wirf in den Staub dich hin vor Ihn,
So stehst du auf als Held!

7. Streitlied.

[Lied und Leben. S. 105.]

1. Die Zeit ist ernst, drum sei bereit
Das Kreuz des Herrn zu tragen,
Und rüste dich zum letzten Streit, —
Mit Gott kannst du ihn wagen;
Ist Er für dich, — was hat's für Not? —
„Ein feste Burg ist unser Gott!"

---

*) Dies Lied bildet die Brücke zwischen dem vorigen und dem folgenden und zugleich mit dem folgenden die Ergänzung des vorigen Liedes.

**) Vgl. Joh. 4, 14; 7, 37.

2. Er ist's, der alles wirkt und schafft,
Auf deine Kraft nicht baue;
Sein ist das Reich, Sein ist die Kraft,
Auf Ihn voll Demut schaue;
Wirf von dir allen stolzen Wahn;
„Mit unsrer Macht ist nichts gethan!“ —

3. Gewaltig ist der Feinde Droh'n,
Doch laß den Mut nicht sinken!
Hie Schwert des Herrn und Gideon! —
Die Siegespalmen winken.
Streit' unverzagt in Gottes Heer,
„Und wenn die Welt voll Teufel wär!“

4. Steh auf dem Worte fest und wahr.
Mit treuem, echtem Glauben,
Das halte fest nur immerdar,
Das laß dir nimmer rauben.
Strömt Welt und Hölle auch heran:
„Das Wort sie sollen lassen stah'n!“*)

---

8. Dornrösleins Erwachen.

[In der deutschen Frühlingszeit. Siebenzehn Lieder aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1870–71. Hannover. 1871. S. 27.]

1. Dornröslein schlief verzaubert wohl manches hundert Jahr,
Von Dornen rings umgeben Schloß und Garten war.
Es kam manch kühner Degen heran auf hohem Roß
Mit stolzem Mut und Worte, mit stattlichem Dienertroß.**)

2. Wollt' kühnlich auferwecken das Königstöchterlein,
Blieb in den Dornen stecken und litt des große Pein.
Schon war sie fast vergessen die minnigliche Maid, —
Die Kinder nur erzählten das Märlein aus alter Zeit.

---

*) Das Streitlied hat einige Ähnlichkeit mit einer Glosse, d. h. einer Umschreibung eines Spruches in soviel Strophen, als der Spruch Zeilen hat und mit der Aufnahme je einer Zeile des Themas in die Schlußzeile der einzelnen Strophen. Nur ist hier das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott dergestalt als Thema benutzt, daß die Anfangszeilen der Strophen des Kirchenliedes hier zu Schlußzeilen und zu Spitzen der Strophen geworden sind. Überdies entsprechen alle Strophen inhaltlich denen des großen Luther'schen Kirchenliedes: Unsere Macht (Str. 1.), unsere Ohnmacht (Str. 2.), des Feindes Ohnmacht (Str. 3.), unser Sieg (Str. 4.). Durch den, der das Wort ist, behalten wir das Wort des Evangeliums und damit das Reich.

**) Wir dürfen schon an Maximilian I. und Karl den Fünften denken und an die auf sie gesetzten, aber von ihnen nicht erfüllten Hoffnungen. Und wie mancher Kaiser mag sich mit der Hoffnung vergeblich getragen haben, das deutsche Reich zu Kraft und Herrlichkeit erwecken zu können!

3. Nach vielen, vielen Jahren da kommt ein edler Held
Gewappnet hergeritten, durch's weite öde Feld,
Gar königlich zu schauen, ein Mann von hohem Mut,
Ein Held mit weißen Haaren und jugendlichem Blut.

4. Zur Seite kommt geritten ein Degen hoch und stark,
So fest wie Stahl und Eisen, ein Mann voll Kraft und Mark;
Und mit ihm kommt gezogen wohl mancher Ritter wert
Als wie zum Kampf gerüstet mit Erz und blankem Schwert.

5. Hei! wie die starken Helden mächtig ziehen heran
Und brechen durch die Dornen sich mit dem Schwerte Bahn!
Bald ist der Weg gewonnen durch Eisen und durch Blut, —
Ans Zauberschloß schlägt mächtig der Starke kühn und gut.

6. Wach auf, wach auf, Dornröslein, ein edler Freier naht, —
Der Zauber muß verschwinden, der dich umschlossen hat.
Mit Freuden schaut der Ritter das Röslein minniglich,
Das noch verzaubert schlummert und neigt dann liebend sich,

7. Drückt auf die roten Lippen einen warmen Lebenskuß,—
Und sich mit einem Male der Zauber schwinden muß.
Dornröslein schlägt die Augen verwundert auf und schaut
Den königlichen Helden, so stattlich und so traut.

8. Er reicht die Hand der schönen, der süßen Schläferin,—[1])
Sie weiß sich kaum zu fassen, — verwirrt ist noch ihr Sinn.
Und wie im Traume richtet sie sich empor geschwind,
Steht an des Helden Seite, das herrliche Königskind.

9. Und als sie nun den Helden, den königlichen, erkannt,
Da reicht sie ihm in Liebe die schöne, weiße Hand,
Da steigt ihr in die Wangen das frische, wallende Blut,
Da glüht in ihrem Herzen gar helle Liebesglut.

10. Dann winkt sie freundlich näher den Degen hoch und stark,
Dem Mann von Stahl und Eisen, dem Mann voll Kraft und Mark;
Der sinkt aufs Knie demütig, — sie legt die Hand ihm leis
Zum Segen auf die Stirne, — der treuen Hilfe Preis![2])

11. Ein wunderbares Leuchten erglänzt im weiten Saal, —
Licht-Elfen schweben nieder wie heller Mondenstrahl.
Sie tragen eine Krone von Gold und Edelstein,
Dazu ein Schwert, das leuchtet wie blitzender Feuerschein.

12. Da raschelts in den Ecken, und schreiend flattert davon
Widerlich Nachtgevögel mit ängstlich schrillem Ton.

[1]) In dem Originaldrucke steht leider der Druckfehler Schäferin. — [2]) Bismarck.

Die Elfen aber schmücken den König hochgemut, —
Wie herrlich strahlt die Krone! wie blitzet des Schwertes Glut!

13. Und jubelnd sehns die Ritter und alles Volk umher, —
Das edle Paar, wie prangt es so leuchtend und so hehr!
Und tausendstimmig klinget der Jubel hell und laut:
„Heil unserm Helden-Kaiser und Heil der hohen Braut!"[1])

---

9. Der Frosch.

[Kinderlieder. 1. Tl. 2. Aufl. S. 5.]

1. Der Frosch sitzt in dem Rohre,
Der dicke, breite Mann,
Und singt sein Abendliedchen,
So gut er singen kann — Quak!
Quak!

2. Er meint es klingt gar herrlich,
Könnts niemand so wie er,
Er bläst sich auf gewaltig
Meint Wunder, was er wär! —
Quak! Quak!

3. Mit seinem breiten Maule
Fängt er sich Mücken ein,
Guckt mit den dicken Augen
Froh nach der Sonne Schein! —
Quak! Quak!

4. Das ist ein ewig Quaken,
Er wird es nimmer müd,
So lange noch ein Blümchen
Im Wiesengrund nur blüht! —
Quak! Quak!

5. Herr Frosch! nur zu gesungen,
Er ist ein lustger Mann;
Im Lenz muß alles singen,
So gut es singen kann! — Quak!
Quak!

---

[1]) Uhland deutet das Märchen Dornröschen auf das zweite Erwachen der deutschen Poesie, Dieffenbach auf das Wiedererwachen des deutschen Reiches im Jahre 1871. In letzterem Sinne hat das Märchen Prof. Herm. Wislicenus zu Düsseldorf ebenfalls aufgefaßt und angewandt und zwar an der Ostseite des restaurierten Kaiserhauses zu Goslar. „Die Allegorie des Märchens ist folgende. Das deutsche Reich wird unter Karl dem Großen gestiftet durch den Bund mit der christlichen Kirche; aber bei der Taufe oder Stiftung des Reiches zeigt sich die gute und böse Fee, die Macht der Wahrheit und die des Irrtums in der einen Kirche; nachdem das Reich sich unter der Leitung der Mutter, der altgermanischen Kraft, entwickelt hat, auch durch die mönchische Gelehrsamkeit, sowie durch die kreuzfahrenden und singenden Ritter seine innere und äußere Kultur gemehrt hat, naht die Katastrophe, indem die Macht der Hierarchie dem Reiche den tödlich scheinenden Schlag versetzt, aus welchem die Macht der Wahrheit die Schlafende zu erwecken verheißt; nun beginnt für das Reich die Zeit der Schwäche: Die großen Staatsmänner fehlen, die Kraft der Einheit fehlt, die Poesie und Kunst fehlen, und als erst die letzteren wieder durch die Dichter, die Vorkämpfer und Verkündiger einer neuen Zeit gehoben werden, da kommt der Einheitsgedanke allgemein zur Geltung, und es erwacht das Dornröschen des neuen Reiches und mit ihm gleichzeitig Barbarossa, das Symbol der alten Idee eines mächtigen deutschen Kaisers." (Aus Leimbach: Der Bilderschmuck des restaurierten Kaiserhauses zu Goslar. 1878. Goslar, Koch. 60 H.) — Zu bemerken ist noch, daß dies Gedicht in eine freiere Form der Nibelungenstrophe gekleidet ist. Daraus erklärt sich, daß den Jamben Anapäste eingestreut erscheinen.

10. Der Storch.

[Kinderlieder. 2. Aufl. S. 9.]

1. Herr Storch steht oben auf dem Haus
Und schaut weit in die Welt hinaus; —
Was machst du solch ein ernst Gesicht,
Du Stelzenfuß, du langer Wicht? —

2. Wie ernst und langsam schreitet er
Nun auf dem Dache hin und her; —
Bist du denn wohl ein kranker Mann,
Der nicht mehr hurtig gehen kann?

3. Nun steht er gar auf einem Bein
Und meint, es sollt' ein Kunststück sein; —
Herr Stelzenfuß, schau mir nur zu,
Gib acht, ich kann's so gut, wie du!

4. Nun fängt er noch zu klappern an,
Und klappert was er klappern kann; —
Du Schnabelmann, du Plappertasch,
Was plapperst du denn da so rasch?

5. Herr Storch, ich kann dich nicht verstehn, —
Da, — habt ihr ihn jetzt fliegen sehn?
Jetzt sucht er sich für seinen Tisch
Ein Fröschlein oder einen Fisch! —

---

11. Frau Schwalbe.

[Kinderlieder. S. 10.]

1. Frau Schwalbe ist 'ne Schwätzerin,
Sie schwatzt den ganzen Tag,
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel sie plaudern mag;
Das zwitschert, — das zwatschert
Den lieben langen Tag!

2. Sie schwatzt von ihren Eiern viel,
Von ihren Kindern klein,
Und wenn sie niemand hören will,
Schwatzt sie für sich allein.
Das zwitschert, — das zwatschert
Und kann nicht stille sein!

3. Hält sie im Herbst Gesellschaft gar
Auf jenem Dache dort, —
So schwatzen die Frau Schwalben all
Erst recht in einem fort;
Das zwitschert, — das zwatschert,
Und man versteht kein Wort!

12. Der lustige Musikant.

[Kinderlieder. S. 18.]

1. Was ist das für ein Musikant:
Er ist in jedem Dorf bekannt,
Er hat ein graues Röcklein an
Und musiziert so gut er kann;

2. Sitzt morgens auf dem Scheuerdach
Und macht die Schläfer alle wach,
Bläst unverdrossen ohne Ruh
Sein lustig Stücklein immerzu. —

3. Herr Spatz, Herr Spatz ist er benannt,
Der wohlbekannte Musikant;
„Zwilch! Zwilch!" — so lautet spät und früh
Die alte Spatzenmelodie. —

13. Die kleine Gärtnerin.

[Kinderlieder. S. 75.]

1. Meine Blümchen haben Durst,
Hab's gar wohl gesehen!
Hurtig, hurtig will ich drum
Hin zum Brunnen gehen.

2. Frisches Wasser hol' ich euch,
Wartet nur ein Weilchen,
Wartet nur, ihr Röschen rot
Und ihr blauen Veilchen.

3. Seht, hier habt ihr Wasser schon,
Trinkt nun mit Behagen;
Blüht und duftet noch recht lang,
Wollt ihr Dank mir sagen!

14. Der Blinde.

[Kinderlieder. S. 81.]

1. Ein blinder Mann am Wege steht,
Fleht um ein Stücklein Brot;
Ein Kindlein ihm zur Seite geht, —
Sein Aug ist leer und tot.

2. Den grünen Wald, der Sonne Licht,
Der Blumen bunte Pracht
Schaut sein erstorbnes Auge nicht, —
Für ihn ist's immer Nacht.

3. Du hast zwei Äuglein klar und rein
Und frohen Mut dabei,
Du siehst der Sonne hellen Schein,
Kannst springen frank und frei.

4. Drum danke Gott von Herzensgrund
Für deiner Augen Licht;
Wie reich bist du, frisch und gesund, —
Vergiß des Blinden nicht!

15. Auf dem Kirchhof.*)

[Kinderlieder. S. 89.]

1. Vier schwarze Männer tragen
Ein Särglein still dahin;
Drauf liegen Blumenkränze, —
Ein Kindlein liegt darin.

*) Mein zweiter Sohn sang kein Lied lieber als dies, und er sang es stets unter reichlichen Thränen. Jetzt liegt er schon über ein Jahr auf dem Kirchhofe.

2. Zum Kirchhof auf der Höhe
Der Zug so stille geht; —
Ein Gräblein ist gegraben
Dort, wo das Kirchlein steht.

3. Noch einmal laßt uns sehen
Das bleiche Angesicht;
Das Auge ist geschlossen, —
Einst war's so lieb und licht!

4. Ein Sträußlein in den Händen,
Ein Kränzlein in dem Haar, —
So schläft das liebe Kindlein,
Das einst so fröhlich war!

5. Sie senken's in die Erde
Zur kühlen, dunklen Ruh;
Die Schollen fallen drüber
Und decken warm es zu.

6. Die Brüder und die Schwestern
Stehn weinend an dem Grab
Und werfen Blumenkränze
Aufs Särglein leis hinab.

7. Nun schlafe wohl, du Kindlein,
Mit Erde zugedeckt,
Bis Jesus Christ dich wieder
Aus deinem Schlummer weckt!

8. Wie stille muß sich's schlafen
Dort in der Erde Schoß
Wohl unter roten Röslein
Und unter grünem Moos!

9. Einst kommt der Herr gegangen
Mit seiner Engel Schar.
„Steh auf! Steh auf! mein Kindlein!"
So ruft er wunderbar.

10. Dann sollst du auferstehen,
Du liebes, bleiches Kind,
Sollst in den Himmel kommen,
Wo alle Engel sind!*)

---

16. Ein hochgeborner Mann.

[Chr. Dieffenbach, Glückliche Kinderzeit. Bremen, Heinsius 1883. S. 9.]

Ich bin ein hochgeborner Mann,
Der stolz hernieder schauen kann,
Denn was da lebt im Städtlein hier,
Das alles steht tief unter mir.

Im Winter ist mir's hier zu kalt,
Im Süden nehm' ich Aufenthalt,
Und komm' ich dann hierher zurück,
Zieht mit mir Jubel ein und Glück.

Und alles freut sich, mich zu sehn
Beim ersten linden Frühlingswehn.
Sobald nur meine Stimm erschallt,
Begrüßt mich fröhlich jung und alt.

Hoch ragt mein stolzes Sommerhaus;
Weit in die Welt schau ich hinaus.
So weit das Auge reicht von hier,
So weit reicht auch mein Jagdrevier!

Mein Name ist nicht unbekannt;
In aller Welt werd ich genannt;
Mich ehrt und liebet groß und klein;
Ich bin Herr Storch von Stelzenbein!

---

*) Die Wirkung aller dieser Lieder wird für die 3—7jährigen Kinder, für welche sie zunächst gedichtet sind, noch wesentlich durch die frischen, dem Texte sich wohl anfügenden Melodien und durch die charakteristischen Illustrationen erhöht.

17. Der neue Schüler.

[Ebend. S. 11.]

Seht mein Buch und meine Tafel
Und den Griffel spitz und fein.
Nun geht's hurtig in die Schule,
Will ein großer Schüler sein.

ABC wird heut gelesen,
Das macht keine Sorge mir.
Rechnen kann ich schon vortrefflich;
Hört nur: zwei mal zwei ist vier!

Morgen geht es an das Schreiben, —
Krixel — Kraxel, — das ist leicht,
Wie das i gemacht muß werden,
Hat Mama mir schon gezeigt.

Einen langen Brief dann schreib ich
Alle Tage ganz allein;
Den will ich dem Postmann geben
An mein liebes Mütterlein.

Und darinnen steht geschrieben:
„Mütterlein, ich liebe Dich,
Will ein braver Junge bleiben,
Lebe wohl und denk an mich!"

---

18. Könnt ich die Spatzensprache nur.

[Ebend. S. 19.]

Was haben doch die Spatzen dort
Einander zu erzählen?
Die Schelme halten sicher Rat,
Wo heut' sie wollen stehlen.

Könnt ich die Spatzensprache nur,
Und könnte euch verstehen,
Euch frechem Diebsgesindel sollt
Es jämmerlich ergehen!

Dann hört ich, wo ihr stehlen wollt
Und holte mir geschwinde
Beim Jäger in dem Jägerhaus
Die lange, große Flinte.

Dann stell ich mich leis in den Busch
Und kommt ihr hergezogen,
So leg ich still die Flinte an,
Bis ihr herbei geflogen, —

Pautz! Pautz! dann schieß ich immer zu,
Das soll mal lustig knallen,
Und mancher freche Kirschendieb
Muß tot zur Erde fallen.

Das Stehlen und das Naschen laßt
Ihr Schelme nimmer bleiben!
Könnt ich die Spatzensprache nur, —
Ich wollt's euch wohl vertreiben!

---

19. Die kranke Puppe.

[Aus dem Kinderleben II. v. Chr. Dieffenbach. Bremen. Heinsius 1883. S. 23.]

Nun sagen Sie, Herr Doktor,*) mir,
Wie geht's dem armen Puppenkinde?
Es ist so schwach, — recht viel Arznei
Verschreiben Sie ihm nur geschwinde.

„Madame, das Kind ist schwer erkrankt,
Hat Fieber! Da ist nicht zu spassen.
Arznei und Pulver geb' ich ihm
Und muß ihm auch zur Ader lassen.

Und halten Sie mir's nur recht warm
In wollne Decken eingeschlagen,
Und geben ihm Kamillenthee, —
Drei Tassen stündlich kann's vertragen.

Ich schreibe gleich ein lang Recept,
Das muß der Apotheker machen;
Nimm die Arznei hübsch ein, mein Kind,
Ich geb' dir lauter süße Sachen."

---

*) Der Doktor ist natürlich auch ein Kind, welches den Arzt meisterhaft spielt.

20. Weihnachtslied.

[Glückliche Kinderzeit. S. 48.]

Bald kommt der liebe Weihnachtstag
Mit seiner hellen Freude,
Mit Lichterglanz und Marzipan, —
O wär er doch schon heute!
Viel Tage hat das lange Jahr, —
Der schönste Tag von allen
Ist doch der liebe Weihnachtstag,
Der will uns sehr gefallen.
Der schönste Tag von allen!
Sein Lob soll laut erschallen.

Wenn hell der liebe Christbaum strahlt
Im bunten Kerzenschimmer,
Dann jubeln wir und freuen uns, —
O grünte er doch immer!
Viel Bäume stehn im grünen Wald,
Der schönste Baum von allen
Ist doch der liebe Weihnachtsbaum,
Der will uns sehr gefallen.
Der schönste Baum von allen!
Sein Lob soll laut erschallen.

O sel'ge, heil'ge Weihnachtszeit!
O Baum im Kerzenscheine!
Wer giebt uns alle diese Lust?
Das thut Herr Christ alleine!
Viel Kinder leben in der Welt,
Das liebste Kind von allen
Ist doch das liebe Jesuskind,
Das will uns sehr gefallen.
Das liebste Kind von allen!
Sein Lob soll laut erschallen.

Ludwig Dill.

Im Jahre 1812 wurde Ludwig Dill als Sohn des 1861 zu Karlsruhe † Ober-Zollinspektors Dill in Karlsruhe geboren; er besuchte das Karlsruher Lyceum und studierte sodann in Heidelberg und Freiburg die Rechtswissenschaft und trat 1836 in die Praxis. Zuletzt war er Amtsrichter in Durlach bis zum Jahre 1861. Nach dem Tode seines Vaters trat der Dichter aus dem großherzoglich-badischen Staatsdienste aus und siedelte mit seiner Familie nach Stuttgart über, um dort ganz der Dicht- und Tonkunst zu leben. Im dortigen Künstlerverein „das Bergwerk", welches damals unter seinem Gründer, dem „Bergmeister" Hackländer, florierte, empfing der Dichter ebenso viele fröhliche Stunden, als er Freude durch seine Gedichte in anderen weckte. Seit 1871 lebt Dill auf seinem Landgute zu Durlach in Baden.

Nach zwei Seiten hin hat Dill ein namhaftes Talent entfaltet: als Dichter und als Musiker. Doch kann hier von den musikalischen Leistungen Dills nur soweit geredet werden, als ich auf die 16 großen Klaviersonaten hinweisen möchte, welche in Leipzig erschienen sind.

Als Dichter zeigt Dill, welchen wir getrost mit der mittleren schwäbischen Dichtergeneration zusammenstellen können, obgleich er nur wenigen derselben noch persönlich näher getreten ist, ein ganz besonderes Talent für die rein lyrische Dichtung und die Ballade; Stimmungsbilder aus der Natur,

von welcher er ein großes Stück besonders schöner Art, am Rhein, im Schwarzwald, in den Alpen gesehen hat, und dem Menschenleben, geraten ihm sehr leicht und glücklich. Er vermag die kleinen Dinge zu beachten, wertzuschätzen und immer etwas zu erleben, und alle Eindrücke im häuslichen Kreise, Erlebnisse froher und trüber Art, auf kleinen Wanderungen und größeren Reisen, alles gestaltet sich ihm zum Gedichte. In dieser Beziehung trifft er mit Rückert zusammen, wenn er auch dessen Eifer zu reimen nicht erreicht haben mag.

Gar manches seiner Lieder zeugt von einem kindlich frommen Sinne, von trautem Familienleben, von schwerem Leid und gesegneter Trübsal; — andre wieder von einem großen Heimatsgefühl, welches in den zahlreichen und schönen Vaterlandsliedern aus dem Jahre 1870/71, in welchen Dill die sämtlichen Ereignisse des Krieges mit der Leyer begleitet, zu einer feurigen Liebe für das große, eine, starke deutsche Vaterland erweitert und gesteigert ist. Diese letzteren Lieder fanden darum auch ganz besonderen Anklang, in einem Jahre 5 Auflagen. Daß aber Dill mit ganz besonderem Eifer die Geschicke der deutschen Heere verfolgte, erklärt sich mit durch die Teilnahme an dem Geschicke des einzigen Sohnes, den er als Offizier in den Krieg ziehen ließ und glücklich nach dem Kriege in seine Arme schließen durfte.

Auch im Idyll hat sich Dill versucht und zwar in beiden Formen, dem Idyll im engeren Sinne, nämlich den kleinen Naturbildchen (vgl. unten „Uhlands Mähderin"), und in dem idyllischen Epos (vgl. Paul und Therese, eine Schwarzwaldidylle). Auch begegnen wir trefflichen Elegieen in Distychen.

Ein Bändchen humoristischer und satirischer Gedichte zeugt von der großen und schönen Gabe, mit der Dichtkunst gesellige Kreise zu unterhalten. Es sind leichtere, meist scherzhafte, humorvolle Gedichte eines Greises, welcher an aller edlen Freude von ganzem Herzen teilnimmt, seine poetische Ader zur allgemeinen Unterhaltung springen läßt oder auf die Thorheiten der Mitwelt mit dem Lächeln des Weisen oder dem Zorne des Edlen herabschaut.

Die erste Sammlung der Gedichte ist als eine besonders reichhaltige und (in 9 Büchern) wohlgeordnete hervorzuheben. Leider hat der Dichter im allgemeinen noch nicht die Anerkennung gefunden, welche seine Dichtungen wohl verdienen.

Werke: *Gedichte. Stuttgart. 1862. — Welt und Traum. Der Gedichte 2. Sammlung. Eichstätt. 1868. — Paul und Therese. Eine Schwarzwaldidylle in 12 Gesängen. Ebd. 1868 — *Für die deutsche Invalidenstiftung. Vaterländische Gedichte aus den Jahren 1870 und 1871. Ebd. 1871 4. 5. Aufl. 1872. — *Bunte Blätter. Gedichte. Neuere Sammlung. Stuttgart. 1881. — *Humor und Satire. Ein Buch der Unterhaltung. Gedichte. Ebd. 1883.

Proben aus Ludwig Dills Dichtungen.

1 Waldesstille.

[Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart. Oetinger. 1863. S. 223.]

Willkommen mir in Morgenluft,
Du heilge traute Waldesstille!
Umhülle mich, damit der Brust
Ein Sommermorgenlied entquille!

Rings hör ich Sänger hundertfach,
Es jubeln auf die bunten Chöre,
Und gerne sing ich ihnen nach,
Weil ich zu ihnen ja gehöre.

Wem sollte in solch Sänger Kreis
Nicht auch ein frommes Lied erstehen?
Der Vogel singt zu Gottes Preis,
Der Baum in sanftbewegtem Wehen.

2. Es hatte eine gute Nacht.

[Ebend. S. 456.]

Um Gott! wie geht es meinem Kind?
Du treue Magd! o sprich geschwind!
„Es hatte eine gute Nacht,
Ich hielt bei ihm wohl treue Wacht."

So frug ich morgens in der Früh,
Die Angst zu bannen hatt ich Müh;
So wurde mir die Antwort drauf,
Die Freude kam in raschem Lauf.

Es hatte eine gute Nacht — —
Das Wort hat mich so froh gemacht!
Es nach in meinem Innern sang,
Wie süßer Engelsstimmen Klang.

Das Fieber auch! wie stehts mit dem? —
„Das Kind schlief sanft wie ehedem,
Das Fieber ließ allmählig nach,
Und niemals ward der Knabe wach."

Das Kind lag da, ein Engelbild,
Da schlugs die Augen auf so mild,
So sanft, so lieb — und lächelt drein,
Als sollt es nimmer krank jetzt sein.

Hab Dank, hab Dank! Du Herr der Welt!
Du siehst, wie meine Thräne fällt.
Es hatte eine gute Nacht —
Denn Gott im Himmel hat gewacht!

3. Traum und Erwachen.

Am Bodensee.

[Ebend. S. 129.]

Von dem Alpstein*) träumend schlief ich,
Stand auf meines Säntis Spitze,
Einen teuren Namen rief ich
In die dunkeln Wolkensitze.

Vom Waldkirchlein konnt ich träumen,
Sah den Bruder Klausner grüßen,
Sah die Seealpfälle schäumen
Und den See zu meinen Füßen.

Sah die Alpenrosen glühen
Und band meinem Lieb ein Sträuß-
chen,
Sah den Senn mit hundert Kühen,
Fette Weiden, blanke Häuschen.

Jetzt den Kamor, jetzt den Kasten
Wollt ich mutig kühn besteigen,
Nimmer ruhen, nimmer rasten,
Auch wenn Eis und Schnee sich zeigen.

Klüfte füllt ich aus im Fluge,
Übersprang die höchsten Stöcke,
Brach, gleich einem dünnen Kruge,
Keck die größten Felsenblöcke.

Ha! der Alpenwelten Geister,
Hochgebaute kecke Riesen,
Haben mir jetzt ihren Meister
Und die Faust von Eis gewiesen!

*) Alpstein, Säntis, Kamor und Kasten sind vier südlich vom Bodensee im Kanton St. Gallen, bzw. Appenzell gelegene Bergkuppen.

Und die schnee'gen Locken wallen
Und sich hoch die Häupter strecken,
Jetzt in dichten Wolkenballen
Dröhnend wieder sich verstecken!

Ungeheuere Gespenster,
Neue stets und neue wieder!
Sieh dort! durch ein Wolkenfenster
Blickt — ein blauer Stern hernieder.

Vor dem Stern zerstieben alle —
Morgenstern hat eignes Walten —
Nur des Säntis Felsenwalle
Glückt es, sich empor zu halten.

Da erwacht ich am Gestade.
Als den scheuen Blick ich sandte,
Ach da stand vor mir gerade
Wolkenfrei die Säntiskante.

Und die starren Felsen blinken
Hoch zum Himmel in der Ferne,
Und zu ihren Häupten winken
Sie dem bleichen Morgensterne.

Und es küßt die Morgensonne
Meinen See und seine Nachen; —
Ach! welch Hochgefühl der Wonne!
Welches Träumen! welch Erwachen!

---

4. Die Taufe.

[Ebend. S. 354.]

Gebt Euren Segen, Herr, dem Bunde,
Den jetzt mit Gott das Knäblein schließt;
Auch ihm ja unsres Heilands Wunde
Versöhnend wie für andre fließt.

Ein Christlein ists von dieser Stunde,
Weiß es auch nicht, was ihm geschieht,
Klug lächelt es mit süßem Munde,
Wenn es verwundert um sich sieht.

Was thuts, fehlt ihm von dem die Kunde,
Was ihm die heilge Taufe bringt;
Für es ja tief aus Herzensgrunde
Der andern Flehn zum Himmel dringt.

Ach, von Sekunde zu Sekunde
Sei, Knab, dein Leben Gott geweiht!
Gebt Euren Segen, Herr, dem Bunde
Kraft Eures Amts, von Gott verleiht*)!

---

5. Macht des Gebets.

[Ebend. S. 327.]

Ich hatte spät das Dorf erreicht,
Der stille Mond ans Fenster schleicht,
Er leuchtet mit gar fahlem Schein
Der Schenke in die Stub hinein;
Er sitzt am rauhen Boden fest,
Betrachtet Zimmer sich und Gäst'.
Unheimlich sah es drinnen aus,
Ich wünschte fast, wär wieder drauß!
Ein toller Lärm, ein Toben, Fluchen,
Ein sündhaft freches Gottversuchen!
Bei Würfeln, Wein und Kartenspiel
Gedenket man des Herrn nicht viel.
Ich war schon hoch herabgekommen
Vom Felsgebirg, vom Wald und Schlucht,
Hatt müd die Herberg hier genommen —
Das Schifflein drängt zur sichern Bucht.
Wie blühet draußen Lenzesschimmer,
Wie tönt ein Lied in Feld und Flur
Der neuerstandenen Natur;
Wie singt die Lerche, rauscht der Quell,

---

*) Die schwache Form ist selten und vielleicht Provinzialismus.

Wie friedlich dort, wie klar und hell — —
Und wie so anders hier im Zimmer!
Drei wilde Gesellen, von Antlitz rauh,
Die Stirn gefurcht, das Auge schlau,
Und jeder Zug von Schuld entstellt,
Die hatten sich zum Spiel gesellt.
Die Karten gehn von Hand zu Hand,
Bald ist des Zornes Glut entbrannt,
Und was das Spiel nicht thut — der Wein
Trägt Gift genug ins Herz hinein.
„Und was ist Trumpf?" — „„Ha! diese sticht!""
Bald wieder in tollen Lärmen bricht
Der pflichtvergessne helle Hauf,
Setzt manchen derben Fluch noch drauf.
„Ein böses Wetter schlag hinein,
Wenn dieser Stich nicht mir soll sein!"
Und schon um eines Groschens willen
Seh ich vom Winkel dort dem stillen
Den einen von den drei Gesellen
Rollenden Auges, fluchbereit,
Als gäb es keine Ewigkeit,
Sich drohend mit dem Messer stellen.
Da plötzlich ändert sich die Scene!
Wie festgebannet stehen jene,
Als eine Magd, geschäftig, rege,
Im treuen Dienste niemals träge,
Des Wirtes Abendsuppe bringt
Und um den Tisch ein Kreis sich schlingt.
Großmütterchen allein sitzt nieder,
Die andern stehn umher im Kreis,
Ein Mägdlein spricht dann eins der Lieder,
Ein Abendtischgebet, halbleis,
Und dabei röten sich die Wangen,
Die Blicke fromm am Boden hangen:
„An dem Himmel glänzt der Stern
Und der Abend sinkt hernieder,
Unsre schönsten Dankeslieder
Bringen wir dem Herrn der Herrn;
An dem Himmel glänzt der Stern!"

„Täglich schenkst du uns das Brot,
Deine Kinder darben nimmer,
Herr! es strahlt dein Gnadenschimmer
Auch auf aller Armen Not!
Täglich schenkst du uns das Brot!"

„Laß uns danken warm und fromm,
Gott, für deine Gottesgaben!
Daß wir deinen Segen haben,
Komm als Gast, o Heiland, komm!
Laß uns danken warm und fromm!"

Ein Amen schloß das Dankgebet.
Wie um den Tisch der Kreis nun steht,
Mit Inbrunst alle die Hände falten,
Nachsprechend das Gebetlein leise
Und Andacht herrscht im ganzen Kreise —
Da sieht man wohl ein höher Walten.

Als sich die Maid erhob zu beten,
Da wurden die Gesellen still;
Wie auf des Herrn Geheiß und Will
Verstummten ängstlich sie, betreten,
Und legten scheu die Karten nieder.
Zum Tisch gesenkt die Augenlider
Schlang Hand in Hand sich zum Gebet,
Wenns auch noch nicht von Herzen geht;
Und fast verlegen nahm noch jeder
Vom Haupte sich die Mütz von Leder.
Und als die Maid geendet hat,
Da waren sie der Karten satt,
In sich gekehrt ein jeder zahlte,
Wie's an die Wand die Wirtin malte,
Und alle schlichen still hinaus,
Und stille wirds im Friedenshaus.
Sie sind bekehret durchs Gebet,
Durch das der Odem Gottes weht.

6. Die Kartenschlägerin.

[Ebend. S. 67.]

„Frau Else, legt mir die Karten fein,
Bin gar ein armes Mägdelein,
Schont meiner nicht, wenn sie den Knaben
Und damit mein Herz begraben haben.“

„Gott seis geklagt! er zog als Soldat
Zum Krieg, zur wilden blutigen That,
Vor dritthalb Jahren ists gewesen,
Ihr könnt ja in den Karten lesen.“

So sprach die Dirne zitternd bleich,
Der Ton der Stimme ward so weich,
Und weinend senkt das Aug sie nieder,
Als säh sie ihren Knab nicht wieder.

Die Alte legt die Karten zurecht:
„„Herz Bub ist dein Buhle — mit dem stehts schlecht,
Und Trauer bedeutet das Aß von Schippen —
Wie zittern, o Mägdlein, dir die Lippen?““

„„Sei ruhig, mein Kind, die Schellen-Zehn
Bedeuten ein fröhlich Wiedersehn
Und hier vom Herzen künden die Sieben,
Daß er in Liebe dir treu geblieben.““

„„Doch verrate mich nicht, ich will dir gestehn,
Dir nützen nicht Sieben und nicht Zehn,
Ich weiß aus den Karten nicht zu deuten,
Ich deute sie nur einfältigen Leuten.““

„„Und trifft es zu, so meinen sie gar,
Ich sei eine Hexe, das sei klar. —
Dort oben, o Kind, zu den Himmelssternen
Da wende dich hin, da kannst du lernen.““

„„Vor manchem langen lieben Jahr
Ich auch so ein schmuckes Dirnlein war,
Und hatt' einen Schatz, einen lieben und treuen
Und hatte die Liebe nicht zu bereuen.““

„„Drum mitleid ich dich, du junges Blut;
Fasse wohl frischen heiteren Mut,
Bete zu Gott mit festem Vertrauen,
Dann wirst den Geliebten du wiederschauen.““

„„Schlage die Karten im Herzen dein,
Leg neben Gebet das Vertrauen fein,
Und hast du noch Demut dazugeschoben,
So überlaß das Weit're dem Gotte droben*).““

7. Philippine Welser.**)

[Ebend. S. 252.]

Des Kaisers Sohn, der Ferdinand,
Zog einst in Augsburg ein,
Da winkt' manch Auge, manche Hand;
Es stand in einem Erker
Das schönste Mägdelein.

Der Fürstensohn in Lieb erglüht,
Es pocht sein stürmisch Herz;
Du wunderschöne Rosenblüt,
Senk deine lieben Augen
Zu mir doch niederwärts!

Und bald, gar bald ein schmuckes Paar,
Der Ritter und die Maid,
Die standen ernst am Hochaltar
Und schwuren vor dem Priester,
Zu teilen Freud und Leid.

Der Kaiser, drob in Zornes Brand,
Verstoßt den eignen Sohn:
Gelöst in unsres Blutes Band,
Du schlugst zu herbe Wunde
Dem Hause und dem Thron!

Wie trübt sich schnell der Liebe Lust,
Das sticht, wie gift'ger Dorn!
Sie sind sichs nur zu klar bewußt:
Es fehlt des Vaters Segen
Und folgt nur Fluch und Zorn!

Da macht sich auf die holde Frau,
Zieht nach dem stolzen Wien,
Es fließt der Thräne Silbertau,
Sie wirft zu des Kaisers Füßen
Sich händeringend hin.

Er kennt sie nicht, sie nennt sich nicht,
Doch was sie ihm erzählt,
So tief und warm zum Herzen spricht,
Daß dessen harte Rinde
Sich mählig löst und schält.

„So konnte hart, du holdes Kind,
Des Gatten Vater sein?
Trockne die Thränen, sanft und lind,
Du sollst wohl meinem Schutze
Dich nicht vergebens weihn!“

Da endlich! — ach, wie ward ihr bang! —
Nennt sie dem Kaiser sich
Und fleht so innig, daß es klang
Wie eines Engels Stimme,
So fromm, so wonniglich.

---

*) Diese ehrliche Kartenschlägerin bekennt, daß sie die Zukunft nicht vorauswisse, daß es aber eine Kleinigkeit sei, von jedem Herzen im voraus zu erfahren, was es zu fürchten oder zu hoffen hat, und daraus die Vorausverkündigung einzurichten. Besser als alle Wahrsagerei ist Gebet und Gottvertrauen, mit einem demütigen Herzen verbunden.

**) Die Geschichte der Philippine Welser, der reichen Kaufmannstochter zu Augsburg, geb. 1530, welche um ihrer Schönheit und Geistesfülle willen vom Erzherzog Ferdinand geliebt und heimlich 1550 ihm angetraut wurde. Der Sohn wurde von Ferdinand I. deshalb verbannt, aber nach dem oben erzählten Vorgange begnadigt. Seine Ehe wurde als legitim anerkannt, Philippine zur Freiin von Zinnenburg erhoben. Sie lebte entweder auf dem Schlosse Ambras oder in Innsbruck; dort † sie am 28. April 1580, hier ward sie in der Hofkirche beigesetzt. Vgl. Oskar von Redwitz' Drama: Philippine Welser.

Da ringt sich aus des Kaisers Blick
Der Zähre sanfter Guß,
Gerührt vom traurigsten Geschick
Drückt er auf Stirn und Wange
Den ersten Vaterkuß.

Wie hebt sich jetzt der Liebe Lust,
Der Kaiser hat verziehn!
Bald liegt sie an des Gatten Brust,
Bringt ihm die frohste Kunde,
Die nimmer möglich schien.

---

7. Der Schafhirte zu Oggersheim.*) (1621.)

[Ebend. S. 270.]

Der Spanier lag mit großer Macht
Vor unsres Städtleins Thoren;
Die Büchsen haben scharf gekracht,
Da gibt er sich verloren.

Doch hats zuvor von Turm und Wall
Noch tüchtig 'rausgeschossen,
Und spanisch Blut ist überall
Aus Wunden viel geflossen.

Sieh da! jetzt thät mit weißer Fahn,
Um zu kapitulieren,
Mit schlichtem Wamse angethan,
Ein Mann herausmarschieren.

Juckt dir dein dürrer brauner Hals,
Du Männlein mit der Fahnen?
Will dich das Leid der schönen Pfalz
Ans eigne Leid nicht mahnen? —

Cordova war, dem General,
Behaglich nicht zu Mute,
Er kennt des Feindes scharfen Stahl,
Gefärbt mit span'schem Blute.

Gern freien Abzug er verspricht
Der sämtlichen Besatzung;
Und frei sei auch des Glaubens Licht,
Der Seele höchste Atzung!

Rasch! stattlicher Parlamentär,
Öffne des Städtleins Thüren!
Um Gott! das ganze Nestlein leer,
Kein Leben war zu spüren!

„Die Bürger alle sind entflohn,
Eh ihr nur hergezogen!
Mit Gunst! ihr seid gar lange schon
Um Bürgers Gut betrogen!"

Ich bin der Schafhirt, heiße Hans,
Mich ließen sie zurücke,
Erfochten hab ich mir den Kranz
Der Freiheit mir zum Glücke.

„Vergebt ihr Herren, den list'gen Plan,
Ich schoß allein vom Walle,
Ich trage keine Schuld daran,
Gingt ihr in Hansens Falle."

Da lacht der General der Mär,
Weiß er sich doch im Siege:
Zieh hin, du Reichs-Parlamentär,
Hüt wieder Schaf und Ziege!

---

9. Der taube Musikant.

[Ebend. S. 169.]

In seiner düstern Stube,
Trüb — still — wie hingebannt,
Am Pulte saß ein ernster,
Ein alter Musikant.

---

¹) Oggersheim liegt im bayrisch-pfälzischen Bezirksamte Speyer, und ist eine Stadt von 4000 Einwohnern. Als im dreißigjährigen Kriege die Spanier die Stadt belagerten und beschossen, schloß der kluge Kuhhirt Hans Warsch eine vorteilhafte Kapitulation mit dem General Cordova ab.

Da schrieb er Harmonieen
Wie Engelsharfensang,
Die Seele ganz verhaucht er
In seiner Töne Klang.

Und will er ruhn vom Schaffen,
Nimmt er die Geige vor,
Im Innern wohl vernimmt er,
Was ihm versagt das Ohr.

Wild spielt er wie in wirrem
Und fieberischem Traum
Und sprengt der Saiten hellste —
Der Arme merkt es kaum.

Im Herzen sprang sie lange,
Doch ist er gottgemut,
In tiefster Seele lodert
Des Feuers goldne Glut.

Im Herzen sprang sie lange,
Gab einen schrillen Ton,
Doch beugt er demutsvoller
Das Knie vor Gottes Thron.

„Dein Wille, Herr, geschehe!
Du hast mich taub gemacht,
Kann innerlich nur hören
Der Harmonieen Pracht.

Ich bin ja nur Dein Werkzeug,
Du giebst den Ton mir ein,
Dein sind die Harmonieen
Und all mein Schaffen Dein!"

O sprich, wer ist der arme,
Der taube Komponist?
Du hast wohl längst geahnet,
Daß er Beethoven ist!

Hier in dem Giebelhause
Zu Bonn am blauen Rhein
Da weihte seine Wiege
Der Gott des Sanges ein.

Da legt er ihm die Harfe
Aufs kleine Bettchen hin
Und haucht ihm ein die Klänge
Der reinsten Harmonie'n.

Und schenkte ihm den Reichtum
Prachtvollster Melodie
Und weiht sein großes Schaffen
Zu reichster Poesie.*)

---

10. Des Klausners Tod.

[Ebend. S. 112.]

Mit starker Bahre von vier Tannenpfählen,
So schreiten Hirten stumm den Berg hinab,
Und aus dem Aug will sich die Thräne stehlen
Für eines braven Mannes stilles Grab.

Den Siedler tragen sie, das Haupt zerschmettert,
Des Blut noch auf die braune Kutte rollt;
So stirbt dahin der starke Baum, entblättert,
Wenn Sturm und fahle Blitze ihm gegrollt.

Es war im Herbst, und aus der stillen Klause.
Gezimmert hoch am steilsten Felsenrand,
Nicht achtend nahen Wetters Sturmgebrause,
Der Klausner zog im härenen Gewand.

*) Vgl. A. Eman. Fröhlichs: Beethoven, s. Leimbach, Erläuterungen deutscher Gedichte I³. S. 290. —

Er stieg zur höchsten Alp; daheim die Ziege
Harrt ja der Kräuter, würzig, jung und stark,
Und ob er auch voll Muts nach oben stiege —
Gezogen ist des Lebens enge Mark!

Der Regen strömt aus tausend Wolkenschlünden,
Da glitt er auf dem glatten Boden aus:
Ein jäher Schrei — und in den dunkeln Gründen
Haucht er den letzten Seufzer sterbend aus.

Und andern Tags da fanden ihn die Hirten,
Für die er oft zu seinem Gott gefleht;
Jetzt zeigt den Weg er nimmer den Verirrten,
Der selbst den unbekannten Weg nun geht.

---

11. Der Kaiser und der Bischof*).

[Bunte Blätter. Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart. 1881. Greiner. S. 36.]

Das Alter schützt nicht vor dem Minnen,
Bekanntlich auch vor Thorheit nicht.
Rudolf von Habsburg zog von hinnen,
Er hielt mit Hochburgund Gericht.

Da trat zu Dijon ihm entgegen
Die schöne Agnes von Burgund,
Es lag der Liebe reichster Segen
Im dunkeln Aug, im süßen Mund.

Der Kaiser, stark gereift an Jahren,
Rückt fast die Greisenzeit schon bei;
Doch Agnes hat noch nicht erfahren,
Was mehr denn vierzehn Sommer sei.

Adonis**) konnt man ihn nicht nennen,
Zugroß war doch die Nase schier:
Doch mußte auch der Neid bekennen:
Agnes war aller Frauen Zier.

Was Wunder, daß die Ritter schielten
In Liebluft nach der herrlichen Maid;
Goldlocken ihre Stirn umspielten,
Sie flossen nieder am silbernen Kleid.

Was Wunder, daß der Bischof von Speier
Aus Liebe fast den Kopf verlor,
Er achtet nicht den hohen Freier
Und drängt sich unbedachtsam vor.

Ha, welche Scene! Frecher ist sie
Noch nicht gesehn, noch nicht erdacht:
Der kühne Speierer Bischof küßt sie
Auf ihrer Wangen Rosenpracht.

Entsetzen faßt die Braut; die Halle
Sah solchen dreisten Frevel nie;
Jetzt auf den Kaiser blicken alle,
Der Bischof fällt vor ihm zu Knie.

Und hundert blanke Schwerter blitzen,
Und hundertfach droht ihm der Tod,
Angstperlen auf der Stirn ihm sitzen,
Er wird bald blaß, er wird bald rot.

Der Kaiser schwankt; was nun beginnen?
Der Frevel ist einmal geschehn.
Das Küßlein flog ja längst von hinnen,
Den Wangen war nichts anzusehn.

Da hat der Kaiser lachen müssen;
Hei, ruft er, frecher Bischof du!
Das agnus dei sollst du küssen,
Die Agnes aber laß in Ruh!

---

*) Vgl. Wolfgang Menzels Geschichte Rudolfs von Habsburg. 1855. 5. Aufl. Bd. II. S. 122. **) Griechischer Name für einen schönen Jüngling.

12. Nestor beim Frühtrunk.*)

[Ebend. S. 38.]

In dem weichgedeckten Zelte
Saß der Greis beim Morgentrank,
Während drauß im Kampfesfelde
Mancher Held zum Tode sank.
Doch ihm feiern rings die Waffen
Und die goldne Rüstung schwer,
Nicht zur Feldschlacht steht, der blutgen,
Nur zum Rate sein Begehr.

„Ha, wie kämpft ich in den Jahren
Starker Jugend! — rief er aus, —
Eines Helden Kriegsgebahren
Lernt ich in dem Vaterhaus.**)
Doch ich halte kräftgen Armes
Dich noch, glänzender Pokal,
Den mir Neleus einst in Pylos
Reicht aus seiner Schätze Zahl." —

Kunstvoll war auf dem Pokale
Eingetrieben manch ein Bild;
Wie Vulkan im Feuersaale
Einst erschuf Achilleus Schild:
Also sieht man hier ein Herbstfest,
Das der strengsten Kunst genügt:
Winzerreigen, heitre Chöre,
Schön aus dunkelm Gold gefügt.

So war reich und vielgestaltig
Das fernstrahlende Gefäß,
Nur ein Heldenarm, gewaltig,
Hob vom Eichentische es.
Was ein starker Mann kaum wagte,
Das vermag Nestor, der Greis,
Denn er führt gar fein und leichtlich
Aller Becher Ehrenpreis. —

Nestor spricht; „Die Kräfte rinnen
Und der Tage Abend naht;
Was der rege Geist mag sinnen —
Hinterm Willen bleibt die That.
Köstlich ist's im Zelt zu weilen,
Wenn der Wein im Becher lacht,
Köstlicher, das Schwert zu führen
In der Rüstung goldner Pracht."

Wieder trank in kräftgen Zügen
Unser Held den kühlen Wein,
Den aus dunkeln Henkelkrügen
Ihm ein Jüngling schenket ein.
„Ha! — so ruft er — die Erinnrung
Ist des schwachen Alters Lust;
Von vergangnen Thaten zehret
Heute die bewegte Brust."

„Nicht könnt ich den Ehier schlürfen,
Hätte nicht auf Zeus Gebot
Diomed mich retten dürfen
In der Schlacht aus Todesnot.
Damals wars, als ich dem Ansturm
Hektors mutvoll widerstand
Und ein Pfeil das Roß mir stürzte,
Das tief rötete den Sand."

„Ach, wie viele Jahre schwanden
Und wie viele sind nicht mehr,
Seit wir blutge Speere sandten
Einst in das Arkaderheer.
War ich nicht der Jüngsten einer,
Der zum Zweikampf sich erbot,
Wo ich den arkad'schen Helden
Niederschlug zu blutgem Tod?"

„Ha! und dort vor Elis Thoren,
Wo ich fünfzig Wagen nahm,
Und, wie ich beim Zeus geschworen,
Aus der Schlacht als Sieger kam!
Keiner konnte meinem Speere,
Meinem Schwerte widerstehn;
Jetzt auch ist der Arm noch kräftig,
Doch der Fuß mag nicht mehr gehn."

---

*) Der alte Nestor war ein ebenso tapferer Zecher als weiser Ratgeber. Seines hohen Alters wegen ist es mit der Kriegstüchtigkeit nicht mehr weit her.

**) Sein Vater Neleus residierte in Pylos auf dem Peloponnes.

Mancher speererfahrne Krieger,
Mancher schwerteskundge Mann
Trat dort, wo ein Jüngling Sieger,
In des Todes blutgen Bann.
Mulios, dem Fürstensohne,
Den umhüllte starkes Erz,
Trieb den Speer ich durch die Rüstung
Und da lag ein totes Herz."

„So verbring ich meine Tage,
Dort im Rate, hier beim Wein;
Holzstoß wird und Totenklage,
Wie mich deucht, nicht fern mehr sein.
Doch es ist ja die Erinnrung
Meines schwachen Alters Lust,
Von vergangnen Thaten zehret
Heute die bewegte Brust."

---

13. Uhland's Mähderin.*)

[Ebend. S. 113.]

Ists denn Uhlands Marie, die dort auf der blühenden Wiese
Sich den Geliebten verdient mittels der Sense Gewalt?
Ach, halt ein! nimm dir an der armen Marie ein Exempel!
Lern entsagen der Lieb, welche im Herzen dir wohnt! —
Siehe, wie stets sie von neuem sich aufrafft, weiter zu schaffen,
Wie sie die Sense entschwingt, stürzend das duftende Gras!
Wie sie nicht aufwärts blickt, nicht rechts, nicht links in die Weite,
Und auch die Sonne nicht sieht, welche soeben verglüht;
Wie sie die Dämmerung nimmer bemerkt, die merklich sich senket
Über die dunkelnde Flur, über das ruhende Dorf.
Wie ein Schleier, ein Duft, ein Hauch des himmlischen Odems
Hüllt sie in mählige Nacht Wiese und Mähderin ein.
Und schon blitzet am Himmel ein Sternlein, dort wieder eines:**)
Bald am Himmelsgezelt treten sie näher hervor.
Stille der Nacht tritt ein, nur Ein Ton dringt zu mir nieder,
Wenn sie die Sense entschwingt und die entschwungene zischt.
Leer von Schnittern die Flur; längst gingen die andern ja heimwärts,
Um nach der Arbeit zu ruhn, wie sie es reichlich verdient.
Ruh nun auch du von der Arbeit, du fleißige, tüchtige Jungfrau;
Mög es dir besser ergehn, wie der armen Marie!**)

---

*) Uhland stellt (vgl. Gedichte und Dramen. Volksausgabe. Stuttgart, Cotta. 1863. 2. Bd. S. 75.) in der „Mähderin" eine fleißige Schnitterin dar, welche in der Hoffnung auf den Besitz des Sohnes ihres Brotherrn 3 Tage und Nächte eine Wiese allein abgemäht hatte, um dann von dem Brotherrn zu hören, daß sein Versprechen kein Ernst, nur ein Scherz gewesen sei. Sie bricht zusammen ob dieser furchtbaren Worte, sprachberaubt und wahnsinnig. Der Dichter Dill meint eine aus ähnlichem Grunde überfleißige Mähderin durch den Hinweis auf Uhlands Marie warnen zu müssen. — Übrigens gehört diese Dichtung zu den zehn „Kleinen Idyllen" im engsten Sinne: Bildchen im engen Rahmen, welche Dill S. 108 ff. der „Bunten Blätter" darbietet; es sollte nur dies eine auf die andern alle empfehlend hinweisen.

**) Dieser Vers enthält einen Verstoß gegen die Gesetze der Metrik. — Im zweiten Teile des Pentameters sind Spondäen unstatthaft.

14. Der Föhn.

[Ebend. S. 183.]

Wer stürzt von den Bergen in grausiger Lust,
Wer schüttert das Herz in des Stärksten Brust,
Wer ist sich der schrecklichsten Kraft bewußt?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Wer ists, den des Menschen Verzweiflung nicht stört,
Der die Sturmglocke nicht und den Hilferuf hört
Und den die höllischen Geister bethört?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Wer schwingt sich zum See in wirbelndem Lauf,
Wer rüttelt die stillen Gewässer auf,
Wer treibt die zürnenden Wogen zu Hauf?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Wer jagt ins Verderben das Schifflein dort,
Wer reißt das Segel, das Steuer fort,
Wer schleuderts zurück vom erreichten Port?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Wer hat uns im Walde die Tannen zerdrückt
Und jach die gewaltige Eiche zerstückt,
Den Felsen gespalten, gebrochen, gerückt?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Wer trägt den Funken, den glühenden Span
Von Dorf zu Dorf wildgrollend heran
Und weist dem Feuer die gräßliche Bahn?
Das ist der Sturmwind Föhn.

Die Lichter gelöscht! das Herdfeuer aus!
Dort brauset einher der entsetzliche Graus!
Allmächtiger Gott, behüte das Haus
Vor dem schrecklichen Sturmwind Föhn!

---

15. Der Reaktionär.

[Ebend. S. 170.]

Die Zeit ist schlimm, der Sinn verkehrt,
Wirr ists in manchen Köpfen;
Wer gegen Unordnung sich wehrt,
Für sie ein streng Gericht begehrt —
Der heißt Reaktionär.

Wer schüchtern meint, es seien fast
Der Freiheiten zu viele,
Für aller Wohl oft eine Last —
Der wird verfolgt und viel gehaßt,
Der ist Reaktionär.

Und wer das Volk für reif nicht hält
In ungezählten Dingen,
Volksmündigkeit für Fabel hält,
Der wird geschmäht und angebellt,
Der ist Reaktionär.

Der meint, es sei doch manches faul
Im Staate Dänemark,
Es fehle oft der rechte Saul,
Drum komme man nicht auf den Gaul,
Der heißt Reaktionär.

Und wer den rechten Glauben hat
An Gottes Lieb und Güte,
Des Predigt hat man gar bald satt,
Die Lüge legt ihn lahm und matt—
Er heißt Reaktionär.

---

16. Abschied von meinem Sohn,

als er in den Krieg zog.

[Für d. deutsche Invaliden=Stiftung. Vaterl. Ged. aus dem Jahre 1870/71. Von L. Dill. 5. verm. Aufl. Stuttgart und Eichstätt, Krüll. S. 6.]

Leb wohl, mein Sohn! noch diesen Händedruck!
Dann zieh mit Gott im frischen blanken Schmuck
Der Jugendkraft, des Rechts und deiner Waffen!
Das Heute ist nicht mehr das frohe Gestern,
Laß deine Mutter weinen und die Schwestern,
Uns ziemt die Thräne nicht, es gilt zu schaffen!

Dein Auge strahlt und höher schlägt das Herz,
Und fröhlich lächelnd blickst du himmelwärts —
Dies sind für deinen Mut glorreiche Zeichen!
Bewähr ihn dort am blauen deutschen Rheine!
Dem fränkschen Übermut, dem falschen Scheine
Erwidere mit ächten deutschen Streichen.

Ich sehe dich im Geist — du dringst voran —
Und todesmutig folgt dir Mann um Mann —
Schon überschreitest du die welsche Grenze!
Wie eine Windsbraut stürmt die kleine Truppe,
Dir anvertraut, daß auf der Bergeskuppe
Dort oben bald die deutsche Fahne glänze!

Denk an das Vaterland, mein Sohn, sein Ruhm
Sei eures Kampfes höchstes Heiligtum,
Die goldne Sonne, die voran euch leuchtet!
Das ists ja, was dem stolzen Franken fehlet;
Das hohe Ziel, das euch die Herzen stählet,
Ist ihm der Raub, mit unserm Blut gefeuchtet.

Leb wohl, mein Sohn! Wie auch der Würfel fällt —
Auf Wiedersehn in einer andern Welt!
Krieg, Krieg! du forderst hunderttausend Leben!

Doch nein, ich klage nicht! der Gott der Schlachten
Er wird mein still Gebet erhörend achten;
Ich hätte keinen zweiten Sohn zu geben.*)

---

17. Ein Reiterstücklein.

[Ebd. S. 17.]

Zu Ende war die Reiterwacht;
Und als das erste Frühlrot lacht,
Mit goldnen und mit Purpurtönen
Die Höhen ringsum zu verschönen,
Die Lerchen sich nach oben schwingen,
Ihr herrlich Frühlied schmetternd singen,
(Sie thun so ungeniert und frei,
Als ob kein Krieg im Lande sei) —
Da warfen ein paar mutge Reiter
Zu Pferde sich und ziehen weiter.
Beordert waren sie zur Spähe,
Ob nicht die Feinde in der Nähe;
In Wald und Feld und Wiesenflur
Zu forschen nach des Gegners Spur.

So kamen sie gen Hagenau,
Das hinterm Walde altersgrau
Hervorblickt mit den finstern Mauern,
Als wollt es seinen Fall betrauern.
Wie bist du, gute Stadt, bethört,
Hast ja zum deutschen Reich gehört,
Des Reichs Kleinodien durftest du
Verwahren einst in heilger Truh;
Wie hat dies deinen Ruhm gemehrt,
Wie fühlt die Reichsstadt sich geehrt!
Da kam raubsüchtig der Franzos,
Riß dich vom deutschen Reiche los.
Der Kaiser wollte dies nicht leiden,
Jedoch um allen Streit zu meiden,
Der ja den Christen nimmer ziert,
Hat man dagegen — protestiert.
So bist französisch du geworden,
Und siehst im nahen Ost und Norden
Im deutschen Nachbar nicht dein Blut,
Im deutschen Sinne nicht dein Gut,
Im Strome nicht den deutschen Rhein:
Verblendet wolltst du welsch nur sein!
Doch mich bedünkt, bald ist zu lesen:
Du seists die längste Zeit gewesen.

Genug, an jenem hellen Morgen,
Von Busch und Wald gar wohl verborgen,
Da drangen unsre Reiter vor
Bis an des Städtleins altes Thor,
Acht Mann, dazu zwei Offizier —
Ein allzuwinzig Häuflein schier!
Hurrah, mit wildem „drauf und dran"
So sprengt die mutge Schar heran,
Wie auch das Roß sich schnaubend bäumt,
Das Stadtthor ist gar bald geräumt,
Der scharfe Sporn sitzt in den Weichen,
Der Säbel schwirrt zu scharfen Streichen,
Und in der Linken blitzt das Rohr —
So jagt sie zur Kaserne vor.
Dort sitzen sorglos wohlgemut
Zweihundert Mann vom welschen Blut,
Um bei des Bieres frischem Schäumen
Die Langeweile zu verträumen.
Da stürmt herein die kleine Schar,
Der zu entfliehn nicht möglich war;
Der Höllenlärm, das ewge Schießen
Läßt auf noch viele andre schließen.

---

*) Der Dichter hat die Freude gehabt, seinen Sohn unter den Heimkehrenden zu begrüßen. Vgl. Die Heimkehr (ebd. S. 68.), Str. 5.

Mein Sohn! mein Sohn — wir lagen Brust an Brust;
Mit Dankesthränen hielt ich ihn umschlungen.
O selges Wiedersehn! zu dieser Lust
Hab ich im Stillen oft mich aufgeschwungen —
Und bang gerungen.

Was war zu thun in dieser Not?
Entsetzt, erstarrt, bleich wie der Tod
So haben, fürchtend für ihr Leben,
Sie bald gefangen sich gegeben.
Das war die deutsche Feindesschau,
Das war der Ritt gen Hagenau.

---

18. Die Verlustliste.

[Ebend. S. 52.]

Am Schalter dort, am Fensterlein,
Ein Drängen und ein Wogen!
Wie viele sind beklommener Brust
Und zitternd hingezogen!

Wie Trauer legt sichs auf den Schwarm,
Wie düstre Leichenfeier.
„Ein Blatt, ein Blatt!" und krampfhaft hält
Ausstreckend die Hand den Dreier.

Der Mann im kleinen Stübchen drin
Nicht rasch genug kann er es reichen;
Um nur ein niedres Dreierstück
Von Tod und Leben ein Zeichen!

„Mir, mir!" so rufen der Stimmen viel,
Die angstvoll leise erbeben.
„Mir, mir!" — du arme alte Frau,
Was wird das Blatt dir geben?

Dort steht sie am Laternenpfahl,
Wie bleicht sich stärker die Wange!
Sie sucht, sie liest — ein Schmerzesschrei
Von unaussprechlichem Klange!

Sie sucht nicht mehr, sie liest nicht mehr,
Das Blatt will ihr entgleiten;
Ein Mutterherz lernt nimmermehr
Aufs Schlimmste sich bereiten.

Sie wankt vorbei die Straß hinab,
Vielleicht, mit dem Sohn zu sterben.
Sie liest nicht mehr, sie sucht nicht mehr —
Wie rollen die Thränen, die herben!

---

19. Werder und sein Corps.*)

[Ebend. S. 65.]

Kühn, wie die Recken der ältesten Zeit, so kämpftet ihr Helden!
Jedem ein ehrendes Schwert! Jedem das eiserne Kreuz!
Gleich dem Riffe des Meers, dran jäh abprallen die Wogen,
Trotztet Ihr festesten Muts stürmenden Wogen des Feinds.

---

*) General von Werder, der tapfere Führer des 14. Corps hatte die Aufgabe, mit kaum 40 000 Mann in der Nähe von Belfort dem Heere Bourbakis, welches 150 000 M. zählte und nach Osten, bzw. in Süddeutschland, vorbrechen sollte, so lange Widerstand zu leisten, bis Manteuffels neuformierte deutsche Südarmee den Feind erreicht und im Rücken angegriffen haben würde, und er hat diese Aufgabe mit einem bewundernswerten Heldenmute in der Nähe von Belfort in den Tagen vom 17.—21. Dezemb. und namentlich in den heißen Kämpfen vom 14.—18. Jan. gelöst. Die Bewunderung Europas und der Dank des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes blieben nicht aus. Natürlich hat jeder einzelne der tapferen Krieger an dem Ruhme des Feldherrn sein Teil mit verdient. Bourbaki wurde nicht nur zurückgeschlagen, sondern besiegt und dann er und die Trümmer seines Heeres von General von Manteuffel gegen die Schweiz gedrängt, wohin 81 000 Mann am 1. Febr. übertraten um dort entwaffnet zu werden.

Wie eine Mauer von Erz, so standet Ihr, unüberwindlich;
Und ein Leonidas pflanzt jeder am Engpaß sich auf!
Ja, Spartaner im Kampf, Spartaner im rauhen Entbehren,
Truget Ihr Hunger und Durst leicht und der Kälte Gewalt.
Wart Ihr doch rege bewußt Euch stets der Bedeutung des Tages:
Niederzukämpfen den Feind vor dem germanischen Thor.
Ach, Süddeutschland, du lächelnder Garten, du blühendes Eiland,
Badens und Schwabens Gefild, gnädig beschützte dich Gott!
Melac's Horden,*) die raub- und mordbrandgiergen Gesellen,
Wären rtstanden aufs neu, Bande entfesselter Wut. —
Alle, alle erfüllten die Pflicht todmutigen Sinnes,
Die an der Loire, der Maas, Mosel und Seine gekämpft;
Allen, allen den Dank des Vaterlands! doch den besondern
Dir, das die Thore bewacht, edeles Werder'sches Corps!
Heil dem trefflichen Führer! Er trage die ehrenden Zeichen,
Die ihm die Dankbarkeit weiht, auch für den einzelnen Mann!

Karl August Döring.

[Quellen: Karl Pöls, Karl August Dörings Leben und Lieder. Barmen. 1861. -- *Kraus, Geistl. Lieder des 19. Jahrhunderts. Darmstadt. 1863. S. 62. ff. — *Barthel, Nationall. der Neuzeit. 9. Aufl. S. 961. — *Brümmer, Dichterlexikon I. S. 146.]

Am 22. Jan. 1783 wurde Karl August Döring zu Mark-Alvensleben bei Magdeburg als Sohn eines emeritierten Oberförsters geboren. Nachdem er bis in sein dreizehntes Jahr die Dorfschule besucht hatte und in dem elterlichen Hause durch die kindlich fromme und poetisch angelegte Mutter erzogen worden war, besuchte er in Magdeburg seit 1796 zuerst die Altstädter Bürgerschule und sodann das Pädagogium des Klosters „Unsrer lieben Frauen". Anfangs verlebte er dort schwere Tage, Heimweh quälte und der Verlust zweier jüngerer Brüder, darunter des 13jährigen Wilhelm, schmerzte ihn tief. Andrerseits fand er in dem Hause des Schuhmacher Ruben, in welchem er wohnte, einen Kreis von der Brüdergemeinde in Gnadau nahestehenden Seelen, welche in der Zeit der geistlichen Oede sich Privaterbauung suchten. Mit trefflichem Zeugnisse vom Gymnasium entlassen, studierte er seit 1801 in Halle Theologie. Allein, was ihm dort geboten wurde, sprach ihn wenig an; es reichte

*) Graf von Melac, seit 1689 Maréchal de Camp, eroberte und verwüstete im Auftrag Ludwig XIV. die blühende Pfalz, verbrannte Heidelberg und Mannheim und viele andere Städte. Der Name dieses Mordbrenners ist in Süddeutschland noch unvergessen, wie auch die Spuren seiner fluchwürdigen Thätigkeit noch nicht sämtlich verwischt sind. Er fiel 1709 am 12. Sept. als Generallieutenant in der Schlacht bei Malplaquet.

nicht einmal aus, dem Verstande zu genügen, das Herz gieng leer aus. Um so mehr studierte er die Alten und pflegte die Dichtkunst. Döring gründete auch einen kleinen Dichterbund auf der Hochschule. 1806 erhielt er auf Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, welcher durch Anton Niemeyer, mit dem sich Döring zur Herausgabe eines Bandes von Gedichten vereinigt hatte, auf den braven jungen Mann aufmerksam gemacht war, eine Hauslehrerstelle bei einem Kaufmanne in Waldenburg in Schlesien. 1808 gab er diese Stelle wieder auf, verweilte noch ein Semester in Berlin und wurde dann Lehrer an der Klosterschule Bergen bei Magdeburg. Den mit den alten christlichen Freunden wieder zusammengeführten Mann ergriff in jener Zeit ein derartiger Bekehrungseifer, daß er jedermann, der ihm in den Wurf kam, Vorgesetzte nicht ausgeschlossen, Buße predigte. 1810 hob Napoleon die Klosterschule plötzlich auf, und Döring ergriff den Wanderstab, um in der frommen Familie des Landrats von Kerßenbrock auf Helmsdorf bei Eisleben als Hauslehrer zu arbeiten. Hier gründete er der mündlichen Anregung einer Freifrau von Oeynhausen aus Westfalen folgend 1811 einen Verein zur Herausgabe nützlicher Volksschriften. Die Mitbegründer waren zwei Theologen-Brüder, Pfr. und Cand. Uhle, und Baron Kerßenbrock. Aufgabe war ihnen, durch Schriften dem Volke das Wort Gottes zu predigen, da das mündliche Wort nahezu überall verstummt war. Unter sichtbarem Gottessegen wuchs dieses Senfkorn zu dem stattlichen Baum: Christlicher Verein im nördlichen Deutschland, welcher seitdem eine große Menge von erbaulichen und erzählenden Schriften dem deutschen Volke dargeboten hat und noch jetzt unter des Past. Dr. Weber in Ilsenburg trefflicher Leitung blüht. Im Jahre 1813 gab der Dichter diese zweite Hauslehrerstelle auf; sein Herz zog ihn an die Stätten der Not und Schmerzen. Er ging in die Lazarette in Halle, wo er unermüdlich seelsorgerisch thätig war, unberührt von der Gefahr des Lazarettfiebers, welches so viele dahinraffte, die das Schlachtfeld verschont oder die letzteres nie gesehen hatten. Zugleich veröffentlichte er kleine fliegende „Blättchen für alle Stände", in welchen er, von der Voraussetzung ausgehend, daß jeder Stand nicht nur seine Plage, sondern auch seine geistliche Gefahr und daneben ein besonderes Anreizungsmittel zum Seligwerden in sich selbst trage, jedem Stande ein Wort der Warnung und der Mahnung zurief. Diese fliegenden Blätter, welche Döring auf eigene Kosten drucken ließ, sind, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, sicher vielen zum Segen geworden. Im Jahre 1814 begab er sich nach Magdeburg zurück, setzte diese Art freier seelsorgerlicher Thätigkeit fort, erlangte aber auch zu seiner großen Freude ein Amt als Nachmittagsprediger an St. Petri, wo er besonders die dankbaren Soldaten („die bunte Gemeinde") zu seinen Füßen versammelt sah, denen er in den Lazaretten nahe getreten war Im Jahre 1815 erhielt er ohne sein Zuthun die Stelle eines Archidiakonus zu Eisleben, wo er zwar nur ein

Jahr wirkte und doch durch die eifrige Hausseelsorge und einfache, aber ernste und erweckliche Predigten Bedeutendes gewirkt hat. Im Jahre 1816 ward er an die lutherische Gemeinde in Elberfeld berufen, und hier war es ihm vergönnt, noch 28 Jahre in großer Treue und ebenso großem Segen zu arbeiten. Die Universität Dorpat wollte ihn im Jahre 1821 als ordentlichen Professor der Theologie berufen — Döring lehnte ab. Im Jahre 1830 verheiratete sich Döring mit der Enkelin seines Amtsvorgängers Rauschenbusch in Elberfeld, Karoline Rauschenbusch.

Döring hat auf allen Gebieten der inneren Mission mit dem größten Eifer gearbeitet, den Kindern trat er ebenso nahe, wie den Erwachsenen; Missionsvereine für Jungfrauen, Jünglingsvereine, begründete er; die Werke der Heidenmission und Bibelverbreitung förderte er mit besonderer Lust. Dabei war er auf Reisen und Spaziergängen unablässig bemüht, Seelen für Christum zu gewinnen. Die größte Anspruchslosigkeit zeichnete ihn aus, Arbeit beugte ihn nicht, Spott verscheuchte und entmutigte ihn nicht. Im Jahre 1838 aber befiel ihn ein Lungenleiden, welches sich zur Lungenschwindsucht entwickelte. Doch erst nach mehreren Leidensjahren, welche mit vollster Ergebung getragen wurden, vollendete er am 17. Jan. 1844. Sein letztes Leiden war ganz besonders gesegnet. Mit der frohesten Zuversicht, die keinen Tod, nur die selige Ewigkeit kennt, ist er betend und schmerzlos verschieden.

Döring hat eine große Menge von Dichtungen hinterlassen; da dieselben zu mannichfaltig in der Form sind, so wollen wir sie im Anschluß an den „Poetischen Teil" des „Christlichen Hausgartens" besprechen, welcher 1831 erschien und die vollständigste Sammlung der Döringschen Gedichte darstellt.

Der „Christliche Hausgarten" enthält keineswegs nur spezifisch christliche Dichtungen und am allerwenigsten nur geistliche Lieder. Wohl aber sind es lauter Gedichte, von denen der Dichter hofft, daß sie auch einem Christen nicht zu weltlich vorkommen werden. Das ganze Buch zerfällt in zehn Abteilungen: 1. Denkverse und Epigramme. — 2. Episteln, Sermonen und kleinere Lehrgedichte. — 3. Erzählende Gedichte. — 4. Elegieen. — 5. Sonnette. — 6. Lyrische Gedichte. — 7. Geistliche Lieder. — 8. Oden. — 9. Freie Silbenmaße. — 10. Hymnen, Theodieen und Psalmen.

Die Denkverse sind überaus zahlreich, aber wenn auch stets anregend und zumeist eine ernste, religiöse Wahrheit enthaltend, und wenn auch immer in der Form sachgemäß, so tritt doch die poetische Schönheit leicht hinter dem Gedanken allzusehr zurück, und manchmal ist der Gedanke auch einseitig und verkehrt. Aber alle, und namentlich die „Gnomen und Glossen", sind scharf, offen, wahr, und es ist anzunehmen, daß sich durch diese kecken Berggeister mancher nicht nur hat necken, sondern auch wecken und schrecken lassen, wie der Verf. es wünschte. Eine ganz besondere, der Poesie schon ziemlich fernstehende Sammlung von Denkversen ist die aus je einem Hexameter bestehender, alphabetisch geordneter; ihre Zahl ist Legio; ihr Inhalt ist meist wertvoll, die Form aber offenbar etwas vernachlässigt. Die eigentlichen Epigramme

sind in Distichen gedichtet und spezifisch religiösen Inhalts. — Die zweite Abteilung enthält in Hexametern abgefaßte, teilweise Horazischen Episteln nachgebildete Briefe und Satiren über das Bücherwesen in dem papiernen Zeitalter, wider die Lesesucht rc., aber auch Gedichte aus der Zeit der Schmach Deutschlands nach der Schlacht bei Jena, Gedichte, geflossen aus einem für das deutsche Vaterland warmschlagenden Herzen, in welchen nicht etwa nur auf die Feinde losgetrommelt, sondern vor allem dem deutschen Volk seine Schmach als eine Folge seiner Sünden hingestellt wird, die der Deutsche teilweise von den Franzosen herübernahm, während sie teilweise auch, wie die Uneinigkeit, der Deutschen alter, eigener, nicht abgelernter Fehler sind; und schon im Jahre 1807 verkündet er die Abschüttlung des fremden Joches als ein unumstößliches, wenn auch der Zukunft noch vorbehaltenes, Ereignis.

Unter den erzählenden Gedichten begegnen wir lieblichen Idyllen, teils in Hexametern, teils in freieren Rhythmen dargestellt. Aber auch andere Dichtungen, wie z. B. den Cyklus erzählender Dichtungen: Magdalena finden wir hier.

Unter den Elegieen, die samt und sonders in Distichen geschrieben sind, stößt der Leser außer auf mancherlei Gelegenheitsdichtungen auf Betrachtungen der Natur im Spiegel des göttlichen Wortes und auf spezifisch geistliche Betrachtungen mancherlei Art. Die Sonette sind (es sind ihrer 193) inhaltlich außerordentlich anregende und formell korrekte, oft auch sehr schön pointierte Dichtungen. Auch Doppelsonette fehlen nicht (d. h. vier vierzeilige Strophen, denen vier dreizeilige folgen; in diesen sind sogar nur vier Reime verwandt worden, sodaß 28 Zeilen bezüglich des Reimes sich so verteilen: 8,8,6,6.), und manche der Sonette stehen im engsten Zusammenhange (z. B. 6 Gethsemane überschriebene und eine große Reihe, von Advent bis Pfingsten das Kirchenjahr in Betrachtungen verfolgender, Sinngedichte.) Mit den lyrischen Gedichten nähern wir uns immer mehr dem Schönsten, was Dörings Muse uns darbietet, den geistlichen Liedern, welche auch schon in Dörings christlichem Hausgesangbuche veröffentlicht waren. Aber auch die folgenden Abschnitte lassen es sehr bedauerlich erscheinen, daß Dörings Poesieen fast vergessen und begraben sind, obgleich so viele wahrhaft poetische Kraft aus ihnen zum Herzen des Lesers strömt. Der Dichter steht einsam fast sein ganzes Leben hindurch, aber er lebt ein reiches Leben, denn Gott hat ihn mit einem klaren Verstande, mit einem weichen Gemüte, mit einem energischen Willen begnadet. Unter den geistlichen Liederdichtern dieses Jahrhunderts steht er da als einer der ersten, welche die schwächliche Sentimentalität der rationalisierenden Dichter (wie Tiedge) und der rationalistischen Reimer (wie Witschel) mit ihrem kräftigen, hellen Posaunenschall umbliesen, als ein mutiger Bekenner des Evangeliums und zwar zu einer Zeit, in welcher das Glaubensleben im allgemeinen nur als Funken unter der Asche des Unglaubens glomm, bis Gottes Gerichte an Napoleon wie des Sturmwinds Odem diese Funken zu hellen Flammen anbliesen.

Werke: (Anton Niemeyers und C. A. Dörings) Gedichte. Halle. 1803. —

Christliche Gesänge nach kirchlichen Melodieen. Ebd. 1814. — Christliches Hausgesangbuch. 1. Teil. Elberf. 1821. 2. Aufl. 1825. 2. Teil. Ebd. 1830. — Christliches Taschenbuch. Ebd. Jahrg. 1830—1834. Darin u. a. das größere Gedicht „Pauli Bekehrung" in 30 Abteilungen). — *Christlicher Hausgarten. Poetischer Teil. Ebd. 1831. — (C. A. Dörings Leben und Lieder. Von Karl Pöls in Elberf. Barmen 1861.)

Proben aus Dörings Dichtungen:

1. Denkverse.

(Dörings Christlicher Hausgarten. S. 11. ff. Elberfeld 1831.)

1. (182.)

Zorn wirft vom Throne die Besonnenheit;
Sanftmut hat nie, doch Zorn mich stets gereut.

2. (190.)

Mußt du auch oft der Welt Undank erfahren,
Sollst du doch Menschenliebe stets bewahren;
Nie darf sie ruhn!
Thu' Gutes auch den Undankbaren! —
Du wirst dir selbst am meisten Gutes thun.

3. (440.)

An dem Alten
Soll man halten,
Wenn's bewährt ist;

Doch des Neuen
Auch sich freuen,
Wenn's des wert ist.

4. (540 — 544.)

Der ist kein weiser Mann,
Der Widerspruch nicht tragen kann.

Der ist kein guter Mann,
Der Undank nicht ertragen kann.

Der ist kein fester Mann,
Der bösem Reiz nicht widerstehen kann.

Der ist kein frommer Mann,
Der sich der Welt bequemen kann.

Der ist kein wahrer Christ,
Der, daß er Sünder war und ist,
Im geistlich-stolzen Wahn vergißt,
Der ohne Demut, ohne Liebe ist.

5. (685.)

Gift aus der Hölle borgt,
Wer auf Verleumder horcht.

---

2. Ein Abc von Denkversen.

(Zusammengestellt aus Denkversen in Hexametern, alphabetisch, a. a. O. S. 52 ff.)

Auch das Erlaubteste fliehe, sobald es dir Frieden und Kraft raubt!
Bitter ist oft des Herz, des Lippen von Honige triefen.

Carikaturen des Heiligen fleuch noch mehr, als die Bosheit.
Deute nicht alles auf's schlimmste; am häufigsten irrt sich der Argwohn.
Eigenwill' ist Qual; es ist himmlische Wonn in Ergebung.
Fehler nenne du nie, was Gott als Sünde bezeichnet.
Gassenlieder — wie werden sie einst zum Geheul in der Hölle!
Hauskreuz fehlet da nicht, wo Gott Hausfreude verliehn hat.
Ist das Leben dir Posse? Bald wird es zum Trauerspiel werden.
Jung, in des Lebens Lenze, gedenk' an Oede des Winters!
Kannst du dich selber beherrschen, so bist du der Freiste von allen.
Lobt man dich frech ins Gesicht, so rüste mit edelem Zorn dich,
Mild sei gegen die andern und streng' sei gegen dich selber!
Nur nicht liegen geblieben! Nur nicht verzweifelt, Gefall'ner!
Oel entpreßt man der Saat, im Druck thun Gute das Beste.
Plage dich gern und viel, so vergehn dir die bösen Gedanken.
Qual erschaffst du dir selbst, so oft du dich selber nur suchest.
Ränkemachern entweich'; ihr Blick, ihr Wort schon vergiftet.
Scheine nie mehr, als du bist, und sei stets mehr, als du scheinest!
Temperament entschuldiget nie auch die kleinste Vergehung.
Unbeschreiblich belohnt es, dem Haß zu begegnen mit Liebe.
Vorwärts richte den Blick; weit liegt noch das Ziel der Vollendung!
Wo der Zorn aufbraust, da nahm die Vernunft schon den Abschied.
Zartere Seelen empfinden die leiseste Sündenverletzung.

---

3. Epigramme.

[Döring, Christl. Hausgarten. S. 71. ff.]

1. (75.) Sage, mein Freund, wann wird die Kirche des Herrn triumphieren?
Wenn sie die streitende nicht, wenn sie die leidende ist.*)

2. (98.) Lieber, den Spiegel verbann' aus ehrsamer Studienkammer!
Alle die Werk' umher seien dir Spiegel vollauf!

3. (117.) „Heilig" nennt ihr die Gläubigen oft? Soll das auch geschimpft sein?
Seltsam! Sagt mir doch nun, Teure, wie nennt ihr denn euch?

4. (132.) Hege zu kühne Erwartungen nicht, weil hoch du emporsteigst!
Grad' auf den Höhen, da haus't häufiger Nebel und Sturm.

---

4. Die Weihnachtsgeschenke.

[Ebd. S. 163. ff.]

Am Vorabend des festlichen Tages, den feiernd die Christen
Heilig achten und groß, weil ihnen geboren der Heiland,

---

*) Bekannt sind die alten termini: ecclesia triumphans, militans, pressa. Auf Erden entfaltet sich die Herrlichkeit der Kirche am schönsten in den Verfolgungen.

Saß beim flackernden Licht, im Schutz des erwärmten Gemaches,
Still, in vertraulicher Liebe vereint mit Gattin und Kindern,
Vater Conradi jetzt, der geschickteste Bürger zu Saalfels.
Friede bewohnte das Haus, doch brausend umtobt' es der Nordsturm,
Und die Fenster umflog des pfeifenden Schneees Gestöber.

Seufzend begann, mit betrübtem Gemüt, der Vater zur Hausfrau:
Ja, so geht es uns oft! Die Freude war wieder vergebens!
Mutter, wir warten umsonst: es kehrt nicht der Sohn aus der Fremde
Wie er versprach; er säße gewiß an der Seite der Seinen;
Innig erfreuten wir uns des Sohns, den oft wir vermißten!
Traurig fürwahr, wenn also uns täuscht die sicherste Hoffnung!

Ihm versetzte darauf mit sanften Verweisen die Gattin:
Rede so nicht! Bei solchem Wetter vermöchte wohl niemand
Auszuführen die Reise. Wie oft begegnen Gefahren
Schon bei besserem Weg den Reisenden. Leicht ja verirrt sich
Bahnlos ein Pferd; es schadet der Frost; drum freue dich immer,
Daß er nicht abgereist. Denn, sage mir, war es nicht besser?
Vater, ich lobe mir Franzen! Er war schon immer bedächtig.

Vater Conradi verstummt. Darauf zu den Kindern die Mutter:
Kinder, es klopft so geheim! gewiß verehrt die Geschenke
Jetzo der Weihnachtsmann. Flugs stellt auf den Tisch nur die Teller,
Und geht oben hinauf, wo geheizt ist, bis er geschenkt hat!
Wißt: der Vortreffliche giebt im Verborgnen Geschenke der Wohlthat!
Und sie folgten genau dem Gebot, hinstellend die Teller;[1])
Voll der heiligsten Scheu vor dem Hohn des Nimmergesehnen,
Gingen sie willig hinauf, stillfroh der gehofften Geschenke.

Aber die Mutter, gewendet zum Schrank, langt jetzt das Bescherte,
Honigkuchen hervor, und Rosinen und Mandeln, vor allem
Stattliche Zuckerfiguren! — mit weis' austeilender Klugheit
Wählte für jeden sie aus, das Gemüt der Kinder bedenkend,
Daß sich jeder erfreu, und keiner beneide den andern!
Sieh'! es erhebt mit erhabnem Geweih' ein Hirsch sich für Ludwig,
Auch ein Has' und ein Reh, und andere Bilder und Bildchen;
Denn stets hatte geforscht das wißbegierige Knäblein,
Immer gefragt und gestört die vielfach geschäftigen Eltern,
Doch sie vergnügte der Knabe, gewährend die süßeste Hoffnung,
Welche sie innig gehegt in verborgener Tiefe des Herzens,
Daß voll Kraft er dereinst verkündige frommen Gemütern
Gottes heiliges Wort in erbaulicher Red' und Ermahnung.

---

[1]) Hiermit wird hingewiesen auf die alte, jetzt fast ausgestorbene Sitte, daß die Kinder selbst die leeren Teller aufstellen, in welche sie ihre Geschenke gelegt zu sehen wünschen.

Weiter bescheerte die Mutter. Dem wilden feurigen Wilhelm
Setzt' auf den Teller sie hin ein vergoldetes Roß, ein gewalt'ges!
Hoch sich bäumend! mit Wonne zu schaun! von Zucker gebildet!
Aber es war schon lange bemüht die sinnige Mutter,
Mehr und mehr den brausenden Sinn des Knaben zu mildern;
Darum stellte sie auch, andeutend die liebenden Wünsche,
Noch ein Lamm ihm darauf, und die friedsamsten Tiere, zwei Tauben.
Aber, womit beschenkt sie die lustige, wilde Luise?
Hüten mußte sie stets mit Furcht das verwegene Mädchen,
Welches, auf allerlei Ränke bedacht, unruhig umherschwärmt.
Traun ihr gebührt, was die Mutter bescheert, Stricknadel und Nähkorb,
Schimmernde Leinwand auch, und Wieg' und Pupp' und Bekleidung,
Emsigen Fleiß zu empfehlen, und stillere weibliche Arbeit.

Nun zu dem Teller des Jüngsten gewandt, des sanftesten Knaben,
Denkt sie, heiteren Sinns, der zufrieden geruhigen Sanftmut,
Welche, sich immer gleich, nie zürnete, wenn auch die andern
Oft mutwillig gereizt das Gemüt des friedlichen Heinrich.
Innig beglücken wird ihn das rosenwangige Mägdlein,
Zwar nicht lieblich, doch süß, und Süßes nur liebt ja der Knabe!
Munterer wünschte sie ihn, und lebendiger; darum bestimmt sie
Weis' ihm ein Steckenpferd, es umher zu tummeln mit Kühnheit.

Und nun zündete sie, die stattliche Pracht zu erleuchten,
Schimmernde Lichter an! Da erglänzt' in lieblichen Farben
Schnell der beladene Tisch; es vereint sich Gutes und Schönes!

Alles schautest du an, erfreut in der Tiefe des Herzens,
Biederer Vater, und jetzt mit verstellter Trauer begannst du:
Freilich, die Kinder genießen genug der herrlichsten Gaben,
Aber, wer sorgt für uns? Um uns bekümmert sich niemand!
Mancherlei hab' ich gewünscht: wer hat die Wünsche gewährt mir?
Ach, wie oft schon betrog den Sorgenden grausam die Hoffnung!
Aber mit freundlichem Zürnen, bemüht, das Herz zu verbergen,
Sprach, dem Mann es verweisend, gar ernstliche Worte die Gattin:
Nicht so, Vater! Uns hat der Allgütige reichlich gesegnet;
Unsere Kinder bewahrt, und geschenkt, was not zum Erziehen,
So wie ihm es gefällt, in Zucht und christlicher Lehre,
Unseren Fleiß belohnt, und abgewendet das Unglück,
Alles verliehen, das Herz zu erfreuen im irdischen Leben!
O, da entperlten dem Frommen die Thränen des Dank's und der Rührung
Über die Wang'; er umarmte, Verzeihung bittend, die Gattin.
Doch sie verstellte sich noch und versetzte die flüchtigen Worte:
Laß mich nur gehen! ich kenne dich schon! Nie bist du zufrieden!
Sprach's und ging, und kam mit dem heimlich gefertigten Schlafrock

Zum hoch staunenden Mann; sie verzieh' nicht, weil sie nicht zürnte.[2])
Traulich umarmte sie ihn, und er sank voll herzlicher Inbrunst
Ihr an das Herz; da fühlten unnennbar beglückt sich die beiden! —

Drauf verließ sie das Zimmer, die Äpfel den Kindern zu holen,
Dicht in den Mantel gehüllt, vom Mann ihr geschenkt für den Winter.
Und es erscholl von oben herab ihr entgegen Getümmel
Ihrer Kinder; denn schon verkündete jedes die Hoffnung,
Und die vielen Geschenke, die bringen nun würde der Christmann.
Glückliche Zeit, wo die Freude nicht ruhn läßt, oder die Hoffnung!
Aber dem alternden Mann und der Hausfrau störet den Frohsinn
Oft die Sorge des Lebens, die Furcht vor der drohenden Zukunft,
Oder der Gram um Vergangnes, zusamt des Alters Beschwerden!
Mühsam stieg sie die Stufen hinan der beschwerlichen Treppe,
Still in sich froh, und mütterlich sanft ermahnt sie die Kindlein:
Seid nur artig und still, ihr Kinderchen! Artigen nur giebt
Freundlich der Weihnachtsmann; doch Lärmende geht er vorüber.
Wißt: schon bringt er Geschenke für Euch; ja ruhig und friedlich!

Ruhig auf einmal ward's! Nur flüsterten leise die Kindlein,
Selbst einander ermahnend, den heiligen Christ zu verehren!
Und zu der Vorratskammer gelangt die Treffliche jetzo,
Wo sie die Äpfel bewahrt. Da schaut mit behaglichem Lächeln
Sie, hausmütterlich froh, die von Gott ihr verliehene Fülle,
Welche sie fleißig erwarb durch klugen, verständigen Haushalt;
Segen verleiht ja Gott der betend thätigen Treue.
Allerlei Kasten umstanden die Wand;[3]) mit nährendem Mehl war
Dieser gefüllt, und jener mit vielem getrocknetem Obste.
Dort hing Fülle des Fleisches, und Würst' und stattliche Schinken,
Dicht an einander gereiht, und was zum Leben, zur Notdurft
Sonst noch gehört; und sie hob, auch so zu feiern das Christfest,
Dies und jenes herab, und zur Apfellade sich wendend,
Nahm sie behutsam hinweg die verhüllenden Decken und Tücher;
Gegen den Winterfrost will sorglich bewahrt ja das Obst sein!
Hurtig nahm sie sodann Tiefblüten, Stettiner, Reinetten,
Raubte geheim auch dem Mann Borsdorfer, die liebende Mutter!

Eilend verließ die Kammer sie nun, die Hände sich drückend,
Starr vor Frost; und horch! noch flüsterten leise die Kindlein,
Scheuend den Weihnachtsmann, und der liebenden Mutter gehorchend,
Billig verteilte sie unten, und holte darauf auch die Kuchen,
Die sie den Kindern bestimmt und mit jegliches Namen gezeichnet,

---

[2]) Charakteristische Wendung für das Idyll, in welchem tiefeingreifende Leidenschaften und Seelenbewegungen keinen Raum haben.

[3]) Dieses verlangsamende Moment ist ebenso dem Epos als der Idylle eigentümlich.

Brachte die Kleider zuletzt zu erfreulichem Schmuck für die Kleinen. —
Siehe nun trat auch Marie, die Magd, mit dem prangenden Buxbaum
Schmunzelnd herein, und krönte den Tisch und die reichen Geschenke.
Schimmernd umflimmern den Baum Wachslichter und blendender Goldschaum,
Und es beugten die Zweige sich schwer von den Nüssen belastet,
Großen und kleinen, so wie von Rosinen und glänzenden Äpfeln.
Diesen stellte sie hin, und es lacht das Herz ihr vor Freude.

Aber mit dankbarem Lobe begann die staunende Hausfrau:
Ei, wie schön, Marie! wie das die Kinder erfreun wird!
Herzlichen Dank dafür, du treffliche, treue Marie![4])
Sage mir aber, was birgst du Erfreuliches noch in dem Herzen?
Thust so geheimnisvoll? wie deut' ich dein heimliches Schmunzeln?
Lange schon hab' ichs gemerkt! drum sag' es nur, daß ich es wisse!
Doch es versetzte darauf treumeinend die ehrliche Hausmagd:
Weiß ich doch selber nicht recht, wie mir ist; ich möchte vor Freude
Tanzen und springen, wie wenn ein großes Glück mir begegnet;
Aber es wird nichts Besonderes sein, so mein' ich! Des Festtags
Freu' ich mich so, und der Kinder, die oft ausforschend mich fragten:
Was der heilige Christ doch wohl für Geschenke bescheere?
Kommt nun, Kinder, bescheert hat alles der heilige Christmann.
Laut nun rief sie hinauf zu den Harrenden: Schnell aus dem Zimmer,
Durch die fliegend geöffnete Thür, im frohsten Tumulte,
Stürzten sie jauchzend herab mit lautem Getöse der Stufen
An den belasteten Tisch. Vom Schimmer der Lichter geblendet,
Sahen sie blinzelnd nur an — die Beseligten! ihrer Geschenke
Königlich glänzende Pracht, danns eins nach dem andern bestaunend!
Preisend erhob ein jeder das Seinige; herzlich zufrieden
Waren sie alle, wie weis' es bedacht die sinnige Mutter!

Sieh! es beschauten den Jubel beglückt die liebenden Eltern,
Innig sich labend des köstlichen Anblicks! Freundlich ermahnend
Redetest du sie an, du biederer Bürger zu Saalfels:
Mäßig genießt mir, Kinder! Erspart für kommende Tage!
Vieles verlieh zum Genuß der Vater uns; aber wir sollen
Alles mit Maß annehmen, und Dankgefühl und Gehorsam.

Also ermahnt' er; es winkt den horchenden Kindern die Mutter,
Herzlich es meinend, des Vaters Gebot ja treu zu befolgen! —
Laut auf einmal erjauchzten sie wieder nun! Sieh' in das Zimmer
Trat der erwartete Sohn den Erstaunenden. Nehmt mich, o nehmt mich
Hin zum Weihnachtsgeschenk, ihr Teuersten, ruft er mit hellem

---

[4]) Dies bereitwillig gespendete Lob zeigt uns den Frieden in der Familie, in welcher auch die Dienstboten als „frommes und getreues Gesinde" ihre rechte Stellung und Anerkennung und darum ihr Glück finden. In wie wenig Häusern ist heutzutage das rechte Verhältnis zwischen der Herrschaft und dem Gesinde vorhanden?

Reinem Ton;[5]) fast männlich erklang die Stimme des Jünglings!
Und mit verbreiteten Armen umschlang er die seligen Eltern! —
Wieder und wieder umarmten sie sich! Unendlicher Jubel
Scholl durch das Haus, und selig verlebten sie alle das Christfest.

---

5. Sonette.

1. (43) Ich danke dir, daß du mich gedemütigt.

(Ebd. S. 291.)

Dank, Vater, die für die Demütigungen,
Die ich, ob schmerzlich auch, oft muß erfahren,
Mir deine Vaterhuld zu offenbaren!
Wie not sind Kindern solche Züchtigungen!

Auch sind ins Herz sie heilsam mir gedrungen!
O, laß sie in Versuchungen, Gefahren
Treu mein oft unbedachtsam Herz bewahren,
Mir Quell sein himmlischer Beseligungen!

Dünkt auch die Züchtigung oft nicht erfreulich,
Wird doch friedsame, reiche Frucht gewonnen;
In Glut gereift von deines Himmels Sonnen.

Du, Weisester, demütigst mich so treulich!
Heil, wenn ich mich, nicht deine Wege richte!
Der Weg des Kreuzes ist der Weg zum Lichte.

2. (71.) Wahlspruch.

(Ebd. S. 300.)

Fromm, froh und frisch und frei! Wenn nur die Viere
Mein Herz, wie Paradiesesströme, tränken! —
In sie will ich der Erde Schmerz versenken!
Arm bin ich, wenn auch eins nur ich verliere!

Daß ewger Jugend Kranz das Haupt mir ziere,
Soll ich auf Gott, der Ströme Meer, mein Denken,
Mein Wünschen, Wollen, Thun und Streben lenken:
Ob er auch mich zu diesen Strömen führe!

Mein Gott, ergieße dich; die Flur verschmachtet!
Erquicke sie aus deines Heiles Quellen!
Du hast noch nie der Deinen Flehn verachtet!

---

[5]) Der Jüngling kehrt aus der Fremde rein und unverdorben zurück: das ist aus dem Tone der Stimme zu schließen. Fürwahr das schönste irdische Weihnachtsgeschenk für dies Haus!

Hinauf, hinauf zu diesen reinen, hellen
Vollendungshöhn! Laß deinen Geist mich treiben,
Fromm, froh, frisch frei zu werden und zu bleiben!

3. (190.) An einen Alchymisten.

(Ebd. S. 340.)

Den Stein der Weisen, langen Lebens Ströme —
Die suchst du? Wähn'st, du hab'st sie schon gefunden?
Nun auf! den Schatz geholt, den Bann entbunden! —
Daß bald zum höchsten Alter jeder käme!

Der Arm' und Alte komm' hierher, und nehme
Reichsein und Leben! Kranke, sollt gesunden!
Seht! Lebensbalsam hier nach — Todeswunden!
Herbei kommt so die Zeit, die allbequeme!

Wer zögert nach? Wer wollte krank noch bleiben?
Und arm? Du wirst dies alles schnell vertreiben!
Nicht länger laß doch solcher Hilf' uns harren! —

Ich aber will mich Gottes Heil ergeben!
Sein Wort ist Gold, bringt Weisheit, Heil und Leben!
Den Stein der Weisen suchen nur die Narren!

---

6. Dem Schöpfer.

[Ebd. S. 497.]

Du bist es, Schöpfer,
Allvater, allein du,
Der mit dem herrlichen Farbenschmuck
Der Erde Fluren,
Der die Sternengefilde mit Licht
So herrlich geschmückt hat!

Du bist es, der die Stimmen alle
Geschaffen hat und die unzähligen,
Die mannichfaltigsten zum Einklang
Alle gefügt, du allein,
Quell alles Lebens!
Du bist es allein,
Der die unzähligen
Augen geöffnet hat
Allen Lebendigen,
Zu schauen deine Herrlichkeit,
Unendlicher!

Du bist es, Gott,
Der die unzähligen
Ohren erschlossen hast,
Die tausend Stimmen zu vernehmen,
Die deinen Ruhm verkündigen,
Herr Zebaoth!

Du bist's, der dem Menschengeist,
Deine schaffende Allmacht
Zu erforschen, verliehn hat.
Vater, du bist's,
Der unsere Seelen
Aus seinen Lichtborn tränkt.
Dich preis' ich, Dich!
Seligstes Wesen,
Die Deinen tränkst du mit Seligkeit;
Dein freu' ich mich in Ewigkeit!

---

7. Missionslied.*)

[Ebd. S. 407.]

Kirche Christi, breite, breite
Deine Grenzen weit hinaus!
Söhne, Töchter, dir zur Seite,
Wallen still in deinem Haus!
Preis sei ewig deinen Thoren!
Kinder werden dir geboren,
Wie der Morgenröte Tau,
Träufelnd auf die Frühlingsau.

Sieh', schon eilt die Schar der Boten,
Die du ausgesendet hast,
Zu den Sündern, Geistlichtoten,
Abzunehmen Schuld und Last!
Selig, die du schon entledigt!
Kirche Christi, ja, man predigt
Großes, Herrliches in dir!
Wachse, wachse, für und für!

O, aus allen Sprachen, Zungen,
Werde dir, Herr Zebaoth,
Halleluja stets gesungen,
Lob dem treusten Bundesgott!
Eine lichte Zeugenwolke
Sammle dir aus allem Volke!
Huldigten doch, nah' und fern,
Alle dir, dem besten Herrn!

---

8. Christus mein Trost.

[Ebd. S. 409.]

Mein Trost in Zweifelsnächten ist,
Daß du vom Himmel kamst, Herr Christ,
Ein Licht aus Gott, das alle Welt
Mit heil'gem Wunderglanz erhellt.

Mein Trost in meinen Sünden ist,
Daß du für mich gestorben bist,
Und daß dein weltversöhnend Blut
Vor Gott mich macht gerecht und gut.

Mein Trost im Kampf mit Sünden ist,
Daß du der Siegsfürst selber bist;
Du gingst, o Held, die Bahn voran,
Daß ich schon manchen Sieg gewann.

Mein Trost in meinen Leiden ist,
Daß du auch littest, Jesu Christ,
Daß du durch Leiden dieser Zeit,
Eingingst zu deiner Herrlichkeit.

Mein Trost durchs ganze Leben ist,
Daß du mein treuer Führer bist;
Ich folge dir, mein treuer Hirt,
Der nie mich irre führen wird.

Mein Trost dereinst im Sterben ist,
Daß du mein Heil und Leben bist;
Mein Hirt, dein sanfter Friedensstab
Führt sicher mich durch Tod und Grab!

Wie selig schon auf Erden ist,
Wer dein sich tröstet, Jesu Christ!
O mache selbst den Glauben fest,
Der uns in keiner Not verläßt!

---

9. Seele, willst du selig ruhn.

[Kraus, Geistl. Lieder d. 19. Jahrh. Darmstadt. 1863. Will. S. 67]

Seele, willst du selig ruhn,
Ruh allein in Gottes Willen!
Eignes Sorgen, Wirken, Thun
Wird den Geist dir nimmer stillen;
Übergieb Gott alle Last,
Was du bist und was du hast!

---

*) Vgl. Ps. 87, nach welchem diese Strophen gedichtet sind.

Glaube: Gott ist Liebe nur!
Willst du dich mit ihm vereinen,
Fern von Welt und Kreatur,
O so schwindet bald dein Weinen.
Gieb mit ganzem Kindessinn
Dich nur ihm, dem Vater, hin!

Gleich dem Kind im Mutterschoß,
Sollst in seinem Schoß du liegen,
Ruhig, innig liebend, bloß
Dich an ihn vertraulich schmiegen.
Heil, wenn du dich ihm ergiebst,
Ihm vertraust, ihn wieder liebst!

In der süßen Einsamkeit
Sollst in Gott du froh dich stärken,
Lebend für die Ewigkeit
Nur auf seine Stimme merken!
Flieh die Welt und Kreatur,
Leb in Gottes Liebe nur!

Wer, wer giebt mir Adlerschwung,
Zu dem Höchsten aufzuschweben?
O erquickt mich nur ein Trunk,
Gott, von dir, so werd ich leben
Und vergessen Welt und Zeit
In der stillen Ewigkeit.

Ewigkeit voll Fried und Ruh,
O du selge Sabbathstille,
Wehe Frieden mir auch zu,
O verborgne Freudenfülle,
O du tief erquickend Gut;
Selig ist, wer in dir ruht!

---

10. Advent.

[Ebend. S. 65.]

Jauchze, Seele, dem entgegen,
Der da kam und ewig kommt!
Folg ihm nach auf allen Wegen;
Reichlich schenkt er, was dir frommt.
Segen schüttet er ja stets
In die Arme des Gebets;
Heb in jedem Seelenwehe
Freudig sie zu seiner Höhe!

Du, Verheißner, bist gekommen!
Heißersehnter, du erschienst!
Unsre Sünd ist weggenommen;
Immer kommst du, daß du dienst!
Hast Verlorenes gesucht,
Hast zerstört der Sünde Frucht;
Deines ganzen Lebens Pfade
Strahlen nur von Lieb und Gnade.

In das Herz auch willst du kommen,
Das aufrichtig dein begehrt;
Jeden, der dich aufgenommen,
Hat dein himmlisch Licht verklärt.
O wie huldvoll nahtest du,
Brachtest Licht und Lieb und Ruh;
Sieg im Kampf, des Himmels Frieden
Hast du uns schon hier beschieden.

Wie du kamst, so wirst du kommen
Zum Gericht! — ja, du erscheinst!
So gewiß du schon gekommen,
So gewiß auch kommst du einst,
Herrlich dann, o Gottes Sohn,
Strafen bringend oder Lohn.
Wenn wir glauben, lieben, hoffen,
Stehet uns dein Himmel offen.

---

11. Passionslied.

[Christl. Hausgarten. S. 402. — Geistl. Lieder d. 19. Jahrh. von L. K. Kraus. S. 66.]

Du in blut'ger Dornenkrone,
Überhäuft mit Schmach und Hohne,
Nimm mich hin zum Schmerzenslohne!
Ewig bleib' ich dir verbunden;
Denn allein durch deine Wunden
Kann mein krankes Herz gesunden.

Hier allein bin ich geborgen;
Hier erstark' ich jeden Morgen
Für des ganzen Tages Sorgen.

Hier kann ich am Abend finden
Reinigung von meinen Sünden,
Neue Lieb' in mir entzünden.

Ach, was wird mir erst geschehen,
Wenn dich meine Augen sehen,
Gottes Lamm, in jenen Höhen!

Dir, vom Kreuz erhöh't zum Throne,
Dir, des Vaters ew'gem Sohne,
Geb' ich ewig mich zum Lohne!

Dranmor.

[Vgl. *Brümmer, Dichterlexikon II, S. 297. — *Bornmüller, Schriftstellerlexikon S. 191.]

Unter dem Pseudonym Dranmor erschienen die Dichtungen Ferdinand von Schmids, welcher am 22. Juli 1823 zu Muri im Kanton Bern geboren ist, sich dem Kaufmannsstande widmete und nach vollbrachter Lehrzeit nach Brasilien auswanderte, wo der von kühnem Unternehmungsgeiste beseelte und mit staunenswerter Thatkraft ausgerüstete Mann zu einem großen Wohlstande gelangte, und Chef der in Rio de Janeiro domizilierten Handlungsfirma Schmid, Groß und Comp. wurde. Schon im Jahre 1852 ernannte ihn Oesterreich zu seinem Generalkonsul für Brasilien. Seit 1872 nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Paris, besuchte alljährlich die Heimat wieder, kehrte aber dann nach Brasilien zurück, wo er noch immer weilt.

Diesen allzu äußerlichen Notizen gegenüber setzt uns der Dichter selbst in den Stand, einen Blick in sein Inneres zu thun. Die 3. Auflage der gesammelten Dichtungen ist durch ein längeres und sehr interessantes Vorwort eingeleitet. Der Dichter gesteht darin, wie sehr ihm das Leben das Dichten erschwert, wie es die Poesie zu einem „tiefen Schmerze" ihm habe werden lassen. Der Dichter wurde durch den Kampf um materielle Interessen genötigt, die poetischen Bilder und Gedanken wie Fledermäuse zu jagen, weil sie das Haupt des Geschäftsmannes umflatterten, und andrerseits drängten ihn die inneren Erschütterungen des Herzens zur Ausgestaltung in der Dichtung, und so entstand eine Reihe von Gedichten, welche in ihrer Gesamtheit zwar, wie der Dichter selbst eingesteht, etwas Fragmentarisches, Torsoähnliches haben, aber doch von der wirklich bedeutenden Gestaltungskraft und der Energie eines konsequenten Geistes Zeugnis geben.

Aber nach einer ganz anderen Richtung hin geben diese Blätter des Vorwortes über die folgenden Blätter Aufschlüsse. Der Dichter gibt in den bedeutendsten Dichtungen: Kaiser Maximilian, Requiem und Dämonenwalzer, wie auch in den subjektiveren Dichtungen des Wanderbuchs (früher „Poetische Fragmente") einen Spiegel seiner innersten religiösen Überzeugung, und diesem ist für den, welcher der rechten Beleuchtung des Spiegels noch bedürfte, im Vorworte das Licht dahin aufgesteckt: Dranmor ist von der christlichen, ja

jeder theistischen Weltanschauung abgefallen; er ist Pantheist geworden und erklärt, sich durch innere Kämpfe zum Gefühl des Trostes durchgerungen zu haben. An die Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode glaubt er nicht. Charakteristisch sind die Gründe, welche er gegen die Unsterblichkeit des Einzellebens vorbringt. Er hält die Hoffnung „als unsagbar kleines, aber sehendes und fühlendes Wesen in der Unendlichkeit des Raumes, in dem unbegrenzten Revier zahlloser Welten weiterzuleben", für „eitel Verblendung und Vermessenheit." Er fragt: „Warum uns armen Menschenkindern die Regalien eines Gottes?" „Und läßt sich für die müde Kreatur etwas Besseres ersinnen, als ewige Ruhe?"

Für den Christen sind diese Fragen anders zu beantworten, als für den Pantheisten. Jener fühlt sich gottverwandt, gottebenbildlich den Menschen nach seiner ersten geistigleiblichen Ausrüstung und nach seiner höchsten Bestimmung, und dann handelt es sich nicht mehr für ihn um Regalien eines Gottes, sondern um ein Erbe, welches dem Kinde zu teil wird, und um die Kindschaft, welche Gottes Erbarmen dem armen Menschen darreicht, weil der arme reich werden soll. Der Müdigkeit der Kreatur läßt sich auch etwas Besseres ersinnen als ewige Ruhe. Freilich der Dichter geht auch hier von anderen Voraussetzungen aus: „Das Leben wird um so süßer, je mehr es dem Schlummer ähnelt; ein fester Schlaf ist das Beste was wir haben; Schmerzlosigkeit schätzbarer als Nektar und Ambrosia, Gedankenarmut ein beneidenswerter Vorzug." Konsequenterweise ist das süßeste Leben das dem Tode ähnlichste, und die glücklichste Lage die der gedankenlosen Tier- oder noch besser der Pflanzenwelt. Das mag der Pantheist glauben; er mag den torpor, das dumpfe Hinbrüten oder die Regungslosigkeit, als das Ziel unserer Arbeit („per laborem ad torporem") ansehen; er mag die Wonne des Nirwâna, die geahnte, preisen. Der Monotheist kommt nicht zu dem Schlusse in der Lehre vom Menschen: Gott hat in der Schöpfung des Menschen den größten Fehler gemacht; Denken und leben heißt unglücklich sein, Vernunftlosigkeit und Tod ist wahre Seligkeit und wahres Leben.

Doch lassen wir eine Erörterung der Gegensätze, über welche eine Einigung unmöglich ist. Die Aufrichtigkeit des Dichters läßt nichts zu wünschen übrig. Und sie ist um so anerkennenswerter, da des Dichters Pantheismus nicht in polemischer Form auftritt, am wenigsten in der der Frivolität. Ja der Dichter kann folgendes schreiben: „Man hat mir vorgeworfen, daß ich, den schönen Christusglauben untergrabend, frohe Zuversicht in nagende Skepsis, stille Resignation in düsteres Hinbrüten verwandle. Mit so dämonischer Macht bin ich nicht ausgestattet. Und ich hätte, wenn ich diese Macht besäße, lieber die Qual geistigen Kerkers auf immer ertragen, als wissentlich ein einziges Menschenherz unglücklich gemacht." Er hofft, bei den Lesern, welche sein Ideengang befremden oder verletzen würde, weder Thränen zu erpressen noch Ideale zu zertrümmern. Der Dichter rechnet gleichwohl auf eine Entwicklung unserer Zeit zu der Zeit der neuen Weltanschauung, von der er meint, daß Göthe sie geahnt und im Prometheus in Worte gekleidet habe.

Dranmor weiß sich geschieden von dem modernen Nihilismus, der „Religion der Rache und der Verzweiflung", wie er ihn nennt; er hat diese Anschauung wie eine „Prüfung" überstanden. Sonderbar, daß ein Pantheist noch von Prüfungen redet — er konnte nur eine Art von Ausschwitzung einer Krankheit aussagen — die Prüfung setzt einen Willen, eine Absicht dessen voraus, der sie sendet; das Pan ist kein sendendes Wesen. Er sieht jetzt im Pessimismus nur eine Temperamentseigentümlichkeit, bzw. die Manifestation persönlichen Mißgeschickes; und weil Körperschmerz ihm das größte Leiden ist, so bricht Dranmor en passant eine Lanze gegen die Forscherfolterbank, die Vivisektion, und weil die Menschheit nur vor der Verwesung zusammenschaudern soll, so fordert er rasche Überwindung derselben durch den Feuerofen. Und er meint endlich, die Religion des Pantheismus sei die der wahren, erbarmenden Liebe. Nur scheint mir, daß die Dranmorsche Grundthese: „Alle Liebe ist Mitleid. Sie freut sich der Erwiderung, aber sie bedarf ihrer nicht," wiederum falsch ist. Mitleid ist Liebe, aber nicht jede Liebe ist Mitleid. Und Mitleid ist nicht einmal so viel als Erbarmen. Im Grunde genommen ist das Erbarmen des Pantheisten nicht anders als die Erkenntnis von dem allgemeinen Verhunztsein der Menschenschöpfung unter dem Eindruck des angeschauten individuellen Jammers in Mitgefühl umgesetzt und konzentriert.

Und die Hoffnung Dranmors ist, daß die Zukunft Deutschlands*) einen neuen Orpheus senden werde, nachdem „eine frische Seebrise die schwüle Atmosphäre unserer Hör- und Theatersäle gesäubert, die Göthe-, Schiller-, Shakespearelitteratur entwurzelt, dem Papierschnitzelkultus ein Ende gemacht haben" werde. Nun dem Papierschnitzelkultus wünschen auch wir lebhaft das Ende; — aber derselbe ist nicht identisch mit dem Aufnehmen des Geistes Goethes, Schillers und Shakespeares, und die Befürchtungen Dranmors, daß erst furchtbare blutige Katastrophen die tausendjährigen Irrtümer beseitigen und die an den Armen, Schwachen und Unwissenden begangenen zahllosen Verbrechen sühnen müßten, ehe die neue civilisatorische Strömung sich befruchtend und unaufhaltsam über den Erdball ergießen könne, diese Befürchtungen sind nicht die unsrigen, obwohl wir vom christlichen Standpunkte aus auch trübe in die nächste Zukunft schauen, wenn schon nicht derartig trübe, als Dranmor mit dem Auge eines beruhigten, getrösteten, gewissermaßen abgeklärten Pessimisten.

Wir sind absichtlich etwas ausführlicher geworden, um die Konsequenzen der pantheistischen Weltanschauung wenigstens anzudeuten und damit die prinzipielle Verschiedenheit derselben von allem dem, was auf theistischem Lebensboden erwächst. Festbegründeten Seelen kann diese von Schopenhauer philosophisch, von Dranmor — und ihm nicht allein — poetisch vertretene Lebensanschauung nicht schaden; — zweifelnden allerdings bringt sie Gefahr. Die Gefahr aber zeigen und vor ihr warnen ist kein Unrecht.

*) Beiläufig bemerkt: Der anfänglich deutsch in politischer Beziehung fühlende Dichter ist durch die Ereignisse des vorigen Jahrzehnts zum Franzosenfreunde bekehrt worden, worauf auch die Wahl des Wohnortes hindeutet.

Und nun noch ein Wort über die Dichtungen selbst: Sie atmen den Geist aus, den wir ausführlich besprochen und charakterisiert haben, nur zeigt das Wanderbuch jenen Geist nicht sowohl als einen gewordenen, sondern als einen werdenden, fortschreitenden; der Dichter Dranmor würde diesen Entwicklungsprozeß einen Prozeß der Klärung nennen. — Die lyrisch-epischen Dichtungen entnehmen ihre Stoffe der südamerikanischen Natur- und Menschenwelt mit ihrer Glut der Farben und der Leidenschaften und überraschen durch die Kraft der Sprache und den Wohlklang des Rhythmus, aber sie erfreuen selten. Die Stoffe sind zum Teil allzu düster, schauerlich, schrecklich.

Auf Umfang und Bedeutsamkeit des Inhaltes angesehen sind die besonderer Erwähnung würdigsten Dichtungen: Kaiser Maximilian, das Requiem und Dämonenwalzer. „Kaiser Maximilian" steht noch auf einem theistischen Standpunkte, es ist eine aus der Teilnahme mit dem tragischen Lose und dem doch heldenmäßigen Tode des mexikanischen Kaisers Maximilian entflossene hochpoetische Totenklage, in welcher der Dichter allerdings auch seine antimonarchischen Gesinnungen zum leisen Ausdrucke bringt und in dem untergegangenen Kaiser einen zweiten, einen deutschen Hamlet, und zugleich einen politischen Christus, der für einen edlen Wahn stirbt, sieht und beklagt. (Gedichtet ist dieser Nachruf zu Rio de Janeiro, im Aug. 1867.) Die subjektiveren Stellen in diesem Gedichte hat Dranmor im vielerwähnten Vorworte quasi widerrufen.

„Dämonenwalzer" ist eine in freien Rhythmen einherschreitende, sprachlich kraftvolle Dichtung mehr als prometheischen Geistes. In einer Kathedrale kommt Dranmors Seele — nicht zum Glauben, sondern zur klaren Erkenntnis ihres Unglaubens. In einen Tempel der Wollust wandelt sich vor seinem Geistesauge das Heiligtum Christi, und er sieht alle die Gestalten, mit welchen die Sünde ihn zusammengeführt hat, und er sieht endlich — nicht mehr nur in der Vision — die schönste der Frauen, welche er einst kennen gelernt hat, sieht sie und ergibt sich ihr wieder, reulos.*) Dieser Dämonenwalzer ist die kecke, unverhüllte Apologie des Sinnengenusses; hier ist nicht einmal mehr Lüsternheit das vorherrschende Motiv; das ist vielmehr — praktische Religion des Pantheisten. Sollte nicht der Praktiker dem Theoretiker und Systematiker, dem poetischen Dogmatiker des Pantheismus vorangegangen sein?

Requiem ist die Schlußdichtung Dranmors. Es ist ein Preis des Todes, des Gottes der Vernichtung und der Welterneuerung; der Dichter bringt mit vollem, stolzen Bewußtsein seiner Geistesfreiheit diese Dichtung dem Tode dar, in welchem er alle christlichen, ja alle theistischen Lebensanschauungen bekämpft und zwar mit dem behauptetermaßen klaren Gefühle, daß seine Hoffnung unsere Hoffnungslosigkeit, daß sein Sehnen die ewige Vernichtung ist. Nicht selten hat Dranmor einzelne Stellen, einmal einen ganzen Gesang unterdrückt; ob aus Rücksicht auf die Schwachheit seiner Mitmenschen oder auf das

*) Auch Don Juan findet in Dranmor einen beredten Verteidiger. (Vgl. S. 108 ff.)

Strafgesetzbuch, ist nicht zu sagen; ich will das erstere annehmen: aber, was er sagt, ist deutlich genug, um uns zu dem Urteil, das nicht überraschend ist, zu berechtigen: Hier ist die letzte Faser, welche den Dichter an das Ererbte band, durchschnitten, hier ist dem christlichen Denken und Fühlen, Glauben und Hoffen bis aufs Messer der Krieg erklärt. — Die Weisheit des Dichters ist wörtlich diese: „Dies Leben ist nicht wert gelebt zu werden." Und ewige Seligkeit will er auch nicht; selbst wenn ein Gott sie uns und ihm bereitet hätte, er erbittet für sich ausnahmsweise ewige Vernichtung, als ein Zeichen besonderer göttlicher Gnade! (Vgl. S. 265.)

Wir sind ja nichts als belebte Larven, soweit wir denkenskräftig sind; das Größere ist das Leben im All, in dem mit dem Individuellen auch die Hemmungen, die Kämpfe, die Kümmernisse aufhören.

Wir schließen; diesem äußerlich betrachtet reichlich ausgestatteten Dichter gegenüber verstummt jeder Wunsch für ihn; was er sich wünscht, können wir, was wir ihm wünschen könnten, sollen wir ihm nicht wünschen. — —

Werke: Poetische Fragmente. Leipzig 1860. 2. Aufl. 1865. — Kaiser Maximilian. Raab 1868. — Requiem. (München 1869. Die erste Aufl. kam nicht in den Buchhandel!) 2. Aufl. Leipzig 1870.*) — Gesammelte Dichtungen. Berlin 1873. 2. Aufl. 1876. *3. Aufl. 1879.

Proben aus Dranmors Dichtungen.

1. Von der See. 2.

[Dranmors gesammelte Dichtungen. 3. verm. Aufl. Berlin. 1879. Paetel S. 96.]

Wenn eine Reise lange währt,
Die Passagiere mürrisch werden,
Wie da mit Worten und Geberden
So mancher aus der Rolle fährt,
Der selbstgewählten, unhaltbaren,
Sich seiner Blöße nicht mehr schämt,
Statt dem, der sich im Stillen grämt,
Die neue Prüfung zu ersparen.

Die großen Schmerzen sind verscheucht,
Nun gilt es, ruhig auszuharren
Bei kleinen Plagen: die Cigarren
Zum Beispiel werden immer feucht,
Die derbe Kost nicht zu vergessen,
Das Rollen, der konträre Wind —
Kurz, einer Schiffskajüte sind
Die Freuden sparsam zugemessen.

Und ist vielleicht man, obendrein,
Genötigt, durch Korallenriffe
Auf tiefbeladnem leckem Schiffe
Sich Nachts bei mattem Sternenschein
Und starker Strömung durchzuwinden —
Treulose See! da mag fürwahr
An so romantischer Gefahr
Ein andrer sein Vergnügen finden.

---

*) Auch von D. ins Französische übertragen.

2. Heimweh.

[Ebd. S. 161.]

Helvetien, grüne Schweiz! Aus deinen Gauen
Ist trotzig einst ein Knabe fortgegangen,
Als tausend Wünsche ihre Löwenklauen
Um seines Herzens weiche Rinde schlangen.

Da waren viele, ihm den Weg zu zeigen,
Die Freundschaft kam mit mancher Lebensregel,
Ihm aber hing der Himmel voller Geigen,
Und stolzen Mutes ging er unter Segel.

Das ist nun lange her. — Ich war der Knabe,
Und niemand hat in meiner Brust gelesen,
Was ich geseufzt, geweint am Wanderstabe:
„Allein! Allein! Und so will ich genesen?“

„Allein! Allein! Und das der Wildnis Segen?“
O könnte, wer mit meinem Blute schriebe,
Die Worte jenes Dichters widerlegen:
„Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.“*)

Du, Heimat, warst es nicht, die mich verfluchte,
Helvetia, Riesin! Du verziehst dem Zwerge,
Als er die goldnen Triften wieder suchte,
Die stillen Thäler sah, die freien Berge,

Die himmelhohen, ew'gen Gletscherwände; —
Du warst es nicht, die seine Freude störte,
Als er von deiner Seeen Fruchtgelände,
Den Donner ferner Katarakte hörte.

„Ja, Vögel flogen aus den offnen Bauern,
Die draußen ihre Freiheit grausam büßten,“
So dacht' ich gramvoll, als die morschen Mauern
Des öden Vaterhauses mich begrüßten.

Zu früh die Regung und wie Schaum zerflossen —
Auf einmal schien mir alles wieder fremde;
Noch nicht genug gelitten und genossen,
Jetzt schon die Heimkehr — und ein Totenhemde?

O daß ich diese Worte nie gesprochen,
Und daß ich nie den Blick gewendet hätte!
Denn jetzt ersehnt sich, einsam und gebrochen,
Der Pilger nichts als eine Ruhestätte.

Nach Frieden ringt sein Herz, das todeswunde,
Ein Bild nur taucht empor aus wirren Träumen, —

*) Freiligrath.

Ein Strohdach, — dort, — in einem kühlen Grunde,
Und rings umzäumt von fruchtbeladnen Bäumen.

So reicht die Bruderhand dem Reisemüden,
Daß er sich löse von dem Zauberbanne;
Er giebt ihn hin, den sonnetrunknen Süden,
Für eine einz'ge schneebehangne Tanne.

So ruft ihn wieder nach dem armen Neste,
Eh' neues Leid den Weg ihm abgeschnitten,
Mein Vaterland, du bist das schönste, beste!
O nimm mich auf — ich habe viel gelitten!

Das also ist es, was die Jahre lehren:
Dorthin, woher man kam, zurückzuwandern,
Nach eitlem Forschen plötzlich umzukehren,
Und dann als Greis zu werden wie die andern,

Tribut, den ich der Jugend Neugier zollte,
Den hat die Heimatsliebe längst verschlungen,
Wenn ich auch diese Fiber töten wollte,
Umsonst war der Versuch — ich bin bezwungen.

Ich bin bezwungen! Und von dieser Stelle
Möcht' ich den Fuß auf alte Trümmer setzen,
Nur um des Vaterhauses heil'ge Schwelle
Mit meinen letzten Thränen zu benetzen.*)

---

3. In alta solitudine.**)

[Ebend. S. 213.]

Milder Genius,
Aus dunkeln Wolken herniederlächelnd,
Dein Nam ist Poesie!
Und auf den Saum deines Strahlen-
Fallen meine Thränen [kleides
Als später Rettungsdank. —

Herzenbezauberin!
Du hast mich errettet
Aus jeder Finsternis,
Denn mein Irren und Bangen
War nur Sehnsucht nach dir,
Der lange Verkannten.

Glorreich leuchtest du
Über dem irdischen Jammer,
Tröstest Fürsten und Bettler,
Und auf die letzten Pfade
Des nun Ruhiggewordenen
Gießest du deinen vollen Glanz.

Tochter des ewigen Lichtes!
Reuige Menschen erlösend
Aus finstern Wahnes Banden,
Als himmlische Trösterin,
Als versöhnender Heiland
Bist auch du mir erstanden.

---

*) Hier spricht der Dichter seine wahren Gefühle aus. Ist der Pantheist wirklich glücklich? Aber freilich: Dranmor setzt seiner Dichtung das Motto vor: Heimweh ist die Krankheit einer schwachen oder einer erschöpften Seele.

**) In tiefer Einsamkeit. (Gedichtet Ostern 1879.)

4. Requiem. XXIII.

[Ebend. S. 259.]

Ich weiß ein schönes Eiland, wie verloren
Im stillen Ocean, ein waldbedecktes,
In milden Sonnenstrahlen hingestrecktes,
Wie ein Asyl, für Dichter auserkoren,
Ein Eden, von der Trope Glut durchhaucht,
Ein Eiland, wie ein Strauß von wilden Rosen
Für die Betrübten, für die Heimatlosen
Aus träumerischen Fluten aufgetaucht.
Es ragt empor, der Schiffer Augenweide,
Mit Halden, Silberbächen, kühlen Schluchten,
Es streift mit seinem dunkelgrünen Kleide
Bis an den Spiegel seiner Felsenbuchten.
Lianen werfen ihre Blütenschnur
Von Baum zu Baum; durch buntes Strauchwerk fliegen
Zwitschernde Vögel, stolze Forsten schmiegen
Sich an des Himmels blendendes Azur;
Dort glänzt der Morgentau wie Diamanten
Auf satten Gräsern, Antilopen schauen
Furchtlos hernieder von der Berge Kanten,
Und Palmen rauschen auf beblümten Auen;
Ostindienfahrer kommen, reich beladen,
Und Wallfischfänger, lärmende Gesellen,
Sie kennen meiner Insel Ankerstellen,
Doch nur als rastbedürftige Nomaden.
Mich zieht es hin, in meinen liebsten Träumen,
Zu jenen Thälern mit den Kokosbäumen;
Ich möchte dort, auf freier Erde weilend,
Mein Paradies mit freien Männern teilend,
Ein Pflanzer unter Pflanzern, meine Saat
Ausstreuen, einer großen Zukunft Keime,
Und ohne Wortgeklingel, ohne Reime
Den Tod erwarten als ein Mann der That.
Es ist zu spät. Die Jugend ist entwichen,
Statt neuer Freuden sind Erinnerungen
Aus guter alter Zeit herbeigesprungen,
Und Selbstbetrachtung kam herangeschlichen.
Es sei. — Ich will an Träumen mich erfreun,
Die meine tiefe Trauer überragen,
Ich habe heiß gestrebt — ich muß entsagen,
Ich muß auf meine Wunden Asche streun.
. . . .
. . . .

Annette Elise Freiin von Droste-Hülshoff.

[Quellen: *Kurz, Gesch. der deutschen Litterat. IV, S. 139. — *Brümmer, Dichterlexikon. S. 152. — *Barthel, a. a. O. S. 929 ff. — *Jgn. Hub, a. a. O. S. 508 ff. — *Levin Schücking, Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, 1862.]

Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff war geboren am 12. Jan. 1798*) auf dem Rittergute des Vaters, Hülshoff,**) unweit Münster gelegen, und verbrachte, solange der Vater lebte, auf diesem Rittergute ihre Jugendzeit, später aber auf dem Witwensitze ihrer Mutter, zu Ruschhaus bei Münster. Von sehr zarter Konstitution hat die Dichterin selbst in ihrer frühen Jugend nie das Vollgefühl der Gesundheit gehabt. Doch war der hochbeanlagte Geist schon sehr frühe sichtbar. Annette war von einer ungemeinen Lebhaftigkeit des Geistes, welche nicht selten sich derartig steigerte, daß Symptome der größten ekstatischen Erregung auftraten. Hierzu gesellte sich ein Wissenstrieb, dem auch die sorgsamste Pflege des Geistes, allerdings innerhalb der hergebrachten Geleise nicht genügte, und ein überaus starker und nachhaltiger Eifer im Sammeln von Naturalien, Münzen, Gemmen u. dgl. Auch für Musik zeigte sie ein starkes, und für Poesie schon frühe ein außergewöhnliches Talent. So verlebte sie ihre Jugendzeit bis zum 27. Jahre ihres Lebens in in ziemlicher Abgeschlossenheit mit der Außenwelt, nur mit verwandten Familien und der des Grafen Friedrich Leopold Stolberg verkehrend.

Im Jahre 1825 kam sie nach Köln zu einem Oheim mütterlicher Seite, dem Grafen Werner Haxthausen; dann verbrachte sie noch ein Jahr in dem Hause des Freiherrn Klemens von Droste, ihres Vetters, eines Professors des Naturrechts in Bonn, und endlich weilte sie einen Sommer in dem Hause der geistreichen Frau des Generals von Thielemann, welcher anfangs in sächsischen, später in preußischen Diensten stand und aus den Befreiungskriegen her bekannt ist, in Coblenz.

1837 erschien ihre erste Sammlung von Dichtungen, allerdings fast anonym, unter dem Titel: „Gedichte von A. E. v. D. H.“ Allein die durch den katholischen Kirchenstreit aufgeregte Zeit ließ diese in einem Winkel der Welt gewissermaßen und noch dazu anonym erschienene Sammlung von lyrischen und epischen Dichtungen fast unbeachtet.

Ein sich entwickelndes Brustleiden mit Bluthusten machte die Ihrigen bedenklich; darum zog sie zu ihrem Schwager, dem Freiherrn Jos. von Laßberg, nach Meersburg am Bodensee, wo sie vom J. 1841 ab mit nur einmaliger Unterbrechung durch eine im Frühjahr 1847 in die Heimat unternommene Reise ausschließlich weilte. Aber die Aufregungen des Revolutionsjahres erschütterten ihre wunde Brust in besonderem Maße, und am 24. Mai 1848 ward ihrem Leben durch einen Herzschlag

---

*) So alle Quellen außer Schücking, welcher den 10. Jan. 1797 als Geburtstag angibt.

**) Die Schreibung Hülshof ist falsch.

ein Ziel gesetzt. Die irdische Hülle der Dichterin ruht zu Meersburg am Bodensee.

Im J. 1844 hatte Cotta den Verlag einer erweiterten Sammlung von Gedichten übernommen; aus dem Nachlasse der Dichterin wurde das „geistliche Jahr“ ebenfalls von Cotta verlegt, während die „letzten Gaben“ bei Rümpler in Hannover erschienen sind.

Wir begegnen in den drei bedeutenden Sammlungen von Poesieen der Dichterin rein lyrischen, aber weltlichen Dichtungen, geistlichen Poesieen, lyrisch=epischen d. h. balladenmäßigen, humoristischen und epischen Dichtungen.

Ehe wir aber einen Blick auf einzelne Arten von Erzeugnissen ihrer Muse werfen, müssen wir uns die Dichterin nach ihrer Stellung zur Außenwelt vergegegenwärtigen. Die Dichterin stammt aus einem uralten, verdienstvollen Adelsgeschlechte*) und teilte die in diesem herrschende, durch die westfälische Zähigkeit noch vermehrte, streng konservative, ja aristokratische Gesinnung in politischen Dingen, wenngleich sie sich absichtlich den Wirren der Tageskämpfe verschloß. In kirchlicher Beziehung hat ihr scharfer, kühner, fast männlicher Geist den Konsequenzen der Kritik ins Auge geschaut, dann aber ebenso fest den Rückweg zum Glauben genommen und gefunden, sodaß sie nicht nur durch Geburt und Taufe äußerlich mit der katholischen Kirche verbunden, sondern in innerster Herzensstellung eine treue Tochter der katholischen Kirche geworden und bis zu ihrem Tode geblieben ist. Sonst ist ihr Geist ebenso von weiblicher Anmut geziert, als durch eine überraschende Kraft ausgestattet. Übersprudelnde Phantasie und eine eigentümliche seelische Begabung auch für die dunklen Partieen des Seelenlebens, das Hellsehen, das Vorgesicht und das Doppelsehen, eigneten ihr und geben einem Teile ihrer Dichtungen das charakteristische Gepräge des Mysteriösen und Schauerlichen. Levin Schücking, ihr treuer, wenn auch erheblich jüngerer, Freund und Biograph, erklärt aus der hochgradigen Kurzsichtigkeit der Dichterin die Dunkelheit in Sprache und Darstellung, welche von der Dichterin nicht etwa nicht überwunden, sondern geradezu absichtlich gewählt wurde, weil ihr eben dieses Surrogat beizumischen Bedürfnis war, teilweise als das Gegenbild ihrer äußeren Sehschwäche, teilweise wohl auch aus einem humoristisch=satirischen Zuge, der sie mit dem Leser ihrer Dichtungen in gewisser Beziehung Neck= und Versteckspiel zu treiben verleitete. In der Form überrascht sie darum ebenso oft durch Volkstümlichkeit des Ausdruckes, als durch neugebildete, kühne, seltsame Worte, welche das Verständnis nicht unerheblich erschweren und dem Ausleger Pein machen; und die Darstellung ist nicht selten durch das, was verschwiegen wird und nur empfunden oder geahnt werden soll, ebenso dunkel und sibyllinenhaft, daß der Kritiker wohl ein Recht hat, diese Eigenschaft hervorzuheben und doch im Unrechte ist, falls er ein Unvermögen, sich zur vollen Überwältigung des Stoffes durchzuringen, in

*) Drost oder Truchseß (Dapifer) des Münsterschen Domkapitels waren die Ahnen der Dichterin im 13. und 14. Jahrhundert gewesen. Schon 1417 erwarb Johann III. von Droste, der damalige Bürgermeister von Münster, den Gutsbesitz Hülshoff.

der Dichterin argwöhnt. Man mag hier eine Schrulle finden — etwas anderes war es nicht.

Annette von Droste-Hülshoff ist ein geradezu großes poetisches Talent, und die Originalität und Kraft, die dramatische Lebendigkeit der Darstellung, ihre Virtuosität in der Ballade, ihre Frische des Humors lassen eben auf den großen, mehr männlichen Geist in ihr schließen, während sie doch andrerseits mit keinem Tone ein Überschreiten der weiblichen Schranken sich zu schulden kommen läßt, bzw. ein emanzipiertes oder nur freies Wesen verrät. Im Gegenteil die denkbarste weibliche Selbstverleugnung und Hingabe, freundliche Herablassung zu Kindern und Armen, zeichneten sie aus und ließen sie in allen Kreisen gleichermaßen anspruchslos und unbefangen, wie angenehm und anregend erscheinen.

In ihren Heidebildern zeigt sie eine überraschende Gabe der Naturbeobachtung, verbunden mit der anderen der wirkungsvollen Kombinierung des Details. Voll Heimatsgefühl und Selbständigkeit bietet uns die Dichterin durchweg nur Originales dar; Gedanken-, nicht etwa blos Wort- und Empfindungsreichtum und eine oft starre, hartnäckige Abgeschlossenheit dem Rat und Urteile der Außenwelt gegenüber sind charakteristische Vorzüge und Fehler. In der Schilderung, und dies ist auch von den Balladen zu sagen, leistet sie Großartiges, teilweise Unübertreffliches, zumal wenn ihre Vorliebe für die Geisterwelt, das Gespenstische, das Unheimliche, welcher Eigenschaft wir schon gedachten, einen bedeutenden Stoff gefunden hat und die Dichterin nicht mit ihrer absichtlichen Dunkelheit im Ausdrucke des Guten zu viel thut.

Immerhin dürften alle Dichtungen von der großen Begabung der Dichterin Zeugnis ablegen, und wir können wohl verstehen, daß ihr unter den Dichterinnen eine der höchsten, wenn nicht die höchste Stelle angewiesen wird.*)

Von den epischen Darstellungen erwähnen wir zunächst die: Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers. Dieselbe ist eine an die Grimmschen deutschen Sagen (Berlin 1816. Vgl. Nr. 84.) nur sehr wenig angelehnte, in schwieriger, streng durchgeführter Strophe abgefaßte Erzählung von dem augsburgischen Roßtäuscher, welchem seine acht Pferde unterwegs gefallen waren, und der dafür auf Anraten eines andern Roßtäuschers zu der geheimnisvollen „Gesellschaft" geht, welche ihm ein Schächtelein mit der Warnung überreicht, daß er es ja nie öffnen möge; wenn er es bei sich trage, werde er von Stund an reich werden.

Der Roßtäuscher wird reich, aber todunglücklich, gefürchtet und verachtet — denn er gilt schon als der Hölle verfallen, — er versucht sich der Phiole mit dem Spiritus familiaris zu entledigen, aber vergebens. Endlich zertrümmert er die Phiole mit einem heiligen Nagel. Sein Haar erbleicht dem

*) Eine sehr gründliche, wahrhaft objektive, eher des Tadels zu viel bietende Würdigung finden wir aus der Feder Levin Schückings in Kinkels Werk: Vom Rhein; Leben, Kunst und Dichtung. (Essen 1847.)

unter dem Gnadenbilde Betenden, sein Haus sinkt gleichzeitig in Asche zusammen, ein Bettler zieht umher und sinkt in der Sylvesternacht am Gnadenbilde nieder, Gnade rufend und Gnade findend trotz dem Drachen, der seiner Beute sich sicher glaubte. —

Das Hospiz auf dem großen Sankt Bernhard so betitelt sich eine epische Dichtung aus zwei Gesängen, von denen der eine in ergreifender Anschaulichkeit und feinster Detailmalerei die Verunglückung eines Greises, welcher einen Knaben jenseit des Gebirgs zu den nächsten Verwandten bringen will, darstellt, während der 2. Gesang die Auffindung und Errettung des Knaben durch die Bernhardiner Hunde schildert. Der Greis ist tot. Ein dritter Gesang, welcher die erfolgreichen Wiederbelebungsversuche der Mönche am Körper des Greises darstellt und dann aus dem Munde des letzteren die Aufschlüsse über die Geschicke des Greises und des Knaben, ist von der Dichterin zwar vollendet aber unterdrückt und nicht mit in die Dichtungen aufgenommen worden. — Ein gutes Stück dieses 3. Gesanges teilt uns in der mehrerwähnten Biographie Levin Schücking mit.

Sehr merkwürig ist auch die dritte Erzählung: Das Vermächtnis des Arztes, wie die vorige Dichtung in gereimten Jamben gedichtet. Angeregt ist die Dichterin zu der letztgenannten Erzählung durch die in Terzinen von Schelling dargestellte merkwürdige Geschichte des Pfarrers von Drotning auf Seeland, welcher bei Nacht zu einer Trauung genötigt wird und dann erleben muß, wie die Braut unmittelbar nach der Trauung von den Begleitern getötet und begraben wird. Nicht das Geheimnisvolle dieses Verbrechens ist es, was die Dichterin beschäftigt hat, sondern das Problem, welche Wirkung ein derartiges Geheimnis auf die Seele eines Menschen hervorbringen müsse, dem Eide die Zunge binden. Ein Arzt wird bei Nacht in eine Räuberhöhle geschleppt, um einem schwerverwundeten Manne noch Hilfe zu bringen. Er kommt zu spät. Nach langem Rat schenkt man dem Arzte das Leben, nachdem man ihm das Schrecklichste angedroht hatte, falls er das Geschehene verriete. Er sieht auch an jenem Ort des Grauens ein schönes, ihm von Wien her bekanntes Weib, welches die Räuber bald von einem Felsen hinabschleudern. Auch hier vermag der Arzt den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften, aber das Erlebte reicht an sich schon aus, den Geist des Arztes derartig zu erfassen, daß die frühere Spannkraft verloren geht, daß ein Gebilde seiner Phantasie noch allnächtlich als seinen Geist beängstigend erscheint, es ist der Wahnsinn selbst, der an ihm zehrt, mit; einer tiefen psychologischen Kraft dargestellt. Der Arzt hat dieses Erlebnis aufgeschrieben, und ein Jüngling erbt die Rolle und liest sie.

Eine für den Umfang ihres Talentes charakteristische Dichtung ist „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Christian von Braunschweig, der tolle Herzog, im dreißigjährigen Kriege aufs Haupt geschlagen wird. Tilly ists, welcher den Herzog bei Stadtloen auf einer großen, „der Bruch“ genannten, Heide am 7. Aug. 1623 zum Kampfe zwang und vernichtete. Es ist hier ein Stück der Vergangenheit, des wilden, wüsten Krieges mit einer

Meisterschaft dargestellt, daß kein Wort und Strich die Frauenhand erkennen läßt. Hier hat die Dichterin das höchste geleistet an konkreter, realer und doch stets noch poetischer Darstellung.

Die Dichtungen im „geistlichen Jahre" sind zunächst erbauliche Betrachtungen über alle Sonn- und Festtagsevangelien, denen dann eine Reihe geistlicher Lieder andrer Art angeschlossen ist.

Nebenbeibemerkt sind die beiden letzten Abschnitte in der Sammlung: Letzte Gaben in Prosa geschrieben und verdienen im höchsten Maße die Beachtung der Leser. Denn der Inhalt ist ebenso von sachlicher und kulturgeschichtlicher Bedeutung, als die Sprache vortrefflich. Namentlich gilt dies auch von den Bildern aus Westfalen.

Werke: Gedichte von A. E. v. D. H. Münster 1837. — *Gedichte. Stuttgart 1844. 3. Aufl. 1873. — *Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte. Ebd. 1852. 2. Aufl. 1857. 3. Aufl. 1876. — *Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Hannover 1860. 2. Aufl. 1870. (Inhalt: Gemüt und Leben. — Erzählende Gedichte. — Denkblätter. — Klänge aus dem Orient. — Die Judenbuche. Eine Erzählung. — Bilder aus Westfalen.) — Vgl. auch *Claassen, Joh.: Anna Elisab., Freiin von Droste-Hülshoff; Leben und ausgewählte Dichtungen. Ein Denkmal. Mit dem Bildnis der Dichterin und 8 Landschaftsbildern. 2. verb. u. verm. Aufl. Gütersloh, 1883. 4 *M.* (geb. 5 *M.*) (Das vortreffliche Werk traf für diese Auflage zu spät ein.)

Proben aus ihren Dichtungen:

1. Die junge Mutter.

[Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. 4. Aufl. Stuttgart. 1877. Cotta. S. 131.]

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Tier,"
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?" —
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?

Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?" —

„Madame, wir haben heut Mariatag."
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?" —
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen weißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz." —

„Du duftest Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

---

2. Der Strandwächter am deutschen Meere und sein Neffe vom Lande.

[Ebd. S. 181.]

„Sieben Nächte stand ich am Riff
Und hörte die Woge zerschellen,
Taucht kein Segel, kein irres Schiff?
Schon dunkelt's über den Wellen.
Nimm das Nachtrohr, Neffe vom Land!
Ich will in die Matte mich strecken,
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken." —

„Schöner Platz, an der Lucke hier,
Für einen unschuld'gen Privaten!
Drunten die See, das wüste Getier,
Das Haie speit und Piraten.
Von der Seeschlang' wütigem Kampf
Auch hat man Neues vernommen,
Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf
Ins deutsche Meer sie gekommen?

„Ist's doch jetzt eine Wunderzeit,

Wo Gletscher brennen wie Essen,
Weiber turnieren im Männerkleid
Und Knaben die Rute vergessen.
Jeder Wurm entfaltet sein Licht
Und jeder Narr seine Kappe,
Also, Seele, wundre dich nicht,
Wenn heute du stehst an der Klappe.

„Vetter! ein Segel, ein Segel fürwahr,
Ein Boot mit flatternden Streifen,
Lichterchen dann, eine schwimmende Schar,
Die unter den Flanken ihm schweifen!
Schau, nun schleichen sie alle seitab,
Nun wechseln sie hüben und drüben" —
„'s ist eine Fischerflotte, mein Knab,
Sind nur Leute, die fischen im Trüben." —

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,
Und wie die Kämme ihm flittern!
Vetter, ob wohl die Düne brennt?
Ich höre das Seegras knittern." —
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken,
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen sind's grünliche Flecken." —

„Dort kein Räuber? kein Feuer hier?
Ich hätt' es für beides genommen.
Wetter! ist doch die Welle mir
Schier über den Tubus*) geschwommen.
Welch ein Leben, so angerannt
Auf nackter Düne zu wohnen!
Und die schnarchenden Robben am Strand —
Man meint, es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Mut
Und läßt mich allein mit dem Spuke,
Und mir ist, als steige die Flut
Und bäume sich gegen die Lucke.
Wahrlich, Vetter, es schäumt und schwemmt,
Es brüllt um der Klippe Zinken!" —
„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken." —

Gut dann, gut, Ihr wißt es auf's best',
Ihr müßt die Sache verstehen.
Hab' ich doch nie solch bedenkliches Nest
Wie diese Baracke gesehen.
Und die Wolken schleifen so schwer,
Als schleppten sie Stürme in Säcken,
Jene dort, mit dem fackelnden Speer,
Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch gräulicher Schall!
Die Welle bäumt sich entgegen,
Tosend und schwarz der ringelnde Wall
Will an den Trichter sich legen;
Ha, es knallt — es flattert und streut —
Wo war's, wo ist es gewesen?
Wind und Schaum! — was hab' ich doch heut
Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,
Ist's aus der Welle gestiegen?
Grad entgegen der sausenden Bö**)
Scheint's über die Brandung zu fliegen.
Vetter, schnell von der Matte herab!
Ein Schiff gegen Wind und Wellen!" —
„Gib das Nachtrohr, Knabe — seitab!
Ich will an die Lucke mich stellen.

„Gnad uns Gott, am Deck zerstreut,
Umhuscht von gespenstigen Lichtern,
Welche Augen, so hohl und weit,
In den fahlen, verlebten Gesichtern!
Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,
Von den westlichen Todesladern?
Modernde Larve ihr Angesicht,
Und Schwefel statt Blut in den Adern.

---

*) Das Fernrohr.
**) Sturmwind. —

„Mag die ehrliche deutsche See
Vom Schleim der Molluske sich röten,
Springflut brausen, zischen die Bö
Und die Wasserhose trompeten,
Drunten, drunten ist's klar und licht,
Wie droben die Wellen gebahren
Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht,
Vor dem Geisterjanhagel uns wahren!"*)

---

3. Das Eselein.

[Ebd. S. 184.]

Auf einem Wiesengrund ging einmal
Ein muntres Rößlein weiden,
Ein Schimmelchen war's, doch etwas fahl;
Sein Äußeres nenn' ich bescheiden,
Das schlechteste und auch das beste nicht,
Wir wollen nicht drüber zanken;
Doch hatt' es ein klares Augenlicht
Und starke geschmeidige Flanken.

In selbem Grunde schritt oft und viel
Ein edler Jüngling spazieren,[1])
Hinter jedem Ohre ein Federkiel,
Das thät ihn wunderbar zieren!
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,
Die thäten rauschen und wedeln,
Und wißt, seine göttliche Gabe war,
Die schlechte Natur zu veredeln.[2])

Den Tropfen, der seiner Stirn entrann,
Den soll wie Perle man fassen,
Ach, ohne ihn hätte die Sonne man
So simpelhin scheinen lassen;
Und ohne ihn wäre der Wiesengrund
Ein nüchterner Anger geblieben,
Ein Quellchen blank, ein Hügelchen rund
Und eine Hand voll Maslieben!

Er aber fing in Spiegel den Strahl
Und ließ ihn zucken wie Flammen,
Die ruppigen Gräser strich er zumal
Und flocht sie sauber zusammen;
An Steinen schleppt' er sich krank und matt
Für ein Ruinchen am Hügel,
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt
Und frisiert' den Mücken die Flügel.

So hat er mit saurem Schweiß und Müh'
Das ganz Gemeine verbessert,
Und klares Wasser fand man nie,
Als wo er schaufelt und wässert';
Und wie's nun aller Edlen Manier,
Sich mild und nobel zu zeigen,
So, sei's Gestein, Mensch oder Tier,
Er gab ihm von seinem Eigen.

Einst saß er mit seinem Werkgerät,
Mit Scheere, Pinsel und Flasche,
In der eine schwärzliche Lymphe steht,
Mit Spiegel, Feder und Tasche;
Er saß und lauschte, wie in der Näh
Mein Schimmelchen galoppieret;

---

*) Die Schlußstrophe deutet die verschiedenen nächtlichen Erscheinungen an, welche bei Nacht den Uneingeweihten erschrecken können, das Leuchten der Mollusken am Strand, die Springflut, die Bö, die Wasserhose — das Geisterschiff.

[1]) Gemeint ist Levin Schücking.

[2]) Das Rezensentenamt. Schücking machte an der Dichterin lyrischen Produkten stets neue Ausstellungen, und die Dichterin rächte sich an Schücking durch diese echt humoristische und doch so harmlose Dichtung. Vgl. Schücking a. a. O. S. 145.

Auf dem Finger pfiff er: „Bst, Pferdchen, he!"
Und wacker kam es trottieret.

Dann sprach der Edle: Du wärst schon gut,
're passable Rozinante,
Nähm' ich dich ernstlich in meine Hut
Daß ich den Koller dir bannte;
Ein leiser Traber — ein schmuckes Tier —
Ein unermüdeter Wandrer!
Kurz, wenig wüßt' ich zu rügen andir,
Wärst du nur völlig ein andrer.

„Drum sei verständig, trab' heran
Und laß mich ruhig gewähren,
Und sollt's dich kneipen, nicht zuck' mir dann,
Du weißt, oft zwicken die Scheeren."
Mein Schimmelchen stutzt, es setzt seitab,
Ein paarmal rennt es in Kreisen,
Dann sachte trabt es den Anger hinab,
Dann stand es still vor dem Weisen.

Der sprach: „Dein Ohr — ein armer Stumpf!
Armselig bist du geboren!
Kommandowort und der Siegstriumph,
Das geht dir alles verloren."
Drauf rüstig setzt' er die Zangen an
Und zerrt' und dehnte an beiden;
Mein Schimmelchen ächzt' und dachte dann:
„O weh, Hoffart muß leiden!"

„Auch deine Farbe — erbärmlich schlecht!
Nicht blank und dennoch zu lichte,
Nicht für die romantische Dämmrung recht
Und nicht für die klare Geschichte"
Drauf emsig langt er den Pinsel her
Und mischte Schwarz zu dem Weißen;
Mein Schimmel zuckt, es juckt ihn sehr,
Doch dacht' es: „Wie werd ich gleißen!"

„Und gar dein Schweif — unseliges Vieh!
Der flattert und schlenkert wie Segel,
Ich wette, du meinst dich ein Kraftgenie,
Und scheinst doch andern ein Flegel."
Drauf mit der Scheere, Gang an Gang,
Beginnt er hurtig zu zwicken,
Hinauf, hinunter die Wurzel entlang,
Von der Kuppe bis an den Rücken.

Dann spricht er freudig: „Mein schmuckes Tier,
Mein Zelter, edel wie keiner!"
Und eilends langt er den Spiegel herfür:
„Nun sieh, und freue dich deiner!
Nun bist ein Paraderößlein, daß
Wie eines von Münster bis Wesel."
Der Schimmel blinzt und schaut ins Glas —
O Himmel, da war er ein Esel!

---

4. Das Fräulein von Rodenschild.*)

[Ebd. S. 230.]

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
Und horcht des Herzens pochender Flut.

*) Diese Dichtung beruht auf einem Vorgange, welchen die Dichterin selbst erlebt zu haben glaubt. (Vgl. Schücking. a. a. O. S. 115.) —

„O will es denn nimmer und nimmer tagen!
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!
Ich wache, und selbst der Seiger ruht!

„Doch horch! es summet, eins, zwei, und drei —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein Gesang, steigt über der Wacht,
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,
Anbrach die hochheilige Osternacht.“*)

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
Und wie eine Hinde vom Lager setzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
Ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mächtig schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger**) gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich,
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
Nun langsam wenden die Häupter sich.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'†)!“

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht
Am Steingeländе das Nebelgesicht,
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternend om,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und jeder tritt einen Schritt zur Seit'.—
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,

---

*) In der Osternacht steht oder stand das Gesinde auf den westfälischen Edelhöfen auf und singt oder sang auf dem Hofe ein geistliches Lied zum Preise der Auferstehung.

**) Wehrwolf? Vgl. das franz. ogre.

†) Das Doppelgesicht gilt als eine Vorausverkündigung des nahen Todes.

Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale, nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
Hier droht ein Stoß, dort häckelt das Kleid,
Leis tritt sie, leise, o Geistersinne
Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, mutig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! sie — steht gebannt,
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch ein Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
Nun stehn die beiden, Auge in Aug',
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegen reckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —
Das stehts in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie heißt ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."*)

*) Die Dichterin fragte am Morgen anscheinend unbefangen und ruhig den ersten der ihr begegnenden Diener: „Nun, Ihr habt in der vergangenen Nacht wieder den Ostermorgen angesungen?" Als der Diener aber antwortete: „Freilich, das gnädige Fräulein ist ja selbst zu uns herausgekommen, wir wunderten uns darüber und waren bange, daß Sie sich erkälten möchten", da fragte die Dichterin nicht weiter. — Man beachte übrigens die humoristische Schlußwendung.

5. Der Geierpfiff.

[Ebend. S. 223.]

„Nun still! — Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespaltnen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche ihr heran spazieren;
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postieren!

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall.
Doch, naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

„Nun, Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!"*)
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,
Als sie die Büchsen schultern leis,
Und in den Gurt die Messer klirren.

Seltsamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Finger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

's ist lichter Tag! die Bande scheut
Vor keiner Stunde — alles gleich; —
Es ist die rote Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raschelt es im Walde.
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kukuk an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß—
Wildhüters Obdach zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo überm Ast die Sonne lauscht;
Und als es drinnen noch geklirrt
Und noch ein Weilchen sich geschoben,
Da still es in der Hütte wird,
Vom wilden Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt,
Und summend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leise wie der Hauch im Tann,
Wie Weste durch die Halme streifen,
Hört drinnen leise, leise man
Vorsichtig an den Messern schleifen.

Ja, lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,

---

*) Keinen Mord!

Du denkst, die Centifolie ist
Vor Übermut vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
All überall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Minuten, wo sie sann,
Pulsieren ließ die heißen Glieder, —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;
Der Epheu schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt:
Da unterm Dache lagert sie
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie Rabenfittiges Gewand.
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Mieder;
Doch unbeweglich gleich dem Stein
Steht hinterm Block der wilde Rieder:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff,
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes*) Hauch, glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thymianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar—
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde—
So dämmert sie, und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun alles still — sie hat gewacht —
Doch hinterm Steine wird's belebt,
Und seine Büchse sachte, sacht
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Messer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm schrillend in die Ohren saust —
Noch zögert knirschend er am Riff —
Zum drittenmal — und sein Gewehr
Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, ist so locker das Gestein?"
Und langsam, gähnend tritt hervor
Sie aus dem falschen Heil'genschrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenstande schauen,
Da sieht sie einen Geier ziehen
Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildnis Kind,
Tritt sie entgegen seinem Flug:**)
Der kam daher, wo Menschen sind,
Das ist der Bergesmaid genug.
Doch still! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? still! sie lauscht—

---

*) Der bekannte Glutwind.

**) Sie nimmt die dem Flug des Geiers entgegengesetzte Richtung, in der sicheren Vermutung, daß sie so bald zu Menschen stoßen werde.

Und wirklich durch die Nadeln schon
Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem
Schlag,
Mit feinem Knix tritt sie heran:
„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“ —
„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt
mich auf,
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig
auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“—

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin:
Seht, einen Weih am Bergeskamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm;
Dort muß sich eine Herde finden.“—

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald:
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.*)

---

6. Am Ostersonntage.

[Das Geistl. Jahr. 3. Aufl. 1876. S. 75.]

O jauchze Welt, du hast ihn wieder,
Sein Himmel hielt ihn nicht zurück!
O jauchzet, jauchzet, singet Lieder!
Was dunkelst du, mein sel'ger Blick?

Es ist zu viel, man kann nur weinen,
Die Freude steht wie Kummer da;
Wer kann so großer Lust sich einen,
Der all' so große Trauer sah?

Unendlich Heil hab ich erfahren
Durch ein Geheimnis voller Schmerz,
Wie es kein Menschensinn bewahren,
Empfinden kann kein Menschenherz.

Vom Grabe ist mein Herr erstanden
Und grüßet alle die da sein;
Und wir sind frei von Tod und Ban-
den
Und von der Sünde Moder rein.

Den eignen Leib hat er zerrissen,
Zu waschen uns mit seinem Blut;
Wer kann um dies Geheimnis wissen
Und schmelzen nicht in Liebesglut?

Ich soll mich freun an diesem Tage
Mit deiner ganzen Christenheit,
Und ist mir doch, als ob ich wage,
Da Unnennbares mich erfreut.

Mit Todesqualen hat gerungen
Die Seligkeit von Ewigkeit;
Gleich Sündern hat das Graun be-
zwungen
Die ewige Vollkommenheit.

Mein Gott, was konnte dich bewegen
Zu dieser grenzenlosen Huld!
Ich darf nicht die Gedanken regen
An unsre unermeßne Schuld.

Ach, sind denn aller Menschen Seelen,
Wohl sonst ein überköstlich Gut,

*) Gottes Vorsehung hat das für den Fall der Gefahr verabredete Zeichen der Räuber zum Schutze einer Reihe von Personen benutzt, indem sie aus eines Lämmergeiers Schnabel die betreffenden Warnungszeichen ertönen ließ. So scheiterte der Plan der Räuberbande, und vielleicht weiß keiner der beteiligten Personen, wie der Plan durchkreuzt wurde, bzw. daß der Plan des Überfalls bestand.

Sind (sie)*) es wert, daß Gott sich
quälen,
Ersterben muß in Angst und Glut?

Und sind nicht aller Menschen Seelen
Vor ihm nur eines Mundes Hauch?
Und ganz befleckt von Schmach und
Fehlen,
Wie ein getrübter dunkler Rauch?

Mein Geist, o wolle nicht ergründen
Was einmal unergründlich ist;
Der Stein des Falles harrt des
Blinden,
Wenn er die Wege Gottes mißt.

Mein Jesus hat sie wert befunden
In Liebe und Gerechtigkeit;
Was will ich ferner noch erkunden?
Sein Wille bleibt in Ewigkeit!

So darf ich glauben und vertrauen
Auf meiner Seele Herrlichkeit!
So darf ich auf zum Himmel schauen
Je meines Gottes Ähnlichkeit!**)

Ich soll mich freun an diesem Tage:
Ich freue mich, mein Jesu Christ!
Und wenn im Aug' ich Thränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude ist.

---

7. Das Wort.

[Letzte Gaben. Hann. 1860. S. 1.]

Das Wort gleicht dem beschwingten
Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
In Tändeln oder Ernst entflogen,
Erschrecken muß dich seine Eil.'

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entschlüpft; wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Grün-
den
Und treibt die Wurzeln durch das
Land.

Gleich dem verlornen Funken, der
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,
Vielleicht am milden glimmt im Hage,
Am dürren schwillt zum Flammen-
meer.

Und Worte sind es doch, die einst
So schwer in deine Schale fallen,
Ist keins ein Nichtiges von allen,
Um jedes hoffst du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Zagenden und Blin-
den!
Wie soll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte messen und den Tau?***)

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,
Doch seine Zukunft uns verhalten,
Woll' selber deiner Gnade walten,
Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu.
Nähre das Körnlein schlummertrunken!
Erstick' ihn oder fach' den Funken!
Denn was da frommt, das weißt nur
du.

---

*) Dieses Wort fehlt in der Ausgabe.

**) Der Himmel ist in seiner Unermeßlichkeit und Herrlichkeit Gottes Herrlichkeit ähnlich.

***) Das Ziel dem Pfeil, den Acker dem Korn, die Luft zum Anfachen und den Tau zum Ersticken des Funkens.

8. Der Mittelpunkt der Welt.

[Ebend. S. 12.]

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichtum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen."
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,
Die Inschrift draußen und das Volksgedränge,
Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Zieh'n Opferduft und heilige Gesänge.

Wo könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus andern als aus eigenem Herzen fließen?
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der selbstgebotnen sich ergießen?
O glücklich sein, geliebt und glücklich sein!
Möge mein Engel mir die Pfade deuten!
Da schrillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör' ich's, wie Echo durch die Falten gleiten.

Standest an einem Krankenbett du je,
Nach wochenlangen selbstvergeßnen Sorgen?
Hobst deine schwere Wimper in die Höh',
Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,
Und sah'st auf des Genesenden Gesicht
Ein neuerwachtes Seelenleben schweben,
Und einen Liebesblick für dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben:*)

Hieltest du je den Griffel in der Hand
Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen
Die Groschen, die du selber dir entwandt;
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen,
Des Preises für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden schlau betrogen,
Und hast in deines Reichtums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Brust gesogen:**)

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob teurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um weinend an das fremde es zu legen,

---

*) Die durch selbstverleugnende Krankenpflege geweckte Dankbarkeit ist der hellste Liebesstrahl.

**) Die zur Linderung fremder Not abgedarbten und verwandten Gaben sind dein größter Reichtum.

Hast du ihn je erlebt? und standest dann,
Die Arme still und freundlich umgeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündnis tragen:***)

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
Ein Dach, an dem sich alle Blitze spalten;
Dann mag dein Lorbeer welken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten:†)
Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem dir freud'ge Strahlen quillen,
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen?††)

Luise Egloff.

Sie wurde geboren an 14. Febr. 1802 zu Baden im Kanton Aargau als die Tochter eines Badewirts und zwar blind geboren. Nachdem sie in dem elterlichen Hause ihre erste Ausbildung empfangen hatte, besuchte sie längere Zeit die Blindenanstalt zu Zürich und lebte dann zu Baden, wo sie am 3. Jan. 1843 gestorben ist. Den Ertrag ihrer Pension (1000 Gulden) hatte sie für Badearme bestimmt.

Zunächst ist es Teilnahme für das Geschick dieses edlen Mädchens, welches mich bestimmt, ein Plätzchen in diesem Buche Luise Egloff zu gönnen, dann aber auch das Interesse, welches man der inneren Welt der Blinden zuwenden muß. Ist der Horizont derselben auch beschränkt, klein ist derselbe doch nicht; und die Blinde, welche nie mit dem irdischen Auge etwas geschaut hat, schaut mit dem inneren Lichte farbenprächtige Gestalten und genießt der Früchte ihrer Phantasie und des Glaubens mit größerer Freude und Dankbarkeit, als zahllose Sehende. Die Poesieen haben aber ein größeres Interesse, auch ein sachliches. Es spricht die reine, fromme, kindlichgläubige Seele der Dichterin zu unserm Herzen. Gottvertrauen, Hoffnung auf die ewige Herrlichkeit, die auch ihre Augen schauen werden, das Glück des Genusses einer inneren, reichen Welt tönt, obzwar in manchen uns fremd gewordenen Ausdrücken – die Dichterin redet den Sprachgebrauch ihrer Zeit — aber

***) Der stille, segnensfähige Verzicht des Herzens auf den Besitz des Geliebten zu gunsten eines anderen Geliebten ist das reinste, höchste Glück.

†) Lorbeer macht nicht glücklich, Krankheit und Alter nicht unglücklich.

††) Was andre Herzen reich und glücklich machen kann, muß auch das eigne Herz (den Born) beglücken und ausfüllen. Ein schöneres Zeugnis einer echt weiblichen und echt christlichen Herzensstellung konnte die Dichterin nicht ablegen: Geben, glücklich machen ist der Reichtum und das Glück des Lebens.

immer klar und rührend in Ohr und Herz. Die Veröffentlichung der Dichtungen, der Luise Egloff abgelauscht, heimlich nachgeschrieben und für den Druck zusammengestellt, erlaubte die bescheidene Dichterin erst auf vielfaches Drängen ihrer Freunde, dem Bitten der Eltern nachgebend, unter der Bedingung, daß der Reinertrag der Gedichte den Badearmen zu gute komme.

Die Gedichtsammlung enthält auch eine Reihe spezifischer Blindenlieder: zwei Trostlieder an Luise Egloff (und deren Antwort) und zwei Lieder des blinden Pfeffel, gerichtet an Therese Paradies, die große blinde Sängerin, und an sich selber.

Werke: *Gedichte der blinden Luise Egloff. Zum Besten der Bad-Armen zu Baden im Aargau. 1823. (Jak. Diebold.) — Luise Egloff, die blinde Naturdichterin. Mit einem Lebensabriß, hsg. von Ed. Dorer-Egloff. Ebd. 1843.

Proben aus Luise Egloffs Dichtungen.

1. Der Abend.

[Gedichte der blinden Luise Egloff. Baden i. Aargau 1823. J. Diebold. S. 32.]

Ein kühles Lüftchen dämpft der Sonne Feuer,
Schon senkt die Nacht herab den dichten Schleier;
Der Andacht Engel hebt den Geist zum Himmel
Vom Weltgetümmel.

Wie gern vergißt man in der Abendkühle
Der düstern Schwermut schmerzliche Gefühle!
Man wähnt sich ganz von Leiden losgebunden
In Abendstunden.

Des Schöpfers unbegrenzte Vatergüte,
Wie wirkt sie tief im fühlenden Gemüte!
Es lernt in allem seinen Gott erkennen,
Und Vater nennen.

Am Abend, wenn der Sonne letzte Strahlen
Mit mildem Schimmer dunkle Fernen malen,
Dann sagt uns ein Gefühl der innern Wonne:
„Du gleichst der Sonne!“

„Denn so, wie sie, wirst du einst niedersinken,
Weil ja dem Menschen höh're Freuden winken;
Ein neuer Morgen wird dich dann umschweben
Im bessern Leben.“

---

2. Das Mädchen der Wonne.*)

[Eb. S. 101.]

In einem stillen Hirtenthale
Erschien, in lieblichem Gewand,
Ein Mädchen gleich dem Sonnenstrahle,
Mit einer Leier in der Hand.

Nicht auf des Thales Flur geboren,
War sie den Hirten unbekannt;
Apollo, der sie auserkoren,
Hatt' sie zur Wonne hergesandt.

Sie weilte in Minervas Hallen,
Die sich zur Freundin sie gewählt;
Die Göttin hört' mit Wohlgefallen
Ihr Saitenspiel, das neu beseelt.

Und wer, von ihrem Glanz umflossen,
Sich der gepries'nen Nähe freut,
Dem winkt, wo holde Blumen sprossen,
Des Glückes Tempel, ihr geweiht.

Ein Hüttchen unter Lorbeerzweigen,
Bekränzt von zartem Myrtengrün,
Um die sich Rosen duftend neigen,
Bewohnet froh die Pilgerin.

Der Einsamkeit geweihte Stille
Zieht sie dem Weltgetümmel vor;
Aus Floras blumenreicher Fülle
Hebt sich begeistert sie empor.

Da dringen ihrer Leier Töne
In alle Herzen wunderbar,
Und es entfaltet sich das Schöne
An ihrem heiligen Altar.

O Mädchen! einer ew'gen Wonne
Ist sich der Selige bewußt,
Dem je gelächelt deine Sonne,
Der je geruht an deiner Brust.

Du nahst dich aus der Sterne Räumen,
Geschmückt mit sanfter Harmonie.
In deinen Himmel sich zu träumen,
O seelenvolle Poesie,

Das schafft ein Eden schon hienieden.
Wir wandeln in des Frühlings Schein;
Und sucht der Leidende den Frieden,
Er findet ihn in deinem Hain.**)

---

3. Das Mitleid.

[Ebend. S. 112.]

Es schwebt eine Göttin***) im himmlischen Glanz
Dem Dulder so tröstend zur Seite;
Den schmückt sie mit lieblichem, rosigem Kranz,
Der je ihrer Milde sich freute.

Es wandeln an ihrer belebenden Hand
Die fühlenden Seelen so gerne;
Sie nahet sich ihnen aus besserem Land,
Gleich einem erfreulichen Sterne.

Und wo auf verödeter Flur sie erscheint,
Da blühen ihr Rosen zu Füßen:
Das Auge, das Thränen des Kummers geweint,
Wird heiter die Holde begrüßen.

Schnell eilet der niederen Hütte sie zu,
Das menschliche Elend zu stillen;
Wohlthätig will sie mit erhabener Ruh
Die trauernden Herzen erfüllen.

---

*) Eine Travestie auf Schillers Mädchen aus der Fremde.
**) Das Mädchen der Wonne ist die Poesie.
***) Der heutige Sprachgebrauch würde Engel sagen.

Und wenn an dem Lager des Kranken sie weilt,
Wo trostlos der Leidende schmachtet,
Und wenn sie mit stärkendem Balsam ihn heilt,
Daß nimmer der Schmerzen er achtet;

Dann preist er den Schöpfer, es hebt sich die Brust,
Voll heiliger Rührung, zum Himmel,
Und mit der erhöhten, beseligten Lust
Entflieht er dem Erdengetümmel.

O! was auch hienieden das Leben oft trübt,
Nichts kenn' ich, das sie nicht versüßet,
Wer zeiget ein Glück mir, das sie uns nicht giebt,
Und Wonne, die ihr nicht entfließet?

Denn nicht nur, wenn uns ihre Teilnahm' entzückt,
Sind immer wir glücklich zu nennen,
Auch dann, wenn mit höheren Reizen geschmückt
Wir nie ihre Würde verkennen.

Wenn von ihrem freundlichen Licht wir umstrahlt
Die Freuden des Wohlthuns empfinden,
Wenn Liebe auf unseren Schritten sich malt,
Und segnende Kränze wir winden;

Dann fühlen wir ganz, was die Göttin vermag:
Wir heißen sie Mitleid und Milde.
Den edleren Seelen glänzt heiterer Tag
Aus ihrem verklärten Gefilde.

Auguste, Gräfin von und zu Egloffstein.

[Vgl. Vorbericht zu den Gedichten. S. VII—X. 1864.]

Aus alter fränkischer Adelsfamilie entsprossen, wurde Gräfin Auguste von und zu Egloffstein am 5. Nov. 1796 in Weimar geboren. Ihre Mutter verheiratete sich zum zweiten Male nach dem Hannover-Lande, und so wurde das letztere für die junge Gräfin die zweite Heimat. Sie lebte meist in Marienrode, südlich von Hildesheim, wo ihr Stiefvater, der General und Oberforstmeister Baron von Beaulieu-Marconnay, in Anerkennung seiner dem Vaterlande, auch namentlich während der Freiheitskriege, geleisteten Dienste als Pächter der großen Domaine wohnte. Nach dessen Tode beließ die Huld des letzten Königs von Hannover die Mutter unserer Dichterin in jenem Pachtverhältnisse.

Von der sorgfältigen Erziehung, welche die Dichterin in ihrer Jugend empfangen hat, gibt jede Zeile ihrer Dichtungen Zeugnis. Sie hat auch im Ganzen eine glückliche und reiche Jugendzeit verlebt. Aber ein schweres Herzleiden, Herzverengerung, brachte die sonst kräftige Konstitution schon frühe in schwere Leiden und verzehrte, das Nerven- und Blutsystem zerrüttend, die Körperkräfte sehr allmählich, aber stetig. Ihre Körperleiden waren unsäglich und um so schwerer, da sie mehr als vierzig Jahre andauerten. Erst am 1. Nov. 1862 starb sie und wurde am

5. Nov., ihrer letztwilligen Bestimmung gemäß am Fuße des Klingenberges begraben.

Die Dichterin hat nur einen Band lyrischer Dichtungen hinterlassen, deren Entstehungszeit genau angegeben ist, so daß die Gesamtheit derselben ein Tagebuch genannt werden konnte, welches vom Juni 1825 bis fast ans Jahr 1860 reicht. Wüßten wir auch nicht aus dem Vorberichte, daß die Dichterin zu schwach, die Feder zu führen, mit dem Stifte in Stunden der Erleichterung ihre in Verse geformten Gedanken niederschrieb, so würden wir doch aus dem Inhalte aller Dichtungen ersehen, daß sie in den schwersten Leiden und Anfechtungen des Körpers, welche nicht selten auch zu Anfechtungen für die Seele wurden, entstanden sind; wie aber die Perlmuscheln leidend die köstlichen Perlen hervorbringen, so sind auch die durch das Leid hervorgebrachten Dichtungen der Gräfin Auguste von Egloffstein wahre, köstliche Perlen von dichterischem und religiösem Werte. Auch darin sind diese Dichtungen den Perlen ähnlich, daß sie den Gegenstand des Leides in sich eingeschlossen, also erkennbar und zugleich überwunden zeigen. Die Lieder der Dichterin sind eigentlich eine große, hundertfache Variation über das Wort Ergebung. Aber, wer dieses Urteil etwa für einen Tadel halten sollte, dem fügen wir ergänzend hinzu, daß uns in keiner Sammlung lyrischer Dichtungen die Monotonie, die Eintönigkeit weniger entgegen getreten ist, als hier. Es zeigt sich die Dichterin nie als in alte Stimmungen zurückfallend; ihre Anfechtungen wechseln, ihre Tröstungen wechseln ebenfalls — die Seele aber wächst in ihrer Kraft, in dem Reichtum des innersten Lebens, und das Tagebuch aus dreiunddreißig Jahren ist zugleich der Spiegel der Ausreifung und Verklärung einer edlen Seele, welche in dem Maße herrlicher strahlt, als ihre sterbliche Hülle zerbröckelt und ihrer völligen Auflösung entgegengeht. Dabei finden wir überraschende Zartheit der Empfindung in die schönste, tadelloseste Form gegossen. Das Buch ist, obgleich es ganz und gar es nicht zu werden bestimmt war, in seiner Art ein Andachtsbuch, ein Trostbuch für Kreuzträger. —

Werke: *Aus einem Tagebuche. Gedichte (auf Veranlassung der Mutter herausgegeben und dem Könige Georg V. von Hannover von letzterer gewidmet). Weimar, Böhlau. 1864. 2. Aufl. 1865.

Proben aus ihren Dichtungen.

1. **Winterabend.** (8. Dez. 1825.)

[Aus einem Tagebuche. Ged. der Gräfin Auguste von und zu Egloffstein. S. 6.]

Da liegt sie nun, die stille Welt!
Mit grauem Nebelduft umzogen,
Von keinem Sonnenstrahl erhellt,
Verarmt, verlassen und betrogen! —
Denn, was sie mütterlich geliebt,
An ihrem Herzen groß gezogen,
Das sieht sie schweigend und betrübt
Hinweg geschwunden und geflogen.

Der Weste Spiel, der Blumen Duft,
Die Schatten, die den Wald durchweben,
Die tausend Stimmen in der Luft,
Die jubelnd sich zu Gott erheben,
Das Wiesengrün, des Himmels Blau,
Die Wölkchen, die dazwischen schweben,
Des Abends sehnsuchtsvoller Tau,
Des Morgens jugendliches Streben —

Sie gab es alles still zurück
Mit ruhig freundlichem Entsagen —
Will nur mit mattem Scheideblick
Der Freude Lebewohl noch sagen.

O lernte auch das Menschenherz,
Anstatt so ungestüm zu schlagen,
Notwendiger Entbehrung Schmerz
Geduldig, wie die Welt, ertragen! —

2. **Frühlings-Ermutigung.** (April 1826.)

[Ebend. S. 9.]

Strahlt nicht des Frühlings holder Gruß
Schon durch die weite Welt?
Ist's nicht sein warmer Sonnenkuß,
Der in dein Zimmer fällt?
Die weite Welt, das kleine Zimmer
Erglühen von der Freude Schimmer, —
Nur dir, o Seele, bangt noch immer?

Schlägt nicht das milde Veilchen schon
Die süßen Augen auf?
Jauchzt nicht schon heller Jubelton
Ins Himmelblau hinauf?
Des Veichens Blick, des Vögleins Lieder
Gab Gott der armen Erde wieder,
Und du senkst matt die Augen nieder?

Schwebt nicht das Wölkchen leicht und licht
Hinab am Himmelssaum?
Schwillt in der zarten Knospe nicht
Der Blüte vollster Traum?
Der Wolke Zug, der Knospe Leben
In Kraft und Fülle weiter streben,
Und scheu willst du zurück nur beben?

Nein, nicht nur durch die weite Welt
Strahlt hell des Frühlings Gruß,
Auch in dein dunkles Leben fällt
Der Sonne Liebeskuß.
Gott ließ in seinen treuen Armen
Der Erde starres Herz erwarmen,
Er wird auch deiner sich erbarmen!

3. **„Abends."** (7. Dez. 1829.)

[Ebend. S. 20.]

Schlaf ein, schlaf ein. Der Tag war lang;
Der Sinn verstört, die Seele bang,
Von namenloser Angst durchzittert,
In tausendfache Qual zersplittert —
Schlaf ein, schlaf ein,
Im Schlaf muß Ruhe sein!

Schlaf ein, schlaf ein. Der Tag war kalt;
Gleich einer blassen Truggestalt
Hat er statt menschlich warmem Leben
Nur Eisesglätte dir gegeben, —
Schlaf ein, schlaf ein,
Im Schlaf muß Wärme sein!

Ja schlaf nur ein; der Tag ist aus;
Du liegst im kleinen, stillen Haus,
Und fühlst die letzten Bande schwinden;
Die drückend an dich selbst dich binden —
Schlaf ein, schlaf ein,
Im Schlaf muß Freiheit sein!*) —

*) Eigentlich in jedem Gedichte der Verf. begegnen wir dem präzisesten Gedankenausdrucke; aber hier tritt derselbe doch ganz besonders klar heraus. Was uns der Schlaf bringt? Ruhe anstatt der Zerstreuung, Störung, Wärme nach des Tages erkältenden Formen, Freiheit vom Zwange der Gesellschaft, von den Schmerzen des Leibes, den Kämpfen der Seele.

4. Läuterung. (März 1830.)

[Ebend. S. 25.]

Du mußt! da hilft kein Widerstreben,
Du mußt, du mußt doch weiter leben —
Dich giebt die Erde noch nicht frei!
Es rauschte nur wie Himmels-Ahnung,
Wie feierliche Todes-Mahnung,
An dem erhöhten Sinn vorbei!

Du darfst mit allen deinen Mängeln
Noch nicht hinüber zu den Engeln
Und in das Heimatsland der Ruh,
Du sollst und mußt erst noch auf Erden
Erleuchtet und erweitert werden,
Du enge, dunkle Seele du!

Drum laß die Geister, laß die Schatten,
Die dich schon kalt umlagert hatten,
Und wende den erloschnen Blick
Aus einer Welt voll Schmerz und Trauer,
Aus einer Nacht voll Todesschauer,
Ins schöne Tageslicht zurück.

Und weil du doch noch Mensch geblieben,
Den Schöpfer über alles lieben,
In Demut das empfangen mußt,
Was er aus Weisheit dir gegeben —
So sei auch ohne Widerstreben
Des eig'nen Daseins dir bewußt!*) —

---

5. Letzte Bitte. (8. März 1832.)

[Ebend. S. 57.]

Wenn meines Atems letzter Hauch entschwand,
Das Triebwerk meines Herzes stille stand,
Der Körper, der so manche Qual erlitt,
Um den sich lange Tod und Leben stritt,
Dann seine letzten Pflichten abgethan —
Den armen Körper rührt nicht weiter an!
Hüllt ihn nur schnell in einen Mantel ein,
Weiß laßt die Wiege seiner Ruhe sein,
Schmückt sie mit frischem Grün, mit Blumen aus,
Und tragt sie fröhlich heim ins Mutterhaus.
Dort mag ein blühend heit'rer Kinderschwarm,
Mit Blicken ohne Scheu und ohne Harm
Dem liebenden Empfange zuzusehn,
An der geheimnisvollen Pforte stehn;
Doch keiner Glocke schwermutsvoller Klang
Macht einem lebensfrohen Herzen bang —
Nur leise gebet Staub dem Staub zurück;
Zum Himmel aber hebet euren Blick
Und bittet Gott, daß der entfloh'nen Seele
Nicht seiner Liebe Allerbarmung fehle!

---

*) Wolle nur, was du mußt; und du wirst es können.

6. Lebenswechsel. (Apr. 1832.)

[Ebend. S. 60.]

Saht ihr ein Kind leicht über Wiesen hüpfen,
Durch Zaun und Hecke nach dem Walde schlüpfen,
Ein Täubchen hier und dort ein Lämmchen streicheln,
Dann wieder der geliebten Puppe schmeicheln,
Und kindisch wähnen, sie belebe sich —
Das stillzufriedne Kind war ich.

Saht ihr auch schwärmend eine Jungfrau gehen
Und Sternengruß und Wolkenschrift verstehen?
Schien ihrem kühnen jugendlichen Hoffen
Die ganze Welt, der ganze Himmel offen,
Erschlossen ihr des Lebens Blüten sich —
Die frohe Jungfrau die war ich.

Seht ihr denn auch ein Bild des Schmerzes schwanken?
Entseelt den Blick, erloschen die Gedanken, —
Trug, ängstlich harrend der Erlösungsstunde,
Der Kern des Daseins schon die Todeswunde
Und Todesqualen jeder Nerv in sich —
Das düstre Schmerzensbild war ich!

Und seht ihr, fern von allen Leidensmühen,
Auf einem kleinen Hügel Blumen blühen,
Die euch die frische, frohe Bürgschaft geben,
Es keime neues Leben aus dem Leben,
Und dies verwandle nur in jenes sich —
Der Blumenhügel der bin ich! —

7. Bestand im Wechsel. (6. Febr. 1833.)

[Ebend. S. 70.]

Laß dein eitles Wünschen sein;
Was dich gestern noch beglückt,
Hat schon heute dich gedrückt,
Und wird morgen dir zur Pein, —
Laß dein eitles Wünschen sein.

Stell dein eitles Sorgen ein;
Was dir gestern schwer gedeucht,
Heute scheint es dir schon leicht,
Morgen wird es Trost dir sein, —
Stell dein eitles Sorgen ein.

Laß dein eitles Streben sein;
Was du gestern froh erfaßt,
Heute gern besessen hast,
Ist schon morgen nicht mehr dein, —
Laß dein eitles Streben sein.

Baue auf den Herrn allein!
Denn Er war dir gestern nah,
Er ist heute wieder da,
Er wird morgen bei dir sein, —
Baue auf den Herrn allein!*)

*) Während sich irdisches Wünschen in Pein, Sorgen in Trost, Streben in Verlust verwandelt, ist das Vertrauen auf den ewigen, unveränderlichen, treuen Gott der feste Ankergrund der Seele.

8. Wo Ruhe, Kraft und Licht ist. (20. März 1838.)

[Ebd. S. 133.]

In Ihm ist Ruh!
Geh, trage deine Seele
Dem Herzen des Erlösers zu;
Was, wie und wo es dir auch fehle —
An seiner Brust genesest du!

In Ihm ist Kraft!
Geh, lege deine Glieder,
Zum Tod ermüdet und erschlafft,
In des Erlösers Hände nieder,
Der aus dem Schwachen Starkes schafft.

In Ihm ist Licht!
Geh, bring dein dunkles Leben
Vor des Erlösers Angesicht –
Er wird den hellen Strahl dir geben,
Der deines Leidens Macht durchbricht.

In Ihm bist du
Zum Leben neu geboren,
Aus Ihm strömt dir ein Dasein zu,
Das alles hat, was du verloren —
In ihm ist Licht und Kraft und Ruh!

---

9. Unverlorenes. (30. Jan. 1840.)

[Ebend. S. 163.]

Die Thränen, die wir weinen,
Verloren, wie sie scheinen,
Verloren sind sie nicht!
Gott sieht sie alle fließen,
Die trostlos wir vergießen,
Und was er angesehen,
Kann nicht verloren gehen
Vor seinem Angesicht.

Der Angstruf uns'rer Seele,
Ob auch das Wort ihm fehle,
Vergebens ist er nicht!
Gott hört die stummen Klagen,
Die wir im Innern tragen,
Hört uns're Seufzer sprechen,
Und läßt das Herz nicht brechen,
Das ihm zu Herzen spricht.

Verloren und vergebens
Ist kein Gefühl des Lebens,
Auch uns're Sehnsucht nicht!
Die Seufzer und die Thränen,
Die wir verloren wähnen,
Sind an ihr Ziel gekommen,
Und liebend aufgenommen
In Gottes Reich und Licht!

---

10. Christnacht. (24. Dez. 1840.)

[Ebend. S. 171.]

Nacht mußte es auf Erden sein,
Als über ihr der Himmel aufgegangen,
Und sie, im lichten Strahlenschein,
Die Kunde von dem Heil der Welt empfangen.

Still mußte es auf Erden sein,
Als Engel Dich, das Heil der Welt, besangen,
Und in die dunkle Nacht hinein
Die Worte der Beseligung erklangen.

Und still, und dunkel, und allein,
Voll Sehnsucht und voll heiligem Verlangen
Muß auch noch jetzt die Seele sein,
Die Dich, o Licht des Lebens, will empfangen.

11. Letzter Wunsch.

[Ebd. S. 244.]

Nicht was entzückt einst Paulus durfte sehen,
Und nicht die Huld, die Petrus bei Dir fand —
Nur jenen Gnadenblick laß mich erflehen,
Den Du am Kreuz dem Schächer zugewandt!

Ludwig Eichrodt.

[Quellen: *Brümmer, a. a. O. S. 168. — *Bornmüller, a. a. O. S. 210. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Am 2. Febr. 1827 wurde Ludwig Eichrodt in Durlach geboren. Seine Jugendzeit brachte er in Säckingen, Heidelberg und Karlsruhe zu. Er ist der Sohn des im Jahre 1844 in Karlsruhe † Präsidenten des großh. Badischen Ministeriums des Inneren. Im Jahre 1845 bezog Eichrodt die Universtät Heidelberg, um Jura zu studieren, welches Studium er in Freiburg beendete. Dann verlebte er geraume Zeit in Frankfurt a. M. und München, studierte an letzteren Orte noch Philosophie, Geschichte und Archäologie, war aber nicht nur auf Erweiterung seines Wissensschatzes, sondern vor allem darauf bedacht, mit den Freunden und Vertretern der Poesie und Litteratur sich in persönliche Verbindung zu bringen. Sein äußeres Leben verlief ziemlich einfach. Mehrere Jahre brachte er als richterlicher Beamter in Karlsruhe und Stockach am Bodensee, sowie in Baden zu; seit 1864 wirkte er als großh. Amtsrichter in Bühl bei Baden-Baden, seit Dez. 1871 ist er Oberamtsrichter in Lahr.

Eichrodt hat auf verschiedenen Gebieten der Poesie sich versucht; als humoristischer, epigrammatischer, politischer, ernst-lyrischer und dramatischer Dichter tritt er uns entgegen.

Wenn wir der dramatischen Dichtungen zuerst gedenken, so geschieht es darum, weil hier der Schwerpunkt der Bedeutung Eichrodts nicht liegt. Die beiden Dichtungen dramatischen Genres sind: Alboin und die Pfalzgrafen oder Eine Nacht auf den Heidelberger Gassen. Anzuerkennen ist der Gedanke des Dichters, daß man seitens der Deutschen nicht fürder der deutschen Geschichte vergessen, sondern die überreichen darin sich findenden Stoffe nur ausgestalten solle. Die Pfalzgrafen haben die Aufgabe, ein Stück der pfälzisch-badischen Landesgeschichte vor die Augen zu führen, aus der Zeit Friedrich des Siegreichen und der Gährung unter Studenten und Gelehrten, damals, als der Nominalismus auf der Hochschule im Absterben war und dem Realismus gegenüber nur ohnmächtige Wut und dem Humanismus gegenüber nur Dolchstöße im Finstern schleichender gedungener Mörder, an-

geblich Nachrichter der Vehme, hatte. Das dramatische Bild wahrt die drei Einheiten, aber es fehlt die rechte Einheit des Ganzen, die Kraft des dramatischen Organismus, und hie und da auch die Anschaulichkeit und Durchsichtigkeit der Parteistellungen. Der Dichter hat darum wohlgethan, die Dichtung ein dramatisches Bild zu nennen.

Den ernsten Lyriker treffen wir in den beiden Sammlungen: Leben und Liebe und Melodieen. Und hier zeigt der Dichter ein offenbares Talent für alle Arten lyrischer Dichtung, obgleich er bezüglich der Form die antiken Strophen als unserem Sprachgeiste nicht konforme Schemata verwirft. Der Dichter wünscht sangbare Lieder in den „Melodieen" darzubieten. Dennoch ist unter den Melodieen mancher Ton, welcher vielmehr an spruchartige Poesie, als an ein singbares Lied erinnert. Immerhin hat der Dichter sehr recht, gegenüber den nicht gerade seltenen Verächtern der neueren Dichter als der Epigonen zu betonen: Nicht, daß vor uns andre das Lied der Liebe gesungen haben, macht uns zu Epigonen; diejenigen, welche anderen nachsingen, was sie selbst nicht innerlich erlebt haben, die Lügner mit einem Worte, sind die Epigonen.

Allerdings sein Leben ist wohl um so liederreicher, je reicher es an Schmerzen war. So verstehen wir (Melodieen S. 6.):

Der ersten Liebe Feiertage,
Unsterblich maienvolle Zeit,
So lebt ihr noch in meiner Klage,
Seit ihr so schnell entschwunden seid?

Ich durfte keine Hütten bauen,
Drein Gottes Segen strahlend bricht,
Doch blieb mir göttliches Vertrauen
Und manche stolze Zuversicht.

Dem Christentum steht der Dichter fern. Die christliche Hoffnung kann er sich nicht aneignen. (vgl. Dezember. Melodieen S. 148.), und doch ahnt er die Kraft des Göttlichen, der Hoffnung, selbst wenn oder obgleich sie nur Wahn sei, der Hoffnung, daß Gott über uns walte und für die vielverschlungenen Leben die leichteste Lösung zur Hand habe. Dieser Wahn soll dem Menschengeschlechte nicht genommmen werden; die Seele bedarf ihrer, wenn auch der Verstand ihn nicht anders denn als Täuschung ansehen kann. (Vgl. Das Göttliche. Melodieen S. 168.) In der „Resignation" (Liebe und Leben S. 212.) macht sich der Dichter klar, daß, wenn es auch ein Fortleben der Seele gebe, der Nachruhm doch auch für diese ohne allen Wert sei. Den Weihrauch der Mitwelt zu atmen, von edlen Menschen Liebe zu gewinnen, das sei das Beste, was die Welt darbieten könne. Der Dichter scheint seinen Seelenzustand auch in dem Gedichte „Manfred" (Leben und Liebe S. 254.) ausgesprochen zu haben, welches die Behauptung enthält, daß er heute nicht unglücklicher, als er in der Zeit seiner Frömmigkeit gewesen sei. Damals habe er gebetet und still ertragen, jetzt lindere er die wilden Lebenswogen durch das aufgegossene Öl der Weisheit und Vernünftigkeit.

Der Dichter ist Pessimist, in tiefstem Grunde also von ernster Auf-

fassung des Lebens, und doch sprießt aus diesem Boden unter der Voraussetzung sonstiger günstiger Bedingungen der Humor heraus. Freilich über das Wesen des Humors herrscht unter uns noch immer nicht völlige Klarheit. Der wahre Humor beruht darauf, daß die uns selbst treffenden kleinen Leiden innerlich überwunden sind, ohne einen Stachel zurückgelassen zu haben, und ist die Stimmung, welche jenes überwundene Leid, eine Verlegenheit, Thorheit und dgl. zum Gegenstande der Unterhaltung andrer macht, sich selbst persiflierend und doch wieder nur in einer solchen Weise gewissermaßen sich preisgebend, daß die beiden Gefühle des Ernstes und des Mitgefühls nicht erdrückt werden von der erweckten Lachlust über die hervorgehobene Seite des Thörichten. Insofern ist das „Lachen unter Thränen“ nicht das „Thränenlachen“ ein charakteristisches Moment für jeden ursprünglichen Humor.*) Werden aber andere Menschen Objekt des Humors, so liegt die Sache anders. Nur unter ganz besondern Verhältnissen kann man Anwesende zum Gegenstande humoristischer Unterhaltung machen, ohne sie zu verletzen. Die Person dem Gelächter preis geben, ist kein Humor mehr, das ist Satire, vielleicht gar Spott und Hohn; der Humor muß harmlos sein, d. h. mit dem Schild des guten Gewissens bewehrt, daß er nicht verletzen wolle, und mit Waffen vorgehen, welche nicht verletzen können. Kleine Geister kann man mit all ihren Thorheiten nur abschildern, unter neuen Namen und Situationen eingeführt, und solche Figuren — ich erinnere an Fritz Reuters Entspektor Bräsig und so manchen köstlichen landschaftlichen Typus in den fliegenden Blättern — wirken um so stärker, je mehr die lächerliche Eigentümlichkeit der Peripherie, dem äußerlichen Gebaren, angehört und je mehr dahinter ein guter, tüchtiger Charakter sich zeigt. Große Geister können auch ihre Schwächen oder Eigentümlichkeiten in Karrikaturen „lächerlich ähnlich“ wiederfinden, ohne einen anderen als erheiternden Eindruck zu bekommen; ja sie empfinden vielleicht als Humor, was als Satire gemeint war, und sehen zwischen sich und ihrer Thorheit den Tadler mitteninne schweben zum eigenen größten Gaudium.

Dies zur Erleichterung des Verständnisses des Folgenden: Zunächst gab Eichrodt unter dem Titel: Gedichte in allerlei Humoren von Rudolf Rodt. (Stuttgart 1853, 2. Aufl. 1864.) eine Reihe von Karrikaturen unserer berühmtesten, namentlich aber der mehr zeitgenössischen Dichter heraus. Jeder Dichter hat seine Schwäche, seine unbewußte Manier, sein Apartes, woran er schon auf zehn Schritte erkannt wird, und diese Eigentümlichkeit in noch etwas verstärktem Maße hervorzuheben, durch karrikaturenhafte Übertreibung jedem einigermaßen Eingeweihten klarzulegen, ist die Aufgabe, welche der Dichter sich gesteckt, und wir müssen zugestehen, daß er sie oft in überraschender Weise gelöst hat. Diese glückliche Nachahmung fremden Idioms ist selbstverständlich nach der Absicht des Dichters auch eine Persiflierung des betreffenden Dichters. Soweit es sich um einzelne Eigentümlichkeiten handelte, welche dem großen Manne anklebten, ist der Humor des Dichters der harm-

---

*) Eichrodt nennt diese Art des Humors den englischen; dieselbe ist aber auch für Jean Paul charakteristisch.

lose, geist- und witzreiche Kobold, welcher nur zum Lachen reizt und die Ehrfurcht nicht zerstört. Aber durchaus nicht selten zeigt der Dichter eine andere Tendenz als die der Unterhaltung, nämlich die der Bloßstellung des betreffenden Dichters, und der Humor hat sich in Satire, der Wein in Weinessig verwandelt. Und an einzelnen Stellen wird der Dichter etwas zu derb, so daß die Klippen, welche für alle witzigen Geister gefährlich sind, die Klippe der Entweihung des Heiligen und die der niederen Komik nicht immer glücklich vermieden erscheinen, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß der Dichter ersichtlich sich bemüht hat, nach diesen Seiten hin seinen Witz in Zucht zu nehmen.

Diese Gedichte in allerlei Humoren enthalten auch eine Reihe namentlich auf die politische und litterarische Zeitlage bezügliche Epigramme, sodann das nur zum Ergötzen der Leser gedichtete, vielbelachte Wanderlied mit seinen unerwarteten Reimen, zugleich mit Anerkennungen vom alten Biedermeier sehr glücklich „erläutert", so daß das Klare noch ein wenig klarer, das Unklare aber bis zur Undurchsichtigkeit dunkel gemacht wird, endlich aber auch noch komisch-satirische Dichtungen (Das Lied vom Ledermann, Anfang und Ende oder kleine musikalische Erörterung, Hymnus auf das Schwert des Dr. Fridolin Brüller und andre).

Die Lyrischen Karrikaturen sind nichts als eine dritte, erweiterte und durchgefeilte Ausgabe der Gedichte aus allerlei Humoren, bzw. des Neuesten deutschen Parnasses, und es bekommt jeder sein Teil, Schiller, Göthe, Platen, Matthison, Saphir, Annette von Droste, Schwab, Knapp, Heine, Hoffmann, Prutz, Herwegh, Lenau, Geibel, Bodenstedt, Redwitz, Roquette, Scheffel, Freiligrath, Lingg und andere.

Das Buch Biedermaier aber enthält von einem schwäbischen Schulmeister Gottlieb Biedermaier verfertigte „auserlesene Gedichte", d. h. Gedichte, angeblich von einem Dorfschulmeister alten Schlages, voll natürlicher Einfachheit und treuherziger Tugend, aber ohne alle Poesie, so daß die prosaischen Wendungen und die beschränkten Anschauungen des „Dichters" den Leser erheitern müssen, während der biedere Dichter sie für schön und herzerfreuend hielt, sodann ebensolche vom Buchbinder Horatius Treuherz, welcher mit Biedermaier mütterlicher Seits verwandt, aber wegen politischer Diskrepanz in die Haare geraten ist. Dieser Buchbinder ist ein durch Zeitungen und zufällige Lektüre ihm anvertrauter Bücher auf den geistig bedeutenden Standpunkt gekommen, auf welchem er steht und dichtet. Seine Hymnen auf Schiller und Göthe und anderes sind wirklich köstliche Blüten des Humors, während die Erzählungen des alten Schwartenmaier, eines städtischen Präzeptors, namentlich „Der verlorene Sohn" und „Der Mythus vom ersten Bruder Liederlich" als Parodieen biblischer Erzählungen unseren Beifall ganz und gar nicht finden können. Der Lyrische Kehraus zerfällt in 1 Abteilungen: „Fliegendes" und „Sauser". Eichrodts Witz sprudelt auch da auf jeder Seite, und sehr viele Dichtungen, welche früher in den Münchener Blättern erschienen, lesen wir da mit Freuden wieder, z. B. die gelungenen Lieder vom Bruder

Straubinger, die Sentimentale Jurisprudenz mit eingestreuten civilistischen Liedern; es steckt außerordentlich viel feine Beobachtungsgabe, Scharfsinn und Witz und ein geradezu überraschendes Accommodationsvermögen an jeden Dichter in Rhythmus, Metrum, Ausdruck und Denkweise darin, aber auch sehr viele derbe Komik, und sicher kann nicht alles nach jedes Geschmacke sein. Manche Dichtungen sind auch hier von unwiderstehlicher Komik, ohne die Mäßigung zu verleugnen, z. B. Der Pechvogel, welchen Julius Grosse ein „Cabinetstück" genannt hat.

Eichrodt ist auch der Redakteur und Herausgeber des „Hortus deliciarum", für deutschen Humor gepflanzt, bestimmt den bei Belagerung von Straßburg verbrannten, von der Äbtissin Herrad von Landsberg verfaßten Hortus deliciarum zu ersetzen, an welchem eine Unmenge von deutschen Dichtern aller Gauen durch Beiträge sich beteiligt hat; hier sind die brillantesten Farben zu schauen, die stärksten Odores (mit Ausnahme der von Miasmen ausströmenden) zu riechen. Auch hier ist der Humor nicht in dem alten Sinne, sondern in dem erweiterten Sinne gemeint, daß alles Komische humoristisch genannt und demgemäß behandelt wird. Nur die niedre, dazu unpoetische, Komik der Couplets ist ausgeschlossen worden.

Endlich erwähnen wir noch Eichrodts deutsches Knabenbuch. Es sind 100 Gestalten in Wort und (50) in Bild, aus der allgemeinen Welt-Litteratur- und Kulturgeschichte entnommen. Die Worte sind einige wenige Reimpaare, schlicht im Tone, bisweilen mit verstecktem oder offenem Humor, nicht eigentlich geeignet, Begeisterung für den dargestellten Helden zu wecken, wohl aber, was des Verfassers Absicht war, zu unterhalten und für die großen Männer Interesse einzuflößen. Die Bilder und die gesamte Ausstattung sind vortrefflich.

Der politischen Lieder gedenke ich nicht besonders; sie sind bald ernsten, bald satirischen Charakters und fallen unter das der ernsten Lyrik wie den der humoristischen Ader entflossenen Poesieen bereits gegebene Urteil.

Werke: *Gedichte in allerlei Humoren van Rudolf Rodt. Stuttgart 1853. 2. Aufl. 1864. — Schneiderbüchlein (Sammlung von Spottliedern auf die ehrsame Schneiderzunft aus älterer und neuerer Zeit; anonym mit H. Goll.) Ebd. 1853. — *Leben und Liebe. Gedichte. Frankfurt 1856. — *Die Pfalzgrafen. Ein dramatisches Gedicht. Lahr. 1859. — *Deutsches Knabenbuch. Hundert Gestalten in Wort und Bild von Ludw. Eichrodt und den Malern Ad. Schrödter, W. Camphausen, Friedr. Soder. Lahr, 1865. — Alboin. Dramatisches Gedicht. Bühl 1865. — Rheinschwäbisch. Gedichte in mittelbadischer Mundart. Karlsruhe 1869. 2. Aufl. 1873. — *Lyrischer Kehraus 2 Bdch. I. Fliegendes. II. Sauser mit einem Anhang. Politika. Lahr. 1869. — *Lyrische Karrikaturen. Eine Anthologie. Ebd. 1869. — *Biedermaiers Liederlust. Ebd. 1870. — *Hortus deliciarum, für deutschen Humor gepflanzet. Ebd. 1879.

Proben aus Eichrodts Dichtungen.

1. Lurley.

[Melodieen von Ludwig Eichrodt. Stuttgart. 1875. Metzler S. 131.]

Was ist — dort oben? Vorbei, vorbei!
Gott helf' uns allen . . . die schöne Fei'!
Ihre Sternenaugen werben,
Wir fahren in's helle Verderben!

Vom Felsen flattert ein Dohlenschwarm,
Sie winkt mit ihrem weißen Arm,
Sie singt mit fester Stimme
Das alte Lied das schlimme.

An der Lurley drängt sich Well' auf Well',
An der Lurley geht der Rhein so schnell,
Drei Schiffer vorüberstreben,
's geht an ihr jung jung Leben.

Ach hört, ach seht, wie schön ist sie!
Wie süß fließt ihre Melodie!
Im Takte wogen die Wellen,
O rudert, rudert Gesellen!

Sie singt und winkt, das Echo spricht,
Durch Wolken flimmert das Neumondlicht,
Sie selber wirft ein Scheinen
Von Gold und Edelsteinen.

Ach hört, ach hört! Nein, höret sie nicht!
Ach seht! Nein seht nicht — in ihr Gesicht!
Der Strudel wird uns erfassen,
Das Schauen könnt ihr nicht lassen!

Ihr lockigen Männer, herauf, herbei!
Wer küßt die Maid auf der schroffen Ley?
Ihr feurigen Jünglingsherzen,
Ich schmachte nach euch mit Schmerzen.

Herauf, herbei! Herauf, herbei!
Wer holt mich? — singet die Felsenfei'.
Hört ihr die Wilde lachen?
Im Abgrund wirbelt der Nachen.*)

---

2. Die Kameraden.*)

[Melodieen S. 152.]

Tief im Gebirg auf sonnigem Grund,
Da liegen zwei Genossen,
Alle beide auf den Tod verwundt,
Alle beid' in's Herz geschossen.

Von ferne toset das Gefecht
Herauf zum dunkeln Walde,
Die Schüsse knattern so regelrecht
Und fegen Trift und Halde.

Die beiden aber liegen im Moos
Und schauen, treuen Blickes,
In des Himmels dunkelblauen Schoß,
Und harren ihres Geschickes.

---

*) Die Lurley, die vielbesungene Jungfrau, ist hier nichts anders als die sinnbethörende Verführerin, welche der Verführten und zu grunde Gehenden spottet. Siehe Leimbachs Erläuterungen II zu Heines Loreley und desselben Verfassers Schrift: Die Loreley. (Wolfenbüttel 1879.)

*) Im Sommer 1849 erzählte mir ein Waldhüter beim Schlosse Hohenbaden, es seien zwei Jünglinge tot beisammen im Walde aufgefunden worden, beider Waffen und Gepäck lagen weit von einander, Blutspuren sah man von einen Platz zum andern.
Komposition, W. Bethge. Allg. Reichskommersbuch. Vierstimmig vom Schmitt-Blank. (Anmerk. des Dichters.)

Sie liegen, sich viele Schritte fern —
Das schmerzt mehr als die Wunde,
Sie wären bei einander so gern
In der bittern Todesstunde!

Und mit unendlicher Liebesmüh
Rücken sie näher und näher;
O Bruder, stirb mir nicht zu früh,
Ich sterbe sonst so eher!

Sie haben sich mit stiller Glut
In ihre Arme geschlossen,
Und ihre Thränen und ihr Blut
In Eins zusammen flossen.

Sie küssen sich und schaun sich an,
Der eine und der ander',
Und lächeln freundlich dann und wann,
Und sterben mit einander.

---

3. Der Engel.

[Melodieen. S. 169.]

Die Mutter sie sitzet
Am Bettlein und wacht,
So lange, so bange,
So schwer ist die Nacht.
Was wirst du ihr bringen,
Schön Morgenrot?
Das einzige Kind, ach,
Liegt krank auf den Tod.

Von Sternen erschimmert
Die himmlische Hall',
Als wäre nur Frieden
Und Glück überall.
Da schimmert's, da flimmert's
Trotz Weh und Ach —
Das Mutterherz zaget
Im stillen Gemach.

Mein Liebling, mein Leben,
Nicht laß mich allein!
Was blicken so seltsam
Schönäugelein drein?

Was wollen die Händchen
Erfassen die Luft?
O Jammer, er hört, daß
Sein Engel ihm ruft!

Mondsichel, sie blicket
So sonderlich drein,
Doch wieder so lieblich,
So sanft ist der Schein.
Auf Erden ist Weinen,
Am Himmel ist Ruh;
Schönäugelein schließen
Auf immer sich zu.

Es nimmt auf die Arme
Der Engel das Kind,
Der Mutter berührt er
Die Stirne so lind.
Er giebt ihr den Schlummer,
Und trägt auf der Bahn
Durch Wolken und Sterne
Den Liebling hinan.*)

---

4. Epigonen.

[Melodieen. S. 178.]

Was schleppet ihr in müß'gem Frohnen
Ein Pfündchen zu dem Haufen Gold?
Ihr seid und bleibet Epigonen,
Ihr mögt euch stellen, wie ihr wollt!

---

*) Wer kennt nicht das treffliche Bild des älteren Kaulbach: Engel zu Gott, welches gewissermaßen den Schlußmoment dieser Erzählung aufgefaßt hat?

So hören wir die Weisen sagen,
Und fühlen's durch, sie haben Recht,
Doch nicht sogleich will ich verzagen,
Denn auch ein Pfündchen Gold ist echt.

Doch sei es Gold — heraufgegraben
Tief aus den Schachten des Gemüts,
Doch gold'ne Tugend soll er haben
Der Klang und Schimmer eures Lieds!

Ja suchet mehr als nur zu glänzen,
Und denket an ein altes Wort,
Wollt ihr bereichern und ergänzen
Der Dichtung Nibelungenhort.

Ihr sollt das Rühmenswürd'ge finden,
Sollt sehn, was heute wohlbestellt,
Ihr sollt ein gutes Recht verkünden,
Das Recht der gegenwärt'gen Welt.

Und sollt nicht künsteln und erheucheln
Zum Selbstgenuß ein Herzensfest.
Ihr sollt nicht falschen Göttern schmeicheln,
Wenn euch die inn're Macht verläßt.

Gebt euer Herzblut, und ihr findet
Das rechte Wort und Form und Ton,
Glaubt an die Welt, die ihr verkündet!
Der Lügner ist der Epigon.*)

---

5. Der Alte auf Windeck.**)

(Das Elsaßlied.)

[Melodieen. S. 193.]

Ich bin ein Mann, hab' Gut und Geld,
Hab viel erreist, erstrebt, —
Und hätte gern auf dieser Welt
Nur eines noch erlebt:
Was mir die Seele hebt:
Das Elsaß wieder deutsch!

Ich sah, vom Heimatberg herab,
Geschieden Land und Leut,
Es drückte schier das Herz mir ab,
Ich hatte keine Freud.
Nun weicht der Zorn, der Neid —
Das Elsaß wieder deutsch!

Empfunden hab' ich's immer schwer,
Und trug in mir den Harm,
Als ob vom Leib gerissen wär'
Ach! selber mir ein Arm.***)
Nun wird das Herz mir warm:
Das Elsaß wieder deutsch!

Bin alt geworden, grau und krank,
Ein Träumer, der ich bin,
Doch blieb der Ehrenschild mir blank,
Und treu und fest der Sinn.
Nun fahr' ich gern dahin.
Das Elsaß wieder deutsch!

Ihr Mannen aus dem linken Land,
Laßt euren bittern Mut,
Wir sind ja geist- und blutverwandt,
Ihr fühlt, wir meinen's gut.
Einst wallt auch euch das Blut:
Das Elsaß wieder deutsch!†)

---

*) Der Lügner ist der Epigon; die Wahrheit ist immer wertvoll, neu, und wenn es auch die alte Wahrheit wäre, da sie in jeder Brust anders erfahren wird.

**) Windeck ist eine Burg am Abhang des badischen Schwarzwaldes.
Komposition für Chor und Orchester von Schmitt-Blank.

***) In Baden und im Elsaß wohnen nicht nur Deutsche, sondern Deutsche eines, des Alemannen-Stammes; zwei Armen, die sich ergänzen und nicht entbehren können, sind sie zu vergleichen.

†) Einst werdet auch ihr euch des freuen, was euch jetzt zumeist gegen euren Willen auferlegt wurde.

6. Reichs-Choral.*)

[Melodieen. S. 196.]

Allmacht, die furchtbar, die gnadenvoll über uns schaltet,
Urlicht, vor welchem die sterbliche Weisheit veraltet,
Gott unser Gott,
Hochmut verwehet in Spott,
Wo deine Herrlichkeit waltet.

Vater der Menschen, du sahst unsre Arbeit und Streben,
Hast unser Sehnen gewürdigt, das Reich uns gegeben,
Ein Vaterland,
Hast uns die Rettung gesandt,
Hast uns erwecket zum Leben.

Schütz' uns, Allgüt'ger, behüt uns die leuchtende Krone,
Segne dein Deutschland, daß Friede und Freude drin wohne,
Freiheit und Recht
Blüh' von Geschlecht zu Geschlecht,
Eintracht und Treue belohne!

Schickest du Stürme, wir wollen sie mutig erwarten:
Eichen erstarken im Sturmwind, dem winterlich harten;
Prüfung, o Gott,
Beuget uns deinem Gebot,
Seit uns verwehret dein Garten.

Vater im Himmel, du heiliger, hör unser Flehen,
Sende dem Reiche das Heil aus den himmlischen Höhen;
Wahr' es im Geist,
Der sich dir kräftig erweist,
Laß dir's zum Ruhme bestehen!

Vater, o Vater, gieb, daß wir nicht Schuld auf uns laden.
Schrecke die Feinde rings um, so da sinnen zu schaden.
Führe das Reich,
Kaiser und Völker zugleich,
Schenk' ihm die Fülle der Gnaden!**)

---

7. April.

[Melodieen. S. 210.]

Ist auch das Frühjahr wieder da?
Des Lebens froh wird jedes ja.

Windröschen lacht am Rain,
Eidechschen unterm Stein.

---

*) Für eine Landgemeinde 1872.

**) In diesem Liede strömt nicht nur, wie auch im vorigen, ein glühender Patriotismus, sondern auch ein dem Ernste des Augenblickes entsprechendes weihevolles, religiöses Gefühl aus.

Und Primelchen, die liebe Seel',
Schaut drein so hell und so fidel,
Den Tagschein im Genick —
Es ist ein Tag voll Glück!

Mit Schlüsselblümchen nahverwandt
Aurikel ist im Gartenland,
Schlüpft auch herauf und guckt,
Ob Veigelein sich duckt.

Laßt mir die Meisenfallen weg!
Bringt doch den Tierchen keinen Schreck!
Der Wurm ist besser dran,
Freiheit liegt jedem an.

Nichts Schön'res als der Frühlingstag,
Die Kinder spielen an dem Hag,
Sie haschen sich so froh,
Mit Ball und Puppen so.

Wer jetzt im Sack 'nen Beutel hat,
Der soll ihn schütteln vor der Stadt.
Es geht so gute Luft!
Der Kuckuck schreit, der Schuft.

---

8. Schutterthal.

[Aus der Sammlung: Geschichten und Bilder aus Baden. Karlsruhe. 1881. — Hier nach dem Manuskripte des Dichters.]

1.

Schieße, schieße, wilde Welle,
Hurtig aus dem Felsen her,
Fließe, fließe von der Quelle
Ruhelos ins weite Meer.

Immer neue Wassergarben
Giebt der Schlund und Flut um Flut;
Andre Lichter, andre Farben,
Doch die Form im Wechsel ruht.

So — verrinnen die Gedanken,
Einer löst den andern ab;
Aber stets die gleichen Schranken
Von der Wiege bis zum Grab.

2.

Es steht der grüne Sommerwald
In milder Ruh und Pracht;
Du nahst, da überströmt dich bald
Der Trost der grünen Nacht.

Den herben Schmerz, das bittre Leid
Trag' in den stillen Wald;
Du wirst beschwichtigt, wirst gefeit,
Der Sturm in dir verhallt.

Und immer tiefer dringe du
Ins Herz des Waldes ein,
So findest du nur tiefre Ruh,
So läßt dich los die Pein.

3.

Leuchtend über Berg und Schluchten
Thront das Schloß in Trümmerschöne,
In das Thalbild wirft der Herbst
Lichter, Schatten, Tinten, Töne.

Draußen blauen die Vogesen,
Hochgestaltig, äthertrunken;
In die Dämm'rung sprüht der Rhein
Seine letzten Demantfunken.

Wandlung jetzt. — Die Abendgluten
Von den Wäldern eingesogen;
Fahle Blässe, geisterhaft,
Ist dem Bergschloß angeflogen.

Leise Schauer überfliegen
Auch den Wanderer im Thale,
Bis der goldenhelle Mond
Ihn begrüßt mit stillem Strahle.

4.

Schneegestöber wild und weit
Hüllt die Welt in Düsterheit.
Grau in Grau, trüb Einerlei,
Fernes Bellen, Rabenschrei.

Seltsam doch, die Flockenbahn
Spricht dich traut und heimlich an,
Schlenderst traumbefangen fort,
Meidest Einkehr Ort um Ort.

Und dich schläfert; gingst du so,
Wohlgemut und wanderfroh,
In den ewigen Schlaf itzund;
Pries' ich dich aus Herzens Grund!*)

---

9. Madenburg.

[Leben und Liebe. Ged. von L. Eichrodt. Frankfurt a. M. Keller 1856. S. 155.]

Trümmer eines alten Schlosses
Sucht der stille Wandrer auf,
Wandelt rasch den späten Lauf
Zu der Burg, die oben thront.

Es bescheinet die Gestalt
Zwiefach Licht,
Oben kalt
Bleich der Mond,
Unten bricht
An dem fernsten Horizont
Sich der Abendsonne Strahl;
Tief im Dunkel ruht das Thal.
Drüben sprühn
Rosigen Schimmer
Alte Trümmer
Von der Sonne letztem Glühn.

Durch's Geklüft der Türme pfeifend,
Weht der melancholsche Wind.
Sieh! der Schein des Mondes spinnt
Über wankendes Gemäuer
Einen lichtgewobnen Schleier,
Sanft am Glühn vorüberstreifend.

Geisteratmen hauchet aus
Der Verschüttung düstrer Graus,
Schatten ziehn sich lang
Schauerbergend zu dem Felsenhang.
Und des Schlafes süßes Reich
Neigt auch schon
Auf den müden Erdensohn
Den bemohnten Zweig.**)

Aber in gemessnem Schritte
Wallet zu des Hofes Mitte
Majestätisch Paar zu Paar
Grauer Mönche stumme Schar.
Dort zur Stelle
Ragt verfallen die Kapelle.
Dort erschallen in den Hallen,
Zu der Jungfrau Preis und Ehre,
Ihre Chöre,

---

*) Die Dichtung hat etwas überaus Sinniges, indem die vier Jahreszeiten vier Bilder des Schutterthales darbieten, überaus verschieden in der Färbung und darum auch durchaus verschieden wirkend. Der Frühling als das neue Jahr ist nicht so scharf charakterisiert; die fließenden, strömenden, stürzenden Wellen sind zugleich auch das Abbild des gesamten Jahres und des gesamten Lebens, des Ruhens im Wechsel; der Sommer ist der Tröster des aufgeregten Herzens, der Herbst gibt Freude die Fülle, aber auch die Ahnung kommenden Todes, doch nicht ohne den Trost des Himmels; der Winter aber hat auch seine Freuden, es ist das Gefühl der Einsamkeit und das Anschauen des Flockengrabes der Natur, was Schlafensbedürfnis und Sehnsucht nach dem Tode weckt. Zugleich scheint der Dichter eine Lebenswanderung mit dem Gange durchs Schutterthal und im Walde und zu den Burgen hinauf und bis an die schneebedeckte Landschaft abgebildet zu haben. Unser Leben ist eine Wanderung durch die vier Jahreszeiten; möchte dem wandermüden Pilger eine frohe Einkehr und ein ruhiger Schlummer beschieden sein.

**) Mohn ist das Sinnbild des Schlafes. Der Wanderer ist eingeschlafen, und was er fortan sieht, ist ein unter dem Einwirken der in die äußeren Sinne eindringenden Töne zusammen gewobenes Traumbild.

Die des Windes leiser Flug
Säuselnd durch die Trümmer trug.

Immer lieblicher erklingen
Dann die Töne, tiefer dringen
Sie ins Herz dem Jüngling ein.
Feierliche Worte rauschen
An sein Ohr, die Mönche tauschen
Das Gewand im Mondenschein.*)

Und der Wandrer jäh erwacht,
Und der Wandrer hellauf lacht.

Fröhlich lagen sie beisammen,
Auf dem Moose des Gesteins,
Seine Freunde, bei den Flammen
Eines hellen Feuerleins.
Dort wo längst verstummt die Klänge,
Walten Lieder mancherlei,
Tönen kräftge Jubelchöre,
Zu des Vaterlandes Ehre
Manche frische Melodei.

Wanderung und Minne klang es,
Und dem Becher ward sein Lied.
Herzerfreuend scholl die Weise,
In dem frohen Zecherkreise,
Herzerfreuend Lied auf Lied
Durch die alten Hallen zieht.

Morgen durch die grünen Thäler
Streifen wir mit neuer Lust!
Morgen in die heitern Schenken
Werden wir die Schritte lenken,
Da wird helle Kopf und Brust!

---

10. Nachschiller.**)

[Lyrische Karrikaturen. Lahr. Schauenburg. S. 1.]

Rauschend in den Katarakt der Wonne
Wogt die unbekannte Sonne
Des Verlustes seelenvoll dahin;
Ew'ge Harmonieen wallen über,
In die bodenlosen Freudenzüber
Schöpft der Menschen Danaidensinn.
Keine Hoffnung adelt ihren Schaden,
Auch der Glückliche fühlt sich beladen,
Und den Stachel in der eignen Brust
Sinkt er abwärts krank und schuldbewußt.

Durchs Getümmel ausgebrannter Krater
Schleicht der Würde schwergeprüfter Vater
Zu dem Traum des wandelnden Geschlechts;
Der Vergeltung Antwort grüßt die Klage,
Und es schwankt die umgekehrte Wage
In den Ausdruck eines toten Rechts.
Ungeläutert aus den Wirklichkeiten
Siehst du das Verhängnis rückwärts schreiten,
In der stillverbiss'nen Schranke starrt
Schon die Zukunft durch die Gegenwart.

Einstens aber labt den Adamiden
Der Erkenntnis trauter Seelenfrieden,
Und das Urteil bricht sich ab den Zahn;
Jenseits flüstert heimliche Geberde,
Auf der kummerlosen Vatererde
Schweigt der ungerührte Wahn,
Welten lodern und Begierden schlummern,
Hermes selber nimmt sich einen krummern,
Einen minder starren Todesstab
In die schatt'ge Unterwelt hinab.

---

*) Das ist das Zeichen des Erwachens.

**) D. h. nach Schiller. Und niemand wird den Schillerschen Stil in diesem Gedichte verkennen, dessen Inhalt in anderen Sterblichen verständliches Deutsch aufzulösen ich dem freundlichen Leserkreise als eine anregende, aber schwierige Aufgabe hiermit gesetzt haben will. Ich trage begründete Bedenken, meine Deutung hier mitzuteilen.

11. Klassicitätsdeutsch.*)

[Ebd. S. 3.]

Wenn Klopstock anfeuernden Geists Dichtkünste emporschuf,
Lenkete, milderen Sangs, Altmeister Göthe die Reimwelt
In volkstümlich Geleis, deuschlebig für den Zuhörkreis.
Wie Waldhörnergetön etzetera, zetera, Hilf Gott!
Nimmer profanes Gefolg mag lesen und richtig skandieren
Wunderbar Maß des Kamöns,**) am wenigsten Frauengezimmer,
Urverwahrlóst, nie platengeschult, nicht weiter doch red' ich
In des Hexámeters Fluß; Anapäst-aufstürmend begehr' nun
Ich nachweisend zu zeigen, was Deutschlands Sprache vermag viel!
Käfer des Mai's, sei mein Eikad', seid, Jünglinge, ganz Ohr!

---

12. Das Menschenbewußtsein.***)

[Biedermaiers Liederlust. S. 95.]

Wie muß ich meinem Schöpfer danken,
Daß Ich nicht eine Kröte ward,
Die ohne sittlichen Gedanken,
Im Kote nur sich wälzt und scharrt.

Ich bin ein Mensch, vor Gott zu wandeln,
Kein Schamgefühl bringt mir mein Handeln.

---

*) Die gesperrten Stellen deuten die in die Arsis (den Hochton) des Daktylus mit List oder Gewalt eingeschobenen Silben an, und die unnatürlichste Tonverrenkung ist noch besonders kenntlich gemacht. Das Ganze ist eine Parodie der Platenschen Parabase, welche den romantischen Oedipus abschließt (Vgl. Platens sämtl. Werke. 1854, 4. Bd. S. 188.). Das Vorstehende sind — nebenbei gesagt — Hexameter; fast ebenso gut sind Platens anapästische Verse.

**) Kamöne ist der lateinische Name für Muse; der Kamön ist eine ebenso richtige Wort-Bildung für den neuen Musengott Platen, als etwa die von Muse nach Analogie von Ente abgeleitete: Muserich.

***) Dies ist eine Probe aus der durch gradezu köstliche Komik ausgezeichneten, gedankenreichen Poesie des weiland Gottlieb Biedermaier, dessen Geschlecht, wie uns Eichrodt versichert, jetzt ganz ausgestorben ist, von dem wir aber behaupten möchten, daß er noch viele Seitenverwandte hat, nämlich alle „Dichter", deren Verse ebenso prosaisch, deren Urteile ebenso geschmacklos als bieder sind, deren Ernst ebenso unfreiwillige Komik ist, wie dieses. Biedermaier pflegt seine Gedichte selbst, wo er es nötig erachtete, zu erläutern, oder es geschah solches durch Schwartenmaier. Da es hier nicht geschehen ist, so will auch ich Biedermaier nicht übertreffen zu wollen scheinen. Nur eine Bemerkung: Ist die Wasserdichterei der aufgeklärten Rationalisten am Ausgang des vorigen Jahrhunderts nicht durch Biedermaiers Biedersinn noch übertroffen? Vgl. das Kirchenlied (?!) im bisherigen Darmstädter Gesangbuche:

Die Tiere, deren Herr du bist,
Erwäg es oft mit Ernst, o Christ,
Sind auch des Ganzen Glieder;
Der Schöpfung Bürgerrecht verlieh
Gott ihnen auch, drum blick auf sie
Nicht mit Verachtung nieder.

Sie, Wunder auch von Gott Hand,
Sind, stolzer Mensch, dir nah verwandt
Durch innern Bau und Triebe;
Sie zeigen oft des Denkens Spur,
Sind alle Kinder der Natur
Und freun sich ihrer Liebe.

Wär' ich ein Ochse an der Krippe,
Ich wüßte mir zu helfen nicht,
Kein Wort belebte meine Lippe,
Verstehen könnt' ich kein Gedicht.
Wie müßt' ich mich unglücklich fühlen,
Wenn ich nur könnte sinnlos brülen!

Wär' ich zum Tiger gar verfluchet,
Der raubt und mordet grausen Sinns,
In Wildheit sich die Gattin suchet —
Ich schauderte zu sehn, ich bin's.
Gottlob, daß ich ein Mensch geworden,
Der nicht den Trieb hat, wild zu morden.

O, Mensch zu sein von Gottes Gnaden,
Gut sein zu dürfen, fromm und rein,
Die Vögel, Fische, Molche, Maden,
Sie ahnen nicht, was das mag sein!
Der Seraph aber muß uns neiden,
Denn er entbehrt Familienfreuden.

---

13. Die Schlacht bei Leipzig.*)

[Ebend. S. 84.]

In das Zeitbuch mit Zinnober,
Nein, mit Golde schreibt ihn ein,
Deutschland's achtzehnten Oktober,
Laßt uns ihm ein Feuer weih'n,
Das von freien Stücken lodert,
Nicht von oben aufgefordert.

Wie viel Wunden! wie viel Leichen!
Mensch, was läßt du noch gescheh'n!
Könntest du dich nicht vergleichen,
Eh' du gehst zum Äußersten?
Solches muß uns stets betrüben,
Denn der Mensch soll Menschen lieben.

Aber dennoch soll man ehren
Diesen deutschen Siegestag,
Wo mit heißen Freudenzähren
Der Monarch auf Knieen lag,
Wilhelm, Franz und Alexander
Knieten selber bei einander.

Holder Frieden, süßer Frieden,
Der dem Volk die Notdurft giebt,
Jener Tag hat dich beschieden,
D'rum wird er mit Recht geliebt,
Da man kühn das Joch zerschlagen,
Das wir fünfzehn Jahr' getragen.

Warum sollten wir auch dürsten
Noch nach einem fremden Herrn,
Fehlt es uns doch nicht an Fürsten,
Und sie führen uns ja gern.
Fort mit den Napoleonen,
Vivat uns're Landeskronen!

Und den anderen schönen Vers vom Wert der Bäume, nach der Melodie: „Es ist das Heil uns kommen her" zu singen, will ich auch dem geneigten Leser nicht vorenthalten:

Wenn mich sein Holz erwärmt und schützt
Vor Frost, um froh zu leben,
Wenn er der Hand des Künstlers nützt,
Mir Hausgerät zu geben;
Wenn Wohnung und Bequemlichkeit,
Wenn Haus und Garten mich erfreut,
Dann will ich freudig danken.

*) Ebenfalls eins von den unsterblichen Liedern Biedermaiers. — Die Schlacht fand großenteils am 18. Okt. 1813 statt, vergaß hier Biedermaier anzumerken.

14. Große deutsche Litteraturballade.*)

[Gedichte in allerlei Humoren 2. Aufl. S. 71. — Biedermaiers Liederlust. S. 92. — Hortus deliciarum. 1879. I. S. 59.]

Gegen Abend in der Abendröte,
Ferne von der Menschen rohem Schwarm,
Wandelten der Schiller und der Göthe
Oft spazieren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
Drückten sich die großen edlen Händ',
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandtschaft
Unterhielten sie sich excellent.

Dieser war schon etwas grau von Haaren,
Jener zwar nicht weit vom frühen Grab,
Aber grad in seinen besten Jahren
Als ein Dichter und geborner Schwab.
Keiner that dem andern was verhehlen,
Sie vertauschten ihre Lorbeerkränz',
Und die schöne Harmonie der Seelen
Trübte nicht der Wahn der Konvenienz.

Sehen Sie, so redete der Göthe,
Dort die edle Planze in dem Gras,
Jenes Steingebilde, diese Kröte,
Dort den Schmetterling und dies und das,
Und — die Sonn', erwiederte verwundert
Drauf der Schiller, sehen Sie, o Freund,
Eben, seh'n Sie, eben geht sie unter!
So hab' ich's im Räuber Moor gemeint.

Und ein andermal begann der Schiller,
Als sie wandelten am Wiesenbach,
Und der Göthe wurde immer stiller,
Während der entzückte Schiller sprach:
Sehen Sie, wie diese Wellen fließen,
Ohne Ruh und ohne Rast dahin,
Wie die Menschen alle wandern müssen,
Und die Zeiten unaufhaltsam flieh'n!

Herrlich ist, was Sie mir da bemerkten,
Gab der Göthe seinem Freund zurück:
Sein Sie überzeugt, daß Sie bestärkten
Meine Meinung von des Menschen Glück.

*) Nach Durchlesung eines schönen Aufsatzes des Pfennigmagazins gedichtet, welches mir durch die Güte Sr. Hochwürden des Herrn Pfarrers (Klein) einmal geliehen wurde.
Gottl. Biedermaier.

Alles seh ich gleichsam in dem Wasser,
Form und Ordnung, Maßstab und Bezug,
Vieles Trefflichen bin ich Verfasser,
Doch am Ende sei's gerad genug.

„Alexander und Homerus starben,
Dieses ist das Los von allem fast."
Und was sagen sie denn von den Farben,
Welchen ich so sorgsam aufgepaßt?
„Geht es Ihnen auch so sehr zu Herzen,
Herr Geheimerat, das Ideal?"
Mich ergreift, ich weiß nicht, darf ich scherzen,
Himmlisches Behagen auf einmal!

Unter solchen göttlichen Gesprächen
Schritten die verklärten Dichter oft
In des Waldes unbetretnen Schlägen,
Bis es dunkel wurde unverhofft.
Und die weltberühmtesten der Verse
Machten mit einander unterwegs
So der Dichter Tell's und der des Verse,
Eingedenk des großen Künstlerzwecks.

Zum Exempel jene Prachtballaden
Von dem frommen Knechte Fridolin,
Von der Bürgschaft vielverschlungnen Pfaden,
Von dem Gotte und der Müllerin;
Ferner jene Xenien, unergründet,
Die der Genius des Jahrhunderts sann,
Wo der Mensch, der solche Bücher findet,
Vor Erstaunen sich nicht helfen kann.

Manchmal blieben sie auf einmal stehen,
Wie in plötzlicher Versteinerung,
Tief durchschauert von dem heil'gen Wehen
Gegenseitiger Bewunderung.
Auf dem Rücken faltete die Hände,
Dann der Göthe, eh man sich's versah,
Und so ganz in seinem Elemente
War der große Schiller da.

Hochbegeistert schwebten sie nach Hause;
Jener brannte schon vor Ungeduld,
Dieser knitterte an seiner Krause,
Bis er stünd' an seinem Schreibepult.
Sehe nun ein jeder, wie er's treibe,
Sprach der Ältre zu dem Jüngeren,

Der versetzte mit verneigtem Leibe:
Geh Du rechtwärts, laß mich linkwärts gehn!

Und bis zu der nächsten Morgenröte
Schrieb der Schiller an dem siebten Band,
Und den dreißigsten diktierte Göthe
Seinem Sekretär noch in die Hand.
Still und dunkel auf den Straßen war es,
Nur die Lampe brannte wieder hell
In den Zellen unseres Dichterpaares,
Mahnend an der Wahrheit Strahlenquell.

Fragt ihr nun, ihr lieben deutschen Brüder,
Welche Lehr' aus diesem hohen Lied,
Welche Lehr' aus diesem Lied der Lieder
Der vernunftbegabte Leser zieht?
O begreifet, daß der Freundschaft Flöte
Die Musik der Sphären weiter spinnt,
Daß man spricht vom Schiller und vom Göthe,
Wo zwei Deutsche nur versammelt sind!*)

---

15. Gute Freunde.**)

[Biedermaiers Liederlust S. 125.]

Welch' eine Freud' in einem Buch zu blättern,
Das einen schönen festen Einband hat,
Und einen Inhalt, der mit saubern Lettern
Nach allen Flanken***) streut des Guten Saat;
Wie muß erst der vor Lust die Händ' sich reiben,
Der ein so gutes Buch vermag zu schreiben!

Da nehmen wir z. B. Körners Werke,
Wo jedes Blatt ist seinen Goldschnitt wert,
Dies edle Zeugnis von Charakterstärke,

---

*) In dieser großen Litteraturballade hat sich Biedermaier selbst übertroffen, oder vielmehr, er würde dieses glänzende Denkmal nicht so vollendet haben, hätte er sich nicht der Unterstützung seines Vetters, des Buchbindermeisters Horatius Treuherz, zu erfreuen gehabt. Philologen-Scharfsinn möge die mehr rötlichen und gelblicheren Goldkörner zu sondern unternehmen; die ersteren würde ich vorschlagen Biedermaier zuzuweisen. — Man wolle diese Litteraturballade erst den Eingeweihteren zu lesen geben; sie setzt doch einige Kenntnis von Schillers und Göthes Werken, Entwicklungsgang, Gestalt, Lebensanschauung, Lebensprinzip und Produktivität voraus. Herr Düntzer wird das Datum des letzten Spazierganges vor der Bearbeitung des 7., resp. 30. Bandes der Schillerschen, bzw. Götheschen Werke mühelos feststellen können.

) Hier zehrt Eichrodt von dem Ruhme des Buchbinders Treuherz, was Litterarhistoriker nicht übersehen wollen. — *) Wie gewählt und poetisch!

Von kühnem Sinn, von Leier und von Schwert;
Man könnte sich vor Freud' bewogen finden,
So schöne Bücher gratis einzubinden.

Den Seume sollte auch kein Mensch vergessen.
Der auf die Tugend heut noch etwas hält,
Der an Neuschottlands Strand betrübt gesessen,
Ein Biedermann, ein Dichter und ein Held,
Und der das große Werk sich unterfangen
Und ist zu Fuß nach Syrakus gegangen!

Und auch den alten Voß, der die Luise
Besungen hat und ihres Vaters Rock,
Den Schlafrock und den Flausrock und die Lise;
Die gute Kuh, und den Kartoffelstock,
Ich würde gern noch heute Essig schlürfen,
Hätt' ich ein einzigmal ihn binden dürfen.

Ja, es ist wahr, was ich erst jüngst gelesen,
Daß gute Bücher gute Freunde sind,
Was ist der Mensch doch ein betrübtes Wesen.
Wenn er nicht Freund und gute Bücher find't?
Viel lieber schläng' ich Gras und trüge Hörner,
Als ohne Seume sein und Voß und Körner.

Ja, es ist wahr, und lieber will ich sterben,
Denn der Gedanke macht mich beben schon,
Den Menschen trifft kein größeres Verderben,
Als einsam sein, wie einstens Robinson,
Und also hab' ich dieses Lied gedichtet,
Noch eh' mein Weib das Frühstück zugerichtet.

---

[1]) Pechvogel ist unter unglückseligem Sterne geboren, das zeigt schon seine Geburt (1), sein Malheur als Schuljunge, da er für jeden Versuch eines bösen Streiches büßen muß (2) oder das undenkbarste Mißgeschick auf sein armes Haupt häuft, zusamt dem Necken und Hohne der Kameraden (3); er blamiert sich an der Öffentlichkeit (4) und wird durch seinen Vormund zur Auswanderung genötigt (5) und natürlich statt nach dem Kanale und Ozean an die Felsen der Nordsee geworfen (6) und zum Bedienten des Leuchtturm-versorgenden Engländers (7), bis ihn ein neues Geschick zu den Eisbären am Nordpol entführt, ohne ihm den Erfolg gewisser Entdeckungen zu gönnen (7); spät wird der im Eise eingesargte Pechvogel gefunden und in das Land der Muskitos gerettet (8) So durchirrt er die alte und neue Welt unter allen möglichen Rollen und hätte sich zweimal in den Hafen der Ehe eingelaufen gesehen, wenn er eben nicht der Pechvogel gewesen wäre (9). Sehr interessant würde der fernere Lebenslauf des Pechvogels jedermann sein, wenn derselbe nicht — o Pech — verschollen und verloren wäre!

[2]) Über das Versmaß muß ich zwei Aussprüche des Dichters hierhersetzen, welche über die Ansichten und Tendenzen des Dichters am besten Aufschluß geben. Er sagt: „(⏑́ — ⏑) Unsere Versmaße, meist importiert, werden dem deutschen Sprachgeiste wenig gerecht. Eine Unzahl guter Wörter und Wendungen sind unmöglich, müssen entweder zerrissen, umgebildet oder mit falschem Accente (Iktus) gelesen werden, sodaß Laien verzweifeln. Es lohnt sich des Versuches, eine „deutsche Strophe“ zu ersinnen, worin der

16. Aus: **Pechvogel.**[1]) 6.

[Lyrischer Kehraus. Sauser. S. 1. ff.]

Pechvogel! die Kanalflotte[2])
Magst du anstaunen, eh' der Sturm grollte,
Und du dankst eben deinem Herrgotte,
Der bis dahin dir so wohlwollte,
Als hereinbricht die ganze Windrose
Und das Unwetter seine sinnlose
Wilde Wut schickte über's Fahrwasser—
O du bist ja der Allzeithaarlasser!
Vor den Leuchttürmen bricht das Bramsegel,
Und die Mastbäume krachen schwer nieder.
Wie das Schiff sinkt, wirft die Meerwoge
Unsern Pechvogel an den Felskegel.
Und da hängst nun, du arme Landratte,
Naß und trübselig auf der Steinplatte,
Bis der Engländer auf dem Leuchtturm
Lange zuschauend, endlich mitleidig,
Dich heraufholt an der Strickleiter,
Vor'm Herabfallen in die Abgründe.
Gelt! du Brotloser, lachst ihn an freudig,
Und als Dienstbote, welcher anzünde
Ihm die Gaslichter, bleibst du bei ihm.
Daß dein Leid seinen rauhen Sinn schmeidig',
Lobst du rechtschaffen seine Leibspeise,
Seine Bulldogge, seine Schreibweise,
Seine Unarten, seine Rostbraten,
Seine Trinklieder als seine Kostgänger.
Deine Aufgabe, treuer Handlanger,
Ist hinauf starren an den Nachthimmel,
Zu der Mondsichel und in's Wachtfeuer —
Wer erlöst dich, du guter Pechvogel!

Maikäfer nicht zum Käfer des Mais oder gar zum Maies käfer verrenkt werden muß, aber auch nicht Maikäfer zu sein braucht (⏑ ´ ⏑). Maienkäfer giebt es keine, mag es auch so scheinen. Ebenso verkommen die Haifische im Jambenwasser, nicht im Meerwasser." — Vgl. auch Zwei Kind-Taufen. Kurzes Anrennen auf deutschen Versfüßen. (Hortus deliciarum VI. Spaziergang. S. 49.): „Auch an diesem Orte, wo es wohl von vielen gelesen wird, möchte ich ein ceterum censeo anbringen. Hätten große Künstler wie Platen und Genossen daran gedacht, den ungebrauchten bloß und rein deutschen Versfuß (und Wortfuß) ´ — ⏑ zu kultivieren, so würden sie der deutschen Dichtung bessere Dienste geleistet haben, als durch ihre vielfache Prokrustesarbeit in Anapästen und Spondäen, welche die deutsche Sprache nicht hat. Man denke sich eine Metrik, welche Versfüße künstlich aufbringt — da der deutschen Sprache freilich auch solches noch gelingt — die aber als Wortfüße nicht vorkommen. Das Gute (das Natürliche) liegt so nah, und niemand greift danach. Lieber läßt man tausende von Ausdrücken und Wendungen der Sprache für die Dichtung verloren sein. Unsre gang und gäben Versmaße verschulden das, und die stets gehörten Rufer nach korrekter Form in deutschen Versen, nur an der „antiken" Scholle klebend, vergessen ganz, was hochwichtig wäre für einen Neubau. (Dieses Versmaß könnte auch noch freier und reicher ausgebildet werden.)" — Soweit Eichrodt. Und wenn man auch in der Grundansicht Eichrodt recht geben muß und anerkennen kann, daß der ´ — ⏑ als Wortfuß sehr häufig in der deutschen Sprache ist, so kann ich doch nur sagen, daß E. in der Kritik der Übertreibungen unserer „antiken" Schule ganz recht habe, in der Position aber, der Schaffung eines neuen Verses, welcher ´ — ⏑ und — ⏑ darbietet, also Palimbacchien mit Trochäen untermischt, um die alten Ausdrücke noch einmal anzubringen, nicht ebenso stark sei. Denn erstens sind wir mit diesem Verse von einer deutschen Strophe noch einigermaßen weit entfernt und sodann klingt der Vers doch mehr dem Hinkjambus (Choliambus) ähnlich, als wirklich harmonisch, in unserm Ohre.

7.

Pechvogel, wie viel Jahrgänge
Willst du zuwarten auf der Turm-
enge?
Blickst wohl sehnsüchtig nach der Welt-
stadt,
Wo der Strebsame so viel Feld hat!
Wirst du hinkommen noch bei Leb-
zeiten,
Daß die Spitzbuben dort dich aus-
beuten?
Statt nach London in neue Licht-
sphären,
Kommst du urplötzlich zu den Eis-
bären,
Wo beim Nordlicht du sollst arbeiten.
Sieh, ein Norweger nahm den Pech-
vogel
Eines Tags mit in die Polargegend,
Bei Georgsinsel munter anlegend,
Hielt der Polfahrer streng auf Spitz-
bergen,
Denn auch er strebte nach der Durch-
fahrt,
Die umsonst suchten viele Großfergen,[3])
O, der Pechvogel machte beinahe
Die Entdeckung, wie durch ein Meer-
wunder,
Weil er scharfsinnig war und ehrgeizig,
Und die Walfische vor der Bai sahe,
Die instinktmäßig gute Pfadfinder.
Aber kaum war der Brigg die See
offen
Als die Windsbräute sie zurückstießen,
Alle einfroren zwischen Eisriesen;
Was wohl großartig ist für Glücks-
kinder,
Aber Pechvögel ließ nur Weh hoffen —
Ach! dahin war der Ruhm, o Pech-
vogel!

10.

Pechvogel, immer unglücklich
Durch die Welt laufen, war dein
Schicksal.
Doch das Unglück war nicht so aus-
drücklich
Wahres Unheil, vielmehr Pech, was
Man so Pech heißt, denn wie Kelch-
glas
Sehr zerbrechselig, so dein Lustbecher.
Holde Kehrseite du vom Glückspinsel,
Und Geretteter, ach, auf die Styx-
insel,
Dem des Nachtwandlers blöder Hilfs-
engel
Höchstens beistund mit schwankem Leit-
stengel!
Kaum Entronnener dem Verhängnisse,
Hingeschleuderter in Bedrängnisse,
Dessen Glück, unter allen Umständen
Nur bedeutete, das Schlimmste ab-
wenden —
Mag ein Schriftsteller hochbedeutsam,
Dem die Schuhriemen ich nicht auflöse,
Noch gerecht werden deiner Manns-
größe.
O verdrießlicher, als so viel anderes,
Ist der Unfug, daß in Verlust kam
Deiner Laufbahn Interessantestes!
So muß ich nun, als dein Geschichts-
schreiber,
Grade stumm werden, wenn die
Marktweiber
Selbst schon neugierig und gespannt
werden,
Und dir nachweinen Krokodilsthränen
Im Bedürfnisse solcher Nilscenen,
Da du wahrscheinlich noch als Selbst-
mörder

[3]) Berühmte Seefahrer zum Unterschiede von den berufsmäßigen Matrosen und Lotsen.

Oder Scharfrichter hast geendet,
Weil — Gemeinheit uns alle bändigt?[4])
Nimmer glaub' ich's aus höhern Ahnungen;
Noch ist Pechvogel auf dem Erdboden,
Hilft noch Urwälder vielleicht umroden;

Aber starb er, so löst' er ab sicher
Jene Schildwache, die dort hoch oben
Vor dem Luftschloß der Mann im Mond hält,
Wenn's an dem ist, so will ich Gott loben,
Lebewohl sagend dir, o Pechvogel!

Eleonore Fürstin Reuß.

[Vgl. *Brümmer, a. a. O. I, S. 160. — *Kraus, geistliche Lieder. S. 294.]

Eleonore Fürstin Reuß ist als die Tochter des (im Jahre 1841 verstorbenen) Erbgrafen Hermann von Stolberg-Wernigerode am 20. Febr. 1835 zu Gedern im Vogelsberge geboren und vermählte sich am 13. Sept. 1855 zu Ilsenburg am Harz, wo sie den größten Teil ihrer Jugend verlebt hatte, mit dem Fürsten Heinrich LXXIII. Reuß.

Die ersten Dichtungen erschienen anonym (El. unterzeichnet) zumeist in Ph. E. v. Nathusius' Volksblatt für Stadt und Land und dann als Gesammelte Blätter von El., denen eine religiöse Lehrdichtung (die 7 Sendschreiben) und ein weiterer Band lyrischer Dichtungen gefolgt ist. Am 13. Sept. 1880 feierte die Dichterin das Fest der silbernen Hochzeit und empfing zahllose Beweise der Liebe und Verehrung aus dem Kreise der Verwandten und Bekannten. Auch in den letzten Jahren sprudelt der poetische Quell noch oft, z. B. in der Neuen Christoterpe.

Die Dichterin ist hervorragend für die Lyrik beanlagt und zu der religiösen Lyrik durch innere Neigung und reiche Lebenserfahrung hingezogen worden. Doch ist auch manches ernste patriotische Lied von ihr gesungen worden, und nicht selten klingt ein freundlicher, dem Lächeln auf den Lippen vergleichbarer Humor aus den Liedern, ein Zeichen einer reichen, innerlich allezeit fröhlichen und harmonischen Seele. Auch das Idyll gelingt der Dichterin wohl, und in der poetischen Erzählung hebt sie sich mehrfach zu kraftvollem, balladenmäßigem Tone. Die poetische Gestaltung von Frauencharakteren gerät ihr in außerordentlicher Weise (Vgl. Godlieve in der 2. Sammlung; Der Trauring ist geradezu ergreifend; sehr schön ist auch Das schwarze Schiff, eine englische Parabel). Im allgemeinen zeigt sich mehr ein reiches Empfindungsleben, welches in eine ernste, erbauliche Betrachtung übergeht und zum Lieder sich gestalten muß. Die Sprache ist zart, duftig, der Vers- und Strophenbau durchaus korrekt und leicht. Im ersten Bändchen der Lieder steht der Dichterin eigner Lebensgang, ein Leben in frommen Liedern im Vordergrunde, in der 2. Sammlung prävaliert der an das Kirchenjahr sich anlehnende Sang geistlicher, dem Kirchenliede angepaßter Dichtung.

[4]) Eine Anspielung an ein Diktum Göthes in seinem Epilog zu Schillers Glocke.

Werke: *Gesammelte Blätter von **El.** Berlin, 1867. — Die 7 Sendschreiben. Ebd. 1872. — *Gedichte von Eleonore Fürstin Reuß, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode. 2. Sammlung. Ebd. 1880.

Proben aus ihren Dichtungen.

1. Ich möchte eine Mondnacht sein.

[Ges. Bl. von El. S. 12.]

Ich möchte eine Mondnacht sein,
Still leuchtend, voll von tiefem Frieden,
So ahnungsvoll, so duftig rein —
O wär' mir solcher Glanz beschieden!

Kein Sonnentag — zu glühend hell
Ist der für eines Weibes Leben,
Ich möchte von des Lichtes Quell
Nur mildes Wiederscheinen geben.

Ich möcht' des stillen Wandrers Pfad
Mit leisem Silberlicht bescheinen
Und einen Strahl von Gottes Gnad'
Den Augen bringen, die da weinen,

Und wo da träumt ein Mädchenherz
Von ungekannten Idealen,
Den Blick ihr ziehen himmelwärts
Und Himmelsbilder in sie strahlen.

Ja eine Mondnacht möcht' ich sein,
Und haben — und dann geben Frieden,
Und Himmelsahnen klar und rein —
O wär' mir solcher Glanz beschieden!*)

---

2. Ruhe.

[Ebend. S. 40.]

Ich bin durch die Welt gegangen,
Und die Welt ist schön und groß,
Und doch zieht mein Verlangen
Mich weit von der Erde los.

Ich habe die Menschen gesehen,
Und sie suchen spät und früh,
Sie schaffen, sie kommen und gehen,
Und ihr Leben ist Arbeit und Müh.

Sie suchen, was sie nicht finden,
In Liebe und Ehre und Glück,
Und sie kommen belastet mit Sünden
Und unbefriedigt zurück.

Es ist eine Ruhe vorhanden
Für das arme, müde Herz!
Sagt laut es in allen Landen:
Hier ist gestillt der Schmerz!

Es ist eine Ruhe erfunden
Für alle fern und nah,
An des Gotteslammes Wunden
Im Kreuz auf Golgatha.

---

3. Sturmwind.

[Gedichte. 2. Samml. 1880. S. 209.]

Nach rauhen, stürmischen Tagen
Ging ich den Garten entlang,
Zweige und Blätter lagen
Zerstreut auf dem sandigen Gang;
Da kam der Gärtner her
Und sagte mit stillem Groll:
Der Wind machts oben leer,
Und unten macht ers voll.

---

*) Aus der Zeit vor der Verlobung stammend oder doch ein Bild des jungfräulichen Herzens.

Durch meinen Garten wehte
Ein eisiger Todeshauch,
Die Blumen riß er vom Beete,
Die Zweige von Baum und Strauch;

Ich weiß — eine Thräne schwer
Mir von der Wimper quoll —
Hier unten macht ers leer,
Und droben wird es voll.

---

4. Sankt Dorothea.*)

[Gesammelte Blätter von El. S. 70.]

Ein Mägdlein hold, der Jungfrau'n Kron'
Im weiten Caesarea,
Steht vor des Heiden Richterthron,
Die heil'ge Dorothea;
Sie spricht mit festem frohen Sinn:
Führt mich zum Tod, führt mich nur hin
In meines Bräutgams Garten.

Der Richter drauf: Du thöricht Weib,
Wohin steht Dein Verlangen?
Du giebst dem Tod den jungen Leib
Und deine Rosenwangen.
Da spricht die Jungfrau hochgemut:
In roten Rosen blüht mein Blut
In meines Bräutgams Garten.

Ich gehe hin in's Paradies,
Da wird mein Freund erquicken
Mich mit den Äpfeln wundersüß
Und Rosen für mich pflücken.
Der Kanzler spricht: Die möcht' ich sehn,
Die Rosen, die so lustig stehn
In Deines Bräutgams Garten.

Sie führen sie zum Blutgericht
Gefoltert und zerschlagen;
Und zum Theophilo sie spricht:
Merk auf was ich will sagen:
Du sollst sie sehn nach meinem Tod,
Ich sende Dir die Rosen rot
Aus meines Bräutgams Garten.

Sie geht dahin, sie folgt dem Lamm
Zu ew'gen Hochzeitsfreuden,
Sieht ihrer Seele Bräutigam
Dort unter Rosen weiden**);
Ihr Haupt empfängt den Todesstreich,
Und Engel tragen sie sogleich
In ihres Bräutgams Garten.

Indessen sitzt Theophilus
Am Mahle sich zu laben,
Da sieht er bald mit holdem Gruß
Eintreten einen Knaben:
Nimm hin, nimm hin, Theophile,
Dies sendet dir die Dorothee
Aus ihres Bräutgams Garten.

Ja Rosen rot und Äpfel süß,
Im Paradies entsprungen!
— O Herr, den Dorothea pries,
Du hast auch mich bezwungen! —
Und er bekennt den Heiland laut
Und folgt im Tod der Gottesbraut
Zu ihres Bräutgams Garten.

---

*) „Dorothea sollte von dem Statthalter Sapricius von Cäsarea in Kappadocien durch Martern entweder zur Ehe oder zum Götzenopfer gezwungen werden. Wie Agatha sollte sie durch buhlerische Weiber innerlich bezwungen werden; aber sie überwand und bekehrte sie. Auch alle Martern überwand sie standhaft und wurde endlich enthauptet. Ihr Todestag ist der 6. Februar; ihr Todesjahr wird verschieden angegeben: 287, 288, 300. — Wer kennt nicht die liebliche Legende von den drei Rosen und den drei Äpfeln, die sie nach ihrer Hinrichtung dem Sachwalter Theophilus aus dem Garten ihres himmlischen Bräutigams mitten im strengen Winter geschickt haben soll? Theophilus hatte sie auf ihrem Todeswege scherzend darum gebeten. Sie aber hielt Wort." (Löhe, Martyrologium. S. 30.) Vgl. Legenda aurea ed. Graesse 1850 p. 102. Bäßler, altchr. Leg. u. Sagen, 1864. S. 193 ff.

**) Eine Anspielung an eine bekannte Stelle im Hohenliede Salomos.

5. Die vierzig Ritter.

[Gedichte von Eleonore Fürstin Reuß. 2. Samml. S. 133.]

Wohlauf, der Römer stolze Schar,
Herbei, du zwölfte Legion,
Bringt alle den Göttern ein Opfer dar,
Dem Nazarener zum Hohn!

Der Cäsar will es, der Cäsar ist
Ein Gott in seinem Heer,
Es sei fortan kein einziger Christ
In seinen Legionen mehr.

Da treten aus der Schar hervor
Wohl vierzig edle Ritter,
Sie stehn und heben das Haupt empor,
Wie Felsen in Ungewitter:

„Wir glauben an Gott, den höchsten Herrn,
Und an Jesum Seinen Sohn!
Wir sagen es frei und bekennen es gern
Vor der ganzen zwölften Legion.

Thu nur mit uns nach des Cäsars Gebot,
Prokonsul, halte Gericht
Und führ uns in den bittern Tod —
Wir opfern den Göttern nicht!“

Es war eine eisige Winternacht,
Über das Schneefeld glatt
Wehte der Nordwind mit aller Macht
Vom hohen Ararat.

Da stehen die vierzig bloß und nackt,
Die Märtyrer von Sebaste,
Der grimmige Frost sie schüttelt und packt,
Bis Lippe und Wange erblaßte.

Die Glieder zittern in Todesqual,
Und die Zähne schlagen zusammen,
Doch in den Herzen lodern zumal
Die heiligen Himmelsflammen.

**) Zu Sebaste in Klein-Armenien wurde im Jahre 320 nach Christo der dort stationierten zwölften Legion der Befehl des Kaisers Licinius bekannt gemacht, daß jedermann den Götzen opfern solle. (Licinius war der Schwager Konstantins und der letzte Cäsar, vom abtrünnigen Julian abgesehen, welcher die Fahne des Heidentums gegen die des Christentums erhob, aber 323 schon im Kampfe gegen Konstantin Sieg und Leben verlor.) Da traten 40 tapfere Streiter aus den Reihen hervor, bekannten den Glauben, und daß sie von demselben unter keinen Martern weichen würden. Rutenstreiche und eiserne Krallen, mit denen ihre Seiten zerfleischt wurden, brachte sie auf keine andere Gedanken. Bei der Stadtmauer war ein Teich, durch harten Frost dicht überfroren, und ein gewaltiger Nordwind wehte. Zu dem Teiche brachte man sie ausgekleidet, daß sie die Nacht dort zubrächten, am Ufer aber bereitete man ein warmes lockendes Bad. Einer von den Vierzigen wählte das warme Bad, starb aber bald in demselben. An seiner Stelle gesellte sich die aufgestellte Wache zu den Frierenden, so daß die Zahl 40 wieder voll wurde. Am andern Tage warf man die Erfrorenen auf Karren, um sie zu verbrennen; einer aber, der jüngste, hatte die furchtbare Nacht überstanden, und seine Kraft war noch in ihm. Da kam seine Mutter, eine arme Witwe, nahm ihn in ihre Arme, legte ihn zu den andern Märtyrern auf den Karren und sagte: „Wohlan, mein Sohn, wohlan, vollende diese glückliche Reise mit deinen Gefährten, damit du nicht als der letzte vor Gott erscheinest.“ Ohne Thränen, mit freudigem Angesichte begleitete sie dann den Karren zum Scheiterhaufen.“ Löhe fügt dieser seiner Erzählung noch die Worte an: „Spare die Kritik, Leserin, sie ist leicht und wohlfeil. Kannst du, so verschaffe dir Einsicht in die Reden der Kirchenväter Ephrem und Basilius über die 40 Ritter; wenn aber auch nicht, so nimm Dir aus der Geschichte, was Dir zum Heile dienen kann.“ Der Todestag ist der 9. März. (Vgl. Löhe, a. a. O. S. 50.) Sehr ausführlich ist die Rede des hl. Basilius des Gr. (Homil. 20. Tom. 1.) Vgl. Ruinart, Acta Martyrum, III, S. 219—231. Vgl. auch Alb. Stolz. Legende III, S. 64. Pipers ev. Kalend. 1860. Bäßler, altchristl. Legenden und Sagen 1864. S. 185 ff. (Eine sehr ausführliche Schilderung.)

„Du unser Feldherr Jesus Christ,
Wir treten zum Kampfe an,
Und wenn der Kampf geendet ist,
Laß fehlen keinen Mann!“

Sie flehten es aus tiefstem Gemüt —
Ach einer nur blieb nicht treu,
Ein Judas, der seinen Herrn verriet,
Der war auch mit dabei.

Der Wächter einer über die Schar
Er schaut im Himmelslicht
Neununddreißig Kronen so klar,
Die vierzigste sieht er nicht.

Und wie nun floh vor der Todespein
Der ungetreue Mann
Und eilt in das laue Bad hinein
Und Tod für Leben gewann,

Und die andern stehen auf dem Eis,
Und die Herzen flammen empor,
Da eilt der Heide zu Gottes Preis
Hin zu der Märtyrer Chor.

Und herunter reißt er sein Kriegerkleid,
Laut ruft er: „Ich bin ein Christ!
Ich bin zum Kampfe mit euch bereit,
So der Heiland mir gnädig ist!“

Es war eine stille Winternacht,
Über das Eisfeld glatt
Klangen die Hymnen mit aller Macht
Hoch über den Ararat.

Und der Morgen kam und alles war
stumm,
Geendet der Siegeslauf;
Die heidnischen Söldner gingen herum
Und huben die Leichen auf.

Nur einen, in dem noch Leben war,
Den schoneten sie gern,
Ob dieser jüngste der ganzen Schar
Nicht abschwört seinen Herrn?

Das sieht das treuste Mutterherz,
Sie liebt so heiß den Sohn,
Ihr ists nicht um den kurzen Schmerz,
Ihr ists um die Himmelskron.

„O Sohn, mein Sohn, du Knabe
fein,
Du willst in Ewigkeiten
Mit deinen Gefährten beim Heiland
sein,
So mußt du sie jetzt begleiten.“

Sie hat ihn dann mit eigner Hand
Zum Henkerkarren getragen,
Und himmelwärts den Blick gewandt
Folgt sie dem Siegeswagen.

Und in des Scheiterhaufens Glut
Warfen sie allzumal
Die vierzig Ritter hochgemut,
Der Bekenner volle Zahl.

Sie gingen hienieden durch Trübsal
und Leid,
Durch Frost und Feuerflamme;
Die vierzig Kronen in Ewigkeit
Tragen sie vor dem Lamme.

Mein Sohn, mein Sohn, du Knabe
fein,
Du willst in künftigen Zeiten
Einmal ein rechter Ritter sein,
Laß dich dies Bild geleiten.

---

6. Abendmahlslied.

[Gesammelte Blätter von El. S. 120.]

Nun hab' ich Dich,
Hier hast Du mich,
Ich will Dich fest umfassen
Und mich nun und nimmermehr
Von Dir reißen lassen.

Ich bin nun Dein,
Und Du allein
Bist meines Lebens Leben,
Aus Dir fließt der Lebenssaft,
Weinstock Deiner Reben.

In Dich getauft,
Von Dir erkauft
Und mit Dir selbst gespeiset,
Was will meine Seele mehr,
Bis sie heimwärts reiset?

Durch Deinen Tod
Ist meine Not
Nun tot und gar begraben,
Durch des toten Leibes Kraft
Kann ich Leben haben.

Dein Leib und Blut,
O höchstes Gut
Für mich am Kreuz gestorben!
Heiliget mir Leib und Seel',
Die sonst gar verdorben.

Des Leibes Kraft,
Des Blutes Saft,
Leib, Seel und Geist durchgehet,
Bis auch dies mein Fleisch und Blut
Wieder auferstehet.

Und dann werd' ich,
Lamm Gottes, Dich
In Ewigkeit erheben,
Dort bei Deinem Hochzeitmahl,
Meines Lebens Leben.

---

7. Osterlied.*)

[Ebd. S. 124.]

Ich will mit Magdalenen gehen
Dort an Dein heil'ges leeres Grab,
Und will so lang' im Garten stehen,
Bis ich Dich selbst gesehen hab';
Ich möcht' als eine lichte Blume
Still blühn an Deines Grabes Stein
Und duften Dir zu Preis und Ruhme,
Du holder lieber Gärtner mein!

Ich will mit den betrübten beiden
Hinwandern dort nach Emmaus,
Und fühlen, daß du nicht kannst scheiden,
Und hören Deines Wortes Gruß,
Und meines Herzen heißes Brennen
Sagt mir, daß Du es selber bist,
Und ruft beim seligen Erkennen:
O bleibe bei mir, Jesu Christ!

Ich will um Deinen Frieden bitten,
Du Friedenskönig, gieb ihn mir,
Komm in mein Herz und Haus geschritten
Und sprich Du: Friede sei mit Dir!
Du Auferstandner, gieb den Frieden,
Den Du den Deinen mitgebracht,
Den Seelenfrieden schon hienieden,
Den ew'gen dort nach Todesnacht.

Ich will hier knien zu Deinen Füßen
Und nimmer bleiben von Dir fern,
Und will Dich selig froh begrüßen
Als meinen Gott und meinen Herrn;
Ich will in Deine heilgen Wunden
Still legen meine Glaubenshand.
Ich weiß es, daß ich Heil gefunden
Durch Dich, der heut vom Tod erstand.

Ich will Dir Lob und Ehre singen,
Du auferstandner Siegesheld;
O möchte doch Dein Name dringen
Zu allen auf der ganzen Welt,
Zu allen, die in finsterm Wahne
Hingehn noch jetzt von Dir so weit;
Lamm Gottes mit der Siegesfahne,
O führe uns zur Herrlichkeit!

---

*) In dieser lieblichen Dichtung ist das Charakteristische aller Ostergeschichten d. h. Jesusoffenbarungen zusammengestellt: Maria Magdalena, die in Jesu den Gärtner anredet, ehe sie ihn erkennt, die beiden emmauntischen Jünger, die mit dem Friedensgruße angeredeten Jünger, der Zweifler Thomas — sie alle haben für die Dichterin etwas Vorbildliches, woran sie sich aufrichtet, d. h. erbaut.

7. Beim Schluß des Jahres.

[Ebend. S. 137.]

Das Jahr geht still zu Ende,
Nun sei auch still mein Herz,
In Gottes treue Hände
Leg' ich nun Freud und Schmerz,
Und was dies Jahr umschlossen,
Was Gott der Herr nur weiß,
Die Thränen, die geflossen,
Die Wunden brennend heiß.

Warum es so viel Leiden,
So kurzes Glück nur giebt?
Warum denn immer scheiden,
Wo wir so sehr geliebt?
So manches Aug' gebrochen
Und mancher Mund nun stumm,
Der erst noch hold gesprochen, —
Du armes Herz, warum?

Daß nicht vergessen werde,
Was man so gern vergißt:
Daß diese arme Erde
Nicht unsre Heimat ist.
Es hat der Herr uns allen,
Die wir auf Ihn getauft,
In Zions goldnen Hallen
Ein Heimatrecht erkauft.

Hier gehen wir und streuen
Die Thränensaat in's Feld,
Dort werden wir uns freuen
Im sel'gen Himmelszelt:
Wir sehnen uns hienieden
Dorthin ins Vaterhaus,
Und wissen's, die geschieden,
Die ruhen dort schon aus.

O das ist sichres Gehen
Durch diese Erdenzeit:
Nur immer vorwärts sehen
Mit sel'ger Freudigkeit;
Wird uns durch Grabeshügel
Der klare Blick verbaut,
Herr, gieb der Seele Flügel,
Daß sie hinüber schaut!

Hilf Du uns durch die Zeiten
Und mache fest das Herz,
Geh selber uns zur Seiten
Und führ' uns heimatwärts.
Und ist es uns hienieden
So öde, so allein,
O laß in Deinem Frieden
Uns hier schon selig sein.

Karl Elze.

[Quellen: Konversationslexika von *Brockhaus, *Meyer, *Pierer. — *Bornmüller a. a. O.]

Karl Friedrich Elze ist am 22. Mai 1821 zu Dessau geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studierte von 1839 bis 43 in Leipzig und Berlin klassische Philologie, welche er dann mit der modernen Philologie vertauschte, namentlich der englischen Sprache und Litteratur seine ganze Kraft zuwendend. Aus diesem Grunde besuchte er wiederholt und für längere Zeit Großbritannien und namentlich London und Edinburg. Anfangs war er als Professor am Dessauer Gymnasium längere Zeit thätig; im Jahre 1875 aber folgte er dem Rufe auf den

neugegründeten Lehrstuhl für englische Philologie an der Universität Halle, in welchem Amte er jetzt noch wirkt.

Elze hat eine große Anzahl rein wissenschaftlicher Werke veröffentlicht, welche weiter unten aufgeführt werden sollen, hier aber nicht besprochen werden können. Auch gab er als langjähriger Vorsitzender der deutschen Shakespeare-Gesellschaft das Shakespeare-Jahrbuch vom 3. bis 14. Bande heraus.

Uns interessiert hier der Dichter Elze vornehmlich. Im Jahre 1878 erschienen seine lyrischen „Gedichte" zuerst, und enthielten in 2 Abteilungen „Eigenes und Übertragenes." Die 2. Auflage der Gedichte ist zunächst eine wesentlich veränderte, da alle Übersetzungen ausgeschieden sind, aber auch bezüglich der eigenen Dichtungen eine vermehrte, bzw. eine verminderte Auflage. Die zahlreichen Übersetzungen aus englischen, schottischen und irischen Vorlagen bekundeten schon eine große Sorgfalt in Sprache und Vers und glückliche Auffassung des charakteristischen Tones der betreffenden Dichtung. — Die eigenen Dichtungen aber sind eine sehr fein geordnete Sammlung von meist lyrischen und epischlyrischen Dichtungen, nicht sehr vieler an Zahl, aber darum um so wertvollerer. (Non multa, sed multum!) —

Der Dichter beginnt mit Naturschilderungen, denen das sehr bezeichnende Lied: „Schönheit der Welt" als Motto und Schlüssel des Verständnisses vorgesetzt ist. An zwei große Wahrheiten glaubt der Dichter: Die Poesie zum Preise der Natur ist unerschöpflich, wie die Naturschönheiten selbst, an denen keine Gegend völlig arm ist. Und sodann: Ein Abglanz der Majestät des ewigen Schöpfers findet sich auch im kleinsten, unscheinbarsten Geschöpfe für den, welcher geöffnete Augen hat.

Und nun zeigen die folgenden Lieder beides: Das Herausholen, -hören und -schauen der Naturschönheiten auch in relativ einfachen Verhältnissen, im Felde, im Walde, in der Mondnacht, am Abend, und das Besingen zahlloser Genüsse, welche der Alltagsmensch gedankenlos genießt oder ungenossen läßt, in einer so einfachen, allem Dithyrambischen, aller Übertreibung abholden, und doch so schönen, klangvollen, duftigen Sprache, daß man daraus schon auf die scharfe Beobachtungsgabe des Dichters, auf das reiche Empfindungsleben, auf den vollen Genuß, den der Dichter empfing, ehe er ihn in Liedern weitergab, also auf die eigentliche Wahrheit, die Originalität seiner Erfahrungen und seiner Empfindungen rückschließen kann.

Ganz ungesucht erhebt der Dichter den Blick von der Schöpfung zum Schöpfer, von der Endlichkeit zur Ewigkeitswelt, von den sichtbaren Herrlichkeiten zu der unsichtbaren, die jetzt noch dem Glaubensgebiete angehört; er ist leicht zur Andacht zu stimmen; auch der Besuch eines Museums griechischer Götterstatuen macht ihn „am Tage des Herrn" andächtig, feierlich, — eine Wirkung der momentanen Erinnerung an Uhlands: Schäfers Sonntagslied — und anderes (vgl. Allerseelentag) hat die gleiche Wirkung.

Für die hohe Auffassung der Poesie zeugt am besten das kleine spruchartige Gedicht: Thräne und Lied. (2. Aufl. S. 20.)

Wie sich dem Aug' die Thrän' entringt
Und Trost der bangen Seele bringt
Im Übermaß von Freud' und Schmerzen,
So löset sich das Lied vom Herzen.
Die Thrän' ist heilig. Heilig sei das Lied
Und ruh als Heiligtum dir im Gemüt.

Ganz allmählich, wie der Übergang von dem Preise der Natur zu den ernsteren Liedern der Andacht und der Ewigkeit gewesen war, ist nun auch der Fortgang zu den sehr zarten, ernsten Liedern der Sehnsucht und des Leides der Liebe (Vgl. „O komm, mein Hochlandknabe", „Rosenbotschaft", „Der Strauß der Verratenen"); an diese aber schließen sich zwei kleine Lieder des Lebensgenusses an, deren Inhalt seltsam kontrastiert mit dem folgenden „Laßt mich!", in welchen der Dichter es deutlich ausspricht, daß jener Rat, das Leben in vollen Zügen zu genießen, nicht sein Ernst, nicht *sein* Rat ist, da er am allerwenigsten diesen Rat zu befolgen vermag. Sein Lebensgang war ernst, sein Trübsinn paßt nicht in das frohe Treiben der Kummerlosen.

Distichen — Geistesfunken — und Reimsprüche — Weisheitskörner — schließen sich an als passendes Intermezzo; denn nunmehr zeigt der Dichter, daß seine trübe Stimmung ihn nicht dauernd gefesselt habe. Humoristisches, Satirisches folgt, darunter auch lustige Schenkenlieder. — Darauf stoßen wir auf eine Gruppe: „*Lieder der Sehnsucht*", d. h. Zeichen der neuerwachten Lebenslust und -Kraft, Lieder der Wanderlust und des Strebens, aber auch Lieder froher Träume von neuem äußerem und innerem Glücke. Und nun folgt eine ganze Reihe Reisebilder, welche uns zeigt, wie wohl es der Dichter vermöge, das Charakteristische einer Landschaft mit dem der Bewohner oder mit dem historischen Hintergrunde oder endlich mit eignem Erlebnisse zu verbinden. Diese Reisebilder führen uns über Thüringen und Franken und durch den Schwarzwald zum Bodensee, dann nach der Schweiz und den Bairischen Alpen, weiter aber auch nach Flandern und Brabant, und nach England. Und ganz unvermerkt hält uns der Dichter fest in England mit dem Preise von Shakspeare und drei Gedichten an Ferd. Freiligrath. Aus dem letzten, welches Ferd. Freiligrath über den Tod seines Sohnes trösten soll, erfahren wir auch, daß kurz vor 1873 Elze seine Frau, „seines Hauses Fried' und Glück", verlor.

Unter den nun folgenden episch-lyrischen Dichtungen erwähnen wir *Wainona*, eine hochpoetische Erzählung in ungereimten vierfüßigen trochäischen Versen von der einzigen Tochter des Häuptlings Großer Falke im Stamme der Schippewäher, welche das Todeslos aus ihres Vaters Hand zieht und somit sich für den ganzen Stamme dem großen Geiste opfern muß, indem sie am Feste der Sonnenwende vom Todesboote sich über den Fall des Niagara hinabtragen läßt. Der Opfermut und die Liebe des Vaters, wie der Tochter sind in ebenso ergreifender Weise geschildert, als die Scene der Opferung selbst, und es ist diese Erzählung ein Prachtstück in der prächtigen Sammlung. *Jung Douglas*, welcher Maria Stuart befreit, aber von ihr verschmäht wird, und nach welchem sie sich nachmals vergeblich sehnt, als der festere

Turm in Fotheringhay ihr Gewahrsam geworden ist, verdient auch besondere Erwähnung; doch sind auch die folgenden Balladen und Romanzen schön, und ihr Inhalt ist des Sanges würdig.

Endlich aber schließt die liebliche Sammlung ab mit einer Reihe von patriotischen Zeitgedichten, aus dem großen Kriegsjahre; in Scherz und Ernst, aber mit großem, starkem vaterländischen Gefühle begleitet der Dichter die wichtigen Ereignisse und verkündet prophetisch die Zukunft, die Kaiserkrönung.

„Deutsche Gräber" ist ein Sonettenkranz überschrieben, durch welche wir an Luthers, Huttens, Wallensteins, Händels, Schills, Körners, Blüchers, Uhlands und der Gebrüder Humboldt Grab geführt werden. Die Sonette sind ernst, scharf und wahr pointiert, vielleicht mit einziger Ausnahme des ersten, auf Luthers Bedeutung bezüglichen, dessen Pointe ich nicht für glücklich, weil für mißverständlich halte.*)

Werke: 1. Dichtungen: *Gedichte. Halle 1878. — *2. Aufl. Ebd. 1881.
2. Vermischtes: Englischer Liederschatz. Dessau 1851. (5. Aufl. Berlin 1868.) — Atlantis. Zeitschrift für Leben und Litteratur in England und Amerika. Herausg. von K. E. Dessau 1853—54. 2 Bde. — Shakespeare's Hamlet. Leipz. 1857. — Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg. Dessau 1860. — Die englische Sprache und Litteratur in Deutschland. Dresden 1864. — Sir Walther Scott. Dresden, 1864. 2 Bde. (Ins Dänische übersetzt von K. Kromann. Kopenhagen 1878.) — Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Bd. 3—14. Herausg. von K. E. — Der englische Hexameter. Eine Abhandlung. Dessau, 1867. — G. Chapman's Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. With an Introduction and Notes. Leipzig, 1866. — Lord Byron. Berlin 1870. (Ins Englische [London, 1872], ins Dänische von K. Kromann [Kopenhagen, 1876] übersetzt.) — 2. vermehrte Ausg. Berlin, 1881. — When you see me, you know me. A chronicle-History by Samuel Rowley. With an Introduction and Notes. Dessau 1874. — Essay on Shakespeare. Translated by L. Dora Schmitz. London, 1874. — Vermischte Blätter. Köthen, 1876. — William Shakespeare. Halle, 1876. — Abhandlungen zu Shakespeare. Halle, 1877. — Eine Aufführung im Globus-Theater. Ein Vortrag. Weimar 1878. — Notes on Elizabethan Dramatists with Conjectural Emendations of the Text. Halle 1880. — Shakespeare's Tragedy of Hamlet. Halle 1882.

Proben aus Karl Elzes Dichtungen.

1. Schönheit der Welt.

[Gedichte. 1. Aufl. 1878. S. 3. — 2. Aufl. 1881. S. 1.]

Wie ist die Welt so groß und schön,
Wie herrlich anzuschauen,
Wo hoch und still die Berge stehn,
Bis wo die Meere blauen.

Da ist kein Hain, das ist kein Feld,
Das nicht ein Zauber kränzte,
Und keine Wolk' am Himmelszelt,
Die nicht von Schönheit glänzte.

*) Denn ach! zur Fessel für der Geister Streben
Verkehrt ward Luther von den Finsterlingen,
Die nicht vermögen ohne Pabst zu leben.

Die Seligkeit der Mondesnacht,
Durchsonntes Waldgelände,
Die stürmende Gewitterpracht —
Kein Dichter singt's zu Ende.

So niedrig in der Welt ist nichts,
Es webt in Lebensfülle,
Es ruht ein Abglanz ew'gen Lichts
Selbst auf des Wurmes Hülle.

Bewahr' dein Herz nur frisch und rein
Und öffne seine Pforten,
So zieht beglückend dir hinein
Ein Segen aller Orten.*)

2. Nun geht der Wald zu Raste.

[Gedichte. 1. Aufl. S. 19. — 2. Aufl. S. 11.]

Nun geht der Wald zu Raste
Und wartet auf die Nacht,
Und was bei ihm zu Gaste
Hat sich nach Haus gemacht;
Schon auf den höchsten Wipfeln
Verlosch der letzte Strahl,
Und zu der Berge Gipfeln
Steigt dunkel auf vom Thal.

Rings breitet süßes Schweigen
Die weichen Flügel aus,
Still ward auf allen Zweigen
Das lose Blattgebraus,

In Schlaf hat sich gesungen
Der Vöglein müder Chor,
Und sanft ist mir verklungen
Der letzte Ton im Ohr.

Geheimnisvoll und leise
Der Schlaf die Welt umschließt
Und zieht geweihte Kreise,
Wo immer Leben sprießt;
Er nimmt auch dich gefangen,
Du unruhvolles Herz,
Und stillet all dein Bangen,
Die Sehnsucht und den Schmerz.**)

3. Abschied vom Schwarzwald.

[Ebd. 1. Aufl. S. 69. — 2. Aufl. S. 50.]

Warst du bei einem Freund zu Gast,
So will ein zwiefach Wort sich schicken:
Ein Dank für die gepflog'ne Rast,
Ein hoffend In-die-Zukunft-Blicken.
Solch zwiefach Wort sei euch geweiht,
Ihr kirchenstillen Schwarzwald-Tannen,
Eh' ich zu neuem Werk und Streit
Gestärkten Mutes zieh' von dannen.

Du Feldberg und du Titi-See
Im lichten Glanz der Morgenbrise,
Erquickung strömt aus Thal und Höh',
Und Balsam duften Wald und Wiese;
Leis um die Wipfel webt und schafft
Wie Himmelsodem Ruh' und Frieden,
Und gießet Labung, Heil und Kraft
In's Herz den Kranken und den Müden.

*) Frische, reine Gemüter finden überall die Welt schön und werden durch das Anschauen der Natur beglückt.

**) Die Ruhe des Waldes übt unwillkürlich einen beruhigenden und weihenden Einfluß auch auf den schmerz- oder sehnsucht-erfülltesten Wanderer aus.

Hier paart sich Ernst und Sinnigkeit
Mit schlichter Biederkeit und Milde,
Der Berg' und Menschen dunkles Kleid
Stimmt mit der Häuser Grau zum Bilde;
Hierher dringt nicht der Städte Braus,
Kein Dampfsignal entweiht die Stille,
Die Dorfgeschicht' ist hier zu Haus
Und Hebel's liebliche Idylle.*)

Noch manch Geschlecht, das nach mir kommt,
Wird hier Erquickung suchend wallen,
O sei gewährt, was jedem frommt,
Die Einkehr in sich selbst vor allen,
Und neuer Quell der Lebenslust,
Daß bergesfrisch sie ziehn von dannen,
Euch preisend aus verjüngter Brust,
Ihr kirchenstillen Schwarzwald-Tannen.

---

4. Aus: **Deutsche Gräber.**

[1. Aufl. S. 125. ff. — 2. Aufl. S. 102 ff.]

6.

Eine Eiche steht im Feld bei Wöbbelin,
Sie steht, wenn Abend säuselt durch die Blätter,
Sie steht, und beugt sich ächzend vor dem Wetter,
Wenn über ihr die Stürme donnernd ziehn.

Und unter ihr ein Hügel frisch und grün
Den Sänger deckt und Vaterlandes-Retter;
Die Leier träumt bald Lied, bald Schlachtgeschmetter,
Und magisch will das Schwert im Mondlicht glühn.

Hier ruht der deutschen Jugend Ideal,
Durch dessen Puls' einst schön vereint gekreist
Des Vaters Treu und seines Freundes Geist.**)

Sein Leben war ein Morgensonnenstrahl,
Ein Eichenblatt im Völkersturm verweht,
Und bleibet doch zu ew'gem Ruhm erhöht.

8.

Nun wirst auch du in's „dunkle Grab" getragen,
Der nur in „Gras und Blumen" mochte liegen,
Nun stürmt es rauh, und weiße Flocken fliegen
Um's öde Land, und alle Herzen zagen.

Getrost! Umlenzt ist auch in Wintertagen
Des Sängers Grab! Des Volks Gedanken schmiegen
Statt Blumen sich darum; in Träumen wiegen
Es süßer Liebe Nachtigallen-Klagen.

---

*) Gemeint sind Berthold Auerbachs Dorfgeschichten und Johann Peter Hebels Idyllen.

**) Der Freund des Vaters ist Friedrich von Schiller. Vgl. über Th. Körners

Umweint sah ich die Stätt' in schwarzer Runde,
Die Banner senken trauernd sich hernieder,
Und „Uhland!“ tönt es aus des Freundes Munde,

Und „Uhland!“ hallt das Echo klagend wieder
Als Scheidegruß, den aus der Seele Grunde
Sein Schwaben weiht dem Fürsten seiner Lieder.*)

---

5. Der kleine Nepos.

[Gedichte. 1. Aufl. S. 39. — 2. Aufl. S. 33.]

Kleiner Mensch und kleines Buch,
Für ein Lied kaum groß genug,
Warst gelehrt nicht, noch gereist,
Staatsmann nicht, noch schöner Geist,
Kleiner Nepos.

Seit Geschlechtern ohne Zahl
Bist du kleiner Knaben Qual,
Spukst im Ranzen zur Beschwer
Wie im kleinen Kopf umher,
Kleiner Nepos.

Als dahinsank Roma's Burg,
Schlüpftest, Kleiner, du hindurch,
Lächelnd ließ des Weltsturms Braus
Stehn dein kleines Kartenhaus,
Kleiner Nepos.**)

Leuchten ließ sein kleines Licht
An dir manch gelehrter Wicht,
Der, mit Noten schön verziert,
Kleinsten Druckes dich ediert,
Kleiner Nepos.

Ew'ger Knirps der Litteratur,
Lockend glänzt uns deine Spur,
Doch durch Kleinheit eilt wie du
Keiner mehr der Nachwelt zu,
Kleiner Nepos.

---

6. Die Herren Moralisten preisen.

[Gedichte. 1. Aufl. S. 46. — 2. Aufl. S. 39.]

Die Herren Moralisten preisen
Die Arbeit stets mit Überschwang
Und sagen, aller Laster Anfang,
Das sei der Müßiggang.

Wie trefft ihr meilenweit vom Ziele,
Ihr weisen und gelahrten Herr'n,
Steigt nur hinab hier in den Keller,
Der Wirt erlaubt's euch gern.

Dort offenbart sich tiefre Weisheit,
Dort kommt euch die Erkenntnis bei,
Daß nur das wahre Müßiggehen
Die wahre Tugend sei.

Leben und Tod, Leyer und Schwert Leimbach, Erläut. deutscher Gedichte. III. Bd. 2. Aufl. (Kassel.)

*) Karl Elze schreibt selbst: „Der Echoruf bei Uhlands Beerdigung ist eine Thatsache.“ — Sehr sinnig hat der Dichter dieses Echo als den Scheidegruß Schwabens für seinen Sangesmeister aufgefaßt.

**) Es ist eine Ironie des Schicksals, daß dieses armselige Büchlein eines subalternen Geistes auf die Nachwelt gekommen ist, ein Los, welches sonst nur das Große zu haben pflegt.

Das ist des Weines ärgstes Laster,
Wenn ihn der Arbeitsteufel plagt,
Dann mag nicht Christ, noch Heid' ihn trinken,
Sogar der Schlesier zagt.*)

Ich meinerseits, Herr Wirt, gesteh' es,
Ich bin durchaus kein Moralist,
Drum bringt mir niemals eine Flasche,
Die in der Arbeit ist.**)

7. Distichen.

[1. Aufl. S. 32. — 2. Aufl. S. 27.]

1. Mensch, du bist ein verrinnender Tropfen; aber die Sonne
   Spiegelt mit göttlichem Licht selber im Tropfen sich ab.
2. Fremdes Leben erglänzt als Ganzes und wecket den Neid mir,
   Kläglich als Stückwerk stets schaut mich das eigene an.
3. Weich auf liebendem Arm, du erbarmender Engel des Schlafes,
   Wie du mich trugst in die Welt, trage mich wieder hinaus.

8. Reimsprüche.

[1. Aufl. S. 163. — 2. Aufl. S. 28 ff.]

Thu' Tag für Tag nur deine Pflicht,
Und über das andre grüble nicht.

Göthes Wort „Nur Lumpe sind bescheiden",
Ob im Ernst gesagt es sei, ob spaßend,
Mag ichs doch in keinem Sinne leiden,
Denn ich weiß: „Nur Lumpe sind anmaßend."

Wer in der Welt will blühen und gedeihn,
Muß sich dem Dienste der Personen weihn,
Nie um die Sache sei es ihm zu thun,
Sonst bleibt er ewig ein gerupftes Huhn.

Das ist das niedrigste Geschlecht,
Dem weder Geist noch Thaten recht,
Die stets verkleinern, stets bemängeln,
An allem nergeln, allem quengeln,
Und weil sie selber nichts vermögen,
Gern andr' auch um den Ruhm betrögen.

---

*) Dieses Getränk zu kosten, obgleich er durch den Grüneberger Wein nicht verwöhnt ist.

**) Niemand kann dem Dichter den witzigen Ausfall gegen die Moralisten verübeln, sobald er die Beweisführung kennen gelernt hat.

Das ist der wahre Philister,
Keinen Quark vergißt er,
Die dümmsten von deinen Streichen
Mag er am liebsten aufs Brot dir streichen,
Und klammert sich — die Bedienten-seele! —
Beim größten Mann an die kleinsten Fehle.

Wahrheit, ob versichert feierlich,
Geht den Leuten schwierig ein,
Lügen, noch so ungeheuerlich,
Werden stets willkommen sein.

---

9. Der Teufelskerl.*)

[Gedichte 1. Aufl. S. 142. — 2. Aufl. S. 113.]

Ik sein ein wahre Teufelskerl,
Ein riktik Exenmeister,
Mit meine schwarze Zauberkunst
Beschwör' ik alle Geister;
Ik darf nur zähle: Un, deux, trois!
Und fertik steht die Kunststück da,
Avecque si, avecque la,
Avec ma mitrailleuse.

Und wenn ik nur das Mund aufthu',
Darf sik kein Mäusle rühren,
Die Potentate groß und klein
Muß alle mir hofieren;
Sie duckt sik eilik auf der Knie,
Wenn ik die Stirn in Falten zieh',
Avecque si, avecque la,
Avec ma mitrailleuse.

Ik sein allein die grrrande nation,
Die andre sein nur Lumpe,
Sie stecken in die Patsche drin,
Ik sein stets auf die Strumpe,
Denn ik marschieren à la tête,
Soweit die Mod' und Bildung geht,
Avecque si, avecque la
Avec ma mitrailleuse.

Mit meine heil'ge Chassepot
Und meine Kugelspritze
Thun ik Mirakel wie das Papst
Auf infallible Sitze;
Ik mak's die dumme Deutsche klar,
Ik treib die ganze Welt zu Paar,
Avecque si, avecque la
Avec ma mitrailleuse.

„Monsieur Franzos, nun halt er's Maul",
Spricht jetzt der dumme Deutsche,
„Für solch blagueur**) und Lumpenkerl
Gebührt sich nur die Peitsche;
Jetzt ist sein windig Lied am End',
Jetzt mach' er schnell sein Testament,
Avecque si, avecque la
Avec sa mitrailleuse.

(München, 5. August 1870.***)

---

10. Kaiser von Deutschland.

[Gedichte 1. Aufl. S. 145. — 2. Aufl. S. 114.]

Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange,
Und alles, was in Lüften zieht,
Stimmt brausend ein zu dem Gesange;

*) Der Teufelskerl ist die französische Nation in ihrer Selbstüberschätzung.
**) Aufschneider.
***) Also unter dem Eindruck der Nachricht vom Siege bei Weißenburg gedichtet.

Von unsern Bergen donnert's nieder,
Mit unsern Wogen rauscht's empor,
Von Strand zu Strande hallt es wieder,
Von Fels zu Fels ein Jubelchor.

Der alte Rotbart ist erwacht
Und schwingt sein Schwert vom Bergesgipfel,
Still ward die Rabenbrut der Nacht,
Und Adler jauchzen um die Wipfel:
„Verjüngt ist uns das Reich erstanden,
Am Kaiserthrone kniet der Sieg,
Aus blut'ger Saat in Feindeslanden
Empor der Einheit Eiche stieg.

Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n
Der Freude ahnungssel'ges Beben,
Mit trunknen Jünglingsaugen schau'n
Hinaus wir in ein neues Leben;
Es leuchtet uns in goldnem Glanze
Ein Volkesfrühling wunderreich,
Und in der Reiche vollem Kranze
Prangt keines doch dem unsern gleich.

Ihr Kämpfer aus dem heil'gen Streit,
Ihr Freiheitssänger hochgemutet,
Du Jugend treu und todbereit,
Die du mit freud'gem Stolz geblutet,
Erfüllt sind eures Lebens Träume,
Bald wird der Bau vollendet sein,
Bald führt in seine hohen Räume
Der Kaiser alle Brüder ein.

Du Held warst Führer uns zur Macht,
O woll' es nun zur Freiheit werden!
Gieb frei den Geist, verscheuch' die Nacht,
Und gleiches Recht verwalt' auf Erden!
O dir fliegt jedes Herz entgegen,
Es streckt nach dir sich jede Hand,
Schütt' aus auch diesen letzten Segen
Auf's teure deutsche Vaterland!

(20. August 1870.)

11. Vivat Academia!*)

(Originalmitteilung aus des Dichters Hand.)

O fröhliche Studentenzeit,
Du goldner Freudenbecher,
Draus trinken Lust und Seligkeit
Wir nimmersatten Zecher!
Wie fliegt so hoch der Jugendmut,
Wenn wir im Wichs stolzieren,
Wenn wir, durchglüht vom Traubenblut,
Das Festlied intonieren:
Vivat Academia!

Ja, Vivat Academia!
Das ist Musik der Sphärea!
Allzeit im Glanze steh' sie da,
Sie blüh' und wachs' an Ehren!
Ob schwarz-rot-gold, ob blau-rot-weiss
Das Band, das uns umschlinget,
Wer ist so stumm im ganzen Kreis,
Der nicht begeistert singet:
Vivat Academia!

Im Sturm flieht das Triennium —
Des Wechsels sind wir ledig!
Dann geht's in's Philisterium —
*Gott sei uns Sündern gnädig!***)
Doch bleibt das Herz uns frisch und grün;
Im neunzigsten Semester
Mag's noch für Ideale glühn
Und hält sie fest und fester:
Vivat Academia!

Die Alma Mater *strahlt uns stets*
Als schöne Lebenssonne,
Von ihr an allen Festen weht's
Uns an voll Jugendwonne;
Dann sammeln sich von nah und fern
Zu jubelnden Commersen
Die Füchse wie die alten Herr'n,
Dann schall't in Pros' und Versen:
Vivat Academia!

*) Für die Weihnachtsfeier einer Hallensischen Vereinigung, deren Ehrenmitglied der Dichter ist, gedichtet. Eine der jüngsten Dichtungen des Verf.

**) Man denkt unwillkürlich an die Bären und an das Examen!

Und ruft dereinst: 'Semesterschluss!'
Uns zu mit mildem Grüssen
Der himmlische Magnificus,
So soll's uns nicht verdriessen;
Dann werfen wir das Heft bei Seit',
In ew'ge Ferien gehn wir,
Und auf dem Weg zur Ewigkeit
Noch mit dem Tuche wehn wir:
Vivat Academia!

December 1883.

Helene Baronesse von Engelhardt.

Helene von Engelhardt wurde am 2. Sept. (21. Aug. alt. St.) 1850 auf dem Rittergute Wileiki in Litthauen, wo ihr Vater kurze Zeit lebte, als das 3. Kind ihrer Eltern geboren. Schon in ihrer frühesten Jugend war sie schweren Krankheiten unterworfen. Im zweiten Lebensjahre lag sie an der Gehirnentzündung hoffnungslos darnieder; die beiden Ärzte erklärten, Helene müsse, falls das Wunder geschähe und sie dem Leben erhalten würde, Zeit ihres Lebens blödsinnig bleiben. Aber sie wurde gesund und, wenn sie auch schwächlich blieb und für jeden seelischen Eindruck sehr sensibel, so litt sie doch an eigentlichen Krankheiten in der Folge wenig oder gar nicht mehr. Als Helene 5 Jahre alt war, kaufte ihr Vater, Baron Alphons von Engelhardt, das Rittergut Lautzen in Kurland an, und hier verbrachte das heranwachsende Mädchen die glücklichste Jugendzeit, unter den Augen ihres zärtlich und aufopfernd sie liebenden, dazu hochgebildeten und von der Tochter stets wie ein Ideal verehrten Vaters.

Im zwölften Lebensjahre (bis dahin hatte eine Hauslehrerin die Unterweisung geleitet) kam sie in eine öffentliche Mädchenschule einer nahen kurischen Stadt und im 14. Lebensjahre in ein vortreffliches Institut zu Mitau, wo sie ein weiteres Jahr verblieb. Aber in der des Schulzwanges ledigen Dichterin lebte und arbeitete eine unstillbare Wißbegierde. Sie hatte schon seit ihrem neunten Lebensjahre sich in gebundener Rede und jährlich häufiger und erfolgreicher versucht. Jetzt übersetzte sie die Epen der russischen Dichter Puschkin und Lermontow ins Deutsche, ebenso viele englische Lieder, übertrug auch französische Dichtungen in ihre deutsche Muttersprache, ja sogar lettische Lieder, da sie die lettische Sprache schon in der Kinderstube gelernt hatte. Mit den Regeln der Dichtkunst war die junge Dichterin unbekannt, und sie fühlte auch mit tiefem Schmerze instinktiv, daß ihren Gedichten etwas Undefinierbares zugefügt werden müsse, um ihnen wirklichen Wert zu verleihen. Da schenkte der Siebzehnjährigen ihr Vater Gottschalls Poetik, welche

sie mit Heißhunger zu genießen suchte. Um aber auch die in diesem Werke angeführten lateinischen Citate verstehen und für sich fruchtbar machen zu können, trieb die Dichterin mit großem Eifer ohne Lehrer das Studium der lateinischen Sprache. Als von der enormen geistigen Anstrengung der Körper des Mädchens sichtlich geschädigt wurde, unternahm der besorgte Vater 1869 mit seiner ganzen Familie eine Reise nach Stuttgart, wo er seiner Tochter lateinischen Sprachunterricht erteilen ließ, aber auch die Dichterin mit den gefeierten Männern F. Freiligrath und Wolfg. Menzel bekannt machte, welche das Talent der Dichterin durchaus anerkannten und letztere zu weiterer Produktion anspornten. Menzel namentlich riet der Dichterin, ihre offenbare Begabung für epische Poesie weiter zu kultivieren. Auch Bodenstedt interessierte sich, nachdem Helene ihre ersten Dichtungen unter dem Titel Morgenrot herausgegeben hatte, lebhaft für das Dichtertalent. Die lateinische Sprache wurde von der Dichterin zu ihrer großen Freude rasch gelernt; Cornel und Cäsar wichen dem Cicero. 1870 kehrte die Familie, ihren Aufenthalt im Westen durch einen Abstecher in die Schweiz abschließend, nach Rußland zurück und ließ sich in Riga, der nur 6 Stunden von Lautzen entfernten größeren Stadt, nieder, wo die jüngeren Kinder die Schulen besuchen sollten. Die Dichterin ergab sich — hebräischen Studien.

Da brach im Anfang 1872 ein schweres Geschick über die Familie herein. Im Laufe von 14 Tagen verlor die Dichterin durch eine Diphtheritisepidemie die 16jährige und die 13jährige Schwester und den Vater. Auch die Mutter*) lag an der Krankheit darnieder und genas nur langsam. Die Dichterin, welche Tag und Nacht die Kranken gepflegt hatte, erkrankte nicht einmal, wurde aber in der Folge so leidend, daß ihre Mutter die Siechende nach dem Stahlbade Elster, wo die Patientin im Rollstuhl gefahren werden mußte, und von da nach Reichenhall brachte, von wo im Oktober 1872 die Rückreise in die Heimat angetreten wurde.

Einen durchgreifenden Einfluß auf das Leben der Dichterin gewann das Talent und die Begeisterung für die Musik; schon in Stuttgart hatte sie bei Gottfried Linder Klavierunterricht genossen, während ihre beiden jüngeren Schwestern Violine und Cello lernten. In Riga führte ihr Vater ihr den trefflichen Musiker Louis Pabst zu, und sie wurde dessen Schülerin.

Die poetischen und sprachlichen Studien nahm die Dichterin erst im Jahre 1875 wieder auf; ein längeres Leiden, welches sie an das Bett fesselte, legte ihr den Gedanken nahe, Griechisch zu lernen, und sie verdankt dem ewig jungen Homer neue Begeisterung und neues Leben. Homer wurde für sie der Jungbrunnen, aus dem sie Genesung trank.

Im folgenden Sommer verheiratete sie sich mit Louis Pabst, welcher in Riga eine Hochschule für Musik gegründet hatte, und begleitete

*) Olga, geb. Baronesse von Buttlar.

ihren Mann 1877 auf einer Konzerttournee, die von großem Erfolge gekrönt war. Durch eigne schwere Krankheit aber und die allzu großen nervösen Anstrengungen veranlaßt, verkaufte Pabst im Anfang des Jahres 1878 das Institut und beschränkte sich auf Konzertreisen und Herausgabe musikalischer Kompositionen, während seine Gattin aufs neue mit besonderem Erfolge der Poesie sich ergab. Im Jahre 1879 erschienen Pabsts Kompositionen (op. 1—19 bei Spina in Wien), unter ihnen drei opp. Lieder, zu welchen die Dichterin die Texte geschrieben hatte. Zwei seiner Melodramen („Der Harfner" aus der Hochzeitsreise und „Rolf Krakes Tod" aus den normanischen Balladen) erzielten in Wien einen großen Erfolg, desgleichen die Gesangesballade „Die Meerfrau." In den letzten 2 Jahren hat das Ehepaar meist in Lautzen gelebt. Gegenwärtig wohnt dasselbe, körperliche Erquickung zu suchen und mit neuen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart.

Unter den Dichtungen Helenens von Engelhardt-Schnellenstein ist die erste Sammlung unter dem Titel „Morgenrot" schon erwähnt. Die Dichterin hat mit dem Titel zweierlei ausgesprochen und aussprechen wollen, daß sie von ihren Jugenddichtungen nicht allzu hoch, aber auch, daß sie von denselben nicht zu gering denke. Das Morgenrot verkündet den nahen Anbruch des Tages, während noch Dämmerung auf der Natur liegt, aber immerhin es verkündet den Tag als ganz nahe. Die Dichtungen sind noch nichts Klassisches, sie können nur sein und sind nur die in gefälliger, wenn auch nicht immer vollendeter, kunstgerechter Form ausgedrückten Gedanken und Empfindungen, Betrachtungen und Gefühle eines jungen, reichbeanlagten, frommen, unter der Leitung trefflicher Eltern heranwachsenden und von der Schicksalshand noch nicht getroffenen, weltunerfahrenen Mädchens. Das Glück schwebte über der gesegneten Familie, und in diesem Hause des Glückes hatte Helene durch ihre Verse schon als Kind den Eltern und Bekannten Freude bereitet, und es wuchs mit der Anerkennung ohne Frage die Schaffenslust. Die Stoffe liegen im allgemeinen sehr nahe, es sind die Jahreszeiten, die Geburtstage, die kleinen Leiden und Freuden des Backfisches, die hier besungen werden, die ersten Töne des Hoffens und Sehnens, welche hier erklingen. Es ist aber mancherlei außer der formellen Gewandtheit, die sich mit den Jahren steigert, als ein charakteristisches Moment zu finden: Die Dichterin ist selbstständig in ihren Empfindungen, also auch wahr in ihren Worten, mögen die ersteren auch noch so rasch und sehr wechseln, sie ist das im Christenglauben aufgewachsene Mädchen, welches sich und andre mit der Christenhoffnung tröstet (Der Tod S. 110., Das unbekannte Land S. 144, Die kranken Geschwister S. 141.), sie ist von ihrem Dichterberufe frühe erfüllt (vgl. S. 73), sie findet die Welt so schön („Auf Berges Höhn" S. 108), die Heimat am schönsten („Winterabende" S. 46.) und namentlich im Frühlinge („Syringen blühn"); sie freut sich ihres jungen Lebens, und aus ihren Liedern sprudelt ein frischer Humor, mag sie nun den leidigen Regen durch ein lustiges Lied verspotten („Regenlied" S. 19.) oder sich selbst zum Gegenstand der munteren Persi-

flierung machen („Die Backfischzeit“ S. 31. — „Achtung vor der großen Dame“ S. 59. — „Was fangen wir an?“ S. 61. — „Morgen“ S. 79.) Es berührt uns die Frische dieses Geistes immer angenehm, gleichviel, ob derselbe sich des verkannten oder unerkannten Talentes erbarmt („In dunkler Bergesnacht“ S. 25) oder über die „alte gute Zeit“ scherzt (O tempora o mores S. 43.) oder gegen den Wicht Amor das Herz zu panzern sucht („An Amor“ S. 55.) oder sich des alten väterlichen Studentenmantels mit Zärtlichkeit annehmen und den aus Pietät gegen den Vater in einen Damenschlafrock metamorphisierten Zeugen des Fleißes und der Freuden des Vaters aus weiter strebender Pietät ansingen will („Metamorphose eines Mantels“ S. 230.) Und die Dichterin ist noch fast ganz unbefangen in ihrem Thun; — erst spät gesellt sich zu der Lust am Dichten der Ehrgeiz („Ohne Sorgen“ S. 68.), das Ausschauen nach dem Dichterlorbeer. Im allgemeinen sind Naivetät, Frömmigkeit und Humor die charakteristischen Farben, welche im Morgenrot uns entgegenstrahlen.

Ein höchst interessantes Buch ist das „Weinalbum“, fast noch mehr um seines Schicksales, als um des Inhaltes willen. Eine große Anzahl von Rezensenten schloß aus der vielfachen Erwähnung aller Arten von Weinen darauf, daß sie es hier mit einer Sammlung von Trinkliedern zu thun habe, und rechnete dem Dichter es zur besonderen Ehre an, daß er eine Dame war. Andere hielten die poetische Begabung der Dichterin für eine derjenigen Vikt. Scheffels verwandte und meinten, auch damit der Dame ein Kompliment gemacht zu haben. So lobten denn alle, auch die, welche das Buch mißverstanden hatten.

Das Buch hat vor seinem Erscheinen schon seine Geschichte gehabt, und diese ist der Schlüssel für das Verständnis der merkwürdigen Sammlung. Es entstand auf der ersten größeren Reise des jungen Ehepaares der Plan, daß ein Buch angelegt werde, in welchem die heiteren Erinnerungen der Reise festgehalten werden sollten. Zu dem Ende klebten sie, wenn sie in einer schönen Gegend an einem hellen, glücklichen Tage Wein tranken, die Etiquette der Flasche in dieses Buch und schrieben Ort und Datum dazu. Zu Hause angelangt, schrieb die Gattin Gedichte, welche die Eindrücke der Gegend oder einer Situation abspiegelten oder einen Gedankengang, der beide damals bewegt hatte, festzuhalten versuchten, während der Gatte aus dem Gedächtnisse die Lieblingsplätze der Reise in das Buch einzeichnete, dem das Ehepaar den Namen „Weinalbum“ gab. Dieses Buch sah Dr. Haase (in Firma Breitkopf und Härtel) im Jahre 1879, und so gelangte dasselbe an die Öffentlichkeit. Es ist von der Dichterin ihrem Manne, zugleich aber allen gewidmet, welche Lust und Freude lieben, der wanderfrohen, kecken, lebenslustigen und liebeglühenden Jugend und dem Alter, welches in der Erinnerung an die eigene Jugend jung und froh wird, vor allem auch der Heimat, welche der Dichterin eine so frohe Jugend gab.

Also Trinklieder sind diese Lieder nicht, noch weniger Scherzlieder à la Scheffel, sondern sie sind der Spiegel eines jungen Eheglückes

und einer von einem hochbeanlagten, idealgerichteten Künstlerpaare unternommenen, durch Abwechslung besonders genußreichen, Quasihochzeitsreise. Es steckt in diesen Liedern, in welchen die Form von seltener Schönheit und Flüssigkeit ist, der alte Humor der Dichterin, aber zunächst in übermütige Laune, in übersprudelnde Fröhlichkeit, in kecken, munteren Witz und in geistvolle Lebenslust umgesetzt; — es tönt das Lebensglück aus jeder Zeile heraus und die der alten bekannten Mahnung Carpe diem entsprechende neue: Lerne die Kunst, des Lebens froh zu sein; sei jung, bleibe jung mit mir! Der Weingenuß aber ist nur als Symbol des Lebensglückes verwandt, nicht als Mittel zu diesem empfohlen, noch weniger als das Wesen desselben hingestellt. Es ist auch nicht die Sprache des eigentlichen Leichtsinns, die hier erschallt, sondern die des leichten Sinnes der Jugend, welche nach dem Morgen nicht fragt (vgl. Leicht, aber sehr fein! S. 24. — Frühlingsdithyrambus S. 59.), der Lebenslust eines, der wohl zu beten und zu arbeiten versteht, aber ab und an doch auch eine Freude, eine Erholung sucht („Es will der Mensch von Zeit zu Zeit auch eine gute Bowle ha'n! Vgl. Bowlenlied S. 6.), des Liebesglückes, welches nicht mit Königen tauscht (vgl. Sommernachtstraum S. 12. — Rückerinnerung S. 21.), der Wanderlust (Auf der Wanderschaft S. 33—47.), des Künstler-Enthusiasmus, welcher in Dithyramben aussprudelt und perlt, dem Schaumweine vergleichbar (Ein Hymnus der Begeisterung S. 51., Künstlerleben S. 55., Künstlerblut S. 57.) und des reinen, feinen und zugleich reichen Geistes, welcher auch die größten Probleme und mit Vorliebe im Wechselgespräche behandelt und so in Genuß umsetzt (Rheinwein-Humoreske S. 7. — Weltuntergang S. 66.)

Lebenslust, Schaffensmut und poetische Kraft zeichnen auch die folgende Sammlung aus: „Eine Hochzeitsreise". Hier finden sich farbenprächtige Naturschilderungen, hier schlingt Natur und Sage sich lieblich in einander; der Zauber Italiens und Spaniens und die nordischen Winterbilder, Sturm- und Meerfahrt: alles begeistert die Dichterin, in welcher eine außerordentliche Gestaltungskraft, starkes Gefühl und Zartheit der Empfindung lebt. Im Anfang treffen wir auf Lieder vermischten Inhalts, lyrische Ergüsse aus der Zeit des ledigen und des Brautstandes, sowie einige Sagen indischen Ursprunges und das liebliche Märchen König Esthmer, ausnahmslos Dichtungen von hoher Schönheit. Aber schon der neunzehnjährigen Dichterin hatte W. Menzel vorausgesagt, „auf epischen Gebiete sei die Dichterin berufen, Gewaltiges zu leisten." Ihre erste größere Zahl der epischen Dichtungen sind in den Normanischen Balladen gesammelt vor wenigen Wochen erschienen und schon jetzt vergriffen. Die Dichterin hatte sich durch Simrocks Edda anregen lassen, dem Studium des nordischen Altertums sich zuzuwenden, und unter dem Beirate des genialen Forschers Konrad Maurer in München, dem die Sammlung in dankbarer Verehrung gewidmet ist, ist dies köstliche Buch entstanden, welches die auf die Dichterin gesetzten Erwartungen vollauf rechtfertigt. Im Prolog berichtet die Dichterin ihr Zusammentreffen mit der Göttin Saga, der sie die Reihe der nordischen Balladen verdankt, und im Epiloge tröstet Saga die

Dichterin und uns, daß andere Mären noch durch diesen Mund uns sollen kund gemacht werden.

Gegenwärtig ist die Dichterin mit einem großen Epos von 25 Gesängen beschäftigt, dem wir vielleicht schon im nächsten Jahre entgegensehen dürfen; drei kleinere epische Dichtungen auf historischer Grundlage hofft die Dichterin schon in diesem Jahre in einem Bändchen vereinigt herausgeben zu können.

So sind wir denn durchaus berechtigt, diesem hervorragenden dichterischen Talente eine reiche und große Zukunft zu prophezeien, falls die höhere Hand es ferner so leitet und hütet, ferner so segnet, wie bisher.

Werke: *Morgenrot. Jugendlieder von Helene, Baronesse von Engelhardt-Schnellenstein. Stuttgart 1870. (J. B. Metzler.) — *Weinalbum. Gedichte von Helene v. Engelhardt. Leipzig (Breitkopf und Härtel.) 1880. 2. Aufl. 1881. — *Eine Hochzeitsreise v. H. v. E. Stuttgart (J. B. Metzler). 1882. — *Normannische Balladen. Ebd. 1884. —

Proben aus Helenens von Engelhardt Dichtungen.

1. Syringen blühn.

[Morgenrot. Jugendlieder. Stuttgart 1870. S. 37.]

Syringen*) blühn, Syringen blühn,
Nun müssen alle Sorgen fliehn;
Mein Herzchen, bist du wirklich toll,
Ich weiß nicht, was das heißen soll,
Du pochest ohne Rast und Ruh,
Was willst denn du, was willst denn du?
Und treibst stets wilder mir das Blut,
Und jauchzest laut vor Übermut,
Und wirst mir noch den Kopf verdrehn,
Ich kann schon nicht mehr ruhig gehn,
Ich tanze durch das Wiesengrün,
Syringen blühn, Syringen blühn.

Syringen blühn, Syringen blühn,
Auch meine Wangen höher glühn;
Ei, sag doch an, Syringenstrauch,
Birgst du für mich ein Glöckchen auch?
Fünf Blättchen, sieben, achte gar,
Wie sonderbar, wie sonderbar!
Die sieben mögen richtig sein,
Fünf Blättchen sind Geschwister mein,
Zwei andere sind das Elternpaar,
Die sieben sind mir völlig klar,
Jedoch wo kommt das achte hin?
Syringen blühn, Syringen blühn!

Syringen blühn, Syringen blühn!
Die Schwalben in ihr Nestchen ziehn,
Der Storch, der klappert seinen Gruß,
Da steht er schon auf einem Fuß,
Nur die Syringen sehe ich,
Wie seltsamlich, wie seltsamlich!
Ich denke nur ans Blättchen klein,
Was mag mein achtes Glückchen sein?
Der Kukuk ruft und Nachtigal:
Dein Glückchen find'st du schon einmal,
O glaub', das wird dir nicht entfliehn,
Syringen blühn, Syringen blühn!"

---

*) Die Dichterin sagt sonst, dem Sprachgebrauche in den Ostseeprovinzen gemäß: Sirenen.

2. An Amor.

[Morgenrot. S. 55.]

Du loser Schalk, du schlimmer Wicht,
Geh fort, geh fort und nah mir nicht;
Geh fort, du böse Landesplag,
Weil ich dich gar nicht leiden mag.

In deine Näh' will ich nicht gehn,
Denn ich hab' oft genug gesehn,
Was du den Leuten angethan,
Drum flieh ich dich, so sehr ich kann.

Da triffst du heut ein Mägdelein
Mit deinem Pfeil ins Herz hinein,
Der Frühling lacht, die Sonne scheint,
Sie aber senkt den Kopf und weint!

Und du? du böser, schlimmer Wicht,
Du stehst dabei und hilfst ihr nicht,
Du jubelst in die Welt hinein;
Heißt das, der Gott der Liebe sein?

Jetzt triffst du eines Jünglings Herz,
Was macht dein Pfeil ihm doch für Schmerz,
Er sitzt und träumet stundenlang,
An unheilbarer Wunde krank.

Und du, erbarmungsloser Wicht,
Du lachst dazu und hilfst ihm nicht,
Und nun willst du zu mir gar gehn?
Herr Amor, nein, ich danke schön!

Mein Herz, verschließe ja dich fest,
Daß Amor dich in Ruhe läßt,
Du loser Schalk, du schlimmer Wicht,
Geh fort, geh fort und nah mir nicht.

---

3. Das unbekannte Land. (1862.)*)

[Ebd. S. 144.]

Wo ist das Land, wo ist das schöne Land,
Zu dem mich heiße Sehnsucht mächtig zieht?
Ist's, wo der Leu den dunklen Wald durchbrüllt?
Ist's, wo im West die Sonne still verglüht?
Ist's, wo das Nordlicht jedes Aug' entzückt?
Ist's, wo die Datteln und Bananen blühn,
Ist's, wo die Lotosblum' im Wasser schwimmt,
Wohin im Herbst die Wandervögel ziehn?

Wo ist das Land, wo ist das schöne Land,
Ist's, wo Italiens Himmel niederlacht?
Ist's, wo der schöne, stille Genfersee
Die Gegend rings zum Paradiese macht?
Ist's, wo der Rhein, der rebumrankte Rhein,
Im schönen, blüh'nden, deutschen Lande fließt?
Ist's in dem Urwald von Amerika?
Ist's, wo auf Schiras Au die Rose sprießt?

Wo ist das Land, wo ist das schöne Land,
Ist's, wo die Ceder grünt im Libanon?
Muß ich es suchen überm Ozean?
Ist's, wo die Gletscher und Lawinen drohn?
Ist es das Land, wo Milch und Honig fließt,
Das alte, hochgelobte Kanaan?
Wo ist das heißersehnte Wunderland,

---

*) Von der Zwölfjährigen unter äußerlicher Anlehnung an Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland? gedichtet!

Das Heimatland, das ich nicht finden
kann?
So ruf ich klagend und voll Sehn-
suchtsschmerz,
Da plötzlich eine Antwort niederklingt:
„Wenn dein Gebein zu Staub ver-
modert ist,
Und einst Posaunenschall ins Grab dir
dringt,

Dann stehst du auf, verläss’st die Gra-
besruh,
Und wirst dann eingeführt von Gott
und Dem,
Der einst, am Kreuze blutend, für
dich starb,
In’s neue, himmlische Jerusalem!“

4. Maiweinzeit.

[Weinalbum. 1880. S. 10.]

Das ist der Mai, der treibet empor
Die Knospen, die Blüten in Flur und
Hain,
Das ist der West, der küßt ihnen wach
Die süßen, verschlafenen Äugelein.
Die Rebe erblüht, und es rührt sich
der Wein,
Und geheimnisvoll regt sich’s im Wald,
im Wald,
Denn Altmeister Waldmeister wird
wieder jung,
Wenn der Lenz die Erde durchwallt.

Das ist die lust’ge Maiweinzeit,
Da schwirrt es im Kopf und im Her-
zen empor,
Waldmeister kichert im Flaschengrund,
Und flüstert uns närrische Dinge ins
Ohr;

Er flüstert: „Die Jugend, die Jugend
selbst,
Das ist ja die lustige Maiweinzeit,
Das ist die Zeit, wo die Liebe erblüht,
Und jauchzet die Fröhlichkeit.“

„Schaut mich nur an“, so flüstert’s
im Wein,
„Der Waldmeister lebt schon Jahr-
tausende lang,
Dennoch erblühet er hoffnungsgrün,
Bei dem Lerchenschlag, beim Nachti-
gallsang:
Altmeister Waldmeister wird wieder
jung,
Wenn der Lenz erwacht, wenn die
Blüte gedeiht, —
Ihr seid ja noch jung, drum hinab
mit dem Trunk,
In der lustigen Maiweinzeit!“

5. Ein Hymnus der Begeisterung.

[Weinablum 1880. S. 51.]

Es haucht ein Duft durch’s nächt’ge
Rund,
Die Welt durchzieht ein Klingen —
In solcher Nacht, in solcher Stund’
Wovon soll ich Dir singen?

Komm, schenke uns die Becher voll,
Den ersten Schaum vom besten Trunk:
Das Höchste singen will ich dir,
Die Wunder der Begeisterung!

Es lauscht die Mainacht wie im
Traum,
Im Mondenlicht, im zagen,
Es duftet der Kastanienbaum,
Die Nachtigallen schlagen. —

Weißt du, warum die Stunde birgt
So ungeahnte Zaubernacht?
Im Rausche der Begeisterung
Erschuf einst Gott die Maiennacht.

Der Schöpfung Werk vollendet war,
Es tönten Sphärenklänge,
Hinzog das erste Menschenpaar
Durch Edens Schattengänge;
Und Gott sah an das Menschenpaar
Und die schöne Welt und den Himmelsraum
Und lauschte Sphärenmelodien
Und träumte sel'gen Wonnetraum.

Da deckte Dämmerung den Plan,
Tautropfen begannen zu fallen,
Kastanien fingen zu duften an,
Es jauchzen die Nachtigallen;
Und nieder saß das Menschenpaar,
Und schaute stumm in des Vollmonds Pracht,
Und tauschte selig Kuß um Kuß —
Das war die erste Maiennacht!

Schenk' ein, schenk' ein das zweite Glas,
Die Becher laß uns heben;
Durch die Adern kreist das feurige Naß —
Wir träumen nicht, wir leben.
Weißt du, warum die Lebensglut
Im Kelche mag verborgen sein?
Im Feuer der Begeisterung
Erschuf einst Gott den Wein, den Wein!

Begraben Schuld und Sünde war
In Finsternis und Grauen,
Gott sah die auserwählte Schar
Ihm fromm Altäre bauen;
In Liebe schwoll sein göttlich Herz:
„Ich schenk' euch Tau und Sonnenschein,
„Ein zweiter Garten Eden soll,
„Du neu Geschlecht, die Welt dir sein!
„Nicht wandle auf der Erd' umher,
„Gesenkten Haupt's, verdrossen,
„Es hat dein Gott um dich ein Meer
„Des Glückes ausgegossen:
„Schau auf und freue schuldlos dich
„An Liebe, Lust und Labetrank —
„Das Jauchzen froher Menschenbrust
„Ist einem Gott der höchste Dank!"

Da lachte hell wie Lenzesschein
Die Sonne, freudesprühend,
Es färbte golden sich der Hain,
Vor Wonne hocherglühend;
Ein Lächeln warmer Dankbarkeit
Durchflog die Welt — die Traub' allein
Sie weinte Thränen sel'ger Lust,
Und sieh, das war der erste Wein!

Verstehst du nun des Weines Macht —?
Verstehst du die Zauber im Vollmondschein?
Begeisterung haucht in der Maiennacht,
Begeisterung lodert im Wein, im Wein!
Und ob sie als Kunst dir im Herzen erwacht,
Und ob sie dir sprüht in der Liebesglut, —
Begeisterung bleibet die höchste Macht —
Die heute noch selige Wunder thut!

Es rauscht der Hain — die Becher klingen,
O laß mich jauchzen, laß mich singen,
Läß mich empor mit kühnem Schwung
Die Flügel meiner Seele heben,
Und frei durch alle Himmel schweben,
Im Taumel der Begeisterung!

---

6. Laß die Heerstraße links.

[Eine Hochzeitsreise. 1882. S. 7.]

Hoch oben blinkt Schnee auf dem Bergeskamm,
Und unten da stürmt die tosende Klamm*);

*) Die Klamm= ein in Felswände eingeklemmter Sturzbach. —

Bahn bricht sich durch Felsen ihr siegender Lauf,
Es halten nicht Steine noch Klippen sie auf,
In den Wogen da jauchzt es wie wilder Gesang,
Und der Widerhall donnert die Felsen entlang!

Es singet: „o eile nicht flüchtig vorbei,
Du siehst mich so selig, du siehst mich so frei:
Die freie Größe, das Glück gedeiht
In der stolzen, erhab'nen Waldeinsamkeit;
Gehorche dem Beispiel, und achte des Winks —
Laß sie links, laß sie links, laß die Heerstraße links!

„Die Bächlein im Thale, die plätschern so zahm,
Kein Stein in den Weg ihnen störend kam,
Kein Felsen beengt sie mit trotzigem Sinn,
So rieseln sie sachte, gefahrlos dahin,
Und versanden — nichts ahnend von Mühsal und Streit —
In der flachen, schalen Alltäglichkeit!

„Mir aber ward Kämpfen und Siegen zum Los,
Seitdem ich entsprungen dem Felsenschoß,
Und mir lächelt das Glück mit goldenem Strahl,
Wie's nimmer lächelt da unten im Thal,
Das Glück, noch nie mit dem Haufen ging's —
Laß sie links, laß sie links, laß die Heerstraße links!

So tönte das Rauschen und Brausen der Klamm,
Und wir lauschten, gelehnt an den Buchenstamm;
Wir verstanden das Lied, und wir jauchzten es mit,
Dann lenkten wir weiter den rüstigen Schritt:
Und hinein in die duftende Waldnacht ging's —
Blieb sie links, blieb sie links, blieb die Heerstraße links.*)

---

7. Gruß an die Heimat.**)

[Ebd. S. 55.]

Du Land meiner Väter, mein heimisches Land
Du winkst mir „willkommen" im Wintergewand;
Gar weit ist gepilgert mein flüchtiger Fuß,
Nun grüß ich dich wieder mit jauchzendem Gruß!

---

*) Der wichtige Grundgedanke dieser Dichtung ist: Willst du von deiner Reise einen wirklichen Genuß und bleibenden Gewinn haben, so wende dich von der Heerstraße, der Bahn aller Alltagsmenschen, rechts ab auf die Berge, in die Schluchten, in die Wälder.

**) Das patriotische Herz der Dichterin sieht die Landesfarben ihrer Heimat in der Natur und zwar ebenso schön in Winter, als im Sommer und sieht zugleich in den Landesfarben die Symbole ihres Lebens und ihres Schaffens, der Hoffnung, der Treue, der Reinheit — des Mutes, der Ausdauer, der Anerkennung.

Wie prangte hier alles in Blütenschnee,
Da ich winkte vom Hügel mein fröhlich Ade!
Es lag auf den Fluren der Hochsommer heiß,
Du grüßtest mich strahlend in Grün, Blau und Weiß!

Grün ragten die Eichen, so mächtig und hehr,
Grün wallte der Saaten weitwogendes Meer,
Blau blinkten die Ströme, blau glänzte der See,
Und weiß, wie die Schwäne, die Wolken der Höh'!

Jetzt übet der Winter die eiserne Macht,
Verweht ist des Herbstes rotgoldene Pracht,
Es schüttelt der Nordwind die Locken von Eis,
Und wieder empfängt mich dein Grün, Blau und Weiß!

Wie tiefgrün der Tannwald — o köstliche Schau!
Wie winterlich strahlend das himmlische Blau'
Und schimmernd umhüllet die Ferne und Näh'
Mit blendendem Weiße die Decke von Schnee.

Mir aber ist mächtig die Seele entbrannt —
Euch Farben der Heimat, euch grüß ich verwandt:
Ob all meinem Streben, ob all meinem Sein,
Da möget ihr schweben, verklärend und rein!

Das Banner des Mutes, der Treue, des Licht's,
Es strahlt auch durch Dunkel verklärten Gesicht's;
Mein Dichten und Singen, euch kündet's den Preis,
Ihr Farben der Heimat, mein Grün, Blau und Weiß!

---

8. Nordischer Winter.

[Ebd. S. 57.]

Sei mir gegrüßt, mein nordischer Winter!
Mehr als des Südens lodernde Gluten,
Mit üpp'gen Farben,
Mit weichen, erschlaffenden Lüften,
Liebe ich dich,
In deiner rauhen, unzähmbaren Kraft!

Nicht nahest du uns,
Wie dein schwächerer Bruder
Den Fluren des Mittags:
Auf luftigen Schwingen,
Die Regenwolke als leichtes Gewand
Um die Knabenglieder gezogen. — Nein!
Ein trotziger Kämpe, ein Riese der Vorzeit,
Erscheinst du bei uns!
Auf weiten Schneeschuhen kommst du gebraust,
Das Bärenfell um die mächtigen Schultern,
Im Arm den entwurzelten Tannenbaum.
Auf den wilden Locken,
Den weißbereiften,

Wiegt sich der goldgrüne Mistelzweig —
Bei deinem Hauche erstarrt der See,
Und breitet schützend über sich aus
Die Eisesdecke,
Den schimmernden Schild,
Die Äste der Birken hüllen sich flink
In lichte versilberte Rüstung;
Und alles funkelt,
Flimmert und blitzt —
Heil dir!
Sei mir gegrüßt, mein nordischer Winter!

In der Spinnstube aber,
Beim flackernden Kienspan,
Rücken die Mädchen enger zusammen:
Die Spindel surrt —
Sie singen das Lied
Von der wunderschönen Königstochter,
Die im Walde schmachtet,
In einsamem Turm,
Von allen verlassen,
Und nur der zottige, graue Wolf
Harrt ihr zur Seite getreulich aus.

Oder die Alte erzählt geheimnisvoll
Von den dreißig Rittern der Meerflut,
Wie sie, beim ersten Strahle des Frührots,
Einmal im Jahr mit dem greisen Ohm,
Den Wogen entsteigen,
Und staunend betrachten
Das wonnige Schauspiel:
Den rosigen Himmel,
Und die weiten, grünenden Fluren,
Blitzend im Morgentau! —
Wenn aber plötzlich —
Mitten im schaurigsüßen Geplauder, —
Der Hütte Gebälk im Froste kracht,
Dann schrecken sie auf und horchen entsetzt,
Ob draußen der Flüchtling der Berge poche,
Der ohne Schwert aus der Schlacht geflohn,
Den Tod des Vaters nicht gerächt,
Von der Mutter verflucht,
Von der Braut verstoßen,
Und nun, bis zum Weltenbrand,
Umirrt in der eisigen Winternacht,
Und mit Totenfingern an's Fenster pocht,
Einlaß, Obdach begehrend.

Ich aber trete hinaus, und sehe draußen
Die klare, herrliche Winternacht!
Weißblau dehnt sich der Himmel über mir aus;
Hinter den dunklen Wipfeln der Tannen
Hebt sich der Mond mit gerötetem Antlitz,
Staunend ob all der blinkenden Herrlichkeit;
Tausend glänzendgroße, neugierig verwunderte Augen,
Lauschen die Sterne herab in die taghelle Nacht;
Und wo der Wolf aus dem Dickicht des Waldes tritt,
Da knistert der Schnee, und ein Schatten gleitet vorüber:
Du bist es, Winter! mit mächtigen Schritten
Sausest du hin über's spiegelnde Eisfeld,
Und ich schaue dir nach und rufe mit jauchzender Seele:
Heil dir, mein nordischer Winter!

9. Dämmerstunde.

[Ebend. S. 75.]

Der kurze Tag ist hingesunken,
Schon lagern Schatten über'm See,
Nur fern im West ein letztes Funken
Beleuchtet rosig noch den Schnee.

Die Linien um Thal und Hügel
Verschwimmen sanft am Waldesrand,
Es breitet seine grauen Flügel
Der Winterabend über's Land.

Das ist die traute Dämmerstunde,
Von stiller Poesie getränkt;
Es webt ein Zauber in der Runde,
Den noch kein grelles Licht verdrängt.

Nur im Kamin die Flammen knistern
Und werfen ihren roten Schein,
Nur deine Melodien flüstern
In's tiefe Schweigen rings hinein.

Und träumend lausch' ich deiner Weise
Am traulich glimmenden Kamin,
Und durch die Seele zieht mir leise
Der Text zu deinen Melodie'n!*)

10. König Rings Ende.

[Normannische Balladen. 1884. S. 33.]

Die Flut schlägt an die Planken,
Es schäumt die Woge weiß,
Auf seinem Drachenschiffe
Steht König Ring, der Greis.
Er steht in Helm und Brünne,**)
Gerüstet und bewehrt,
Es blitzt an seiner Seite
Das sieggewohnte Schwert.

Und in des Schiffes Grunde,
Da liegt auf blankem Schild
Gesenkt die langen Wimpern
Ein Mägdlein wundermild;
Mit Blumen in den Locken,
Mit Blumen in der Hand,
Die lieblichste der Leichen
In lichtem Brautgewand.

„Um dich hab' ich gerungen,
Um dich hab' ich gekriegt,
Die Feinde sind geschlagen,
Und doch steh ich besiegt:
Dieweil mich Odins Walten
Mit Ruhm gekrönt im Streit,
Hat dich der Neid der Brüder
Dem frühen Tod geweiht.

Nicht wollt' ich ihre Krone,
Begehrte nicht ihr Land,
Ich warb in Fried' und Fehde
Nur um der Schwester Hand;
Walvater***) warf den Kriegsspeer,
Die Schar der Feinde wich,
Die Schlacht hab' ich gewonnen —
Verloren hab' ich dich!"

Und seine Arme hebet
Der greise Sigurd Ring:
„Zum letzten mal, Allvater,
Ich Sieg von dir empfing;
Zum letzten mal den Raben†)
Die Atzung ich erkor,
Zum letzten male warf ich
Den Wölfen Futter vor.††)

*) Im Gedichte ist also der Gatte, der Komponist L. Pabst, der Angeredete.
**) = Brustharnisch.
***) Walvater oder Allvater zwaren zwei der vielen Namen Odins.
†) Odin war stets von den beiden Raben Munin und Hugin begleitet, vgl. Bodenstedts: Hugin und Munin, Erl. V. S. 151. Deshalb führt er auch den Namen Rabengott (Hrafnagud.)
††) Die Wölfe Geri und Freki sind ebenfalls Odins stete Begleiter und Tischgenossen. (Vergl. Simrocks Edda, S. 303.)

Nimm auf den greisen Helden
Zu deiner Kämpen Heer,
Er kommt mit Helm und Brünne,
Er kommt mit Schild und Speer;
Und wenn dich Midgardschlange
Und Fenriswolf bedroht,*)
Dann zieht an deiner Seite
Er kühn zu Kampf und Tod!"

Der König schaut noch einmal
Empor zum Sonnenlicht,
Er küßt noch einmal leise
Der Liebsten Angesicht:

„Dich hat man mir gemordet,
Und bist doch mein fortan" —
Drauf zündet er die Fackel,
Die längst bereite, an.

Gerichtet ist das Steuer,
Die Segel ausgespannt,
Der Alte wirft die Fackel,
Auflodert heller Brand,
Dann haucht er stahldurchbohret
Die Heldenseele aus,
Und brennend treibt der Drache
In's off'ne Meer hinaus.

---

11. Olaf und Helga.

[Ebend. S. 37.]

Die Brandung schlägt an die Felsenwand,
Es hüllt sich die Woge in Gischt und Schaum,
Schön Helga lauschet am Uferrand,
Wie die Wellen zerschellen am Klippensaum.
Da tönt ihr ein Ruf, ein gedämpfter, ans Ohr,
Da klimmt es die Stufen zum Felsen empor,
Jetzt eilige Schritte — ein Jubellaut!
„Ich grüße dich, Helga, du liebliche Braut!"

„„O fliehe, Held Olaf, entfliehe alsbald,
Dich suchen die Häscher, dein harret der Tod,
Mein Vater bedroht dich mit Heeresgewalt,
Getreu König Haralds Gebot.
Seit dem Unglückstage, der brach deine Macht,
Da Harald siegte in offener Schlacht,
Hat er dich geächtet, verbannt, beraubt,
Und Mörder bedrohen dein Haupt!""

„Auf Felsen, Geliebte, von Wogen umbraust,
Dem Sturmvogel nur und der Möve bekannt,

---

*) Die Midgardschlange, von Loki und der Riesin Angurboda erzeugt, wurde von den Asen ins Weltmeer geschleudert und wird später emporsteigen, unermeßlich gewachsen, und im Weltuntergange (Ragnarok) gegen die Götter streiten, und gegen Thor unterliegen, der sie mit seinem Hammer erschlägt, dann aber in ihrem Blute ertrinkt. — Fenriswolf, ihr Bruder, ein furchtbares Untier, wird an der Vernichtung der Welt mit thätig sein. Er verschlingt dann die Sonne mit dem gegen ihn streitenden Odin. Nur der — in diesem Falle von Odin zu unterscheidende — Allvater (Alfadur) wird ihn endlich töten, indem er den Rachen bis an den Schlund auseinanderreißt.

Da hab' ich bis hiezu verborgen gehaust,
An einsame Klippen gebannt.
Doch die brennende Sehnsucht, sie trieb mich her
Übers tosende Meer, —
Gerüstet schon harret mein Schiff in der Bucht,
O folge mir, Liebste, zu eiliger Flucht!

„Ein Eiland weiß ich an Wundern so reich
Mit Wäldern und Triften und fischreicher Flut,
Dort bricht aus starrender Gletscher Bereich
Der lodernden Flammen lebendige Glut.*)
Und siedende Quellen durchströmen den Hain,
Und Herden weiden auf üppigem Rain,
Und der Mann der dort landet ist frei fortan,
Niemand unterthan,
Als den Göttern auf Asgards**) seligem Plan!"

Horch!...rollender Donner!...Grau dehnt sich das Meer,
Die Strudel kochen, die Brandung zischt,
Es flattert und kreischet der Möven Heer
Und badet die Schwingen in Schaum und Gischt,
Und ein Schifflein schwankt auf empörter See,
Bald auf schwindelnder Höh, bald im Abgrund jäh,
Doch im Schifflein die Herzen, die pochen so kühn,
Die Lippeln lächeln, die Augen sprüh'n.

„O Liebchen, der Friede steht nahe bevor —
Nur vorwärts, mein Schifflein, nach Westen gewandt!
Bald richt' ich die Hochsitzpfeiler empor
Im neuen Lande, im Wunderland!
Wo von trotzigen Bergen gewaltig umringt
Die Freistatt winkt,
Da gründ' ich die Heimat an sicherem Port,
Kein König Harald vertreibt uns von dort!"

Dumpf grollen die Wogen, das Wetter bricht los,
Das Schifflein ächzet, vom Sturm erfaßt,
Schon liegt es begraben im Meeresschoß . . .
Nein! wieder erhebt sich der schwankende Mast.
Die Windsbraut toset mit heulendem Pfiff
Um die beiden im Schiff,

---

*) Es ist natürlich Island gemeint.

**) Asgard ist die Wohnstätte der Asen, der oberen Götter, Midgard die Erde, die Menschenwohnung. Asgard oder Asaburg war die grünende Heimat der Götter.

Die schau'n mit verschlungenen Händen stumm
In die gähnende Nacht ringsum.

Und sieh, aus dem düsteren Schoße der Nacht,
Da steigt es empor in flammendem Glanz,
Von Türmen und Zinnen ein leuchtender Kranz,
Paläste und Thore aus Goldespracht:
„Held Olaf, und siehst du das Eiland nicht,
So rosig und licht?
Sprich, ist das Islands Klippengestein,
Das so golden strahlt in die Nacht hinein?"

„„Das ist nicht Islands Gebirge und Thal,
Nicht Flammen sind es und Gletscher nicht, –
O das ist Folkwang, der selige Saal,
Wo Freya thronet in ewigem Licht.*)
Es tanzen die Paare durch's Wonnegefild',
Und Freya lächelt so göttlich mild!
Sie winket — sie neigt sich — sie ladet uns ein —
O Liebchen mein!
Sie zieht uns empor in die seligen Reih'n!"" — —

Der Sturm ist verflogen, die Brandung vergrollt,
Zerstoben das schwarze Gewölk der Nacht,
Der Himmel leuchtet in ewiger Pracht,
Die Wogen schimmern in Morgengold,
Und es wiegen sich leis' auf dem spielenden Meer
Des Schiffleins Trümmer, zersplittert und leer, —
Und die darauf schiffen sind frei fortan,
Niemand unterthan,
Als den Göttern auf Asgards seligem Plan.

Peter Friedrich Engstfeld.

[Quellen: *Vorwort zu den Zeugnissen aus dem verborgenen Leben. — *Barthel, Nationallitt. der Neuzeit. S. 975. — *Kraus, Geistliche Lieder. S. 82. — *Brümmer a. a. O. I. S. 175.]

Am 6. Juni 1793 wurde Peter Friedrich Engstfeld zu Heiligenhaus im Kreise Elberfeld als Sohn eines Kupferstechers geboren. Seine Mut-

*) Freya ist die Göttin der Liebe, Odurs Gemahlin, der sie verläßt und nicht wiederkehrt. In ihrem Pallaste Folkwang in Asgard nimmt sie die Guten und Edeln, namentlich auch die Liebespaare auf, während Odin Walhalla, die Burg, für die streitbaren Helden öffnet.

ter starb gleich nach der Geburt des Knaben, und der Vater, welcher sich — nebenbei bemerkt — durch Selbstunterricht in Mathematik, Physik und Astronomie nicht geringe Kenntnisse erworben hatte, auch die letzteren in Herstellung mancher mechanischen Arbeiten verwertete, mußte den Sohn fremder Pflege anvertrauen und konnte erst später, als der Sohn sich für das Lehramt entschieden hatte, einigen Unterricht seinem Sohne in seinen Spezialfächern erteilen. Noch sehr jugendlich erhielt Peter Friedrich Engstfeld eine Gehilfenstelle an der lutherischen Pfarrschule in Elberfeld und 1811 kam er als lutherischer Lehrer nach Duisburg. 1816 verheiratete er sich mit einer Lehrerstochter aus Mülheim an der Ruhr Wilhelmine Christine Osius. In den dreißiger Jahren wurde er zum Organisten an der (reformierten) Salvatorkirche ernannt.

Früh kehrte die Not in diesem Hause ein und wich nie völlig aus demselben. Der Dichter hatte zuletzt außer dem alten Vater elf von 13 ihm geborenen Kindern und eine neun Jahre lang in hohem Grade gemütskranke Frau zu erhalten, und zwar mit der Besoldung eines Volksschullehrers! Dazu kamen eigene schwere Krankheiten, welche ihn auf längere oder kürzere Zeit ans Krankenbett fesselten.

In jener Zeit brachen dem Manne, welcher sich redlichste Mühe gab, sich durchzuschlagen, alle irdischen Stützen, aber der strenge Rationalist, der er bisher gewesen war, machte die volle Erfahrung der Gnade Gottes, und alle seine Sorgen fühlte er mit einemmale sich abgenommen. Fröhlich hob er sein Haupt empor und hielt es auch in den nun kommenden Trübsalen, den Läuterungsgluten, aufrecht; er durchlebte auch die lieblichsten Erquickungsstunden zur Abwechselung und zur Ermutigung für den schwergeprüften Kreuzträger und erfuhr oft in wunderbarer Weise die Erhörung seiner Gebete, die freundliche Durchhilfe Gottes in der schwersten äußersten Not und die Bestätigung des festen, unerschütterlichen Glaubens.

Noch mehr; die Erfahrung der göttlichen Gnade machte Engstfeld zum Dichter, und die neuen Anfechtungen und Erquickungen wurden die Anlässe, daß der Dichter, welcher seine Not nur seinem Gotte klagen konnte, seine Gefühle, seine Zuversicht und seinen Dank in Lieder ergoß, welche als Zeugnisse aus dem verborgenen Leben im Jahre 1840 zuerst erschienen und 1846 eine zweite Auflage erlebten. Engstfeld war auch sonst als pädagogischer Schriftsteller thätig, hauptsächlich wohl, um die äußere Not nach bestem Vermögen zu besiegen.

Nach kurzer Krankheit wurde Engstfeld am 4. Oktober 1848 in die Ewigkeit abgerufen. Seine irdische Not hatte ein Ende. Pastor E. W. Krummacher, auch ein geistlicher Dichter, welcher schon früher durch eine Sammlung bei Freunden die drückendsten Schulden Engstfelds getilgt hatte, gab aus dem Nachlasse des Dichters ein zweites Heft geistlicher Lieder heraus.

Engstfeld ist eine beachtenswerte Erscheinung auf dem Gebiete der geistlichen Poesie; obzwar seine Lieder nicht immer völlig glatt in der Form sind, pulsiert doch in sämtlichen starkes Gefühl; seine Lieder sind wahre, tiefe und kraftvolle Zeugnisse des inneren Lebens. Allerdings steht der spezifisch subjektive Ton der Dichtungen ihrer Aufnahme in Kirchen-Gesangbücher entgegen; um so mehr sind sie angefochtenen Seelen zur privaten Erbauung zu empfehlen.

Werke: a, Poesieen: Zeugnisse aus dem verborgenen Leben oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten. 1840. Essen. — *2. Aufl. (verb. und verm.) Ebd. 1846. — Dieselben. 2. Heft (herausg. von Past. Emil W. Krummacher). Ebd. 1849.

b, Chorgesänge zum kirchlichen Bedarf für Ziffernsänger. I. Heft. Essen. (G. D. Bädeker.) 1825. — Gesangfibel für höh. Bürgerschulen und Gymnasien, oder 400 methodischgeordnete kurze musikalische Sätze mit untergelegtem Texte. Ebd. 1830. — Gesangfibel für Elementarschulen (300 Sätze). 1830 Ebd. — Kleine praktische Gesangschule. Übungsbuch für Ziffernsänger. Ebd. 1825. — Kurze Beschreibung des Tonziffernsystems. Ebd. 1825. — Grundzüge des Generalbasses, nebst Aufgaben für angehende Choralspieler 1828. Ebd.

Proben aus seinen Dichtungen.

1. Die Versiegelung.

[Zeugnisse aus dem verborgenen Leben. 2. Aufl. 1846. S. 1.]

Auf, empor mit Adlersflügeln,
Mein Geist, zu jenen heil'gen Hügeln,
Von wo dir Seligkeit entquillt!
Mich durchströmt des Himmels Wonne,
Der Herr ist meines Lebens Sonne;
Ich bin verklärt in Christi Bild.
Mir ward das teure Pfand:
Gott hat in Seine Hand
Mich gezeichnet.*)
Zu ihm empor,
Der dich erkor,
Mein Geist, und sing' im höhern Chor!

Heller flammt der frohe Glaube,
Mein Geist erhebt sich von dem Staube
Und schwebt empor zu Gottes Thron.
Nicht mehr unterm Sündenfluche, —
Mein Name steht im Lebensbuche,**)
Geschrieben von dem ew'gen Sohn.
Getilgt ist meine Schuld
Durch Christi Gnad' und Huld.
O, Erbarmer!
Aus Angst und Not
Von Sünd' und Tod
Errettest Du, mein Herr und Gott!

Geist vom Vater und vom Sohne
Du bringst das Siegel mir vom Throne,
Das Zeugnis: Gottes Kind zu sein.***)
Herr, Du zählst mich zu den Deinen,
Die Gnadensonne seh ich scheinen,
Des Himmels Seligkeit ist mein.
Gesalbt bin ich vom Herrn.†)
Es strahlt der Morgenstern
Mir im Herzen.††)
Im Jubelton
Preis' ich den Sohn,
Und schwing mich auf zu seinem Thron.

---

*) Jes. 46, 16. **) Luk. 10, 20. ***) Röm. 8, 16. †) 1. Joh. 2, 27. ††) 2. Petri 1, 19.

Wenn auch noch im Staubgewande,
Schon sind gesprengt des Todes Bande;
Ich leb im ew'gen Sonnenschein.
Ohne Mängel und Gebrechen,
Von Sünden frei, und frei von Schwächen,
Geh ich dereinst zum Himmel ein.
In Jesu Opfertod
Blüht mir das Morgenrot
Ew'gen Lebens.
Mich schrecken nicht
Grab und Gericht:
Der Glaube führt zum ew'gen Licht.

Jesus, Jesus! Welch Erbarmen
Du giebst die Seligkeit mir Armen,
Der ich des Heils so unwert bin.
Du hast mich den Finsternissen,
Dem Fluch des ew'gen Tod's entrissen;
Anbetend sink ich vor Dir hin.
Du hast mich Dir geweiht,
Mir Deine Herrlichkeit
Offenbaret,
Herr, ich bin Dein,
Und Du bist mein,
So laß es ewig, ewig sein!

---

2. Ergebung in Trübsal.

[Ebend. S. 42.]

Nur tiefer hinein!
Es wird doch das Unglück nicht bodenlos sein,
Und will dich ein grauender Schwindel umfließen,
Dann darfst du die zagenden Augen nur schließen.

Nur tiefer hinein!
Du trägst die Sorgen mit nichten allein.
Und wenn dir auch Menschen die Hülfe versagen,
So hört doch der Vater im Himmel dein Klagen.

Nur tiefer hinein!
Und trachte nicht, selbst dir ein Retter zu sein!
Denn was du beginnst, es wird dir zerrinnen.
Nur Glaub' und Vertrauen kann Hülfe gewinnen.

Nur tiefer hinein!
Am Ende wird's endlich geendiget sein!
Und hast du den Kelch deiner Leiden geleeret, —
Dann wird dir nach Traurigkeit Freude bescheeret.

Nur tiefer hinein!
Am Boden erglänzet ein himmlischer Schein;
Und gehst du geduldig in's nächtliche Grauen,
So wirst du die rettende Vaterhand schauen.

Nur tiefer hinein!
Da strahlet dir endlich das Edelgestein,
Und bist du im eigenen Nichts dir entschwunden, —
Dann hast du in Jesus dein Alles gefunden.

Nur tiefer hinein!
Zur Tiefe muß der, der erhöhet will sein.
Lern glaubend geduldig vertrauen — und bete —
Dann wird dir der Abgrund zur himmlischen Stätte.

---

3. Der Gnadenruf.

[Ebend. S. 95.]

Stimm an den frohen Jubelchor
Mein Geist, und schwebe hoch empor!
Dir ward ein neues Unterpfand
Von Gottes Throne hergesandt;
Es strahlet dir in Flammenschrift:
Der Herr lenkt alles, was dich trifft!

Ein Gnadenruf, laut, klar und rein,
Drang tief mir in das Herz hinein;
Und tönen wird es ewiglich:
Er liebet dich! Er liebet dich!
Das sollt' ein Stern in Nächten sein,
Bricht mir der finstere Tag herein.

Er liebet mich! Er liebet mich!
Was wär mir nun noch fürchterlich? —
Und säh denn auch wie Nacht und Graus
Die nächste Zukunft schrecklich aus, —
Sie ist mir doch nicht fürchterlich; —
Im Herzen tönt's: Er liebet dich!

---

4. Angstruf.

[Ebend. S. 147.]

Nur Du, o Herr, nur Du alleine
Kennst meines Lebens schrecklich Los.
Es ist zu viel, es ist zu groß! —
Ach, sieh die Thränen, die ich weine!
Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!
Herr, mach die Prüfung nicht zu schwer!

O, Vater, Vater, hab Erbarmen!
Hör', wie Dein armes Kindlein fleht,
In Einfalt sprech' ich mein Gebet:
O, rette, rette, Herr, mich Armen!
Laß ab, mein Vater, Gott, laß ab!
Der Kummer drücket mich in's Grab.

Herr Jesus, denk' an Deine Worte
Du hast mir Rettung zugesagt.
Sieh, wie Dein armes Schäflein zagt,
Und jammernd irrt von Ort zu Orte.
An Vaters Thron, mein Jesus, sprich,
Ich fleh zu Dir, ein Wort für mich!

Hilf, Geist des Höchsten, hilf mir beten,
Gib meinem schwachen Worte Kraft!
Und ist mein Glaube mangelhaft,
Dann laß Dein Seufzen mich vertreten.
Ich ruf um Rettung aus Gefahr, —
Trag Du mein Flehen zum Altar. —

5. Warnung vor innern Täuschungen.

1. Joh. 4, 1.

[Ebend. S. 64.]

Hat der Glaube Flügel dir geliehen, —
O, dann schwebe fröhlich himmelan!
Eine neue Welt wird dir erblühen,
Mit des Himmels Schönheit angethan,
Himmelskräfte werden dich durchwehen,
Irdisches verschwindet deinem Blick,
Wirst im Bunde mit dem Himmel stehen,
Und genießen wirst du Engelglück.

Hast den Geist du des Gebets empfangen, —
O, dann schwinge jauchzend dich empor!
Das Erbetene wirst du erlangen;
Dringe bis zum Gnadenthrone vor!
Mehr noch, als du batest, wird dir werden,
Selbst der Himmel ist dir aufgethan.
Rufe nur in Not und in Beschwerden,
Rufe glaubend nur den Vater an!

Hat die Gnade dich emporgehoben,
Durftest du ins Buch des Lebens sehn;
Durftest du im Heiligtume droben
Bei dem Vater, bei dem Sohne stehn:
O, dann preise laut des Herrn Erbarmen,
Der so gnädig auf das Niedre sieht,
Der das Herz des Ärmsten aller Armen
Mit des Himmels Seligkeit durchglüht!

Aber laß nicht Irrtum dich befangen
Sei kein Ball erregter Phantasie!
Unter deinen Rosen lauern Schlangen,
Schwärmerei erwächst, du weißt nicht wie.
Innres Licht wird oft zum Irrlichtscheine, —
Finstre Nächte streuen Unkraut aus.
Nur die Bibel hilft dir hier alleine;
Gottes Wort treibt alle Teufel aus.

Emil Engelmann.

Am 26. Aug. 1837 wurde zu Kirchheim u. T. der Dichter Emil Engelmann geboren. Er absolvierte das Gymnasium zu Stuttgart und war im Begriffe, sich philosophischen und theologischen Studien zu widmen, als ihn Familienverhältnisse veranlaßten, in das Geschäft seines Vaters C. G. Engelmann, der in Stuttgart eine der ersten deutschen Schaumweinfabriken gegründet hatte, einzutreten und so der wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen.

Schon in der Schule und später in den wenigen Stunden, welche der kaufmännische Beruf ihm freiließ, widmete sich Engelmann der Poesie und legte sich besonders auf die Gestaltung der hochpoetischen Sagenwelt unserer Vorzeit, in welche er durch Werke Uhlands, Simrocks, der Brüder Grimm &c. eingeführt wurde. Daneben begleitete er auch die bedeutsamen Ereignisse in der Entwicklung des deutschen Vaterlandes mit seinem für die Einheit Deutschlands begeisterten Gesange. Für einen Cyklus solcher patriotischer Lieder, „Kaiserlieder“ betitelt, erhielt Engelmann von Gastein aus das Bild S. M. des deutschen Kaisers Wilhelm. —

Seine lyrischen Dichtungen wurden durch süddeutsche Komponisten, wie Attinger, Lachner, Stark u. a. komponiert, und namentlich hat ein Cyklus schwäbischer Dialektlieder: „Aus dem Schwabenlande“ weitere, ja bis nach Amerika, Verbreitung gefunden. Von seinen Sagendichtungen wurden einige, z. B. Dornröschen und Waldelfe, mit lebenden Bildern bei verschiedenen Veranlassungen (so im Stuttgarter Hoftheater und zum Besten der Denkmäler von Freiligrath und Mörike) zur Darstellung gebracht. An den bekannten Schillerfeiern des Stuttgarter Liederkranzes nimmt Engelmann als Sprecher am Denkmale hervorragenden Anteil.

Der Dichter lebt als glücklicher Familienvater in geachteter Stellung und günstigen Verhältnissen zu Stuttgart. Er gehört zu dem von Weitbrecht und Paulus in dem „Schwäbischen Dichterbuche“ (Stuttgart, Bonz) vereinigten großen Kranze lebender schwäbischer Dichter, welche wir zum Teil der mittleren, zum Teil der jüngeren schwäbischen Dichtergeneration zuzählen.*)

Reinlyrisch ist nur eine kleine Sammlung von Liedern im Volkstone und in schwäbischer Mundart; es sind die 8 von Ludwig Stark komponierten Lieder: Aus dem Schwabenland. Sämtliche Lieder, welche die Hauptmotive der Liebe (Erwachen, Abschied, Zweifel, Trauer, Heimweh, Wiedersehen &c.) behandeln, sind harmlos, gemütvoll, echt volksmäßig, so daß man zu ihrem Lobe nicht mehr sagen könnte.

Der Hauptzug des Dichters ist freilich der zur Epik. Und die Schriften, welche er uns darbietet, beruhen auf gründlichen Studien, tiefem Verständnisse und zeigen ein unverkennbares Talent auf dem epischen Gebiete. Zweierlei hat der Dichter, freilich mit ungleichem Erfolge, erstrebt, die poetische Gestaltung unserer deutschen Volksmärchen und diejenige der Göttersagen. Zwar der Leistung nach steht der Dichter in der Behandlung der letzteren nicht wesentlich hinter derjenigen seiner Märchen zurück, aber die Sprödigkeit des Stoffes erschwert die Aufgabe, und die große Menge fremdklingender mythologischer Namen, welche, obwohl sie der germanischen Götterlehre angehören, doch dem größeren Publikum noch nicht geläufig genug sind, und die Notwendigkeit, schier jedes Gedicht zuvor an der Hand eines sorgfältigen Kommentares, der freilich bei Engelmann nicht fehlt, zu studieren, ehe dasselbe genossen werden kann, schreckt doch sehr viele Leser von derartigen Dichtungen zurück. Aber der wirkliche Litteraturfreund und der Freund der alten Sagen und der mythologischen Traditionen unseres Volkes, in denen eine überaus erhabene Naturanschauung in der Form markiger Göttergeschichten verborgen ist, wird um so größeren Reiz an diesen Darstellungen finden, welche schon im dichterischen Gewande von packender Kraft sind, dem in ihre eigentliche Bedeutung Eindringenden aber neue ungeahnte Genüsse bereiten.

Der Dichter hat mit seinen Werken jedem Alter und jeder Bildungsstufe zu genügen gestrebt und, wie ich nicht zweifle, genügt. Seine Volksmärchen,

*) Die schon erwähnten Kaiserlieder sind nicht als solche im Drucke erschienen, und eine Sammlung und Herausgabe der in Zeitschriften zerstreuten Dichtungen hat noch nicht stattgefunden.

von denen der Froschprinz, der treue Johannes und Dornröschen sich im ersten Bande finden, während der zweite Band die Waldelfe, den Fischer und seine Frau in poetischer Form, die anderen (Blitz und Donner, die 3 Thäler, die Schwanjungfrau, das Schiff, das über Land und Meer fährt) in Prosa, aber vortrefflich erzählt, darbietet, sind so behandelt, daß man über die Leichtigkeit der Darstellung sich geradezu erstaunt und jedermann mit vollem Genusse Dichtung wie Erzählung lesen wird. Doch hat der Dichter sein Hauptaugenmerk auch jetzt noch auf die Einführung der deutschen Jugend in die Dunkel der Vorzeit, in die Geheimnisse, welche die Urgroßmutter (=Edda) erzählt, gerichtet, und um das Verständnis zu erleichtern, in der Neuen Folge von Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit einen populären, sehr klaren Überblick über die germanische Göttersage (Mythologie) den zuerst in Prosa und dann erst in Poesie dargebotenen Einzelerzählungen vorangestellt.*) Es ist zu hoffen, daß die vielfachen Anstrengungen der Dichter der Neuzeit (wir nennen nur Felix Dahn, Esmarch, H. v. Engelhardt, Hermann Hölty als Beispiele), die reichen Schätze der germanischen Überlieferung zu heben und dies harte und doch so edle Metall in gute Münze auszuprägen, von Erfolg begleitet sein werden. Ich halte es auch für keinen Schaden, wenn unsere Jugend in ähnlicher Weise, wie sie in die griechische Mythologie hineingeführt, mit der heimischen vertraut gemacht wird, hoffe auch eine günstige Wirkung, nämlich Hebung des Nationalbewußtseins, und kann nur die Begeisterung derer nicht teilen oder anerkennen, welche — und dafür mehren sich leider auch die Stimmen — sich vom Christentum hinweg als dem Schlechteren zu dem altgermanischen Heidentum als der wahren, reinen, poetischen Naturreligion zurücksehnen.

Engelmanns Begabung, durch seine Darstellung auch weitere Kreise auf dem Gebiete des Märchens und der Helden- und Göttersage zu orientieren, hat sich im neuesten Werke: „Die schönsten Mären und Heldensagen der Vorzeit" wiederum auf das glänzendste bewährt. Ganz besonders ist auch der pädagogische Takt des Dichters in der Auswahl und Darstellung anzuerkennen, wie denn auf der anderen Seite die vortreffliche Ausstattung aller dieser Werke nicht unerwähnt bleiben darf.

Überhaupt hat Engelmann (denn der Märchen gedachten wir schon) im ersten Bande (1879. 2. Aufl. 1881) seiner Volksmärchen und Göttersagen vier der letzteren Art, und zwar diese auf grund der bedeutendsten Quellen behandelt und erläutert: 1. Himir und Thor. Das Lied vom Sommerbier (aus der älteren Edda), 2. Das Utgardloki-Lied (aus der jüngeren Edda), 3. Das Rugnirlied (aus der Skalda) und endlich Odin und Frigga oder der Ursprung der Langobarden (aus Paulus Diaconus entlehnt). Die neue Folge enthält außer der schon erwähnten Götterlehre noch die Abschnitte: Walhalla,

*) Auch sind unter den Märchen nur solche ausgewählt, welche mit der altdeutschen Mythologie in unverkennbarem Zusammenhange stehen, und es ist an sich schon um der am Schlusse jedes Bandes in dieser Beziehung gegebenen Aufschlüsse und Deutungsversuche willen die Lektüre dieser Märchen von hohem Interesse.

*Odin und Walhalla, *Die Walküren, Der Weltbaum und die Nornen, *Yggdrasil, Der Weltbaum, *Die Nornen, *Loki und sein Geschlecht, Thors Kampf mit der Midgardschlange, *Die Baldursage, *Die Götterdämmerung (Die mit * bezeichneten Stoffe sind in Prosa und Poesie dargestellt).

Der dritte Band (die schönsten Mären und Heldensagen) erzählen uns (nur in kleineren Abschnitten auch in Poesie) von Helgi und Swawa, Sigurd und Brünnhild, Walter und Hildegund, vom alten Hildebrand, von Ritter Timm, Nordagest, dem Harfner, von Gudrun,*) Parzival*) und dem Gral und Lohengrin.

Engelmanns Werke haben bislang schon eine sehr große und verdiente Anerkennung gefunden. Die poetische Darstellung ist gewandt bei aller Einfachheit und von einem besonderen Duft und Zauber durchzogen, welcher den Leser an das Buch fesselt. Namentlich ist das bei den Dichtungen des ersten Bandes der Fall. Die aufregende Kraft der Balladen haben sie freilich nicht, sollen sie auch nicht haben; im Gegenteil, der Gedanke, vor allem der Jugend zu dienen, hat den Dichter bestimmt, nicht nur der Einfachheit in der Darstellung sich zu befleißigen, sondern auch die Märchen wenigstens (nur bei den Göttermären war das unthunlich) hie und da etwas umzubilden und mit einer Pointe zu versehen, welche als wichtige Lebensregel am Schlusse ausgesprochen wird. Im zweiten Bande hat die neuere Nibelungenstrophe vielfache und zweckentsprechende Anwendung gefunden. —

Mit einem überaus angenehmen Gefühle schließen wir den Bericht über Emil Engelmanns Dichtungen, soweit sie uns zugänglich und veröffentlicht worden sind, ab. Die Poesie, für so viele arbeitbeladene Menschen nur ein Steckenpferd, ist für Engelmann mehr, nämlich Honigfall und Wasser aus dem Urdbrunnen, Labsal und Erquickung.

Werke: *Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit. Mit einem Titelbild. 1878. *2. Aufl. 1881. Stuttgart (Bonz u. Comp.) — *Dasselbe. Neue Folge. 1882. Mit einem Titelbilde zu „Waldelfe" von E. Weißer. 1882. Ebd. (J. B. Metzler.) — Märchenbilder aus germanischer Vorzeit. Mit 10 Bildern in Lichtdruck von E. Weißer. (8.30 M., eleg. geb. 10 M.) [Enthält nur Dornröschen, den Froschprinz und die Waldelfe] Ebd. 1882. — *Aus dem Schwabenland. 8 Lieder im Volkston von Engelmann mit Singweisen für eine Stimme mit Pianoforte von Ludwig Stark. (op. 73.) Stuttgart (G. A. Zumsteeg.) — *Die schönsten Mären und Heldensagen der Vorzeit. Getreu nach den Quellen geschildert. Mit 12 Illustrationen nach Zeichnungen von W. und H. Kaulbach, K. Häberlin, R. E. Kepler, E. Weißer. Stuttgart 1884 (Neff.).

Proben aus seinen Dichtungen.

1. Die Walküren.

[Volksmärchen und Göttersagen. Neue Folge. 1882. Stuttgart, S. 136.]

Wer reitet hoch in den Wolken daher,
Auf schnaubendem Roß mit geschwungenem Speer?

---

*) Diese beiden Abschnitte sind besonders eingehend und anschaulich dargestellt.

Es flattern die Mähnen der Hengste wild,
Es klirren die Brünnen, es rasselt der Schild.

Wie Wetterschein, der des Blitzes Geschoß
Ausstreut, so sprüht es von Roß zu Roß,
Und Schlossen regnets von Mähne und Zaum
Auf die Erde nieder in Busch und Baum.

Doch unter dem Helm mit den Schwingen des Aars
Da schimmern wie Sonne die Locken des Haars,
Da strahlen die Augen wie Himmel so blau,
Da leuchten die Wangen wie Rosen in Tau;

Und der nervigen Arme schneeige Pracht
Wie Schwanengefieder in Seees Nacht —
Wer sind die Genossen in Helm und in Schild,
Wer sind die Gestalten so wild und so mild?

Die Wolken zergehn, und es leuchtet der Tag;
Da spähen hinab sie in Stoß und Schlag,
In der kämpfenden Heere blitzende Reihn,
In die männermordenden Speere hinein. —

Das sind die Walküren von Odin gesandt;
Sie stürmen einher in Kriegergewand;
Sie stürmen herab in Gewitterpracht,
Zu der Erde herab, zur Männerschlacht.

Sie reiten hoch über den Helmen des Heers,
Und schirmen die Sieger, die Recken des Speers,
Und kiesen mit blitzender Augen Schein
Die Streiter, die sie dem Tode weihn,

Dem schönsten Tode, das Schwert in der Hand,
Dem heiligen Tode fürs Vaterland;
Die bleichen Helden sie sinken zurück, —
Doch Odin winkt und Walhallas Glück.

Sie führen sie hin zu Walvaters[1]) Saal;
Da sitzen die Fürsten, die Asen[2]) beim Mahl;
Sie reichen die Schalen mit Meth gefüllt;[3])
Den Trank, dem ewige Jugend entquillt.

Und wieder zurück in Stoß und Schlag
Geht es, und also fort jeden Tag,

---

[1]) = Allvater oder Odin.
[2]) Die himmlischen Götter, soweit sie von Bör abstammen.
[3]) Der Göttermeth, welcher den Eutern der Ziege Haidrun entfließt, erweckt die gefallenen Helden zu neuem Leben. Sie heißen jetzt Einherier.

In der beißenden Schwerter blitzende Reihn,
In die Beile und Pfeile und Speere hinein.[4]) —

Das sind die Gestalten in Helm und in Schild
Mit den Brünnen von Erz und den Herzen so mild,
Das sind die Mädchen im Kriegergewand,
Das sind die Walküren, von Odin entsandt.

---

2. Die Nornen.

[Ebend. S. 152.]

Es schreiten zu dem heiligen Weltenbaum[1])
Als wie im Traum
Drei hohe Frauen ernst gedankenschwer
Schweigend einher,
Und gießen auf den Stamm die heilige Flut,[2])
Die leuchtend dort in Seees Tiefe ruht.

Das sind die Nornen.[3]) Manchen Zweig herab
Zum Runenstab
Schneiden vom Baum sie. Legen ruhelos
Der Menschen Loos
Dem irdischen Geschlechte zum Entstehn,
Zum Wachsen und Gedeihn und — zum Vergehn.

Vor ihnen gibt es weder Raum, noch Zeit,
Noch Ewigkeit;
Was war, was ist, und was dereinst wird sein,
Nur sie allein
Erkennen es. Vorwissend schaut ihr Blick
Jedwedes Glück und jedes Mißgeschick.

Und selbst die Fürsten in Walhallas Saal
Schaun allzumal
Hernieder zu den runenweisen Fraun
In Furcht und Graun,
Denn auch der Götter wandellose Bahn
Sie ist den Schicksalsschwestern unterthan.[4])

Oft schallt von ihrem Munde ein Gesang
Vom Untergang,
Vom Untergange. Alles, was besteht,
Zerstäubt, zergeht;
Die Götter selbst, so ewig schön und jung,
Vergehen in der Götterdämmerung.

Das sind die Nornen. Zu dem Weltenbaum,
Als wie im Traum
Ziehn jeden Tag sie ernst gedankenschwer,
Schweigend einher,
Und gießen auf den Stamm die heilige Flut,
Die leuchtend dort in Seees Tiefe ruht.

---

[4]) Jeden Morgen kämpfen die Helden mit einander und töten sich auch, werden aber bis zum Mittage wieder heil und sitzen dann friedlich zusammen mit den Asen zum Ael- oder Biertrunke vereint.

[1]) Die Welteneſche, welche den Bestand der Welt mit ihrem Dasein abbildet und garantiert, heißt Yggdrasil.

[2]) Der heilige Urdbrunnen, mit dessen Wasser die Weltesche täglich besprengt wird.

[3]) d. h. die drei des Schicksal bestimmenden Jungfrauen Urd, Werdandi, Skald, zum Unterschiede von den Nornen, welche bei der Geburt eines Kindes dessen Lebenslauf voraussagen.

[4]) Auch die Götter gehen mit der Welteneſche in der Götterdämmerung unter.

3. Der Froschprinz.

[Volksmärchen und Göttersagen. I. 2. Aufl. 1882. S. 3.]

Es war vor vielen Jahren
Ein König wohlgemut,
Der hatte sieben Töchter
So frisch wie Milch und Blut,
Und schön wie Frühlingsblumen;
Die jüngste aber war
Die schönste unter allen,
Ein Mägdlein wunderbar.

Die Sonne, die doch Vieles
Und Herrliches geseh'n,
Blieb Mittags an dem Schlosse
Oftmals verwundert steh'n,
Denn auf der ganzen Erde,
Die doch so groß und weit,
War nirgend mehr zu finden
Solch hohe Lieblichkeit.

Nun war ganz nah beim Schlosse
Ein großer dunkler Wald,
Drin standen hohe Bäume,
Viel hundert Jahre alt,
Und in dem Wald ein Brunnen
An schatt'gem Lindenbaum,
Dort saß das zarte Mägdlein
Gar oft in halbem Traum.

Sie saß am Rand des Brunnens
Wohl viele Stunden lang,
Und lauschte auf die Bienen
Und auf der Vögel Sang;
Und eine gold'ne Kugel
Die war ihr liebstes Spiel,
Hoch in die Luft geworfen
Sie glänzend niederfiel;

Vom Lindenbaume glitt sie
Herab von Ast zu Ast
Und ward von ihren Händen
Dann sicher stets gefaßt.
So trieb sie's mit dem Spielzeug
Schon viele Wochen lang,
Einsmal jedoch die Kugel
Vom Lindenaste sprang.

In weitem Bogen flog sie
Hell auf den Brunnenrand,
Und von dem Rand ins Wasser
In's kühle und verschwand.
Wohl stürzt' das flinke Mägdlein
Mit lautem Ruf und Schrei
Als wie ein junger Falke
Zum Brunnen schnell herbei.

Sie schaute und sie flehte
Hinunter in die Flut:
„O lasse meine Kugel
Aus deiner kühlen Hut!"
Sie schaute und sie flehte
Und weinte manche Stund,
Doch keine gold'ne Kugel
Stieg aus dem dunkeln Grund.

Da rang sie ihre Hände
Und rauft' ihr gold'nes Haar,
Gleich wie ein helles Bächlein
Zerfloß ihr Augenpaar;
Sie streckte ihre Arme
Zum Himmel klagevoll,
Als plötzlich eine Stimme
Vom Brunnen her erscholl:

„O trockne deine Thränen
Und laß das Klagen sein,
Ich hole von dem Grunde
Die gold'ne Kugel dein,
Doch vorher möcht' ich fragen,
Was beutst du mir zum Lohn,
Nicht will ich deine Perlen,
Noch deine gold'ne Kron?

„Ich will nur dein Geselle,
Will dein Gespiele sein,
An deinem Tisch mich laben
Und aus dem Becher dein,
An deinem Herz mich wärmen,
Dich schauen Nacht und Tag,
Weil mir's im kalten Brunnen
Nicht mehr gefallen mag."

Das Königskind verwundert
Sah einen Frosch im Gras,
Der an des Brunnens Rande
Im kühlen Schatten saß.
Sie dachte: Was das Fröschlein
Zu mir da schwatzt und spricht,
Das kann ich wohl versprechen,
Ich halt es eben nicht.

Sie sprach: „Freund Wasserpatscher,
Ich sag Dir alles zu,
Bringst nur die gold'ne Kugel
Mir aus dem Brunnen du."
Als dies der Frosch vernommen,
Da sprang er von dem Rand
Des Brunnens in das Wasser,
Taucht' unter und verschwand.

Und über eine Weile
Da stieg er aus dem Grund
Und hielt die gold'ne Kugel
Im breit gespalt'nen Mund;
Mit lautem Freude-Quacken
Warf er dem Königskind
Die Kugel in die Hände,
Das sprang als wie der Wind.

„Wart, warte", rief das Fröschlein,
„Quack, quack und nimm mich mit!
Ich kann nicht mit dir laufen
In solchem Schritt und Tritt,
Quack, quack, du hast's versprochen,
Ich ford're meinen Lohn!"
Umsonst ist all sein Rufen,
Das Mägdlein springt davon. —

Am andern Tag, — sie saßen
Gerad am Mittagsmahl, —
Da kam's plitsch platsch gekrochen
Zum hohen Marmorsaal,
Da pocht es laut und lauter,
Da rief es an der Thür:
„O Königstochter jüngste,
Mach auf und komm herfür!"

Der Vater hört' das Rufen:
Wer ist's, der dein begehrt?
Ist es ein Gast, ihm werde
Der Eintritt nicht gewehrt;
In meiner Königshalle
Soll er willkommen sein,
Steh auf, schließ auf die Thüre
Und laß den Rufer ein!"

Des Königs jüngste Tochter,
Die wird bald blaß, bald rot:
„O Vater, liebster Vater,
Ich schäme mich zu Tod!
Da draußen vor der Thüre,
Da steht kein lieber Gast,
Ein Frosch ist's, dem ich thöricht
Versprach in blinder Hast:

„Er dürfe mein Gespiele
Und mein Geselle sein,
Weil er mir aus dem Brunnen
Geholt die Kugel mein.
Horch! wieder schreit er draußen
Aus voller Brust: quack, quack!
Hans, wirf ihn doch die Treppe
Hinab mit Sack und Pack!"

Der Diener will vollbringen,
Was ihm die Maid befahl,
Da tönt des Königs Stimme
Gar mächtig durch den Saal:
„Ein Wort muß wie ein Felsen
So unbeweglich sein,
Steh auf, schließ auf die Thüre
Und laß den Frosch herein!"

Mit grimmgepreßten Lippen
Gehorcht' die schlanke Maid,
Sie trug ihr Lebetage
Noch nie solch Herzeleid.
Die Schwestern alle lachten,
Als nun mit Anstand zart
Der Frosch sich tief verneigte
Nach edler Ritter Art.

Dann hüpfte er mit Würde
Den weiten Saal entlang,
Indessen die Erzürnte
Voraus zum Tische sprang.

„Halt Königstochter jüngste,
Dein Tisch ist mir zu hoch,
Komm, hebe den Gespielen
Zu deinem Teller doch!“

Die Königstochter wendet
Sich ab verdross'nen Muts,
Da schaut des Vaters Auge
Gar ernst; — sie seufzt und thut's.
Sie thut's, doch will kein Bissen
Ihr munden mehr vom Schmaus,
Der Frosch jedoch der bläht sich,
Als wär er hier zu Haus.

Die Teller und den Becher,
Die macht er fröhlich leer;
„Sag an, sag an, Gespielin,
Das Auge wird mir schwer,
Nach solchem leckern Mahle
Da ist der Schlaf gesund;
Ich möcht' auf deinem Lager
Jetzt ruhen eine Stund.“

Da bricht in bittre Thränen
Das grimme Mägdlein aus:
„Im Schlosse nicht, du Frecher,
Im Wald bist du zu Haus,
Dort wird am Brunnenrande
Dein altes Loch noch sein,
Da drinnen magst du schlafen
Kühl zwischen Moos und Stein!“

Und wieder schaut der König
Sie ernsten Auges an:
„O Tochter, jüngste Tochter,
So ist's nicht wohlgethan!
Der Frosch war dir zu Willen,
Dem Helfer in der Not
Sollst du den Wunsch erfüllen,
Das ist mein ernst Gebot.“

Die Maid in Zorn und Schrecken
Wird wie die Wand so bleich;
Doch dem Gebot gehorsam
Nimmt sie ihn allsogleich;
Sie springt zur Kemenate
Hinauf mit ihrer Last
Und setzt dort auf den Teppich
Den unliebsamen Gast.

Dann will sie schweigend gehen;
Da ruft der Frosch: „Halt an!
Du gehst nicht, eh du alles,
Was ich verlangt, gethan.
Du bringst mich jetzt zu Bette,
Zu woniglicher Ruh,
Und schließ'st mit sanftem Finger
Mir leis die Augen zu!“

„Du garst'ger Frosch! nicht länger
Erweis ich dir jetzt Huld,
Du bist noch nicht meine Herre,
Zu End ist die Geduld!“
Sie spricht's und nimmt das Fröschlein
Mit grimmgeballter Hand,
Ein Wurf — — und platt geschmettert
Fällt tot es von der Wand.

Da klingt es ihr im Ohre:
Gedenke Deiner Pflicht!
Ihr däucht, sie seh vor Augen
Des Vaters ernst Gesicht;
Im Wurfe hält sie inne, —
Sie bringt den Frosch zur Ruh
Und schließt mit sanftem Finger
Ihm leis die Augen zu.

Doch halt! was ist geschehen,
Täuscht sie ein irrer Traum?
Vom Lager da erhebt sich
— Sie traut dem Auge kaum —
Vom Lager da erhebt sich
Ein junger Königssohn,
In seinen dunkeln Locken
Grüngoldig eine Kron.

Von Rittern und von Knappen
Erfüllt ist Hof und Schloß —
Was sagst du, Königstochter,
Zu deinem Spielgenoß?
Verzaubert saß am Brunnen
Er manches böse Jahr,
Nun bietet der Erlöste
Dir Herz und Krone dar.

Die Jungfrau lächelt heiter
Wie helles Sonnenlicht:
„Solch edlem Spielgenossen
Weigr' ich die Freundschaft nicht;
Wenn dir's gefällt, so steigen
Hernieder wir zum Saal,
Ich werd, gebeut's mein Vater,
Mit Freuden dein Gemahl.

Schon stehen sie zusammen
Am hohen Fürstenthron,
Der König ruft: „Willkommen,
Erlöster Heldensohn!
Du hast, ich seh's, verwandelt
Der Tochter spröden Sinn,
Drück in die blonden Locken
Den Brautkranz immerhin!

„Dir aber, jüngste Tochter,
Sag ich ein ernstes Wort,
Das üb auf deinem Throne
In guter Treue fort:
Halt stets, was du versprochen,
Nachdem du's gut bedacht,
Das Wort, das Wort der Wahrheit
Hat hohe Wundermacht!

„Drum schließ dein ganzes Leben
Den Spruch in's Herz hinein:
Das Wort soll wie ein Felsen
So unbeweglich sein."*)

---

4. Zweifel.

[Aus dem Schwabenland. S. 8.]

Dort, wo des Bächle rinnt,
Dort liegt e Wiese,
Und auf der Wiese drinn
Da steht e Baum;
Was i de Winter lang
G'sponne han, g'wobe han,
Des thue i giesse
Nebe dem Baum.

Jetzt kann des Leineg'web
Trockne und bleiche.
Bleiche de Sommer lang
Weiß wie der Schnee:
Bleiche de Sommer lang,
Ach mir isch s'Herz so bang:
S'will halt net weiche
Von mir des Weh.

Denn i denk immer dra**)
Dort an dem Plätzle,
Dort sind mer manches Mal
G'sessa zu zwei:
I han ins Aug' em guckt,
Er hat ans Herz mi druckt,
„Einziges Schätzle,
Mei mueſcht du sei!"

Ach des isch lang scho her,
Seit mer dort g'sesse,
Er isch im Krieg ja fort,
Weit übern Rhei:
Was i jetzt bleiche thue
S'Leichekleid, s'Hochzichg'wand,
Wer kanns ermesse?
Gott weiß's allei!

---

*) Das Märchen ist uralt und stammt aus Hessen, wo, wie die Gebr. Grimm (Märchen Bd. III.) nachgewiesen haben, auch noch andre Brunnenmärchen im Volksmunde leben, z. B. das Märchen von den Königstöchtern, welche für ihren kranken Vater Wasser holen wollen. Da ist es die dritte, welche gern hält, was sie versprochen hat und so den verzauberten Königssohn erlöst. Auch mit dem „eisernen Heinrich" steht das Märchen in Verbindung. Aber das eigentliche Froschprinzmärchen haben auch die Schotten. Es ist also uraltes germanisches Erbgut. Jedenfalls erinnert der goldene Ball an die goldenen Bälle, mit welchen die Asen spielten, und der Brunnen an des Riesen Mimirs Brunnen. (Vgl. Engelmanns Anm. a. a. O. S. 179 ff.)

**) Die mit lateinischer Schrift gedruckten Vokale sind mit einem Nasallaut zu sprechen (vgl. das französische on, un).

5. Im Nachen.

[Aus Georg Jägers: Schwäbische Liederchronik. 1875. Nr. 3. Stuttgart. Komponirt von L. Attinger.]

O heller Frühlingsmorgen,
O goldner Sonnenschein!
Ich rudre ohne Sorgen
Weit in die See hinein.

Die grünen Wellen blinken,
Die lauen Lüfte wehn,
Aus duft'ger Ferne winken
Der Heimat wald'ge Höhn.

Es ziehen weite Kreise
Die Möven um mich her,
Vom Ruderschlage leise
Aufschauert rings das Meer,

Aufschauert im Gemüte
Mir leis ein alter Traum,
Der ach! so schnell versprühte,
Wie dieser Wellen Schaum.

---

6. Der Eichenbaum.

[Ebd. 1876. Nr. 5.]

Im Walde steht ein Eichenbaum,
Den hat der Blitz versehrt;
Es hat den Stamm auf weiten Raum
Die scharfe Glut verzehrt.

Doch in dem Grunde blieb er stark,
Der sturmerprobte Stamm:
Gesunde Wurzel, festes Mark
Hält Kron und Äste stramm.

Es hat die Zeit mit moos'gem Grün
Der Wunde Riß verdeckt,
Und in die Lüfte stolz und kühn
Der Baum die Wipfel reckt.

Mein Herz, auch dich riß scharf ein Strahl
In allen Fugen los,
Legt auch auf deiner Wunde Mal
Die Zeit ihr heilend Moos?

---

7. Reisemorgen.

[Ebd. 1876. Nr. 13.]

Wie weht so frisch der Morgen,
Wie ist die Welt so weit!
Es liegt, fahrt ab ihr Sorgen,
Mein Wanderstab bereit.

Wohl hängt noch in dem Thale
Ein Hauch der trüben Nacht,
Doch sind vom Sonnenstrahle
Die Höhen schon erwacht.

Die grünen Berge ragen
So hell zum Himmel auf;
Drum laß das bange Fragen,
Wach auf, mein Herz, wach auf!

Karl Enslin.

[Vergl.* Brümmer a. a. O. II. Ergänz. S. 44.]

Karl Wilhelm Ferdinand Enslin ist am 21. Sept 1819 zu Frankfurt a. M. geboren; er wandte sich dem Lehrerberufe zu und absolvierte das Lehrerseminar in Eßlingen in Württemberg. Seit 1843 wirkte er als Lehrer an der städtischen Töchterschule in Frankfurt a. M., wo er am 14. Okt. 1875 gestorben ist.

Enslin hat als Dichter und Schriftsteller fast nur der Jugend gelebt. Die einzige Sammlung, welche offenbar auch die Erwachsenen als Leser voraussetzt, ist die bei Brockhaus erschienene: „Fromm und frei.“ Aber auch dort findet sich sehr vieles, was höchstens die Jugend anspricht. Der Dichter hat eine große Leichtigkeit des Reimes und für die reine Lyrik ein gewisses Talent. Nur scheint es mir etwas überschätzt worden zu sein, vielleicht infolge der Empfehlung eines E. Hentschel und der gefälligen Kompositionen von Widmann und zahlreichen Zeitgenossen. Die Lieder sprechen durch ihren frommen Geist an, in dem freilich wesentlich nur zwei Gefühle zu leben scheinen, Freude über die schöne Natur und Vertrauen auf die Vatergüte Gottes. Spezifisch christliche Gedanken sucht man in den Gedichten vergebens. In den Kinderliedern findet sich manches recht gemütliche Plaudern, aber an den Humor, an die Pointierung der Kinderlieder Dieffenbachs reichen sie entfernt nicht heran, und christlichen Hintergrund haben sie gar nicht; denn, daß in einem Weihnachtsliede das Christkind als das Geschenke bringende Wesen bezeichnet wird, will doch nichts sagen.

Damit will ich den Wert einzelner Gedichte nicht geleugnet und andrerseits geradezu die weite Verbreitung mancher Lieder zugestanden haben; der Einführung sind die Komponisten oft stärkere Wegebahner gewesen, als der Dichter mit seinem Texte. Für die Unterstufe der Volksschule aber bot Enslin unendlich viel poetischen Lesestoffes, und daß derselbe vielfach Aufnahme fand, wird nicht Wunder nehmen. Es fehlte Besseres, oder es fehlte der Geschmack — und an beidem war Enslin unschuldig. Er sang, so gut er konnte, und er verdient keinen Tadel; wenn sein Gesang bewundert wurde.

Werke: Gedichte für die Jugend. Frankf. a. M. 1846. — *Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend. Leipzig. 2. Aufl. 1851. 3. Aufl. 1859. — *Lieder eines Kindes. Gedichte für die Jugend. Ebd. 1855. — *Fromm und frei. Gedichte. Ebd. 1856. — *Lebensfrühling. Kinderlieder von Karl Enslin, für Schule und Haus, ein-, zwei- und dreistimmig komponiert von Benedikt Widmann. Bevorwortet von Ernst Hentschel. 1. Heft. 2. Aufl. 1862. Leipzig, C. Merseburger. 2. Heft 1. Aufl. 1858. Ebd. — Frankfurter Sagenbuch. Sagenhafte Geschichten aus Frankfurt a. M. Neue Ausg. Frankf. a. M. 1861. — *Moosblüten. Poetische Erzählungen, Parabeln und Fabeln für die Jugend. Ebd. 1857. — Lichtbilder aus dem Kindesleben. Erzählungen für die Jugend. Stuttgart 1855. 3. Aufl. 1870. — Rätselgespräche für die Jugend. Frankfurt. — Fromm und frei. 20 Lieder für drei- und vierstimmigen Knabenchor hsg. von G. Rochlich. Weimar 1867. — Lustige Geschichten für die Kinder. 2. Aufl. Stuttgart 1871. — Neckrätselbuch von Dr. Franklin von Ensfurt (pseud.) 2. Aufl. Frankf. 1856.*)

Proben aus Karl Enslins Dichtungen.

1. Die heilige Nacht.

[Fromm und frei. 1856. S. 13.]

Die Lichtlein flimmern an dem Weihnachtsbaum.
Das kranke Kind, es liegt im Fiebertraum.
Die Mutter weint und sitzt am Bettlein traurig.
So hell im Stüblein ist's und doch so schaurig.
O heilige Nacht!

„O Kind, noch gestern fröhlich und gesund,
Wie hast du dich gefreut auf diese Stund!
Wie sorgsam hab' ich dir den Baum geschmücket!
Wie war mein Herz ob deiner Lust entzücket!
O heilige Nacht!" —

„O Mutter, Mutter, siehst den Baum du nicht,
Geschmückt mit sternenhellem Himmelslicht!
Und siehst du nicht die Engel ihn umschweben!
Sie wollen mich empor zum Himmel heben!
O heilige Nacht!" —

„O Kind, du träumst! Ach wärest du gesund!
Nimm diesen Kuß noch auf den bleichen Mund!
Schlaf ruhig, Kind! Wie hell die Lichtlein blitzen!
Ich will sie löschen! Mög dich Gott beschützen!
O heilige Nacht!" —

„O Mutter, nein, ich bin ja nicht mehr krank!
Für deine Liebe, für dein Bäumlein Dank!
Ach, sieh, es wächst empor ins Sterngewimmel!
Die Englein tragen mich hinauf zum Himmel!
O heilige Nacht!" —

Das Kind verstummt. Der Mutter wird so bang';
Sie weint und schluchzt, verhüllt ihr Antlitz lang'.
Dann, als sie wieder küßt ihr Kind, das bleiche,
Hält sie umfangen eines Christkinds — Leiche.
O heilige Nacht!

---

2. Sonnenaufgang.

[Ebd. S. 27.]

Ich steh' auf Berges Gipfel:
Der Bäume hohe Wipfel
Durchsäuselt frisch die Morgenluft;

Die düstern Nebelstreifen,
Sie dehnen sich und schweifen —
Es sinket und zerrinnt ihr Duft.

---

*) Eine Frankfurter (die Wintersche) und die Stuttgarter (Cheliussche) Verlagsfirma sind erloschen.

Mit Purpurröte säumen
Sich in den weiten Räumen
Die Wolken und mit Goldesglanz;
Und heller wird es immer,
Und in den Glutenschimmer
Verliert die Dämmerung sich ganz.

In stiller Ruhe wiegen
Die Wesen sich, noch liegen
Gebirg und Thal in Schweigen da;
Es lassen sich nur hören
In feierlichen Chören
Der Vögel Lieder fern und nah'.

Jetzt aber dringet prächtig,
Jetzt steiget siegreich mächtig
Die Sonne aus dem Wolkenmeer;
Sie hebt in goldnen Gluten
Sich aus den trüben Fluten,
Und hell und licht wirds ringsumher.

Der du die Sonne schufest,
Der du sie täglich rufest,
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Um deine Welt zu schmücken,
Die Menschen zu beglücken —
Sei hochgelobt in Ewigkeit!

---

3. Blumenglocken.

[Ebd. S. 42.]

Die Glockenblumen läuten.
Was hat dies zu bedeuten?
O komm heraus ins Feld!
Hörst du die Vöglein singen!
O wunderlieblich Klingen!
Anbetung Ihm zu bringen,
Dem Herrn der schönen Welt!

Ihr Blumenglocken, klinget!
Ihr frommen Sänger, singet!
Ich knie und bete hier!
O Gott, den ich nicht sehe,
Ich fühle deine Nähe!
Du weißt, um was ich flehe:
Ein reines Herz gieb mir!

---

4. Gute Nacht.

[Ebd. S. 65.]

Sonne wieget sich und sinket
Hinter Bergeshöh' zur Ruh'.
Wie im Feierglanz sie blinket!
Ihrer lieben Erde winket
Still den Abendgruß sie zu:
Gute Nacht!

Grillchen zirpet, Käfer brummet,
Vöglein singt sein Abendlied,
Bienchen ziehet heim und summet;
Jedes, eh' es ganz verstummet,
Wünscht dem andern Ruh' und Fried':
Gute Nacht!

Hälmlein in dem Winde schwanken,
Blümlein nicken schlummervoll,
Bäume mit den Epheuranken,
Alle grüßen sich und danken
Freuderfüllt und kummervoll:
Gute Nacht!

Und die Menschen auch, sie legen
Ihre Arbeit hin zur Ruh';
Eh' sie gehn dem Schlaf entgegen,
Wünschen sie sich Gottes Segen,
Rufen sich in Liebe zu:
Gute Nacht!

5. An den Mond.*)

[Ebd. S. 100.]

Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin;
Deines Schöpfers weiser Wille
Hieß auf jener Bahn dich ziehn.
Leuchte freundlich jedem Müden
In das stille Kämmerlein!
Und dein Schimmer gieße Frieden
Ins bedrängte Herz hinein!

Guter Mond, du wandelst leise
An dem blauen Himmelszelt,
Wo dich Gott zu seinem Preise
Hat als Leuchte hingestellt.
Blicke traulich zu uns nieder
Durch die Nacht aufs Erdenrund!
Als ein treuer Menschenhüter
Thust du Gottes Liebe kund!

Guter Mond, so sanft und milde
Glänzest du im Sternenmeer,
Wallest in dem Lichtgefilde
Hehr und feierlich einher.
Menschentröster, Gottesbote,
Der auf Friedenswolken thront:
Zu dem schönsten Morgenrote
Führst du uns, o guter Mond!

---

6. Storch und Spatz.**)

[Lebensfrühling. 2. Heft. 1858. S. 11.]

Es hat der Storch sein Nest gebaut:
Und als er froh umher nun schaut,
Hoch über allen Häusern,
Da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Neste in den Reisern.

Da spricht der Storch: Mein Nest ist groß;
Du bist ein kleines Vöglein bloß;
Ich thu dir nichts zu Leide;
Du bist in gutem Schutz bei mir;
Kein Mietgeld nehme ich von dir;
's ist Platz hier für uns beide.

Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihn kein Leid gethan
Und hat ihn nicht verstoßen.
Sie wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Großen.

Christoph Friedrich Eppler.

Christoph Friedr. Eppler, am 10. Juli 1822 zu Kirchheim a. N. im Württenbergischen Unterlande geboren, bildete sich auf dem Seminare zu Eßlingen 1837—39 zum Volksschullehrer aus und diente als solcher an verschiedenen Schulen seinem Vaterlande, bis er 1845 durch Wilh. Hoffmann, nachmaligen Hofprediger in Berlin, als Lehrer an die Missionsschule zu Basel berufen wurde. Hier wirkte er bis zum Jahre 1852,

*) Die Melodie (Volksweise) findet sich in Hentschels Kinderharfe und im Lebensfrühling (1862. 2. Aufl.) S. 7.

**) Komponiert von J. G. Frech.

worauf er bis 1856 noch an Basels Universität Theologie studierte; dann wurde er Erzieher der Söhne des eidgenössischen Oberst Alioth, sammelte die im ehemaligen Bistum Basel zerstreut lebenden Protestanten zu einer evang. Gemeinde in Arlesheim im Birsthale (1856—66), wurde darauf Pfarrer der Gemeinde Waldenburg im Basler Jura und lebt seit 1877 in gleicher Eigenschaft in Birsfelden bei Basel.

Schon als Lehrer am Missionshause war Eppler schriftstellerisch thätig. Er schrieb das Leben des Armeniers Hatub Natscharoff und das des Indianermissionars David Bovinerd. Auch gab er, angeregt durch seinen väterlichen Freund Albert Knapp, den bekannten christlichen Dichter und Schriftsteller, seine Missionslieder unter dem Titel: „Missionsharfe“ heraus. Später schrieb er die Geschichte der Gründnng der armenisch-evangel. Gemeinde in Schamachi, Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, sowie die Schrift: Der Kämmerer aus Mohrenland oder die erste Heidenbekehrung; ferner das litterarhistorische Bild: Karl Rudolf Hagenbach.

Seine lyrischen religiösen Dichtungen erschienen zerstreut in verschiedenen Sammelwerken und Zeitschriften, z. B. in der „poetischen Nationallitteratur der Schweiz.“ IV Bde. (Hsg. von Weber und Honegger. 1879.), in den „Sänger aus Helvetiens Gauen“ von Ernst Heller (Bern.), im „Volksblatt für die reformierte Kirche der Schweiz,“ im „Altes und Neues“ (von Kritzler zuletzt redigiert), im „Religiösen Jahrbuch“ von Sturm (Wiesbaden, Niedner).

Die erste größere Sammlung bietet uns der Dichter in der vor zwei Jahren erschienenen Schrift: „Blätter und Blüten vom Lebensbaume.“ Gedichte 2c.

Sind es auch nicht durchweg religiöse Dichtungen im engeren Sinn, so ist doch auch keines der in den Blättern und Blüten dargebotenen Gedichte ohne ernsten Hintergrund oder vielmehr ohne ernste Pointe. Der Titel der Sammlung aber besagt, daß diese Lieder der Ertrag eines Lebens, der ernstesten und gesegnetsten Stunden einer Erdenwanderung sind. Und obzwar die Gedichte unter sich mitunter verwandt sind im Inhalt und Tone, so sind sie doch von andrer Poesie unabhängige Klänge und zwar reine, zarte, innige Poesien, denen Julius Sturms und Albert Knapps an Gehalt und Form nahestehend, formgewandt, milden, versöhnenden Geistes, schöne Blüten, ja Früchte aus einem evangelischen Pfarrgarten, welche recht wohl geeignet sind, auch in deutschen Christenhäusern Segen zu stiften. Das Werk zerfällt in folgende Abteilungen: I Zeit und Tage, ein Cyklus dem Kirchenjahre sich anschließender Gedichte mit einer doppelten Zugabe, Liedern, zur Verherrlichung der heiligen Handlungen und auf die verschiedenen Jahres- und Tageszeiten gedichtet; II. Nach der Schrift, d. h. sinnige Auslegungen schöner Bibelworte; III. In der Stille, persönliche, innere Erfahrungen abspiegelnde Lieder; IV. Aus Kirche und Welt: christliche Gelegenheitsgedichte und V. Zur Mission. — Eine besondere Neigung zeigt der Dichter zur Behandlung der Glosse, und er verwendet dabei die Aussprüche weltlicher Dichter mit großem Ge-

schicke, indem er nicht selten mit neuem Geiste die gedachten Aussprüche erfüllt.

Werke: a. Missionsharfe. *Blätter und Blüten vom Lebensbaume Gedichte. Bern (Wyß) 1881.

b. Das Leben des Armeniers Hakub Natscharoff. — Das Leben des Indianermissionars David Bovinerd. — Geschichte der Gründung der armenisch-evangelischen Gemeinde in Schamachi. Ein Lebensbild aus der armenischen Kirche und Basler Mission nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Basel 1873 (Missionskomtoir). — Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar oder eine Märtyrerkirche des 19. Jahrhund. Gütersloh 1874. — *Karl Rudolf Hagenbach. Eine Friedensgestalt aus der streitenden Kirche der Gegenwart. Ebd. 1875. — Der Kämmerer aus Mohrenland oder die erste Heidenbekehrung. Basel 1877. (Spittler.)

Proben aus Christoph Friedrich Epplers Dichtungen.

1. Osterhymnus.

[Blätter und Blüten rc. S. 27.]

Schwingt euch auf, erlöste Chöre,
Bringt jauchzend Ruhm und Preis und Ehre
Dem Lamme, das geschlachtet ist!
Seht, ihn konnt' das Grab nicht halten,
Des Todes feindliche Gewalten
Schlug siegreich unser Jesus Christ.
Wir sind am Kreuz versöhnt,
Weil ihn der Vater krönt
Mit dem Leben,
Das ewig heißt,
Da Leib und Geist
Den Schöpfer durch Verklärung preist.

Seht der Stein ist weggehoben,
Die Grabeswache ist zerstoben,
Sie konnt' den Herrlichen nicht schaun.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Du kannst uns wohl ins Grab auch strecken,
Allein es schwand des Grabes Graun.
Lebt glorreich unser Haupt,
So lebt auch, wer ihm glaubt;
Alle Glieder
Zieht er sich nach
Und ruft sie wach,
Er der des Grabes Siegel brach.

Unser Grab ist nun die Kammer,
Darinnen nach des Lebens Jammer
Der Leib in Christi Frieden ruht.
Was sein Tempel hier gewesen,
Das wird zum Leben auch genesen,
Das Saatkorn schläft in sichrer Hut;
Verweslich sinkt es ein,
Doch wird dereinst es sein
Unverweslich.
Verklärt und schön
Wird es erstehn,
Wann Gottes Schnitter ernten gehn.

O des großen Tags der Wonne,
Wenn Christus, unsers Lebens Sonne,
Hoch über unserm Grab erscheint!
Wenn die Lieben, die wir haben
Im Thränenthale hier begraben
Und bitterlich beklagt, beweint,
Nun aus den Gräbern gehn,
Und wir uns wiedersehn
Selig, herrlich!
Dann jubelt man
Auf weitem Plan:
Der Herr hat Großes uns gethan!

Dann wird uns kein Herz mehr brechen,
Die Sonne wird uns nicht mehr stechen,
Nicht Thränen unsern Pfad betaun;
Gott wird sie vom Aug' uns wischen,
Am Lebenswasser uns erfrischen
Und weiden auf den Lebensaun.

Was uns hier dunkel war,
Das wird uns göttlich klar
Im Reich Gottes:
Wie alles Leid
Der Prüfungszeit
Nicht wert war jener Herrlichkeit.

Schwingt euch auf, erlöste Chöre,
Bringt unserm König Preis und Ehre,
Der siegreich von dem Grab erstand!
Nun kann uns der Tod nicht halten,
Gott wird die Leiber neugestalten
Zum Wohnen im verklärten Land.
Wir werden auferstehn,
Ins ew'ge Leben gehn,
Halleluja!
Leid und Geschrei
Sind dann vorbei,
Denn unser Gott macht alles neu!

---

2. Frühlingshoffnung.

[Ebd. S. 68.]

Hauchet ihr wieder, ihr milderen Lüfte des Jahres?
Plätscherst du wieder, du munteres Bächlein, du klares?
Grünet der Strauch
Jeglicher Hecke schon auch?
Jauchze, mein Herz, und erfahr' es!

Jubelt, ihr fröhlichen Sänger, in himmlischen Lüften!
Füllet die Gärten, ihr Blumen, mit würzigen Düften!
Blühe empor
Ringsum in seligem Flor,
Leben aus offenen Grüften!

Jüngst noch schien alles im Winter erfroren, erstorben,
Alle die Keime des Lebens verloren, verdorben,
Weithin das Land
Ewig zum Tode verbannt,
Eisig vom Tode umworben.

Aber da wehten die Winde mit göttlichem Weben,
Und nun, der Winter zerstob, und es flutet das Leben!
Bräutlich im Kranz
Sieht sich die Erde mit Glanz
Wonnigen Frühlings umgeben.

Also muß kommen ein Frühjahr nach eisigen Tagen,
Dir auch, o Kirche des Heilands, und scheinst du zerschlagen!
Warte nur, bald
Wandelt die Wintergestalt!
Lasse dein Weinen und Klagen!

Haucht erst der Odem des göttlichen Lebens von oben,
Alsdann erstehst du mit Jauchzen und seligem Loben,

Nahe und fern
Blühst du dann, Garten des Herrn,
Herrlich dem Könige droben!

Seliger Frühling, ach komm doch, auf irdischen Auen
Bald die verheißene Kirche des Geistes zu bauen!
Dann will ich gehn
Freudig zu himmlischen Höhn,
Dort sie vollendet zu schauen!

---

3. Den Seinen giebt er's schlafend.

Ps. 127, 2.

[Ebd. S. 131.]

Was hilft, Herr, unser Sorgen,
Wenn du nicht mit uns bist
Vom Abend bis zum Morgen
Und bis es Abend ist?
Umsonst ist unser Mühen,
Umsonst des Herzens Drang,
Umsonst des Geistes Glühen,
Umsonst ist unser Gang.

Was hilft es, daß wir frühe
Vom Lager fahren auf?
Und siehe! nichts als Mühe
Ist unser Tageslauf.
Was ist's, das wir erschwitzen?
Ein bitt'res Thränenbrot!
Und dann? — Ein langes Sitzen
Und Grämen bis zum Tod.

So gehen unsre Tage
Stromschnell dahin, dahin,
Und ach! die große Frage
Kommt uns nicht in den Sinn:
Was müssen wir auf Erden
Vor allem Andern thun,
Damit wir selig werden
Und einst im Frieden ruhn?

Warum, warum so täglich
Verbringen wir die Zeit?
Warum erneut sich täglich
Der alte böse Streit?
Weil eines wir vergessen,
Was Gott vor allem liebt:
Daß Er es unterdessen
Den Seinen schlafend giebt!

---

4. Nicht wir sind dessen Richter.

[Ebd. S. 206.]

Nicht wir sind dessen Richter,
Ein andrer hält Gericht;
Zu preisen liebt der Dichter,
Zu schelten liebt er nicht.
August von Platen.

Was Schlimmes auch geschehen
In dieser schlimmen Zeit,
Da unter tausend Wehen
Die Menschheit seufzt und schreit;
Schart seine Scharen dichter
Der alte Bösewicht:
Nicht wir sind dessen Richter,
Ein andrer hält Gericht.

Und andre mögen malen
Der Menschheit Jammerbild,
Wir sammeln gern die Strahlen
Des Guten, das noch gilt;
Nicht leuchten Gottes Lichter,
Zu schauen ein Nachtgesicht:
Zu preisen liebt der Dichter,
Zu schelten liebt er nicht.

5. Nach Kränzen rang ich, Kreuze gab das Leben.

Wenn ihr mich tragt dereinst zum Feld der Leichen,
Mögt Kreuz und Kranz ihr meinem Grabe geben;
Nach Kränzen rang ich, Kreuze gab das Leben.
Emil Rittershaus.

Wenn ihr mich tragt dereinst zum Feld der Leichen,
So traget meinem Sarg das Kreuz voran,
Mit Kreuzen war bezeichnet meine Bahn,
Durch Christi Kreuz komm ich nach Kanaan,
Drum sei es auch mein Symbolum, mein Zeichen,
Wenn ihr mich tragt dereinst zum Feld der Leichen.

Mögt Kreuz und Kranz ihr meinem Grabe geben,
Wenn ihr hinein den müden Streiter thut,
Denn unterm Kreuze schläft sichs sanft und gut,
Der Kranz gebührt dem Sieger, wenn er ruht;
Drang auch mein Geist durch's Kreuz in's ew'ge Leben,
Mögt Kreuz und Kranz ihr meinem Grabe geben.

Nach Kränzen rang ich, Kreuze gab das Leben,
Wie könnt's im Thal der Mängel anders sein?
Wer weise ist, der schickt sich christlich drein;
Ich las auf manches Größern Leichenstein
Zur ernsten Weihe für mein eignes Streben:
Nach Kränzen rang ich, Kreuze gab das Leben!

---

6. Zu Luthers 400jähriger Geburtstagsfeier.

[Volksblatt für die ref. Kirche der Schweiz. Bern. 10. Nov. 1883.]

1.

Wer hieß den Riesenkampf dich wagen?
Wer gab dir Heldenmut und Kraft,
Den Goliath aufs Haupt zu schlagen
In edler, kühner Ritterschaft?
Wer ließ das große Werk gelingen
Trotz mächt'ger Feinde Drohn und Spott?
Der Glaube wars vor allen Dingen:
Ein feste Burg ist unser Gott.

Du hast vor Gott mit tiefer Beugung
Des Sünders Elend tief erkannt,
Und drum mit freudiger Bezeugung
Gerühmt der Gnade sel'gen Stand.
Durch Gnade hast du überwunden
Den alten werkgerechten Wahn,
Nachdem du erst voll Schmerz empfunden:
Mit uns'rer Macht ist nichts gethan!

Du hast mit finstern Höllenmächten
Gekämpft, nicht nur mit Fleisch und Blut,
Bis du in Christo, dem Gerechten,
Erlangt die ewig sich're Hut,
Nun gingst in seligem Vertrauen
Du als ein Glaubensheld einher,
Und ließest fortan dir nicht grauen,
Und wenn die Welt voll Teufel wär'.

Das Wort war deine starke Rüstung,
Das Geistesschwert mit scharfem Hieb,
Der bei der kirchlichen Verwüstung

Gar manchen traf, ihm gar nicht lieb.
Dein alles gäbst du ohne Grämen,
Ja selbst dein armes Leben dran,
Nur eines sollen sie nicht nehmen:
Das Wort sie sollen lassen stahn!

2.

Du hast manch heißen Kampf und Strauß
Mit ihm, dem bösen Alten,
Im offnen Feld, im stillen Haus
Gar wacker ausgehalten.
Die Wahrheit war dir Schild und Wehr'
Drum mußt' der Lügner weichen,
Doch nahmest du daraus die Lehr':
Auf Erd' ist nicht sein's gleichen.

Wenn wider Christum, Gottes Sohn,
Die Heiden sich empören,
Und wollen ihn mit Reich und Thron
Auf immerdar zerstören,
So schien dir das der Töpfe Krieg,
Die woll'n den Felsen spalten;
Die Töpfe brechen, und den Sieg,
Das Feld muß Er behalten.

Und kam mit seinem Schreck und Reiz
Der Feind, dich zu bekriegen,
So wiesest du ihn auf das Kreuz,
Aus wars mit seinen Siegen.
Du nahmst das Schwert, das sicher trifft,
Wie sau'r er sich mocht' stellen;
Du wußtest wohl: aus heilger Schrift
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Drum sollen sie in Ewigkeit,
Wie sehr sie es auch hassen,
Das Wort von der Gerechtigkett
Des Glaubens stehen lassen;
Wir wollen es zu jeder Frist,
Wie Luther, fröhlich treiben,
Und zeugen, weil es Wahrheit ist:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Josef Erler.

Der Dichter Josef Erler wurde am 9. August 1857 zu Triest im Küstenlande geboren und studierte, nachdem er das Staatsgymnasium zu Innsbruck absolviert hatte, in Wien. Anfangs 1880 trat er bei der k. k. Statthalterei in Linz in den Staatsdienst, wurde von dort zur Statthalterei für Tirol versetzt und rasch zum k. k. Polizeikommissär und Leiter des Grenzpolizeikommissariates in Ala befördert.

Der Schwerpunkt der Thätigkeit Erlers liegt bisher in der Novelle und im Feuilleton, doch hat er auch eine Reihe von Dramen geschrieben, welche über österreichische Bühnen gegangen und seitens der Kritik freundlich aufgenommen worden sind. Unter diesen hat das Festspiel: Mein Land Tirol nicht nur auf der Bühne glänzende Aufnahme, sondern auch seitens des Kronprinzen Rudolf, dem es gewidmet war, volle Würdigung und Anerkennung gefunden: Es war gedichtet zur Einweihung der Enthüllung des Rudolfbrunnendenkmals in Innsbruck am 28. Sept. 1877, welches dem Stifter des Landes Tyrol, dem Herzoge Rudolf, der das Land 1363 von der Margaretha Maultasche erwarb, zu Ehren errichtet worden war. Das einaktige dramatische Gedicht stellt in gereimten Versen dar, wie der Geist des Herzogs

Rudolf vom Genius Tirols (Tiroliensis) aus dem Himmel in das Land geleitet wird, um in einer einfachen Tirolerfamilie die Treue der jetzigen Tiroler gegen Gott und den Kaiser, dazu die Sitteneinfachheit und Gastfreundschaft und endlich die herzliche Dankbarkeit gegen ihn, den großen Wohlthäter Tirols, kennen zu lernen. Sind auch nicht große dramatische Momente in demselben, so doch schöne, rührende Scenen, und der scenische Apparat ist so glücklich gewählt, daß dieses dramatische Bild gefallen mußte.

Ein kleines Heft ansprechender, wenn auch nicht durchweg formvollendeter, lyrischer Dichtungen preist die Naturschönheiten und andre Vorzüge von Land und Leuten in Vorarlberg. Die übrigen Gedichte Erlers sind in Zeitblättern zerstreut. Der Dichter bereitet eine Sammlung und Herausgabe derselben noch vor.

Werke: Drei Tage in Innsbruck. 1876. — *Mein Land Tirol. Innsbruck, 1877. — Der Geigenmacher von Tirol. Ebd. 1878. — Des Kaisers Ehrenkranz. Ebd. 1880. — Des Prinzen Meisterschuß. Ebd. 1880. — *Vom Bodensee zum Vorarlberg. Ein poetischer Spaziergang durch Vorarlberg. Bregenz a. B. 1882. — Das Kind der Dorfhexe. Volksstück. 1882. — Die letzte Zuflucht. Dramat. Gedicht. 1882.

Proben aus Josef Erlers Dichtungen.

1. 's Känzle.*)

[Vom Bodensee zum Arlberg. S. 26.]

Warum man dich wohl so verkannte
Und 's Känzle nannte,
Von dem doch nur der Priester spricht?
Sein frommes Wort hört man hier nicht.

Doch wer da sinnend manchmal lauschet,
Wie's drunten rauschet,
Dabei ins Land blickt gläubig nur,
Dem predigt laut hier die Natur.

Ihn faßt's, er fühlt sein Herz erbeben,
Denn nie im Leben,
Wie er sich selbst gesteht voll Scham,
Er Gottes Wort so klar vernahm.

---

2. Der Margarethenkapf.**)

[Ebend. S. 29.]

Hier war's, wo stolze Lorbeerreiser
Fürs Vaterland, für seinen Kaiser,
Als unter Jellachich es focht,
Zu Öst'reichs Ruhmeskranze flocht
Das tapfre Heer; das Joch der Schmach
Massenas Siegesglück hier brach.***)

---

*) Die kleine Kanzel liegt unweit Feldkirch, einer ganz allerliebst an der Ill gelegenen altertümlichen Stadt.

**) ist ein oberhalb der Stadt Feldkirch gelegener, natürlich-fester Punkt mit prächtiger Aussicht auf die jenseit des Rheines gelegenen Berge Säntis und Camor, sowie auf Feldkirch, das Illthal und durch das Felsenthor des oberen Illdurchbruches ins Vorarlbergische Hochland.

***) Am 22. März 1799 schlug General Jellachich, der Vater des 1848 vielge-

Viel Herzblut ward da wohl vergossen,
Bis rot es hin zum Rhein geflossen
Und ihm die frohe Kund' gebracht,
Daß Östreichs Heldenheer die Wacht
Hier treulich hielt und daß nun frei
Das Land von fremder Knechtschaft sei.

Jetzt blickt, den Felsen abgerungen,
Von grünem Epheu traut umschlungen,
Ins Land ein schöner Villensitz,*)
Stolz trotzet er des Himmels Blitz,
Kühn auf dem Kapfe aufgeführt,
Von Künstlerhänden reich geziert.

Ermüdet wohl von rauhen Wegen
Ist eine Fee hier einst gelegen
Und hat im Schlummer einer Nacht
Den Märchensitz sich ausgedacht,
Und schnell auch wie aus Feenhand
Sie ihren Traum verwirklicht fand.

Aus edlem Marmor ausgehauen
Zwei Statuen sinnend niederschauen,
Das Bild der Kunst und Wissenschaft;
Sie künden, wie des Menschen Kraft,
Wo man sich blutig einst bekriegt,
Mit Friedenswaffen jetzt gesiegt.

---

3. Tiroler Treue.

[Noch nicht gedruckt.]

Laut stimmet an das alte Lied
Von der Tiroler Treue,
Da sich der Himmel schwarz umzieht,
Erschall' es jetzt aufs neue.

Die Väter haben es so stolz
Und doch so schlicht gesungen,
Die Söhne sind aus gleichem Holz,
Von gleichem Mut durchdrungen.

Uns schuf Natur ein Felsenschloß
Für Österreich zum Horte,
Es brach sich oft der Feinde Troß
An unſ'rer Marmorpforte.

Wir sterben gern den Heldentod,
Bleibt künftig sie verschlossen,
Wir färbten ja den Adler rot
Vom Blut, das wir vergossen.

„Für Kaiser, Gott und Vaterland,"
Als Wahlspruch uns erkoren,
Dafür kämpft uns're rauhe Hand,
Mit der wir ihn beschworen.

Tiroler Treue lebe hoch,
Ob aller Orts sie schwindet,
Sie ist es, die sich ewig doch
In uns'ren Herzen findet.

---

4. Trost in der Einsamkeit.

[Noch nicht gedruckt.]

Daß ich dir zürne, Kind? O glaub' es nimmermehr;
So jung und schön schien dir das Leben viel zu schwer,
Für ewig mir gesellt, dem armen kranken Mann,
Der nur mit seiner Lieb solch Opfer zahlen kann.

---

nannten Kroatenführers, mit wenigen östreichischen Soldaten und einer größeren Zahl von Landesverteidigern in zweitägigem Ringen den General Massena, welcher mit 20000 Franzosen die Position forcieren wollte, unter so großem Verluste ab, daß Massena sich über den Rhein zurückziehen mußte.

*) Ein Industrieller hat hier sich eine Villa mit Mustermeierei und schönen Parkanlagen gebaut, welche fast ebenso als die prächtige Landschaft bewundert werden.

Du flohest treulos mich, in meinem Kämmerlein
Sitz ich gebrochen jetzt, doch bin ich nicht allein,
Es ist dein Geist, der mich geheimnisvoll umschwebt,
Und jedes Plätzchen, das mein Auge schaut, belebt.

Ich fühle deinen Arm, der meinen Hals umschlingt,
Dein Lachen höre ich, das tief ins Herz mir dringt,
Und ob zum letzten Mal dich auch mein Auge sah,
So lang mein Herz noch schlägt, bist du, mein Kind mir nah.

---

5. Einst und jetzt.

[Noch nicht gedruckt.]

Ich sah die Purpurrose
An deinem Busen blühn,
Ich sah dein holdes Antlitz
Gleich ihr so rot erglüh'n.

Du hast bei meinen Blicken
Der Stunde wohl gedacht,
Als du zum ersten Male
Mir schüchtern zugelacht.

Du sahst, ein zartes Veilchen,
Auf mich mit bangem Sinn,
Jetzt strahlst du selbst verkörpert
Als Rosenkönigin.

Es hat sich all' geändert,
Zu glauben ist es kaum;
Daß wir gekämpft, gelitten,
Scheint mir ein böser Traum.

Es hat gleich Märchenkindern
Behandelt uns die Zeit,
Die Lieb nur ist geblieben,
Uns treu in Ewigkeit.

Nataly von Eschstruth.

Am 17. Mai 1860 wurde dem damaligen Lieutenant im 1. Hess. Leibhusarenregiment von Eschstruth zu Hofgeismar die jüngste Tochter Nataly geboren. Die Mutter ist eine geborene Freiin Schenk zu Schweinsberg. Die einige Jahre ältere Tochter Mathilde von Eschstruth hat sich unter dem Pseudonym Mathilde von Eschen in dem Gebiete der Jugendschriftstellerei und Novellistik versucht; dieselbe ist in Kassel geboren, wo sie auch jetzt noch lebt. Das erste, was Nataly auf der Welt hörte, war das frische Reveillesignal unter dem Fenster, das erste, woran ihre Hand sich energischst anklammerte, war der blanke Knopf, die silberne Tresse der väterlichen Uniform. Und hieraus erklärt sich die Vorliebe der Dichterin für militärische Schauspiele und das militärische Drama. Nataly von Eschstruth verlebte ihre früheste Jugend in Hofgeismar und seit 1867 in Merseburg a. d. S. Sie war ein fröhliches, übermütiges Kind, welches man viel mehr auf dem Exerzierplatze oder im Pferdestalle, als hinter den Schulbüchern antraf; der „kleine Rittmeister" kannte alle Unterthanen der väterlichen Schwadron mit Vor- und Zunamen. Seit 1872 wurde ihre Ausbildung in der preußischen Metropole, wohin der Vater versetzt worden war, fortgesetzt.

Dichterische Versuche machte Nataly von Eschstruth schon in früher Jugend und erntete für Gelegenheitsgedichte an Familienfesten „kuchensüße Anerkennung.“ „Als aber die kittelschürzige Sappho anfing, ihre Schulbücher statt mit Thèmes mit Gedichten zu füllen, da schlug die Stimmung auf bedenkliche Weise um, und jedes Rauschen dichterischer Schwingen ward mit Feuer und Schwert verfolgt.“

Zu spät; oder vielmehr nun erst recht ward Nataly eine enragierte Dichterin. Zwar die „Theaterstücke, Märchen und Gedichte“, welche das Mädchen auf kühn aus mütterlichem Schreibtisch entwendetem Papier heimlich im Garten schrieb, waren noch keineswegs druckreif. Sie sind noch erhalten und dienen natürlich zumeist nur zum Ergötzen der nächststehenden, in den geistigen Entwicklungsgang der Dichterin eingeweihten, Personen.

Die Dichterin, von starkem Ehrgeize getrieben, von den Anregungen der Großstadt wesentlich gefördert, von einer tief gefühlvollen, geistig bedeutenden Mutter geleitet, durch herbe Krankheit und andere Schicksalsschläge in eine ernstere Schule geführt, durch Reisen in Deutschland und einen jahrlangen Aufenthalt in der Schweiz in ihrer Erfahrung bereichert, hat frühe sich mit Novellen in die Öffentlichkeit gewagt, und der Beifall, den ihre Erstlinge fanden, öffnete ihr bald gelesenere größere belletristische Zeitblätter, wie den „Salon“ und die „deutsche Theaterzeitung“, ferner die „Schweizer Berge“ und das „Neue Blatt“.

Durch Otto Devrient ward sie auf das dramatische Gebiet geführt und veröffentlichte im J. 1881 das Lustspiel „Pirmasenz“, welches in Königsberg, Jena, Sigmaringen und Kreuznach mit großem Beifall gegeben wurde, auch gegenwärtig wieder von mehreren Bühnen zur Aufführung angenommen worden ist. Das vaterländische Schauspiel „der kleine Rittmeister“ schloß sich an und erlebte in Heidelberg und Düsseldorf erfolgreiche Darstellung. — Unter dem Titel: „Des Königs Grenadier“ ist ein drittes Drama in Kreuznach aufgeführt, aber noch nicht gedruckt worden. Ebenwohl ist noch nicht gedruckt, aber mit außerordentlichem Beifalle in Neustrelitz wiederholt gegeben „Die Sturmnixe“. Ein fünfaktiges historisches Schauspiel: „Der Eisenkopf“ ist vollendet, aber noch nicht aufgeführt worden. Ebenso ist ein Roman aus dem 12. Jahrhundert „Wolfsburg“ in diesen Tagen im Manuskript vollendet. Eine Sammlung von lyrischen Dichtungen ist in der Vorbereitung begriffen.

Die lyrischen Gedichte, soweit dieselben mir bekannt geworden sind (eine kleine Anzahl derselben werde ich unten zum Abdrucke bringen), verraten eine reiche, reine Empfindung und zeichnen sich alle durch melodische Sprache, welche zur Komposition auffordert, aus. Von den Dramen ist mir nur Pirmasenz genauer bekannt: Dasselbe, ein dreiaktiges Lustspiel, führt uns Karl Augusts Brautfahrt vor, jenes weimarischen Erbprinzen, welcher mit Göthe nachmals so befreundet und für die weimarische Litteraturepoche selbst von

großem Einflusse gewesen ist. Derselbe wirbt um die Prinzessin Luise von Darmstadt, die Tochter des wunderlichen hessendarmstädtischen Landgrafen Ludwig IX, welcher in Pirmasenz Soldaten drillt, wie weiland Friedr. Wilhelm I in Potsdam seine Leibgarde, ein Sonderling vom Kopf bis zur Zehe, aber eine treue Haut, unterstützt von einem ebenso zopfigen, aber grundbraven Oberst Menert. In Pirmasenz kommen nun Luise und ihre Hofdame Constanze von Riedesel unter bürgerlichen Namen und falschen Pässen an, um den Erbprinzen Karl August, welcher dort eintreffen will, zu studieren, ehe die Prinzessin die Hand ihm reiche. Aber auch der Erbprinz hat sich mit Knebel unter falschen Namen eingestellt und beabsichtigt in gleicher Weise eine Rekognoscierung des Terrains. Und nun folgt eine Kette von tollen, die Lachmuskeln in Bewegung erhaltenden, Scenen, in welchen die Prinzessin den Karl Treuenfels aus Weimar, Karl August aber die Darmstädter Plätterin Dörtchen liebgewinnt, und jeder von beiden auf das fürstliche, ihm zugedachte Gegenüber gern verzichtet, und doch noch der Erbprinz seine Prinzessin bekommt. Ja es wird noch viel mehr bei der Gelegenheit geheiratet, Constanze von Riedesel bekommt den Oberst Menert und Käthe, eine Tochter der Schloßkastellanin, nach vielen Sorgen und Thränen ihren Pfarrer Marquier. Es steckt auch sehr viel sonstige außerhalb der Handlung liegende Komik in Haltung, Sprache, Geberden, in den Zöpfen an und in den Köpfen, und obzwar die Art, wie Constanze ihren Obersten Menert erst hänselt und dann doch noch sich freit, eine nicht gerade feine und gewöhnliche und sonst manche Unwahrscheinlichkeit und Übertreibung mit unterlaufen ist, so muß doch andrerseits im allgemeinen die Begabung der Dichterin für das dramatische Fach als schon durch dieses Erstlingswerk bewiesen anerkannt werden. Einige Spuren der Jugendlichkeit der Dichterin, wie der falsche Gebrauch der Wortform Serenissimo, sind verzeihlich. — Der „kleine Rittmeister“ führt uns in die Zeit der Schlacht von Fehrbellin, während „des Königs Grenadiere“ die bekannte Anekdote von dem gepreßten Kandidaten der Theologie in der Potsdamer Garde Friedrich Wilhelm I. verarbeitet und „die Sturmnixe“ die mysteriöse Geschichte eines schwedischen Pfarrers, der in der Nacht ein geheimnisvolles Paar trauen mußte, worauf die Braut von einem Vermummten (Iwan dem Schrecklichen?) niedergestoßen wird, zum Hintergrunde hat.*)

Von der reichbeanlagten Dichterin, welche zu den wenigen lebenden hessischen Dichtern zählt, dürfen wir noch gar manche schöne und wertvolle Frucht ihres Geistes erwarten.

Werke: Abendstern (1876.); Hoch droben (1876.), Unter den Fichten (1877), Kaïri Jaffta (1878), Die weiße Dame (1880), Edelweiß (1880), Das Feuer auf dem Berge (1881), sämtlich Novellen, welche in Zeitschriften veröffentlicht wurden, wie auch die Humoresken „Wie sich Hoheit rächte“ und die Königsschwärmerin (1881). — Ferner *Der Mühlenprinz (Roman im Neuen Blatt 1881.), *Erlkönigin (Ebd. 1882.), *Die Gauklerin (Ebd. 1883.)

---

*) Dieser mysteriösen Erzählung ist schon anderwärts gedacht worden. Vgl. S. 307 dieses Bandes.

und *Der Irrgeist des Schlosses (eig. Irrgeist von Cargamala, Ebd. 1884.); Wolfsburg (1884, noch ungedruckt.). — *Pirmasenz oder Karl Augusts Brautfahrt. Lustspiel in 3 Akten. Bühnenmanuskript. (Felix Bloch in Berlin) (1881.) — Der kleine Rittmeisster. Schauspiel. (1882.) — Des Königs Grenadier. Drama (1882.) — Die Sturmnixe (1883) — Der Eisenkopf. Hist. Schauspiel in 5 Akt. (1883) [Die letzten drei sind noch nicht gedruckt.]

Proben aus Nataly von Eschstruths Dichtungen:

1. Wär ich ein Vögelein

[Lied aus dem Lustspiel: Pirmasenz, komponiert von Nataly von Eschstruth.]

Wär ich ein Vöglein, könnte ich fliegen,
Frei mich in Lüften und Aetherduft wiegen,
Schwäng ich mich auf, baute ferne im West,
Am Schloß deiner Väter mein heimisches Nest.

Tief unterm Erker, heimlich und traut,
Säng ich am Abend mit zärtlichem Laut,
All jene Lieder, die süßen, die weichen,
Die sonst wohl doch niemals dich Holde erreichen.

Wär' ich ein Vöglein, könnte ich schweben,
Frei mich im Liede himmelwärts heben,
Schwäng ich mich auf, ohn' Rast, ohn' Ruh,
Dir jauchzend entgegen, mein Himmel bist du.

---

2. Es war so still und friedlich.

[Komponiert v. E. B. Sänger.]

Es war so still und friedlich,
Und ruhig lag die Welt,
Ein Hainchen zirpte leise
Im nahen Ährenfeld.

Es stand der Baum und träumte,
Lag wohl in tiefer Ruh,
Und süße Wiegenlieder
Sang ihm der Bach dazu;

Der Wind erhob sich leise,
Strich flüsternd durch den Hain,
Das Silberwasser glänzte
Im vollen Mondenschein.

Mein Herz durchzog der Frieden
Der stillen Sommernacht,
Und träumend ists versunken
In übergroßer Pracht.

---

3. All deine lieben Worte.

All deine lieben Worte
Die klingen Tag für Tag
Still träumend mir im Herzen
Und in der Seele nach.

All deine lieben Worte
Die scheinen mir ein Lied,
Darin der Haß verklinget,
Der mich einst von dir schied.

---

4. Der Wind kost mit der Rose.

[Komponiert von G. K. Kruse und Gustav Riehr.]

Der Wind kost mit der Rose
Und flieht hinweg zum Nord,
Die Welle küßt das Ufer
Und rauscht zur Tiefe fort, —

Der Lenz grüßt kaum die Erde,
So scheidet er von ihr,
Und nur mein Herz und Denken
Läßt nimmermehr von dir.

---

5. Gleich wie der Aar mit kühner Schwinge.

Gleich wie der Aar mit kühner Schwinge
Empor zur Morgenröte steigt,
Die hoch ihm erst, am Saum des Himmels
Der Erde ganze Schönheit zeigt, —
So schwingt sich auch in hehrem Fluge
Mein Lieben über Berg und Thal,
Empor zu dir, du morgenheller,
Du, meines Lebens Sonnenstrahl!

Und dort, in deines Glanzes Fülle,
Wo all des Trübsinns Nebel fällt,
Da seh ich erst mit trunk'nem Auge
Die ganze Schönheit dieser Welt!

---

6. Es tanzen die Wellen und rauschen.

Es tanzen die Wellen und rauschen,
Und tändeln auf goldenem Sand,
Und küssen gar neckisch die blauen
Sternblümlein am mosigen Rand.

Sie schillern und glänzen und scheinen
Und kosen und singen so hell —
Ach könnt' ich doch mit ihnen ziehen
Als lustiger Wandergesell!

---

7. Zwei muntre Schwalben haschen.

Zwei muntre Schwalben haschen
Sich neckend hin und her,
Sie suchen sich, entfliehen — —
Und finden sich nicht mehr.

S' ist ein gefährlich Spielen,
Und sehe ich ihm zu,
Dann deuchts mir fast, die Schwalben
Die wären ich und du!

---

8. Der Sturm hat lang getobet.

[Komponiert von C. v. Hülsen.]

Der Sturm hat lang getobet,
Und nun ists Ruh —
Ich hab mein Glück gefunden,
Und das bist du!

Die Wolken sind verzogen,
Still glänzt die See, —
Und ich wünsch mir zu sterben
Wohl mehr denn je!

---

9. Mein Herz ist gleich der goldnen Harfe.

[Komponiert von E. B. Sänger.]

Mein Herz ist gleich der goldnen Harfe,
Die nur in deinen Händen klingt,
Und die in tief empfundnen Weisen
Des Lebens sel'ge Lieder singt.

Doch nur dein Geist kann sie erwecken,
Sonst schlafen sie in tiefer Ruh',
Denn wenn sie tönen, ists in Liebe,
Und meines Herzens Lieb bist du!

Wie sollt ich sonst die Klänge finden,
Wenn du sie nicht in mir erregt,
Wenn du nicht all' die Melodieen
Mir selber in den Mund gelegt?

Und wolltest du dich von mir wenden,
Dann stirbt im Herzen auch das Lied,
Gleichwie verlassen von dem Leben*)
Die Seele still zum Himmel zieht!

---

10. Meiner Mutter.

Sie singen wohl und sagen
Vom höchsten Gut der Welt,
Der eine nennt es Liebe,
Der andre nennt's das Geld.

Und wieder andern deucht es
Allein nur Pracht und Ehr' —
Als ob ein Reislein Lorbeer
Der Erde Höchstes wär!

Ich fand nun Lieb und Ehre,
Auch Glanz und Pracht dazu,
Doch meines Herzens Kleinod,
Das bleibst, o Mutter, du —!

Du bist des Lebens Perle —
Und selbst die höchste Lust
Sie konnte mir nicht geben
Das Glück an deiner Brust.

Es konnte Pracht und Ehre
Wohl fesseln meinen Sinn,
Bis er verwirrt und blutend
Geflüchtet zu dir hin;

Du wußtest ihn zu trösten,
Du konntest's nur allein,
In deinem Arm geborgen —
Wie schlief der müde ein!

Und alle Lieb' auf Erden,
Im Herzen schnell erblüht,
Ist gleich dem Abendleuchten
Zur Nacht des Leids verglüht.

Du aber liebst und liebest
Trotz Sturm und bittrer Not —
Und kann dein Herz erkalten,
So ist's allein im Tod.

O Thoren, deren Streben
Nur Gold und Ehre war —
Es ist das Herz der Mutter
Der Gottheit Hochaltar!**)

---

*) ein nicht völlig richtiger Ausdruck!

**) Alle vorstehenden Dichtungen sind mit Ausnahme von 1. und 4 (letzteres erschien schon in der deutschen Theaterzeitung), noch ungedruckte Gedichte, Originalbeiträge für dieses Werk.

Karl Esmarch.

(Vgl. *Brümmer, a. a. O. I. S. 178.)

Karl Bernhard Hieronymus Esmarch ist der am 3. Dez. 1824 zu Sonderburg auf der Insel Alsen geborene Sohn des dortigen Bürgermeisters und weitbekannten schleswigschen Patrioten Heinrich Karl Esmarch (geb. 4. Sept. 1792 zu Holtenau bei Kiel, † 15. April 1868 zu Frankfurt a. O.) Der Vater wurde 1834 als Obergerichtsrat nach Schleswig versetzt, und so erhielt Karl Esmarch in der dortigen Domschule seine erste gelehrte Vorbildung, welche von 1842 ab auf dem Lübecker Gymnasium vollendet wurde. Darauf studierte Esmarch in Kiel und Göttingen die Rechte. Von seinem Vater, welcher schon jahrelang in der Ständeversammlung der eifrigste Opponent gegenüber den Übergriffen Dänemarks gewesen war, hatte der Sohn den glühenden Patriotismus geerbt, und als der Befreiungskrieg der Herzogtümer gegen Dänemark ausbrach, griff auch der junge Esmarch zu den Waffen und trat unter das von Major Michelsen befehligte freiwillige Corps der Kieler Studentenschaft. Bei Bau entrann er mit nur wenigen Genossen nach Angeln. Darauf war er vorübergehend Max von Gagerns Sekretär in Malmö, um dann in der schleswigschen Armee das Amt eines Auditors zu übernehmen. So kämpfte er in den Gefechten bei Idstedt und vor Friedrichstadt mit. Nach Beendigung des Krieges, als sein Vater seines Amtes entsetzt und von der Amnestie ausgeschlossen war, habilitierte sich der Sohn in Göttingen als Privatdozent (1852), wurde bereits 1855 Professor des römischen Rechts in Krakau und wirkt seit 1858 in gleicher Eigenschaft an der Universität Prag.

Abgesehen von seinen fachwissenschaftlichen Werken, welcher wir unten gedenken werden, hat Esmarch eine Reihe von poetischen Werken anfangs anonym, später pseudonym (unter dem Namen Karl von Alsen) und zuletzt unter dem vollen Namen (K. Esmarch) herausgegeben, welche ihm einen ehrenvollen Namen unter den schleswigholsteinischen patriotischen Sängern sichern und ihn zugleich den epischen Dichtern unserer Tage einreihen.

Die älteste seiner poetischen Gaben ist: Der Sieg bei Bornhövd (1847). Bornhövede, ein nördlich von Segeberg gelegenes kleines uraltes Dorf in Holstein, ist durch die um 1149 gegründete Kirche, durch die auf der Ebene Zuentifeld bei B. im Mittelalter abgehaltenen schleswigholsteinischen Landständeversammlungen, vor allem aber durch den Sieg berühmt, den am 22. Juli 1227 Graf Adolf IV. von Holstein über die von Waldemar II. von Dänemark geführten Dänen erfochten hat. Esmarchs Dichtung ist eine episch-lyrische, aus neun im Metrum verschiedenen und auch mit lyrischen Stellen durchsetzten Gesängen bestehend, in welchen glühender Patriotismus und Freiheitsdrang leben. König Waldemar hatte dem Grafen Adolf seine Krone und sein Land genommen, und Adolf fand keinen Schutz und Beistand vom deutschen Kaiser. Dagegen überfiel unversehens der Herrscher der Obotriten (der Schweriner) die Dänen und nahm Waldemar gefangen. In dieser Zeit gewinnt sich Adolf

sein Land von den Dänen zurück und fordert von dem Wendenfürsten die Freilassung Waldemars, wird aber schnöde zurückgewiesen. (I.) Erst später, als sich der Kaiser und andre Fürsten ins Mittel legten, gab Schwerin den Waldemar frei, nachdem derselbe einen körperlichen Eid geleistet hatte, nie sich an Schwerin zu rächen und nie den Grafen Adolf in seiner Herrschaft über Nordelbingen zu schädigen (II.) Waldemar spottet des Eides, von dem ihn der Pabst losspricht, und, aller Warnungen seiner Getreuen nicht achtend, beginnt er den Krieg mit Adolf. (III.) Der letztere, der wackere Schauenburger, kämpft mit den Holsten für die Freiheit und sein gutes Recht; Adel, Bürger und Bauern wetteifern mit einander, und Lübeck, die alte Löwentochter, kämpft treu ihrem Bunde, von ihrem Bürgermeister angeführt. Graf Heinrich von Schwerin bietet seinen Arm auch Adolf an, wird aber zurückgewiesen. Mit solchen Kampfgenossen will Adolf den Sieg nicht errungen und sich befleckt haben. (IV.) Und nun beginnt die Schlacht auf der Bornhöveder Heide; die Dänen weichen am Mittage, da wendet Waldemar durch ein die Holsten verwirrendes Siegesgeschrei die Schlacht (V); als aber Adolf in der höchsten Not Gottes Hilfe herbeiruft (VI) und durch die Erscheinung der Mutter Gottes, die ihm den Sieg verheißt, neue Siegeshoffnung gewinnt und das Silbernesseln tragende Holstenbanner ergreift und vorwärts dringt, die Seinen zum heldenmütigsten letzten Kampfe mit sich reißend, da wendet sich der Kampf abermals, und als jetzt sogar die Dithmarschen, welche bisher auf der Dänen Seite gefochten hatten, zu der deutschen, zu ihrer wahren Sache sich wenden und Schulter an Schulter gegen die Dänen streiten, da ist der Sieg über die Dänen entschieden. (VII) Der König Waldemar stürzt sich verzweifelnd in der Feinde Reihen, findet aber den Tod nicht, den er suchte, sondern wird von einem Holsten gerettet, und die Sieger überlassen sich der Freude (VIII). Der 9. Gesang ist ein Epilog, ein Lob der Freiheit und des freien Vaterlandes, ein Preis der Marathon-Schlacht Schleswig-Holsteins.

Hieran schließen wir das umfänglich und auch sonst bedeutendere Werk: Knud Laward,*) eine epische Dichtung an, deren drei Teile der Dichter mit den drei Namen der Parzen: Klotho, Lachesis und Atropos versehen hat. Jeder Teil zerfällt in 7 Gesänge. Auch hier ist je nach dem Inhalte mit dem Versmaße gewechselt. Knud Laward ist eines dänischen Königs, des ruhmvollen Eiegod Erich Sohn, welchem der dänische Adel nach des Vaters Tode den Thron abspricht, um den schwachen Oheim Niels auf den Thron zu setzen. Durch Abgesandte des Kaisers Lothar wird der todgeweihte Knud Erichsohn nach Deutschland gerettet und in Goslar in ritterlicher Kunst und im Minnegesang unterwiesen. Dann rufen ihn Jünglinge aus Schleswig gen Norden, und er besiegt auf Rügen die seeräuberischen Wenden, zieht darauf von Wladimir nach Rußland eingeladen dorthin, verschmäht ein Königreich in Südrußland, kommt mit seiner Gemalin, der russischen Fürstin Natalia, nach Schleswig (Ges. 1.) und befreit Schleswig vom Wendenjoche, die Wenden unter Wratislaus zurücktreibend; am Strehlasunde sinkt Julin in

*) Sprich Lahwahrd. Laward bedeutet: Des Volkes Hort.

Trümmer, die Obotriten bitten demütig um Frieden, und Knud zieht heim, wo man ihn mit dem schönen Beinamen Laward ziert. (Ges. 2.) Der Dänenkönig zittert vor seinem Neffen, Knud aber besucht ihn und zeigt sich ganz versöhnt; ihm steht der Sinn nicht nach der dänischen Krone. (Ges. 3.) Den Heimkehrenden empfängt sein Weib mit den beiden Kindern, und die Liebe des ganzen Volkes grüßt den Laward. (Ges. 4.) Er gründet Kiel und empfängt den Besuch des Schauenburger Grafen aus Segeberg und schließt den festen Bund zwischen Schleswig und Holstein. (Ges. 5.) Die Wenden bieten Knud ihre Königskrone an, und er nimmt sie an, aber als Lehen des deutschen Kaisers und unter den weiteren Bedingungen der Anerkennung des Erbrechts und des Rechts über Schleswig. (Ges. 6.) Knud wird in Goslar mit der Wendenkrone vom Kaiser Lothar belehnt. (Ges. 7.) Als in Upsala der Gotenkönig ohne Leibeserben gestorben war, wählt man Magnus, den Sohn Niels von Dänemark, trotz der Warnung Ulf Sturesohns, zum Könige Schwedens. Magnus nimmt die Wahl an und schwört seiner Mutter, den Haß gegen Knud aus seinem Herzen zu reißen. (Ges. 8.) König Magnus vermählt sich mit der Polenprinzessin Regissa, nachdem Knud den Wratislaus besiegt und in den Gehorsam Polens zurückgeführt und dann um Regissa für Magnus geworben hatte, aber sie liebt diesen nicht, an den sie verhandelt ist, sondern Laward, der seinem Weibe treu bleibt und nun von der Verschmähten mit Haß verfolgt wird. (Ges. 9.) Als die Friesen sich an einem dänischen Großen, Heinrich Skatelaſt (dem Hüftlahmen) vergriffen und ihn in einem Käfige von Ort zu Ort gebracht haben zur Strafe für seine Leuteschinderei, läßt Niels Knud um einen Kriegszug zur Züchtigung der freien Friesen angehen, jedoch vergeblich. Knud verweigert einen Zug gegen seinen Verbündeten. (Ges. 10.) Der Dänenkönig beruft einen Dänentag nach Riepen, vor welchem Knud wegen Treubruchs verklagt wird. Skatelast und Magnus versöhnen sich, und nach einer aufregenden Scene stiftet auch Margarethe zwischen Magnus und Knud Versöhnung; der Hinkeheinrich wird verbannt (Ges. 11.) und findet Aufnahme bei Magnus, der den Haß der Unterthanen für seine Tyrannei und den seines Weibes zugleich auf sein Haupt häuft. Dänemark sehnt sich bei dem trostlosen Regimente des altersschwachen Niels nach Knud, und Skatelast hetzt weiter an Magnus, dessen Haß gegen Knud zu schüren. (Ges. 12.) Kaiser Lothar besucht Knud und will ihn wieder mit dem Lande, welches einst Otto der Große dem deutschen Reiche einverleibte, mit Jütland belehnen. Knud bleibt auf dem Wege der Pflicht und lehnt ab. (Ges. 13.) In Upsala hetzt der Hinker mit diabolischer Kunst den Magnus gegen Knud auf, und Magnus nimmt jenes Mordplan an (Ges. 14.)

Im J. 1130 wird Weihnacht in Seeland zu Roschild gefeiert. Niels hat den schwedischen König und Knud eingeladen. Knud ist trotz Nataliens Sorgen hingezogen, mit Friedensgedanken. Er bittet für Heinrich und erlangt dessen Rückberufung (Ges. 15.) Und der Dank ist der Mordplan, aufs neue festgestellt von Heinrich im Haraldstädter Wald (Ges. 16.) Siwart ladet den Knud in Magnus Namen zu einer geheimen Unterredung ein (Ges. 17.)

Am 7. Jan. 1131 zieht Knud, von Siward geleitet, in den Wald. Letzteren schrecken plötzlich trübe Ahnungen, und er warnt Kurt mit dem Liede vom Morde Hagens, aber vergebens. Und nun kommt der Heuchler Magnus und tötet den Wehrlosen! Die Mörder stieben aus einander.*) Bauernfrauen finden den toten König und bringen ihn zu König Niels. Der Barde Siward klagt Magnus des Mordes offen an. Das Volk ist wild vor Wut. Der König beteuert schlotternd seine Unschuld. (Ges. 18.) Inzwischen bereitet in Schleswig die Gilde ein Freudenfest für den Tag der Rückkehr Knuds vor. Da bringt ein halbwahnsinniger Mensch am späten Abend die Kunde, daß Laward ermordet sei. Es ist Siwart. Unbeschreiblich ist die Wirkung dieser Nachricht. Dann aber leistet die Gilde einen furchtbaren Racheschwur. Die Königin, jetzt erst vom Schicksal, das sie getroffen, unterrichtet, stürzt herein, sie empfängt die Bestätigung von stummen Lippen und sinkt leblos zu Boden. (Ges. 19.) Und Lawards Bruder Erich Erichsohn verklagt die Mörder zu Roschild auf offnem Thing; Erich Jarl und viele Ritter der Dänen treten mit Erich zusammen. Niels aber verweigert die Verurteilung des Sohnes. Da sammelt Erich ein Heer aus Dänen, Wenden und Schleswigern, und als Niels die That jetzt sogar preist und die Mörder wie Volkswohlthäter von Acht und Bann losspricht, da fällt ganz Dänemark von dem Verteidiger des Mordes ab und wählt Erich zum Könige; derselbe läßt sich in Lund krönen. Die Schlacht findet auf Schoonen statt. Erich, der überfallen werden sollte, überfällt die Vasallen und Streiter Niels. Magnus fällt durch den Streich Erichs. Niels und Heinrich retten sich auf einem Fischerboote (Ges. 20.), finden aber überall Erich als König anerkannt und werden schließlich von Hagen, in dessen Schutz sie sich begeben haben, verraten, d. h. nach Schleswig gelockt, wo die Gilde versammelt ist, die das letzte Richteramt übernimmt. Von der ganzen Schar lebt nach einer Stunde keiner mehr, auch König Niels, den man schonen wollte, stürzt dem Todespfeile entgegen. Von ihm soll man lernen, daß *Schwäche bei Fürsten Verbrechen* ist. (Ges. 21.)

Das Epos ist überreich an poetischen Schönheiten und doch — vergessen! Die erste Auflage ist vergriffen. Warum erscheint keine zweite? Möchten diese Zeilen den Verleger und Dichter zu einer solchen ermutigen.

Als patriotischen Dichter und zugleich im allgemeinen für die lyrisch-epische Dichtungsart sehr begabt zeigt sich uns Esmarch in seinen Dichtungen: „*Aus alten und neuen Tagen*“.

Noch aber sind außer einem Gelegenheitsgedicht, welches durch dankbare und pietätsvolle Begeisterung, durch Gedankenreichtum und Formvollendung sich auszeichnet (Friedrich Karl von Savigny. Zum 100jährigen Jubelfeste seiner Geburt am 21. Febr. 1879), seine aus der nordischen Götter- und Heldensagen geschöpften Dichtungen und Übersetzungen rühmend zu erwähnen: Der

*) Laward ist ein zweiter Siegfried, aber reiner als dieser, ohne *alle* Schuld, um deren willen Menschen ihn verklagen konnten, er ist eine durchaus lichtvolle Gestalt.

Hort der Dichtung (1853),*) Aus Saemundar Edda Hins Froda (1871) und die Übersetzung des von Esais Tegnér herrührenden epischen Gedichts Axel.**)

Unter den nicht wenigen schleswig-holsteinischen Dichtern der Neuzeit ist Esmarch eines der hervorragendsten Talente und zugleich einer derer, welche im Strom der Welt ihren Charakter gebildet und gefestet haben.

Werke: 1. Poetische: *Der Sieg bei Bornhövd. Von einem Schleswig-Holsteiner. Kiel, K. Schroeder u. Komp. 1847. (Anonym; vollständig vergriffen). — *Der Hort der Dichtung. (Eine Göttersage in Gesängen.) Leipzig 1853. Brockhaus. (Anonym.) — *Knud Laward oder der Held von Schleswig. Hamburg 1865. Boyes und Geisler. (Von Karl von Alsen; vollständig vergriffen.) — *Aus alten und neuen Tagen. Von Karl von Alsen. 1861. Berlin, G. Reimer. — *Aus Saemundar Edda Hins Froda. Altnordische Dichtungen. Verdeutscht und den Formen moderner Poesie angepaßt***) von K. Esmarch. Prag. 1871. (Selbstverlag?) — *Friedrich Karl von Savigny. Festgedicht zum 100 j. Jubelfest seiner Geburt am 21. Febr. 1879 von Karl Esmarch. Berlin 1879. (Puttkammer nnd Mühlbrecht.) — *Axel. Ein episches Gedicht von Esais Tegnér. Aus dem Schwedischen von Karl Esmarch. 2. verb. Aufl. 1880. Kassel, Georg H. Wigand.

2. Fachwissenschaftliche: Römische Rechtsgeschichte. (Göttingen 1855—1856 2. Bde.) — Grundsätze des Pandektenrechts. Wien 1859—1860. — Die Legitimität in Schleswig-Holstein. Prag 1863. (ins Französ. und Engl. übersetzt.) u. a.

Proben aus Karl Esmarchs Dichtungen.

1. Der Becher. (1853.)

Lübeckische Volkssage.

[Aus alten und neuen Tagen. Berlin 1861. S. 57.]

Die Stadt, so die Fürstin der Hansa man pries,
Die man Lübeck, die freie, die mächtige hieß —
Die strahlende, türmegekrönte —
Die Kronen erbeutet und Throne verschenkt,
Und keinem vergab, der sie frevelnd gekränkt,
Und jeden gestraft, der sie höhnte —

Jetzt ist sie gefallen — doch nimmer im Streit
Bezwang sie ein Fürst — die gewaltige Zeit
Hat allein die stolze geschlagen —
Ihr Stern ist erloschen, des Vaterlands Zier —
Spott treiben die Fürsten des Nordens mit ihr,
Der einst sie die Schleppe getragen.

Zur Zeit, als noch herrlich und groß sie geblüht,
Da sehn durch die Straßen, vom Mittag durchglüht,

---

*) Der nordischen Götterballaden werden hier sechszehn dargeboten. Sie stellen die Wanderungen Odhins dar, um den „Hort der Dichtung“ zu holen. Mit ganz besonderem Eifer ist in unseren Tagen die Ausprägung des Inhaltes der Eddalieder in moderne Formen versucht; ich erinnere besonders an Felix Dahn, Emil Engelmann, Hel. v. Engelhardt und Herm. Hölty.

**) Dasselbe ist auch neuerdings von F. W. Weber verdeutscht worden. (Vgl. Webers Gedichte. Paderborn 1884.)

***) In diesen Dichtungen ist der Reim neben dem Stabreime verwandt worden. Den wesentlichen Inhalt der Übertragung bilden Lebenssprüche.

Auf einmal die staunenden Mengen
Auf schäumendem Roß, wie die Sturmflut so wild,
Geschlossnen Visires ein ritterlich Bild,
Ein jugendgeschmeidiges sprengen.

Nachsieht ihm das Volk mit Verwundern und Graus —
Da hält er vor hohem, vor prächtigem Haus,
Und hemmt dem Rappen den Zügel:
Der Bürger gebietender Herr wohnt dort,
Ihn heischte zu sprechen mit donnerndem Wort
Der Ritter, erhoben im Bügel.

Nicht war er daheim; — doch nahte der Sohn
Ihn flehte der Reiter: „um himmlischen Lohn
Reicht einen Trunk mir zur Labe!“
Und der Junkherr sandte den Diener hinein,
Daß er bringe den Becher mit schäumendem Wein,
Und kredenzt sie selber, die Gabe.

Und der den Trunk so stürmisch begehrt,
Hat den Becher im einzigen Zuge geleert,
Und dann ihn gepackt wie im Grimme. —
Er hat ihn gehalten vor's Eisengesicht,
An die Lippen, die eisenumschienten, so dicht —
Dann tönte die eiserne Stimme: —

„Ha Becher! Du spendetest köstlichen Trank.
Dafür, o du Becher, will ich dir zum Dank
Der Mären schönste verkünden.
Kein Mensch erfuhrs — dir sei es gesagt —
Dort, dort, wo das zackige Giebeldach ragt,
Dort sind Verräter zu finden!“

Sprach's — schleudert den Becher von dannen im Zorn,
Dann jagt er dem Roß in die Flanken den Sporn —
Weit spritzte das Blut aus den Weichen.
Es bäumt sich und schlug so gewaltiglich aus,
Daß der eiserne Huf in das steinerne Haus
Einflog zum ewigen Zeichen.

Mit Entsetzen hat es die Menge gesehn —
Was der Ritter gewollt, kann keiner verstehn —
Doch der Junkherr will es ergründen.
Er eilt in das Haus, wo im waltenden Rat
Der Vater ihm sitzt mit den Vätern der Stadt,
Was er sah und hörte zu künden.

„Wer wohnt in dem Haus, das der Reiter gemeint?“
„„Ein trotziger Bürger, ein schleichender Feind —

Oft ward er auf heimlichem Sinnen
Ertappt — längst schlich er so brütend umher —
Bei Gott denn im Himmel, was fragen wir mehr?
Laßt keine Sekunde verrinnen!““

Umzingelt im Nu ward das feindliche Haus,
Noch eh' in des wogenden Volkes Gebraus
Geflogen der ahnende Funken.
Und wärs nicht geschehn — noch in selbiger Nacht
Dann wärest du, Lübecks fürstliche Pracht,
In Staub und in Asche gesunken.

Verräter sie standen in feindlichem Sold, —
Erkauft und bestochen mit dänischem Gold.
Im Felde die Stadt zu bezwingen,
Das trauten die Feigen sich nicht — doch es fand
Sich ein schändlicher Haufen im Bürgerverband —
Der wollt' es mit Feuer vollbringen.

Du warst der Retter, du warst der Hort,
Du Reisiger, der du dem Becher das Wort
Vertraut zur glücklichen Stunde —
Es Menschen zu sagen verbot dir dein Schwur —
Du hieltst ihn — du sagtest dem Becher es nur —
Der brachte sie weiter, die Kunde.

Wo weilst du? Wo sucht dich der Vaterstadt Dank?
O weh dir, Armer, den bittersten Trank
Im Becher hast du gefunden.
Es war dir der Vater im Mordbrenner-Haus —
Ihn würgte der Henker — dich trieb es hinaus.
Für ewig bist du verschwunden.*)

---

2. Aus: **Der Sieg bei Bornhövd.**

[Der Sieg bei Bornhövd. Kiel 1847..S. 26. — Aus alten und neuen Tagen.**) S. 20.]

Dank, ewiger Dank, du allmächtiger Gott,
Du hast uns erhört in der gräßlichsten Not —

---

*) Es ist nichts gar seltenes, daß jemand einen aufgenötigten Schwur in einer verbrecherischen, noch geplanten Sache wörtlich hält, während er das Bubenstück doch verrät und vereitelt: hier ist das Bedeutungsvolle in dem schweren Konflikt der Pflichten zu finden, daß der Sohn des Verräters, in den Teufelsplan eingeweiht, um seine Vaterstadt vor den Händen seines Vaters zu retten, diesen Weg zur Rettung wählt und dann verschwindet, wo es ihn doch nicht gelitten haben würde, nachdem er seinen Vater durch Henkers Hand hätte endigen sehen. Es ist ein furchtbares Opfer, welches der Reisige bringt: er muß seinen Vater verderben, sich selbst vaterlandlos und namenlos machen, um die Stadt zu retten!

**) Da die letztgenannte Quelle eine vielfach veränderte (verbesserte) Rezension bietet, so wird der Gesang hier nach der jüngeren Fassung mitgeteilt.

Das Verderben im Wunder gewendet,
Und die Rettungsscharen gesendet!**)
Du wolltest uns einig, du wolltest uns frei —
Drum standst du uns zweimal gewaltiglich bei —
Nun gilt es, den Fremden zu fegen
Von heimischer Scholle, von holstischer Flur —
Vernichtet von ihm sei die winzigste Spur —
Das walte der himmlische Segen! —

Und wie, wenn die Ebbe vom Norsee-Strand
Die Wogen, die schneeweißgemähnten, gebannt —
Das Gefild mit fröhlichem Lärmen
Die Füllen hüpfend umschwärmen —
Dann plötzlich mit tobendem, wälzenden Schwall
Die Sturmflut kommt, in gewaltigem Prall
Ihr Reich zurückzugewinnen —
Und die Herde in banger verworrener Flucht
Mit den brausenden Wogen den Wettlauf versucht,
Dem dräuenden Tod zu entrinnen:

Bornhövd! So sah dein heilig Gefild
Das Fliehen der Dänen, so plötzlich und wild —
Es hob in verzweifeltem Grimme
Der König vergebens die Stimme.
Du hältst es nicht auf, dein geschlagenes Heer —
Sieh hin! dein Danebrog flattert nicht mehr!
O fliehe die holstische Heide!
Was blickst du zum Himmel so finster und stier —
Erwartest von ihm du ein neues Panier
Zum Lohn für gebrochene Eide!?

„Ha Dänemark! ewige Schmach über dich!"
Schrie Waldemar — „ließest den König im Stich!
Weh! Ehre und Krone verloren!
„Roß, fühle noch einmal die Sporen!"
Und mit donnerndem Hufe sprengt er herein
In die Dänenzermalmenden, jauchzenden Reihn —
Er suchte den Tod im Gewimmel.
Lang kämpfte der Leu, bis vom mächtigen Schlag
Dithmarsischer Kolben der Panzer zerbrach —
Und über ihn ging das Getümmel.

Nicht ward es dein Los, du gewaltiger Held,
Den Tod dir zu finden auf blutigem Feld,
Wohin dich die Rache gebettet.

**) Die Dithmarsen. S. oben die Besprechung der Dichtung.

Ein Holste hat dich gerettet.
Den Deinen kam niemand zu helfen herbei —
Doch schallte zum Himmel ihr Wehegeschrei:
Der König, der König gefallen! —
Da war sie zu Ende, die herrliche Schlacht,
Da ließ Graf Adolf zur fröhlichen Jagd
Die schmetternden Hörner erschallen.

---

3. **Poesie.** (1854.)

[Aus alten und neuen Tagen. S. 82.]

Was vom Dichten meine Meinung?
Darauf sollen Dichter sehn,
Daß die Hulden der Erscheinung
Nicht ins Nichts verloren gehn.

Wenn ein schönes Kind gelächelt —
Hoher Frauenblick geglänzt —
Warmer Frühlingshauch gefächelt —
Bräutlich sich die Flur bekränzt —

Soll das alles so verschwinden,
Wie ein Meteor entflieht?
Festzuhalten, festzubinden
Alles Schöne ward das Lied!

---

4. **Wodans Trauer.**

[Aus: Der Hort der Dichtung. XIV. S. 85.]

Alle Götter nahten
Jubelnd mit Gesang,
Ihm entgegen traten
Sie mit Harfenklang;[1])
Alle Königinnen,
Die von Fensals Zinnen[2])
Auf der Welt Beginnen
Schaun die Tage lang.

Aber düster schritt er
Durch die lichten Reihen,
Gramumzogen tritt er
Zu Fiorgynen ein.[3])
Nach der Sehnsucht langen
Nächten, voller Bangen,
Färbte Frigga's Wangen
Froher Purpurschein.

Selig führt den Gatten
Sie ins Prachtgemach,
Dem ein finstrer Schatten
Auf der Stirn lag.
Ihn hinwegzubringen
Wollte nicht gelingen
Ihrer Liebesschwingen
Zärtlich holdem Schlag.

„Weh mir!" sprach umfeuchtet
Sie von Thränentau,
„Keine Freude leuchtet
Der verschmähten Frau.
Meines Lebens Wonnen
Sind sie ganz zerronnen?
Deckt der Liebe Sonnen
Ewigen Nebels Grau?

---

[1]) Wodan war von seiner langen Wanderung wieder nach Walhalla zurückgekehrt. —
[2]) Fensal hieß der Pallast der Frigga.
[3]) Fiorgyns Tochter war Frigga, Wodans oder Odhins Gemahlin; daher sie auch hier Fiorgyne genannt ist.

Wodan! arger Wandrer!
Du vergaßest mein
Bei dem Reizen andrer? —
Kann es möglich sein?!
Tanzen nicht der Riesen
Töchter, huldgepriesen,
Auf den fernen Wiesen
Ihren Zauberreihn?

In den Höhlen drinnen —
Trügt mich Ahnung nicht —
Wohnen Hüterinnen
Hold von Angesicht;
Ihre Lieder schallen,
Ihre Busen wallen,
Um die Schultern fallen
Ihre Locken licht!"

Wodan sprach: „O nimmer,
Frigga, frage mich,
Wie der Freude Schimmer
Mir vom Antlitz wich,
Wo die Hoffnung strandet,
Wo das Elend brandet,
Dort ist sie gelandet,
Drum verzweifelt' ich!

Alles ist gelungen,
Was ich vorbedacht,
Himmlisches errungen,
Herrliches vollbracht.

Ja, der heiß begehrte
Trank, der langentbehrte,
Sangesglutverklärte,[4])
Preist Allvaters Macht.

Dennoch nimmer fodre,
Daß in Siegeslust
Meine Seele lodre:
Schwerer Schuld bewußt
Bin ich, konnte scherzen
Mit dem reinsten Herzen,
Brachte Todesschmerzen
Einer Himmelsbrust.[5])

Daß die Welt sich freue
An der Lieder Huld
Ist mein Lohn — die Reue,
Ist mein Teil — die Schuld.
Ach, vergebens wehrte
Sich die gramverzehrte
Als Odhrörirn[6]) leerte
Meine Ungeduld.

O vergießen wollt' ich
Froh mein Götterblut;
Ihr zur Sühne zollt' ich
Gern mein höchstes Gut!
Zu der Nornen[7]) Hagen
Meinen Schmerz zu klagen
Geh ich, und zu fragen
Urdas[8]) heilige Flut.

---

[4]) Den Dichtermeth, aus dem Blute des weisen Quaser bereitet, hatte sich Wodan von der Tochter des Riesen Suttung, der schönen Gunlöde, zu verschaffen gewußt, nachdem er sich in ihre Liebe eingeschmeichelt hatte.

[5]) Das ist Gunlöde, der er erst den Vater nahm und die dann durch einen Schwur, den der arglose Odhin leistete, letzteren zwang, sie durch einen Schwertesstoß in ihr Herz zu töten.

[6]) Odhrörir hieß der Kessel, in welchem Quasers (Kwasirs) Blut aufbewahrt wurde und den Odhin mit einem Zuge leerte. So gewann Odhin den „Hort der Dichtung", den Weisheitstrank, der allen Dichtern durch Braga, den Gott der Dichtkunst, zu gute kommen sollte, aber er gewann ihn nicht, ohne auf sich schwere Schuld zu laden.

[7]) Die drei weisen Schicksalsgöttinnen mit unvergänglicher Schönheit, welche das Geschick des Einzelnen, wie der Gesamtheit lenken, in einem herrlichen Saale unter der Esche Ygdrasil wohnen, nahe bei dem Urdarbronnen. Die Nornen heißen Urd (die Vergangenheit), Werdandi (die Gegenwart) und Skuld (die Zukunft.)

[8]) Der Urdarbrunnen ist der Nornen Weisheitsquelle und für Ygdrasil die Lebensquelle.

Da erblaßt in Harme
Frigga's Angesicht,
Mit dem stolzen Arme
Sie den Gott umflicht,
Hält ihn sanft umschlungen
Und hat schwer gerungen,
Bis mit leiser Zungen
Sie die Worte spricht:

„Wenn aus Todesgrauen
Ihr Erlösung winkt,
Wo hinab zur blauen
Hel[9]) ein andrer sinkt,
O, dann stieg' ich gerne
In die dunkle Ferne,
Wo kein Glanz der Sterne,
Keine Sonne blinkt!"[10])

---

5. Aus: **Odhins Sprüche.**

[Aus Saemundar Edda Hins Froda. Prag. 1871. S. 28. ff.]

1. (14.)

Es ziemt den Freien jederzeit
Mut, Stolz, Geschick, Verschwiegenheit;
Am Leben labe sich der Mann,
So lang ers Leben haben kann.

2. (21.)

Ein Laffe leicht bei allem lacht;
Nur seiner eignen Leere
Hat solch ein Narr noch nie gedacht,
Was wohl von Nöten wäre!

3. (34.)

Du sollst nicht stets am selben Ort,
Nicht stets im selben Saale rasten;
Oft flohn schon Lieb und Freundschaft fort
Durch eines Gasts zu langes Gasten.

4. (35.)

Ein Haus, und obs ein Hüttchen sei,
Ist doch die größte aller Gaben,
Am eignen Herde herrscht man frei,
Mag man der Ziegen zwei nur haben.
Mag Reisich decken auch das Dach,
Du sollst als Segen doch es preisen.
S' ist furchtbar ohne Dach und Fach
Von Haus zu Haus umher zu reisen.

5. (50.)

Der Bösen Freundschaft lichterloh
Fünf Tage traun wie trocknes Stroh
In Feuerflammen brennt,
Am sechsten ist's zu End'.*)

Franz Ettig.

[Vgl. *Brümmer, a. a. O. S. 178. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Am 20. (nicht, wie Brümmer angibt, am 25.) Dez. 1830 wurde Johann Franz Ettig in Borna von rechtschaffenen und frommen, aber sehr armen Eltern geboren. Der Vater war Schuhmacher; er erzog seine

---

9) = das Totenreich.

10) Die Worte der Frigga, welche Odhin so heiß liebt und doch sich einer Sterblichen nachgesetzt sieht, sprechen ebensowohl aus, daß sie noch jetzt ihren Gatten so heiß, rein und tief liebt, als, daß sie gern stürbe, wenn sie der Nebenbuhlerin Leben erwecken und damit des Gatten Glück begründen könnte.

*) Auch die Vokale bilden am Anfange der betonten Silben (Hebungen) zusammen ein allitterierendes Band, selbst, wenn sie verschieden klingen.

fünf Kinder sehr einfach, aber tüchtig. Während alle anderen Kinder (1 Sohn und 3 Töchter) eine praktische Richtung einschlugen, zeigte Franz frühe eine besondere Begabung und Selbständigkeit des Geistes, so daß die Eltern ihn zu ihrem Ratgeber machten, und eine tiefe Neigung zum Lehrerberufe. Die Volksschule erfreute sich unter den Direktoren Sauppe und Schmidt eines guten Rufes; Lehrer Robert Wolfram (jetzt emer. Seminarlehrer in Borna) nahm sich des begabten Knaben besonders an, unterwies ihn privatim unentgeltlich und weckte in ihm auch die Liebe zu der Natur, welche Ettig später in mehrfacher Hinsicht hat sich auswirken lassen. Der Knabe hatte eine schwere Jugend. Vom 7. Jahre an bestritt er aus den kleinen Einnahmen, welche ein braver aber armer Junge sich verschaffen kann (Wegegehen, Kegelaufsetzen, Sammeln von Blüten und Kräutern für die Apotheke, von anderen Abfällen 2c.) sich Kleider und Wäsche. Nach der Konfirmation mußte Ettig wider Willen — er hoffte ja Lehrer werden zu können, und grade jetzt stand ihm niemand bei — bei einem Advokaten und Gerichtsdirektor Schreiber werden. 1½ Jahre blieb er in dieser Stellung, in welcher er große Geschäftsroutine sich aneignete, so daß ihm sein Prinzipal eine Zeit lang die ganze Praxis übertragen konnte. Dann ward er 6 Jahre Expedient in der Bezirkssteuereinnahme Borna. Trotz der vortrefflichen äußeren Stellung und der besten Aussichten, mit sehr gutem Gehalte als Kassenbeamter angestellt zu werden, erwachte die Neigung zum Lehrerberufe von neuem, und er legte seine Stelle nieder, um im Seminar zu Grimma unter Schulrat Köhler seine Ausbildung zu suchen. Darnach war er vorübergehend Lehrer zu Döben bei Grimma und an der Bürgerschule zu Glauchau, seit 1855 Hilfslehrer an dem neubegründeten Nebenseminar zu Grimma, seit 1856 am Hauptseminar, an welchem er jetzt noch als 1. Oberlehrer wirkt und besonders Biblische Geschichte, Naturgeschichte, Deutsch, Rechnen, Geometrie und Zeichnen als Unterrichtsfächer vertritt. Manche häusliche Not, auch der Verlust seiner Gemahlin trübte seinen Lebenstag, wenn auch nur zeitweise.

Frühe zeigte sich in Gelegenheitsgedichten die dichterische Ader. Die unten zu erwähnenden poetischen Schriften haben teilweise den Beifall Em. von Geibels und K. v. Geroks gefunden und auf dieser anerkannten Dichter Empfehlung hin den Ausflug in die Welt unternommen.

Ettigs erste größere Schrift: Schilderungen, Sagen und Märchen aus der Pflanzenwelt verbindet Poesie und Prosa dergestalt, daß die kleingedruckten Anmerkungen die sorgfältigste Beschreibung der Pflanze vom Standpunkte des Botanikers aus darbieten, während die Gedichte das Aussehen und Leben der Pflanze schildern sollen. Freilich dringt oft, die Schilderung vertreibend, die Beschreibung ins Gedicht, und das ist der Tod der Poesie. Insoweit dies zutrifft, halte ich eine Dichtung für mißlungen. Andere Gedichte sind zu breit angelegt und zerstören die anfänglich erweckte gute Meinung wieder. Am besten sind noch einige an die Legende herüberstreifende Pflanzensagen. Die Verse sind einfach, meist paarig, so daß eine gewisse

Einförmigkeit den Leser leicht ermüdet, und der Inhalt verrät zu oft, daß das Gedicht aus Anlaß der und im Hinblick auf die unterrichtliche Verwendung diese Form bekommen habe.

In den folgenden Schriften zeigt der Dichter einen formellen Fortschritt, inhaltlich eine reiche Lebenserfahrung und ernste christliche Lebensauffassung. Gemütreich und sinnig, zart und ernst sind alle Poesieen. Man sieht aber, daß der Dichter nur die im Berufe und im häuslichen Kreise dargebotenen Anregungen benutzt hat. Über diese beiden Lebenskreise hinausgehende Poesieen treffen wir kaum bei Ettig an. Manche derselben verraten ihr sprachliches Vorbild (z. B. Zum neuen Jahr. Stunden der Weihe S. 44, welches, in den Anfangsstrophen besonders, an Schillers Ausdruckweise anklingt). In den meisten Dichtungen herrscht die Betrachtung, die kontemplative Stimmung vor, aus welcher ebenso leicht Belehrung und Ermahnung als Erbauung hervorwachsen kann. Daher ist der Nebentitel mancher der Schriften: Bilder und Sprüche durchaus charakteristisch und treffend. Kraftvolle Sprache, poetische Schwung, dichterische Begeisterung im engeren Sinne, dramatische Lebendigkeit darf man hier nicht erwarten. Der anspruchslose Dichter, welcher in seiner echten Bescheidenheit sein Licht dem des Johanniswürmchens oder eines Sternleins verglich, hat im allgemeinen durchaus richtig die Voraussetzungen für eine richtige Würdigung seiner Dichtungen angedeutet: Sinnigen, in die Stille der Natur geführten, Seelen wird jedes Johanniswürmchen und Sternlein eine traulich angenehme Erscheinung sein und eine feine und doch vernehmliche Sprache von der Liebe Gottes reden.

Werke: a, Poetische: Blumen. Grimma. 1868. (Vergriffen.) — Deutsche Bäume. Ebd. 1868. (Vergriffen.) — Lebenszeichen. Gedichte Ebd. 1868. — *Schilderungen, Sagen und Märchen aus der Pflanzenwelt. Gedichte. Zum Teil in 2. Aufl. (Der Reinertrag ist zum Besten des „Sächs. Albert=Vereins" bestimmt) Ebd. 1869 (Herabges. Preis 60 ₰.) — *Stunden der Weihe. Lieder und Sprüche aus dem Leben für das Leben. Der erwachsenen Jugend dargebracht von einem ihrer Freunde. (Anonym) Ebd. 1879. — *Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben. Für Haus und Kinderstube. Ebd. 1881.

b, Außerdem eine größere Anzahl naturgeschichtlicher, technischer, mathematischer und pädagogischer Schriften. Von letzteren sei hier genannt: Der Weg, die Jugend gut zu erziehen. Ideen der Erziehung als Erfahrungssätze. (Minden i. W. 1882.)

Proben aus Franz Ettigs Dichtungen.

1. Vom gelben oder wahren Labkraut,*)

genannt: „unsrer lieben Frauen Bettstroh".

(Galium verum.)

[Schilderungen, Sagen und Märchen 2c. S. 52.]

Als unser Herr geboren ward,
Er lag in einer Krippe hart,
In rohe Linnen eingehüllt,
Er, den des Himmels Glanz erfüllt.

*) Anm. des Dichters: Das gelbe Labkraut (Galium verum L.) steht auf trocknen Wiesen, an Feldrainen, Hügeln, ziemlich häufig, truppweise, und blüht von Juni bis August. Die Stengel sind etwas starr (in trockenem Zustande etwas weicher), undeutlich

Doch fand sich da ein Kraut, so weich,
Das nahm Maria froh sogleich

Zum Lager für das Jesuskind
In ihrer Mutterlieb geschwind.

Drauf ruhte sanft der Herr der Welt,
Den Sel'gen gleich im Himmelszelt.

Dies Kraut es labte seinen Leib,
Drum ihm der Name auch verbleib':

Labkraut, wie nennt es jedes Kind,
Wenn es mit Lust das Kräutlein find't.

Und ihm zu Dank vom edlen Herrn
Das Kräutlein trägt des Himmels
Stern',

Viel tausend sind es an der Zahl,
All' leuchten sie im gold'nen Strahl.

2. Von der zitternden Pappel oder Espe.*)

(Populus tremula L.)

[Ebend. S. 55.]

Einst kam der Herr in einen Wald,
Wo Bäume aller Gattung standen,
Und wie den Heil'gen sie erkannten,
Da neigten sie sich all' vor ihm.

Die Espe nur blieb ungerührt,
Doch wie der Herr betrübt sie schaut,

Da rauscht's in ihrer Krone laut,
Da zittert jedes Blatt voll Angst.

Und seit er sich von ihr gewandt,
Es zittert fort ihr loses Laub,
Zum Zeichen: wer an ihn nicht glaub',
Sei ohne Frieden, ohne Ruh'.

3. Der Baum und der Mann.

[Stunden der Weihe 1877. S. 24.]

Sei wie ein Baum, o Mann,
Der hoch sich streckt, zum Licht empor;
Wer nicht sich strecken kann,
Die edle Manneskraft verlor.

Sei wie ein starker Baum,
Der fest im Lebenssturme steht;

Das Leben sei kein Traum,
Ein Kampf, den Mannes-Kraft besteht.

Sei wie ein Baum voll Frucht,
Die edel ist und gut der Welt,
Die einst der Gärtner sucht,
Der über dich Gericht auch hält.

4kantig, weichhaarig. Die Blütenstände sind dichtblumige Rispen, deren Äste später abstehen. Die Blumenkrone ist radförmig 4spaltig (ganz sternähnlich), von gelblicher oder ganz goldgelber Farbe. Die schmalen, gleichbreiten, spitzen Blättchen stehen an den etwas verdickten Gelenken des Stengels bis zu 12, an den Ästen bis zu 8, sternförmig. Es giebt kaum eine schönere Erscheinung als einen Felsrand neben sterilem Boden mit golden blühendem Labkrautgebüsch.

*) Anm. des Dichters: Das Zittern der Blätter der Espe rührt daher, daß die schweren, fast kreisrunden Blätter von langen, seitlich ganz zusammengedrückten Stielen getragen werden, so daß sie bei jedem Hauch des Windes schwanken müssen. Die oben dargestellte Sage hat diesen Umstand zur Einkleidung einer sehr tiefen christlichen Wahrheit benutzt.

4. Sei bescheiden.

[Der Weg des Lebens. S. 28.]

Sei bescheiden, junger Mann,
Soll man dich verstehn;
Wer sich selbst vergessen kann
Wird nie übersehn.

---

5. Warten.

[Ebd. S. 33.]

Warte auf des Fleißes Früchte,
Warte auf der Liebe Saat,
Warte auf des Segens Spuren,
Warte nicht mit guter That.

---

6. Die Hilfe.

[Familienleben 2c. S. 86.]

Als mir der Tod das Liebste nahm
Und namenloses Leid
Wie eine Flut ins Herz mir kam,
Verderbend jede Freud',

Da rief ich an in meiner Not
Den Herrn, der mich erkauft,
Den Herrn, in dessen bittern Tod
Auch meine Seel' getauft,

Den Herrn, der mich aus Liebe schlägt
Und segnet durch das Leid,
Den Herrn, der meine Lasten trägt,
Zur Hilfe mir bereit.

Er ließ mich eine kleine Zeit
Verlassen sein in Schmerz —
Im Glaubensfeuer schmolz das Leid,
Und Frieden kam ins Herz.

Vergeben war der Sünde Schuld,
Ins tiefste Meer versenkt.
Und reichlich hat des Höchsten Huld
Mir neuen Mut geschenkt.

Nun preis' ich seiner Gnade Weg,
Der mich durch Leiden führt,
Und bleib auf Jesu schmalem Steg,
Allzeit zu Dank gerührt.

Eduard Eyth.

[Quellen: *Kraus, geistliche Lieder. S. 92. — *Brümmer a. a. O. I. S. 180. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Dr. Eduard Eyth ist der am 2. Juli 1809 zu Heilbronn geborene Sohn des M. Gottl. Friedr. Eyth, weiland Lehrer der alten Sprachen am Obergymnasium daselbst, welcher seinem Vater eine vortreffliche Vor=

bildung in den klassischen Sprachen verdankte und im Herbst 1833 in das niedere theologische Seminar zu Maulbronn eintrat, wo er als der talentvollste Schüler des Seminars sich stets auf dem ersten Platze behauptet hat. Vom J. 1827 an besuchte er als Bewohner des theologischen Stifts die Universität Tübingen und arbeitete bis 1831 so angestrengt fleißig, daß er sich ein Augenleiden zuzog, welches ihn dem Erblinden nahe brachte, so daß er fast zwei Jahre weder lesen noch schreiben durfte. In dieser trüben Zeit unterhielten ihn treue Freunde, wie Johannes Denner, durch Vorlesen und Erzählen. Eine Reise in die Schweiz, sowie nach Norddeutschland, mit besonders langem Aufenthalte in Berlin (1834), diente dem Dichter gewissermaßen zum Abschlusse seiner Vorbereitung auf den Lebensberuf. 1835 wurde er zum Oberpräzeptor in Kirchheim unter Teck ernannt und lebte dann noch ein Jahr lang mit dem dort als Diakonus thätigen Dichter Albert Knapp zusammen. Hier verheiratete er sich mit Julie, einer Tochter des Oberzollverwalters Capoll in Heilbronn, von welcher eine sehr wertvolle Schrift verfaßt, in Knapps Christoterpe (1845) zuerst gedruckt und dann von ihrem Manne (1852) unter dem Titel: „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten. Mitgeteilt — nicht von ihr selbst" veröffentlicht worden ist. Dieses Buch ist bereits ins Holländische, Schwedische und Englische übersetzt und hat in Deutschland 7 Auflagen (Heidelberg, Winter) erlebt. Es ist eine Perlenschnur ernster, sinniger, geistreicher Gedanken von außerordentlichem Werte für jeden Stand, jedes Alter, besonders geeignet aber für die heranwachsende Jugend.

Im Jahre 1841 wurde Eyth als Professor der Geschichte an das niedere theologische Seminar zu Schönthal berufen, 1865 ward er zum Ephorus desselben ernannt. Seit 1868 wirkte er als Ephorus des Seminares zu Blaubeuren, bis er nach 47jähriger Dienstzeit (1877) in den Ruhestand getreten ist. Seitdem wohnt Eyth in Neuulm.

Eduard Eyth ist ein persönlicher Schüler Uhlands, und ein jüngerer Freund Schwabs, Kerners und Lenaus und gehört somit zu der älteren und mittleren schwäbischen Dichterschule. Viele seiner poetischen Arbeiten sind eine Frucht seines Lehrerberufs, so die „Harfenklänge aus dem alten Bunde", (Basel 1838) durch welche er auf die Vorzüge der vielfach oder meist verkannten hebräischen Poesie hinweisen wollte im Gegensatze zu der ebensooft überschätzten klassischen Poesie. Übrigens trat Eyth auch sonst in einer tüchtigen und freimütigen Schrift für die christliche Bildung an unseren Gelehrtenschulen ein und der falschen Humanität, welche schließlich auf alleinige Wertschätzung antiken Heidentumes hinauslaufe, entgegen. Eigene griechische Dichtungen, unter dem Titel „Hilarolypos" (Stuttgart, 1831) herausgegeben, hatten ihn frühe schon als talentvollen und sprachgewandten Philologen ausgewiesen; seine Übersetzungen von drei sophokleischen Dramen (Die Oedipus-Trilogie) haben mehrere Anflagen erlebt; auch die Übersetzungen der Odyssee und eines Teiles der Ilias haben volle Anerkennung gefunden.

Über die eigenen Gedichte, welche zuerst 1844 erschienen, hat Eyth später ein besonderes Gericht abgehalten und, was ihm nicht mehr zusagte, ausgeschieden, offenbar von dem altgriechischen Grundsatze ausgehend, daß die Hälfte mehr als das Ganze sei. So ist denn die dritte Auflage seiner Gedichte „Bilder im Rahmen“ (Heidelberg, 1856) eine wesentlich verminderte, aber die Sammlung dem Dichter selbst doch wertvoller erschienen, als die frühere. Und jedenfalls beweist diese Sammlung außer der formalen Sicherheit in der Handhabung jeden Metrums und des Reimes die volle Originalität der Gedanken, sowie den Wert der letzteren. Geistesreichtum und christlicher Ernst treten in allen Dichtungen Eyths, namentlich in den spruchartigen kleineren heraus. Aber auch die episch-lyrische Dichtungsart gelingt dem Dichter trefflich, und besonders möchte ich auf den Rhapsodieenkranz „Die Glocken zu Speier“ hinweisen, in welchem das Ende Heinrichs des IV. und V. behandelt wird.

Werke: 1. Poetische: Hilarolypos, eine Sammlung kleiner griechischer Gedichte. 1. Bdch. Tübingen 1831. (Osiander.) — Die Sage von Odysseus nach Homer. In Reimen bearbeitet. Mit 9 lith. Abbild. Karlruhe 1834—35., Braun. — Klassiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. 3. Bdch. (Mit dem Anhange Hilarolypos. 2. verm. Aufl. Basel, Bahnmaier. 1838—40. — Harfenklänge aus dem alten Bunde. Gedichte. 1838. Ebd. — Gedichte. Stuttgart. 1843, Belser. *2. verb. Aufl. Ebd. 1851. — Sophokles' drei schönste Tragödien, für gebildete Leser übersetzt und mit einer Einleitung in das griechische Drama und Erläuterungen versehen. 1856. Heidelberg, Winter. — *Bilder in Rahmen. Gedichte. 3. Ausg. 1856. Ebd. — Sophokles König Oedipus, nach den neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet. 3. neu durchges. Aufl. Ebd. 1875. — Sophokles Antigone ꝛc 2. Ausg. Ebd. 1875. — Oedipus auf Kolonos. 2. Ausg. Ebd. 1875.

2. Sonstige. Klassiker u. Bibel. S. v. — Kleines latein. Elementarbuch, nach einer völlig neuen Methode bearbeitet. Stuttgart 1842, Belser. — Mnemonische Geschichtstafeln z. Gebrauch f. höh. Lehranstalten. 2. verb Aufl. 1844. Stuttgart, Belser. 3. Aufl. Ebd. 1856. — Die uralte Gegenwart oder Homers Ilias im Versmaß der Urschrift nach neuen Grundsätzen der Prosodie. I. 1851. Ebd. — Überblick der Weltgeschichte vom Christl. Standpunkte. Heidelberg, 1853. Winter. Neue Ausg. Ebd. 1872. — Lexilogi part. I s. de Graecorum lit. A. 1848. Heilbronn. (Tübingen, Fues.) — Gnomon zu Homers Odyssee. Rhapsodie I. Tübingen. 1864 (Fues). — Plutarchs Königs- und Feldherrnsprüche, in Auswahl deutsch bearbeitet. 1879. Heidelberg, Winter.

Proben aus Eduard Eyths Dichtungen.

1. Die rechte Gabe.

[Gedichte 2. Aufl. 1851. S. 181. — Bilder in Rahmen. 3. Aufl. der Gedichte. 1857. S. 22.]

Es haben uns die Störche
  Den Frühling wiederbracht;
Fort aus dem Winterpferche!
Schon hör' ich eine Lerche
  Jubilieren mit Macht.

Doch sie zu schauen, habe
  Ich mich umsonst bemüht;
Das ist die rechte Gabe,
Daß man daran sich labe,
  Und den Geber — nicht sieht.

---

2. Die Wurmlinger Kapelle.*)

(Bei Tübingen.)

[Gedichte. 2. Aufl. S. 50. — Bilder in Rahmen S. 30.]

Wenn sich im Frühling jedes Herz
Der Blumen freuet und der Sonne,
Dann stehst du, wie ein großer Schmerz,
Inmitten dieser Lust und Wonne.

Herauf vom tiefen Thale wehn
Die Winde dir viel frohe Lieder.
Doch deine Totengräber sehn
Stillernst auf all das Leben nieder.

Ihr Blick — wie manchem Sänger hat
Er schon gerührt den heil'gen Busen!
O dräng' er auch dort in die Stadt, —
Die Stadt der Weisheit und der Musen!

Und sagt' ihr, wie so bald vergehn,
Die sich das Irdische erlesen;
Und sagt' ihr: auf den stolzen Höhn
Wohnt nur der Tod und das Verwesen!

Und daß ein Kirchlein unsers Herrn
Daneben steht — fast ganz verlassen!
Und daß das Kirchlein möchte gern
Sie in die Mutterarme fassen!

3. An der Quelle.

[Gedichte. 2. Aufl. S. 353. — 3. Aufl. S. 34.]

„An der Quelle saß der Knabe,"
Ungetrübt sein Herz und klar,
Wie im Frühling oder Sommer
Dieses kleine Bächlein war.

„An der Quelle saß der Knabe,"
An der Quelle saß der Mann;
Ach, wie doch so vieles bleiben
Und so viel sich ändern kann!**)

4. Die Hochweisen.

[*Gedichte. 2. Aufl. S. 342. — *Bilder in Rahmen S. 40.]

Und stündet ihr ihm nicht bei
Mit Kraft und list'gem Verstand,
Gleich fiele dem lieben Gott
Der Weltapfel aus der Hand!

5. Die Böcklein.

[*Gedichte. 2. Aufl. S. 346. — *Bilder in Rahmen S. 56.]

Ihr Böcklein auf der Wiesenflur,
Was soll euch dieses nutzen?
Habt ihr denn eure Köpfe nur,
Um euch damit zu stutzen?

Sagt, ob nur eines je das Gras
Durch Händel sich vermehrte!
Ihr seid doch fast — ich weiß nicht, was? —
Seid ihr vielleicht Gelehrte?

*) Von fast allen Dichtern der älteren schwäbischen Dichterschule besungen; vgl. auch Uhlands „die Kapelle."

**) Der Bach hat sich nicht verändert, wohl aber der daran sitzt; derselbe ist nicht nur älter geworden, sondern hat auch die kindliche Unbefangenheit und Reinheit verloren, wenn nicht noch viel mehr.

6. Der Schäfer.

[*Gedichte 2. Aufl. S. 106. — Bilder ꝛc. S. 61.]

Ein Schäfer auf der Heide
Bei seiner Herde saß,
In schöner, frischer Weide,
Im grünen, jungen Gras.

Den Hut herabgenommen, —
Still betet er für sich:
„Wann wirst Du, Heiland, kommen?
Wann weidest Du auch mich?

„Dort seh' ich Deine Fluren
Im ewig reinen Licht,
Und Deines Fußes Spuren,
Doch wann Dein Angesicht?"

Und an dem Himmel sammelt
Sich dunkler Wolken Schar;
Sein sehnend: Abba! stammelt
Der Schäfer immerdar.

Hört ihr es schwer gewittern?
Schon braust's und donnert's dort!
Der Schäfer ohne Zittern, —
Er bleibt und betet fort.

Den Hut herabgenommen,
Still betet er für sich:
„Wann wirst Du Heiland kommen?
Wann weidest Du auch mich?"

Ein Blitz den Himmel spaltet;
Da liegt er tot und stumm,
Die Hände fest gefaltet,
Die Herde rings herum!*)

7. Jerusalem.

[Gedichte. 2. Aufl. S. 11. — 3. Aufl. S. 69.]

Wo wuchsen einst die goldnen Himmelsreben?
Wo fand man einst das echte Manna-Brot?
Wo lebte einst das höchste, reinste Leben?
Wo hauset nun der schmachvoll tiefste Tod?
Du Gottesbraut von tausend heil'gen Gaben,
Du königliche Jungfrau, Tochter Sem,
Du liegst im langen Schmerzengrab begraben,
Jerusalem!

Wo einst der Heiland edlen Gottessamen
Auf deiner Herzen dürre Felder trug,
Da wühlet nun in Allah's rauhem Namen
Des Mauren Schwert, des Saracenen Pflug;
Wo süßer Harfenton der heil'gen Beter
Durch die Paläste klang, Jerusalem,
Da singen nun die Hufe der Zertreter
Dein Requiem!

Du hast den großen Lebensfürst durchstochen,
Drum liegst du selbst in Staub und Asche da;
Erst hat er dich in seinem Grimm zerbrochen;

*) Wer kennt nicht das prächtige Gemälde: Der vom Blitz erschlagene Schäfer?

Jetzt aber ist sein Himmelreich dir nah!
Du sollst erstehn! Empor aus deinen Trümmern!
Erbaue dich! An's Werk, Jerusalem!
Doch hol' die Steine, laß die Balken zimmern
In Bethlehem.*)

---

8. Otus und Ephialtes.**)

[Gedichte 2. Aufl. S. 51. — 3. Aufl. S. 85.]

Einst von Brüdern, davon Ephialtes einer, und Otus
(Sagt man) der andere hieß, wurde der Himmel gestürmt.
Iphimedia, die „herrlich verständige," nannte die Mutter
Sich; als Vater jedoch wurde Poseidon genannt.

Und noch gibt es Himmelsstürmer,
Deren Herz in Frevel brennt,
Ob man auch die Erdenwürmer
Nimmer Ephialtes nennt;
Seis, daß einem Gotteshasser
Der Verstand die Mutter war:
Doch der Fürst der großen Wasser
Bleibt sein Vater immerdar.

Hei wie wuchsen die Knaben heran! Neun Jahre verlängern
Stracks in die Höhe hinauf je um ein Klafter das Maß.
Und so zu um die Elle des Jahres ausdehnte der Umfang
Sich des entsetzlichen Leibs, bis sie beginnen den Krieg.

Schaut sie, schaut sie an, ihr Neuen,
Die ihr alten Unsinn treibt!
Ob ihr grimmig seid, wie Leuen,
Und, wie Otus, wohlbeleibt:
Nun, so ist, bei allem Scheine,
Daß es Riesenarbeit sei,
Euer Thun doch nichts, als eine
Kolossale Kinderei.

Auf den Olymp wird die Ossa gesetzt, dann über die Ossa
Hurtig des Pelions Berg, daß es die Höhen erreicht.

---

*) Zur Zeit der Gründung des anglopreußischen Bistums gedichtet oder zur Zeit der Württembergischen Auswanderung (Hoffmann) nach dem heil. Lande.

**) Zwei Söhne des Poseidon und der Iphimedia, welche eigentlich die Gattin eines Sohnes Poseidons, des Aloneus, war. Die beiden Söhne setzten jährlich eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Länge zu, so daß sie mit 9 Jahren furchtbare Riesengestalten wurden und mit den olympischen Göttern den Krieg begannen, welcher ihnen so übel bekam.

Doch noch weit dort droben erglänzet das Himmelsgewölbe,
Weit noch droben erglänzt Zeus' und der Götter Palast.
Häuft empor das Klein' und Große,
Daß es gleicht Gebirgen schier,
Häufet munter Stoß zu Stoße,
Wissenschaft und Löschpapier!
Was da unten hoch erschienen,
Ist von oben nur gering,
Und mit ruhig stolzen Mienen
Schaut der Himmel auf das Ding.

Wild umtaumelnd entwurzeln indessen die riesigen Knaben
Eichen und schleudern zur Lust Berge hinunter ins Meer,
Wollen des Oceans Flut umschaffen zu stehendem Festland,
Schaffen das sichere Land schnell zur beweglichen See.
Wenn der Mensch des Richters Stimme
In dem inneren Geist vergißt
Und das Heilige im Grimme
Umzustürzen sich vermißt:
Muß dann nicht die Erde wanken?
Und was bleibt noch unversehrt
Aller Ordnung alte Schranken
Sind zertrümmert und verkehrt.

Hera, des Götterköniges Gattin, begehrt Ephialtes,
Daß sie mit ihm ein Band liebender Ehe verknüpft.
Also freiet um Artemis auch der gewaltige Otus,
Freiet mit Toben und Lärm fürchterlich, aber umsonst.
Leichte Lichtesstrahlen hüpfen
In der Nächte tiefstes Grauen;
Nach Zerreißen will man knüpfen,
Nach Zerstören muß man baun.
Aber — kann der Honig fließen,
Wo die Lava glüht und dröhnt?
Himmelsliebe der genießen,
Der den Himmel stürmt und höhnt?

Plötzlich in hastigem Sprunge gerad' in die Mitte der Brüder
Rennet ein flüchtiger Hirsch; Artemis hat ihn geschickt.
Hurtig von hüben und drüben ein Speer! Doch enteilt der Hirsch ihm,
Aber sie beide dabei fallen durch eigene Hand!
Gott gebeut's, mit raschem Schritte
Tritt der großen Thoren Zunft
In des eignen Geistes Mitte
Schnell herein die Unvernunft;

Sei dann in der Hand der Blinden
Auch die Waffe scharf und lang:
Laß sie werfen! Denn sie finden
In sich selbst den Untergang.*)

---

9. Einst!

[Harfenklänge aus dem alten Bunde. 1838. — *Kraus, geistl. Lieder. S. 94.]

Wir ziehn den Lebensweg hinaus
In manchem Leid und Bangen,
Wir wohnen in des Leibes Haus
Gebunden und gefangen.

Doch führt uns Gott aus Banden einst
Nach Zions heilgem Raume;
Dann ist dir, Seele, die du weinst,
Als lebtest du im Traume!

Dann füllt mit Freude sich der Mund
Und preiset Gottes Walten:
Wie hat der Herr den heilgen Bund
So treu und fest gehalten.

Ja, Großes hat der Herr gethan;
Drum jubeln wir und loben!
O führ uns bald die heilge Bahn
Zur Heimat, Herr, nach oben!

Wie wird man in dem selgen Land
So wonig uns begrüßen!
Wie wenn im ausgedörrten Sand
Die Quellen wieder fließen.

Die wir mit Thränen im Gesicht
Die Samenkörner streuen, —
Wenn einst herein die Ernte bricht,
Wie werden wir uns freuen!

Jetzt gehn wir in das Feld hinaus
Mit Weinen und mit Klagen;
Dann werden wir ins Vaterhaus
Mit Lust die Garben tragen!**)

---

*) Die altgriechische Sage wird in antiken Versmaßen (Distichen), das Treiben der modernen Himmelsstürmer in einer modernen Strophe behandelt. Ob man an die neue Tübinger Theologenschule zu denken habe, oder an die völligen Gottesleugner neueren Datums, kann zweifelhaft sein; doch ist letzteres wahrscheinlicher. Alle moderne negative Kritik ist Himmelsstürmerei, nur ist die unsinnige Größe des Verstandes dieser Geistesgrößen nur ein Größenwahn der Kinder des Fürsten über große Wasser (d. h. nach biblischem Sprachgebrauche des Urfeindes Gottes) und des durch Zutritt von Seewasser befruchteten Verstandes (auf diese Weise wurde Iphimedia zur Mutter der Titanen.) Die Anstrengungen der Menschen, Gott und sein Regiment zu stürzen, bleiben eine großartige Kinderei, auf welche der im Himmel wohnet mit Lachen und Spott (Ps. 2.) niederschaut. Freilich viel verderben können doch diese großen Kinder, Unfug ist der Unfügsamen Werk; aber Thorheit ihr Plan, aus dem Chaos, das sie schaffen könnten, eine neue Welt zu bauen, und sicher ist ihr Untergang, den sie sich gegenseitig bereiten, indem sie die „göttliche Thorheit" jagen, die sie doch nie werden vernichten können und welche stets die alle Menschenweisheit überstrahlende Weisheit bleiben wird.

**) Eine liebliche Umdichtung des Psalms 126.

Max Eyth.

[Quellen: *Brümmer, a. a. O. II. Nachtr. S. 46. — *Bornmüller, Schriftstellerlexikon. S. 220. — Schriftliche Mitteilungen aus der Familie.]

Ein überaus bewegtes Leben ist dem Sohne des soeben besprochenen Dr. Eduard Eyth beschieden gewesen. Am 6. Mai 1836 als ältester Sohn des Genannten zu Kirchheim unter Teck geboren, besuchte er das niedere theologische Seminar zu Schönthal, an welchem sein Vater als Professor wirkte, und vollendete seine Studien (Mechanik und Maschinenbaukunde) auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe und zu Stuttgart. Nachdem er noch einige Zeit in einer schwäbischen Maschinenfabrik gearbeitet hatte, begab er sich 1861 nach England, wo er lange vergebens eine geeignete Stelle suchte, da die Industrie durch den amerikanischen Krieg sehr ins Schwanken und in Verwirrung geraten war, und endlich in den Steamploughwork von J. Fowler in Leeds und London zunächst als einfacher Arbeiter eintrat und in der Branche der Herstellung der Agrikulturmaschinen von Stufe zu Stufe rasch emporstieg, bis ihn die Firma zu ihrem Chefingenieur und Partner der Fabrik machte. Er hat wesentliche Fortschritte in der Herstellung des Dampfpflugs gemacht und ist der technische Erfinder der Tauerei (Seil-Schleppschiffahrt), sowie zahlreicher Dampfmaschinen. Um die Einführung der Dampfpflüge in Ägypten zu überwachen und zu fördern, begab er sich 1863 nach Ägypten, wo er zugleich Chefingenieur des damaligen Erbprinzen Halim Pascha wurde. In dieser Zeit bereiste er nicht nur Ägypten, sondern auch Arabien, Palästina und Syrien; er verließ 1866 seine Stellung in Ägypten, um nach Nordamerika, Westindien zu reisen und dort die Interessen seines Hauses zu vertreten. Reisen durch Oesterreich-Ungarn, Rußland und Rumänien schlossen sich an. Über seine Reisen, welche aus kommerziellen bzw. technischen Beweggründen unternommen wurden, aber dem Reisenden auch zu durchaus anderen Beobachtungen und Erlebnissen Zeit ließen, hat er in Briefen an die Seinigen in der Heimat sich ausgesprochen, welche nach und nach im Drucke erschienen sind (der 6. Schlußband ist soeben 1884 erschienen und berichtet unter dem Titel: Fremde und Heimat über den Zeitraum vom 1. Aug. 1879 bis 30. Juli 1882 und über Reisen nach Algier, Rumänien, Ägypten, Italien, nach England, nach Ägypten, nach England und wieder nach Rumänien und England und schließt mit dem ersten Briefe aus dem neuen Wohnorte Bonn.) Gegenwärtig privatisiert der Dichter und Techniker Max Eyth, welcher Ende Juni 1882 sein Verhältnis zur englischen Fabrik gelöst hat, in Bonn und lebt dort der schönen, großen und schweren Aufgabe, einen deutschen Landwirtschaftlichen Reichsverein anzuregen, ähnlich der Royal-Agricultural-Society of England.

Es ist natürlich hier nicht der Ort, auf die mancherlei fachwissenschaftlichen 2c. Artikel und Schriften einzugehen, welche Max Eyth nicht nur in Deutschland und England, sondern fast in allen civilisierten Ländern diesseit

und jenseit der großen Wasser einen berühmten Namen gemacht haben, auch durch Übersetzungen in weite Kreise von Fachgenossen gedrungen sind; — ja nicht einmal über zwei sehr wertvolle Schriften Eyths, welche der schönen Litteratur angehören, darf ich mich hier auslassen, wenn ich nicht den Plan des Werkes durchbrechen will: ich meine die frische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, speziell dem Bauernkriege: „Mönch und Landsknecht“ und vor allem „Das Wanderbuch eines Ingenieurs“ in Briefen. (6 Bde.) Doch will ich wenigstens ein Wort über das, was der Leser des Titels dieses Buches nicht vermutet, über den Inhalt sagen. Eyths Wanderbuch ist, mit Ausnahme des 3. Bdes., welcher nur Novellen und einen poetischen Anhang enthält, aus Briefen bestehend, welche der in vier Weltteilen umhergewanderte Techniker an seine Eltern schrieb. Geistreiche Briefe sind es, welche über das Technische in der Lebensaufgabe Eyths grade soviel verraten, daß man die Geisteskraft des Mannes ahnt, welcher eine Reihe glänzender Erfindungen gemacht hat, aber gewiß nicht Lust bekommt, mit Hülfe eigenen Nachdenkens seine wohlerworbenen Patente zu durchbrechen, Briefe, in welchen die treffendsten Bemerkungen über Land und Leute, Kultus und Kultur, Mitteilungen über die älteste Vorgeschichte, die neueste Tagesgeschichte mit denen über des Verfassers Leiden und Freuden, Langeweile und Plagen, Unfälle und Bewahrungen in bunter Abwechselung und mit einem durchaus bescheidenen Tone über eigene Leistungen und mit dem köstlichsten Witze und Humor, der unsern Dichter nie, auch nicht in der traurigsten Misère, verläßt, verbunden ausgesprochen werden, daß der Genuß dieser Lektüre gar nicht abbricht und man wohl dieses Wanderbuch ein klassisches in seiner Art nennen kann, wie vielfach geschehen ist, und die Eltern als die nächsten Empfänger dieser Briefe um ihren Originalbesitz und um ihren Sohn beneiden möchte.

In unser spezielles Gebiet gehört Der Waldteufel. Es ist dies Büchlein ein mehrfach aufgelegtes Drama (d. h. Lustspiel, obgleich dieser Neben-Titel dem Buche nicht beigefügt ist), und ich muß sagen, es zeigt sich in demselben eine solche Fülle originalen Humors, daß man es an der Beschädigung der Lachmuskulatur noch lange merkt, falls man diese Erzählung gelesen hat. Es gibt wohl keine angenehme und unangenehme Situation, kein Lustspielmotiv von irgend welchem Belange, welches hier nicht verwandt worden wäre; ein regierender Fürst von Fürstenstein, welcher seine Rolle noch besser spielt, als zwei, welche sie vor ihm schon unbefugter Weise und doch in der besten Absicht, einem Freunde zur Hand seiner Angebeteten zu verhelfen, gespielt haben, einen köstlichen Amtsrichter Pflichterer, der seinem Staate 45 Jahre treu gedient hat und doch unter dem Zusammenwirken von seine Stadt bedrohenden Kommunisten, ausbrechenden Gefangenen, gestohlenen Gänsen, von Verrat im eigenen Hause und der Incognito-Reise seines Fürsten den Kopf verliert, da sind sämtliche Honoratioren des kleinen Städtchens mit ihrem Donnerstags-Kasino, vom Amtsrichter bis zum Seifensieder und zum Gerichtsdiener Starker herab lauter gelungene Typen, frische Mädchen, die ihrer alten Liebe treu bleiben und unter die Haube kommen, frische junge

Männer mit und ohne studentischen Komment, ein Affe, der durchaus nicht die geringste Rolle spielt und doch der einzige, der in diesem Drama ein tragisches Ende findet, „der Waldteufel“ des Stückes, der Cäsar im Stücke, und die reife Jungfrau Konstanze Pflichterer, welche ihrem Bruder das Haus — Dank ihren vortrefflichen Eigenschaften — zu einem Fegefeuer auf Erden gestaltet und schließlich um ihres großen Vermögens willen noch die Hand eines mutigen Studenten a. D. erhält, und endlich einer, der leer ausgeht, nachdem er sein Vermögen verthan, nichts gelernt, nichts erlangt hat, - der Poet, Verfasser zahlloser Binsen- d. h. Liebeslieder von sehr beträchtlichem Umfange, und doch nicht völlig unglücklich in seiner Blame, da der dichterische Genius und das Bleistift ihn nicht verlassen werden. Die Situationen aber in ihrem munteren Durcheinander, kurz alles ist von einer geradezu unwiderstehlichen Komik.

Der Dichter hat diesen „Waldteufel“ für einen kleinen Freundeskreis in Kairo verfaßt, als er als Patient und zu anderer Arbeit unfähig auf einem Gute des Erbprinzen von Ägypten Halim Pascha bei Damiette in einem Krankenzimmer wohnte, welches er sich aus Maschinenkisten zusammensetzen ließ. Es wurde zunächst auf mitgebrachtes Zuckerdütenpapier niedergeschrieben.

Außer dieser dramatischen Arbeit besitzen wird noch eine lyrisch-epische Dichtung Volkmar, über welche Geibel, Kinkel und v. Goeler, drei sehr kompetente Stimmen, sich in überaus günstiger Weise ausgesprochen haben. Volkmar ist der Sohn eines geächteten Grafen und ein Neffe des Königs Ludwig von Baiern. Seine Mutter, eine bayrische Prinzessin, ist von ihrem Gatten in die Einsamkeit entführt worden, aber durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen, als sie einen Zweikampf zwischen ihrem Manne und dessen altem Rivalen verhindern wollte. Volkmar lernt aber die Tochter dieses Todfeindes seines Vaters kennen und lieben. Und nun kommt der Streit zwischen Ludwig und Friedrich von Habsburg, und in diese großartige Scenerie von Kriegzug und Kampf, Fest und Turnei ist nun die Geschichte Volkmars, der ohne seine Herkunft zu wissen, der Fahne Ludwigs folgt, um des Vaters Fluch zu sühnen, und Wunder der Tapferkeit verrichtet, die schwersten Versuchungen zur Untreue abweist oder überwindet und endlich den Lohn der Treue, die Hand seiner Geliebten und die Versöhnung seines Vaters erlangt. Das Merkwürdige ist aber an der Darstellung, daß der epische Rahmen für die 25 Gesänge dieser Dichtung ein sehr knapper, die der Situation und der Herzensstimmung des Volkmar entsprechenden Lieder Volkmars aber die Hauptsache sind. Mit diesen Liedern erwirbt er seine Geliebte, unterhält er sich in der Einsamkeit, macht er sich zu jedermanns Freund, besonders dem des Kaisers Ludwig, der sein ganzes Wohlgefallen an dem unerkannten Neffen hat, und tröstet er sich in den Zeiten tiefsten Herzwehs. Volkmar ist eine frische, lebenswarme Gestalt; die Dichtung zeugt von außerordentlichem Talente. Die Person des geächteten Vaters, welcher mit liebender Fürsorge seinem einzigen Kleinode überallhin folgt,

seine schützende Hand über dasselbe zu strecken allezeit bereit, und doch nur für den Leser, nicht für die handelnden Personen, außer am Schlusse der Handlung sichtbar heraustretend, ist eine originelle und erweckt ebenfalls starke Sympathie, wie auch Friedrich und sein erblindetes Gemahl. Die Sprache ist trefflich, der Ton in gewissem Sinne romantisch-sentimental; die Lieder sind durchaus originelle Klänge, Variationen eines ewigen Themas, aber so selbständige, daß keine der andern in Inhalt, Form, Ton und Stimmung verwandt scheint.

Werke: *Volkmar. Gedicht. 2. Ausg. 1865. Leipzig, Grunow. — *3. Aufl. 1876. Heidelberg, Winter. — Agrikulturmaschinenwesen in Ägypten. Stuttgart 1867. Metzler. — Wanderbuch eines Ingenieurs. 1871. (1. bis 3. Bd.) 4. Bd. 1876. Heidelberg, Winter. 5. Bd. 1879 Ebd.* 6. Bd. Ebd. 1884. - *Der Waldteufel. 1878. Heilbronn, Henninger. 2. Ausg. Ebd. 1883. —* Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg. Ebd. 1881. — Die Königl. landwirtschaftliche Gesellschaft in England und ihr Werk. 1883. Ebd.

Proben aus Max Eyths Dichtungen.

Aus: **Volkmar**.

1.

[Volkmar. 3. Aufl. S. 35.]

Ich hab' ein Schwert, — das will ich führen,
Die alte Klinge, blitzeklar;
Und meine Laute will ich rühren,
Wie keine noch gerühret war.
Wohl achten sie es wenig
Was mich in's Leben trieb:
Das Eine für meinen König,
Das And're für mein Lieb!

Ich hab' ein Herz, — und will es wagen
Für sie an alles in der Welt;
Hab' eine Hand — die will ich tragen
In seiner Feinde Schloß und Zelt;
Wohl achten sie es wenig,
Was in den Kampf mich trieb;
Das Eine für meinen König,
Das And're für mein Lieb!

Und wenn für sie in trübem Leide
Der Laute letzte Saite klingt,
Und wenn für ihn im letzten Streite
Mein treuer Stahl in Stücke springt, —
Wohl achten sie es wenig,
Was in den Tod mich trieb:
Das Eine für meinen König,
Das And're für mein Lieb!

---

2. Ave Maria.*)

[Ebd. S. 83.]

Ave Maria! Du heilig Bild,
Trockne die Quelle
Der Thränen mild;

All die geflossenen zähltest Du;
Vergieb dem Herzen, das ihn nicht läßt,

---

*) Lied der Hildegard, der Geliebten Volkmars, in der Klosterzelle.

Vergieb dem Auge, von Sünde genäßt,
Vergieb dem Munde der ewig klagt!
Ave Maria! Blicke nieder,
Engelreine, heilige Magd;
Gieb mir wieder
Meine Ruh!

Kannst Du nicht vorüberziehen,
Holder Lenz, an diesen Mauern?
Müssen meine Blumen blühen
Zum Verbleichen, zum Vertrauern?
O was muß dein warmer Drang,
Frühlingsodem, mich durchbeben?
Muß er doch, wie Seufzer, bang
Durch die Klostergänge schweben.

Ave Maria!
Rosenblüten, todesblaß
Opfr' ich dir auf kalter Schwelle,
Nicht von Tau, — von Thränen naß;
Doch auch Thränen perlen helle;
Trockne Du die Blättlein Dir,
Wenn sie sündig Dir erscheinen;
In den Augen laß sie mir,
Muß ich still die Nacht verweinen;

Ave Maria!
Magst mit milder Allgewalt
Purpurn Dir die Knospen säumen:
Meine Wangen, bleich und kalt,
Laß von Tod und Grabe träumen;
Laß den Duft Gebet Dir sein,
Der sich hebt zum Himmelsglanze;
Mich laß stille und allein
Sterben unter'm Dornenkranze.

Kein Seufzer verweht,
Was das Herz mir bricht;
In Thränen vergeht
Mein Kummer nicht;
All die geflossenen zähltest Du;
Trockne die Wangen, von Sünde genäßt;
Heile das Herz, das ihn nicht läßt;
Über den Sternen bin ich Dein;
Ave Maria! Hab' Erbarmen;
Himmelskönigin, engelrein,
Gieb der Armen
Die ewige Ruh'!

3.

[Ebd. S. 159.]

Und zwischen den Lagern, hoch oben am Wald,
Wagt niemand sich heute zu zeigen;
Da stehet nur eine hohe Gestalt,*)
Verborgen fast unter den Zweigen;
Sie starret hinauf in die Sterne dort,
Sie sieht hinab, sie flüstert ein Wort
Und faltet die knochigen Hände:

„O dürft' ich fechten, wie ich wollt',
Für meinen Kaiser in Treue!
O dürft' ich bluten, wie ich sollt',
Statt meiner müßigen Reue!
So muß ich allein durch öde Nacht
Hinschleppen den schweren Fluch der Acht,
Den schwereren des Gewissens.“

„O Gott, nimm du das Opfer hin,
Das Liebste, das ich mag bieten;
O Gott des Streites, gieb mir ihn,
Des Herzens heiligen Frieden!
O Gott der Schlachten, wenn ich es find',
Auf blutigem Plane tot mein Kind,
Laß du mich Ruhe finden!“

*) Der geächtete Vater Volkmars.

Friedrich Eggers.

[Vgl. *Brümmer, a. a. O. I S. 165.]

Hartwig Karl Friedrich Eggers, am 27. Nov. 1819 als 2. Sohn des Kaufmanns Christ. Friedr. Eggers zu Rostock geboren, auf dem Gymnasium und später der Realschule seiner Vaterstadt für den praktischen Beruf vorgebildet, zu dem er, der bereits als Schüler zu schriftstellern angefangen hatte, wenig Neigung besaß, absolvierte charakterfest die $4^1/_2$ Jahre währende Lehrzeit und warf sich dann mit großem Efer auf die sprachlichen Studien, erlangte 1841 das Zeugnis der Gymnasialreife und studierte fortan in Rostock besonders unter Wilbrandt, in Leipzig unter Wachsmuth, in München unter Thiersch Geschichte und Archäologie; seit 1845 ist er in Berlin lernend und lehrend, auch als Feuilletonist thätig. Besonders fesselten ihn die kunstwissenschaftlichen Studien. Nachdem er im J. 1848 zum Dr. phil. in Rostock promoviert und mit Franz Kugler in Berlin näher bekannt geworden war, auch durch dessen Vermittlung vom Ministerium Ladenberg den Auftrag erhalten hatte, in einer Denkschrift über die Reorganisation der Kunstverwaltung in Preußen sich auszusprechen, begründete er nach vorübergehender Thätigkeit in der Redaktion der neugegründeten Mecklenburgischen Zeitung 1850 in Berlin das „Deutsche Kunstblatt“, welches einen Zeitraum von 9 Jahren hindurch trotz aller finanziellen Schwierigkeiten von ihm gehalten wurde. Auch sonst schrieb er manches in jener Zeit, so den Text zu dem Kaulbachschen Kinderfries in dem neuen Museum, 1857 den Text zu Tauberts Oper „Makbeth“, ebenso den verbindenden Text zu der Musik Tauberts für den Shakespeareschen „Sturm“, weiterhin die „Rauch-Kantate“. Auch die von ihm herausgegebene „Argo“, eine Berliner Zeitschrift, ging nach 4 Jahren wieder ein. Eggers blieb nach wie vor ein fleißiger Feuilletonist und beschäftigte sich mit einer Geschichte der Kunst von Winkelmanns Zeiten bis auf die Gegenwart. Auch begann er eine umfassende Biographie Rauchs, von welcher aber nur ein Band als opus posthumum von Karl Eggers, seinem Bruder und litterarischen Testamentsvollstrecker, herausgegeben werden konnte. Weitere Studienreisen in den Jahren 1862 und 1863 führten Eggers nach Dresden, Prag, Wien, London, Paris und Kopenhagen. Dann aber fand er (Okt. 1863) als Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste eine dauernde Anstellung, und noch im November jenes Jahres ward ihm die Ernennung zum Professor zu teil. 1868 schlug er einen Ruf an das Karlsruher Polytechnikum ab, da man seine Stellung in Berlin wesentlich verbesserte. 1870 war er des Großherzogs von Mecklenburg kunstverständiger Reisebegleiter nach Italien, besuchte Florenz, Rom und Neapel. Aber als der Krieg ausbrach, kehrten beide schleunigst zurück, und Eggers war vorübergehend als Begleiter eines Sanitätszuges in Feindesland (Nancy und Metz). Im Mai 1872 berief ihn der preuß. Kultusminister Dr. Falk zum Leiter der preußischen Kunstangele-

genheiten als Geh. Regierungsrat in sein Ministerium. Aber schon am 11. Aug. 1872 † unerwartet frühe und rasch der Dichter zu Berlin.

Fr. Eggers' Bedeutung ruht selbstverständlich nicht auf dem Gebiete der Poesie, sondern auf dem der Kunst, und seine Vorträge über dem Kunstgebiete angehörige Themata waren stets von einem außerordentlichen, ja außergewöhnlichen Erfolge begleitet. Von dem Dichter Fr. Eggers besitzen wir zwei, erst nach seinem Tode geordnete und herausgegebene Sammlungen, eine hochdeutscher und eine in mecklenburgischer Mundart abgefaßter plattdeutscher Gedichte. Die erstere enthält nur Gedichte von Friedrich Eggers, während die letztere, „Tremsen" (d. i. Kornblumen), Gedichte von den Gebrüdern Friedrich und Karl Eggers (letzterer ist in Rostock am 7. Juli 1826 geboren und lebt als Kunstkritiker, Stenograph und mundartlicher Dichter in Berlin) enthält und beide Werke durch Karl Eggers herausgegeben worden sind. Das Verständnis des letztgedachten Werkes wird durch zwei Anhänge, eine plattdeutsche Grammatik und ein vollständiges Wörterbuch (natürlich nur zu den Tremsen), von Dr. Karl Nerger verfaßt, wesentlich erleichtert. Mit diesem Hinweise auf die plattdeutschen Dichtungen im Rostocker Dialekte, von zwei talentvollen Dichtern herrührend, muß ich mich hier begnügen, da hier nicht der Ort ist, über die Bedeutung der mundartlichen Dichtung zu reden (vgl. hierüber die spätere Besprechung von Claus Groth und J. P. Hebel im 2. Bande dieses Werkes: Die deutschen Dichter der Neuzeit) und meine sprachlichen Kenntnisse nicht ausreichend sind, um ein selbständiges Urteil über die Handhabung der betr. Mundart abzugeben.

Dagegen ist ein uneingeschränktes Lob mit bestem Gewissen den Gedichten zu spenden, welche in allen ihren Arten gleich Treffliches leisten. Die lyrischen Gedichte sind der Spiegel seines Lebens: klar, wahr, schön, rein —; wirklich originell und sämtlich formgewandt; die Liebeslieder sind innig und reich an Empfindung und Erfahrung; die Wander- und Trinklieder sind frisch und gesund, die Balladen zum größten Teile in noch nicht ausgefahrenen Geleisen sich bewegend, durch den Stoff und die Form anziehend, die Zeitgedichte ernst, erhaben, freudig bewegt, je nach der Zeitstimmung; das unvollendete Oratorium Bethlehem (über die Geburt des Heilandes, den Kindermord und die Flucht) ist nicht das einzige Denkmal einer wirklichen religiösen Gesinnung.

Werke: a, Übersetzung anakreontischer Lieder mit Radierungen von Otto Försterling. Berlin 1873. — *Gedichte. Breslau 1874. (Hsg. von seinem Bruder Karl Eggers.) — *Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Hsg. mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger. Breslau. 1875. —

b, Text zu Tauberts Oper „Macbeth" 1857. — Text zu Tauberts „Sturm" 1858. — Rauchkantate. 1858. — Herausgeber des deutschen Kunstblattes (1850—58) und der „Argo."

c, Christian Friedrich Rauch. Berlin 1873. — Vier Vorträge aus der neueren Kunstgeschichte (Über Thorwaldsen. — Erinnerung an Schinkel. — Über Rauch und die neue Bildhauerei.) Berlin. 1867. — Über Zweckmäßigkeit und Schönheit. Ebd. 1866. — Ein Blick auf die Kunstrichtung der Gegenwart. Breslau. 1870.

Proben aus Friedr. Eggers Dichtungen.

1. Frühlingsschule.

[Gedichte. S. 11.]

Genug mit Forschen und Suchen
In dicken Büchern, genug;
Nun geh' ich unter Buchen,
Da braucht man doch kein Buch.

„Willst Weisheit du versäumen?" —
Mir ist nicht gar zu bang;
Die wächst auf allen Bäumen
Den ganzen Sommer lang! —

„Legst du die Feder nieder,
Das weiße Blatt bleibt leer!" —
Ich lausche dem Gefieder
Im grünen Blättermeer!

„Du mußt dein Lämpchen loben,
Das still und traulich brennt." —
Die goldnen Lettern droben
Sind alle transparent!

„Auf ruhigem Arbeitsstuhle —"
Nun ists genug, nun geht! —
Der Frühling läutet zur Schule,
Laßt mich, — sonst komm' ich zu spät.

---

2. Trost.

[Ebd. S. 24.]

I.

Ach ohne Sorgen kommt
Kein heitrer Sinn;
Daß sie nicht morgen kommt,
Nimm heut sie hin.

Hast du heut schweres Herz,
Morgen ist's leicht;
Und nur ein leeres Herz
Immer sich gleicht.

II.

Wenn dich ein Herz voll Sorgen
Um deine Ruh' gebracht,
Wenn dir das dunkle Morgen
Ein dunkles Heute macht,

Dann tritt aus deiner Schwelle
In die Natur hinaus,
Wenn Abendsonnenhelle
Verklärt das Himmelshaus.

Und darfst du dir dann sagen:
Dein Herz ist ohne Schuld,
So wird es in dir tagen
Von himmlischer Geduld. —

Ein Stücklein Sorge trage
An jedem Tage gern,
Und, was zu viel wird, sage
Getrost an Gott, den Herrn.

---

3. An der Wiege.

[Ebd. S. 50.]

Ich will an deiner Wiege steh'n,
Holdselig Kind, du schlummerst leise.
Man sagt, viel holde Träume gehn'
Um Kinderwiegen ihr Geleise.

Man sagt, es sei die schönste Zeit,
Des Menschen, wenn er fern vom Müssen,
Voll Unschuld und Bedürftigkeit
Sein Dasein mißt nach Mutterküssen.

Und welche Macht ist Dein! Es blickt
Ein Lächeln nur aus Deinen Zügen,
Und alles hast du hoch beglückt,
Und alles dankt Dir voll Vergnügen.

Und doch, das unbewußte Glück
Der Geistes-Morgendämm'rungsstunden
Steht vor bewußtem Schmerz zurück;
So hab' ich es, mein Kind befunden.

Drum komm' hervor zum hellen Tag,
Komm', wie die Perlen dir im Munde,
Und zeige, was da schlummern mag
Auf deines Herzens tiefstem Grunde.

Einst wirst Du mir es zugesteh'n,
Das Leben lehrt es dich begreifen,
O nur der volle Tag ist schön,
Wenn auch die Wolken drüber streifen.

---

4. Der Mutter.

[Ebd. S. 39.]

Wem dank' ich diese offne Brust
Für jeden Frühlingsatemzug,
Für jede stille, reine Lust,
Die mir Natur entgegentrug?
Wer hat mein offnes Aug' gelenkt
Auf alle Schönheit, die den Sinn
Mit Himmelstau erquickend tränkt?
Du, meine erste Lehrerin.

Und alle Liebe um mich her,
Die mir aus andern Herzen sproß,
Und jede Weisheit, jede Lehr',
Die mir von andern Geistern floß,
Und was ich mit Begeisterung
Gedacht, gelesen und gehört:
Es war nur die Bestätigung
Vom Abba, das Du mich gelehrt.

Die Blüte war's, die Frucht allein,
Vom Blütenreis, o Gärtnerin,
Das du mir tief ins Herz hinein
Gesenkt, die erste Lehrerin.
Was schlimm in mir und eitel ist,
O daran hast du keinen Teil;
Wenn meine Seele Dein vergißt,
Vergißt sie auch ihr eigen Heil.

Doch wenn ich wo im Kreise mein
Das Gute still gefördert hab',
Es war Dein Segen nur allein,
Den ich an andre weiter gab.
So geb' Dir Gott, daß lange noch
Dein Aug' auf Deinen Segen sieht,
Was ich Dir gebe, ist ja doch
Was Du mir gabst, Dein eigen Lied.

---

5. Der Türmer.

[Ebend. S. 135.]

[Nach einer Totentanz-Zeichnung von Alfred Rethel.[1])]

Des Türmers Stube liegt so still,
Schaut weit in das Land hinein;
Die Sonne, die eben scheiden will,
Grüßt ihn noch ganz allein.
Sie grüßt fern über die Häuser her,
Die sind voll Sorg' und Hast,
Und liegt doch weit über Land und Meer
Des Sommerabends Rast.

---

[1]) Der ganze Cyklus der Rethelschen Totentanzbilder ist ergreifend oder, wie das Bild: Der Türmer, rührend. Eggers hat außer dem Türmer noch Rethels Maskenball als Ballade behandelt. Vgl. S. 133 a. a. O.

Der alte Türmer im luft'gen Raum
Die einsame Wache hält,
Sein Weib liegt unterm Lindenbaum,
Sein Sohn der liegt im Feld.
Es ging wohl manches Jahr herum,
Er harrt schon lang des Herrn;
Er lies't im Evangelium
Und las es nie so gern.[2])

Da klinkt die Thür', — es kommt ein Gast,
Bekannt zugleich und fremd,
Ein Muschelhut das Haupt umfaßt,
Den Leib ein Pilgerhemd.
Die Palmenzweige in der Hand,
Die flüstern Kedrongruß,
Er kommt aus dem gelobten Land
Und hat so leisen Fuß.[3])

Er grüßt vertraut, ruht wie am Ziel
Im Sorgenstuhl der Frau;
Er wußte zu erzählen viel,
Wußt' alles gar genau:

Die heil'gen Stätten, die er sah,
Wo alles sich begab,
Gethsemane und Golgatha
Und des Erlösers Grab.

Der Türmer horchet still bewegt
Und hört es nicht genug, —
Es hat ihm keiner ausgelegt
So schön das heilige Buch;
Er faltet fromm die Hände sein,
Er lauscht und atmet kaum,
Das müde Auge sinkt ihm ein —
— Kommt oder geht ein Traum?[4]) —

Der fremde Gast erhebt sich leis',
Er tritt zum Glockenstrang,[5])
Des Sterbeglöckleins stille Weis'
Ins Land hinunter klang.
Und als der letzte Ton zerrann,
Verläßt der Gast die Wacht, —
Hat heut noch nicht den letzten Mann
Zur ewigen Ruh gebracht.

---

6. Die Fahne vom 61. Regiment. (1871.)

[Ebd. S. 232.]

Wo ist die Fahne geblieben
Vom einundsechzigsten Regiment?"
Im Kampf umhergetrieben,
Wo er am allerschwülsten brennt! —
Kaum war der Streit entglommen,
Sie wehte straff, sie wehte hoch,
Die Wogen geh'n und kommen,
Und immer steht sie noch.

Ihr habt sie sehen sinken,
Doch sich erheben bald darauf
Und immer wieder winken;
Zuletzt da stand sie nicht mehr auf.
„Wo ist sie hingekommen?
Barg sie der Feind in seinem Zelt?" —
Er hat sie nicht genommen,
Er fand sie auf dem Feld.

---

[2]) Als heute; er war also auch nie todbereiter, als heute.

[3]) Der Pilger kommt aus dem Kedron- oder Kidronthale, welches so oft der Heiland durchschritt, wenn er von Jerusalem nach Bethanien oder zum Ölberge wollte. Daß der Tod hier als heiliger Pilger erscheint, ist ein überaus sinniger Zug im Rethelschen Bilde; will er doch einen müden Erdenpilger zur Heimat geleiten. Der Dichter ergänzt den Maler: Der Tod steigert durch seine Erzählungen aus dem heil. Lande des Türmers Heimweh nach dem oberen Jerusalem.

[4]) Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Ps. 126, 1.

[5]) Diesen Moment stellt der Künstler dar. Auch nach des Türmers Sterben erklingt die Sterbeglocke, und hat ihn doch niemand hinüberschlummern sehen! —

Sie war zerfetzt, zerschossen,
Die Stange gebrochen und angebrannt, —
So gaben sie die Genossen
Von sterbender Hand zu sterbender Hand.
Es deckt sie im Todesmute
Mit seinem Leibe Held auf Held:
So lag im deutschen Blute
Sie auf dem Frankenfeld.*)

7. Waisenknav.

[Tremsen. S. 17.]

Dor singt en lütten Vagel,
Flücht dal un inne Högt;
Hett he up eenen Telgen flööt't,**)
Süt he to, wo't up 'n annern geit:
He is so hartsvergnögt.

Du oll lütt leeve Vagel,
Du hest jo wol twe Hüs?
Dat een licht hir in'n gröönen Kle,
Dat anner över de blage Se:
In'n Harst sechst du Adschüs.

Ach künn ick mit die fleegen
Woll över de blage Se
Hadd ick man een To-Hus, man een,
Ick wull vörgoot nich mit di teen, —
Wo wull ik flööten, o je!***)

Emil Faller.

Am 21. Dez. 1836 zu Todtnau im badischen Wiesenthale geboren, siedelte er in frühester Jugend mit seinen Eltern nach Badisch-Laufenburg, hart an der Schweizergrenze, über. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte Faller katholische Theologie studieren. Die neue ultramontane Richtung aber nach der überwundenen Wessenberg'schen verleidete ihm diesen Beruf, für welchen er sonst einige Begabung und Neigung in sich spürte. So studierte der Dichter denn Geschichte und Philologie, in der

*) Am 23. Jan. 1871 hatte General Kettler (unter dem Oberbefehl Manteuffels) einen Vorstoß gegen Dijon gemacht und 5 Offiz. und 150 Mann gefangen genommen. Dabei war der Fahnenträger des 2. Bataillons Reg. Nr. 61. im Waldgefechte in der Nacht erschossen worden. Die Fahne wurde vermißt. — Später erst wurde aus feindlichen Berichten bekannt, in welcher Verfassung und Umgebung die Fahne gefunden sei. Die Gegner jener Truppen General Kettlers waren General Cremer und Garibaldi mit seinen Freischaren.

**) Das öö wird wie öu, also fast wie eu, gesprochen, sodaß flööt't mit geit einen, allerdings nicht ganz reinen, Reim bildet.

***) Ich will der Kürze halber die volle Übersetzung anschließen: Dort singt ein kleiner Vogel, fliegt nieder und in die Höhe, hat er (wenn er) auf einem Zweig geflötet (hat), sieht er zu, wie es auf einem andern geht, er ist so von Herzen fröhlich. Du alter (Kosewort!) kleiner lieber Vogel, du hast ja wohl zwei Häuser? Das eine liegt hier im grünen Klee, das andre jenseit der blauen See! im Herbst sagst du Adieu. Ach könnt ich mit dir fliegen wohl über die blaue See. Hätt' ich nur ein Zu-Haus, nur eins, ich wollte gewiß nicht mit dir ziehn, — was wollt ich flöten, o je! —

Hoffnung, die Litteratenlaufbahn einschlagen zu können. Nach mancherlei unliebsamen Erfahrungen entschloß er sich aber, dem Rate litterarischer Freunde in der Schweiz folgend, zur Ergreifung des Lehrfaches und wirkte von 1864 bis jetzt an verschiedenen Orten der Schweiz als Lehrer, dermalen zu Zofingen (in der Schweiz) als Lehrer an der Lateinschule.

Fallers poetische Ader ist vorwiegend lyrisch; aber aus allen möglichen Tonarten erklingen seine Lieder; der Dichter hat etwas Ähnlichkeit mit dem Proteus der Alten; sein Gesicht wechselt: Eben sah es noch weltschmerzlich à la Heine und Lenau aus, jetzt erinnert er uns an den burschikosen oder Gaudeamus-Scheffel, nun wieder tritt der ehemalige zukünftige Theologe heraus, dann wieder der politische, der deutschen Größe sich freuende und gelegentlich auch die schweizerischen Vorzüge hervorhebende Dichter; nehmen wir auch an ihm den Hang zum Burlesken wahr, so wird uns schließlich nicht überraschen zu erfahren, daß die Grundneigung des Dichters ein Zug zum Visionären, Mystischen rc. ist.

Originell aber ist, wie der Dichter diese Zerrissenheit oder wenigstens diese Launenfülle zu verdecken und Gedichte der verschiedensten Tonart unter einen Hut zu bringen verstanden hat. Er gab vor 2 Jahren ein Buch heraus, welches den Titel führt: „Das Gscheidtlinger Dichteralbum. Poetischer Blütenstrauß, gesammelt im Schoß einer süddeutschen Kleinstadt.“ Diese Kleinstadt hat vor allem die Eigentümlichkeit, daß jeder Einwohner in derselben, der eine mehr, der andere weniger leicht und gern sich in Versen ausspricht. Wir wollen uns wenigstens einige Dichter nennen lassen: Zunächst wird uns der Stadtpoet Bardenstein vorgestellt. Er ist es, welcher im Tageblatt Gscheidtlingens jeden Festtag besingt und ab und an auch noch Zeit findet für ein Naturlied, und — im Ernst geredet — jedes dieser mannigfaltigen Stimmungsbilder ist ernst und schön. Im allgemeinen hört sichs auch dem Dekan Frommherz, dem „freien Jünger Christi“, noch gut zu. Es ist auch hier ernstreligiöses Empfinden, aber nicht ohne einige bedenkliche Übertreibungen und Irrgänge. Dahin rechne ich das Sonett auf Alexander von Humboldt, welcher als Hoherpriester reinen Menschentums gepriesen wird, und das folgende Gedicht: Mensch, wirf das Henkerschwert aus deiner Hand!, durch welches eine Lanze für die Abschaffung der Todesstrafe eingelegt wird. Es sind da höchst sonderbare Gedanken ausgesprochen, wie

„Auch im Verbrechen schlummert*) noch der Gottesfunken,
Der tief in jeder Menschenseele ruht.“

Das Gedicht zeigt, daß dem Dichter das rechte Verständnis der Schuld und der Strafe gefehlt hat, sonst würde er nicht einem Liebesgeiste das Wort reden, von welchem der Geist der Gerechtigkeit entwichen ist. Aber diese einzelnen unrichtigen Gedanken verschwinden doch im Vergleiche zu allen den treffenden und schönen, welche in den Dichtungen dieses Frommherz zum

*) Daß er schlummere, gebe ich zu; aber dann hat der Gedanke keine Bedeutung, und so ist derselbe nicht gemeint.

Ausdrucke kommen. Es ist wenig oder kaum der Katholik zu erkennen, aber der Christ, der fromme, betende, glaubende Christ verleugnet sich nicht. Schon die beiden Sätze: „Das Gebet ist der beste Stimmschlüssel des Herzens“ und „Glücklich bist du nur, so lang du glauben kannst“ sagen deutlich, daß Faller wichtige Lebenserfahrungen nicht vergebens gemacht hat.

Dr. Mohnhaupt, der Seher von Gscheidtlingen, vertritt die phantastisch-visionäre Poesie. Nunmehr begegnen wir den Balladen, von welchen einige überraschend in ihrer Pointierung und trefflich ausgeführt sind. Die Liebeslieder verdanken wir dem Magister Süßholz; dem Studenten Pepi, genannt Spottdrossel, eine Reihe satirisch-humoristischer, zum Teil allerliebster zum Teil harmlos ausgelassener Gedichte. Von diesen möchten wir nur die auf den Kulturkampf bezüglichen: Die bekehrten Menschenfresser, Ahasvers Tod, gern missen. Nicht als ob wir nicht auf das entschiedenste das Infallibilitätsdogma verwürfen, die Art nur, wie der Dichter über dies und anderes sich ausspricht, verurteilen wir. Der Kinderfreund Papa Schnurrpfeifer plaudert mit den Lieblingen ernst- und scherzhaft, der Schützenmeister Professor Schweizer singt ernste patriotische Lieder zu Ehren und zum Besten der Schweiz. Nicht verschwiegen sei, daß wir außerdem noch dem Philosophen in der Backstube, Meister Fabelhans, dem Musikdirektor Maëstro Piccolomini, dem Pädagogen Schulmeister Gscheidtle, dem Stadtorakel Sapientius Birnstiel begegnen, sowie zahlreichen sehr gescheidten Leuten, die sich aber in der Regel mit einem ganz kurzen Pegasusritte zufrieden erklären und meist in dieser kurzen Frist eine Beichte ihres Lebens oder ihres Lebensprinzips von sich geben, welche nicht gerade selten recht übel lautet, auch häufig ihnen so in den Mund gelegt wird, wie sie schwerlich je bereitwillig gesprochen worden wäre. Alles in allem betrachtet macht das Buch einen angenehmen Eindruck. Man sieht den Dichter fast für jeden Gedanken das entsprechende Kleid finden, und die Kleider sind nicht nur im Schnitte, auch in Farbe und Besatz zweckentsprechend. Oder auch: Man unterhält sich gut im Kasino von Gscheidtlingen.

Es hat dieses Buch denn auch gerade in seiner Idee und in seinem mannigfaltigen Inhalte vielen Beifall gefunden, und der berühmte Schweizer Dichter Gottfried Keller hat den Verfasser um seines Dichteralbums willen beglückwünscht. Andere Dichtungen, in Zeitschriften zerstreut, harren noch der Sammlung und Sichtung. Der Dichter läßt bei der Richtung, welche er seit Jahren einschlägt, hoffen, daß er nur Tüchtiges, Gehaltvolles und Formvollendetes einem größeren Publikum vorlegen werde.

Werke: *Das Gscheidtlinger Dichteralbum. Poetischer Blütenstrauß, gesammelt im Schoß einer süddeutschen Kleinstadt. Aarau, H. R. Sauerländer 1882. — Viele Beiträge in Schweizerischen politischen und belletristischen Blättern.

Proben aus Fallers: Das G'scheidtlinger Dichteralbum.

1. Das neue Lied.

[S. 15.]

Der Dichter geht auf stillen Wegen
Im Dämmerlicht das Thal entlang.
Nur flüsternd sich die Bäume regen,
Und fernher Abendglockenklang.

Er hat sein Herz weit aufgeschlossen,
Und leise taut die Nacht herein:
Gedanken, die vom Himmel flossen,
Gedankenkeime, zart und fein.

Beseligt ist er heimgegangen,
Und lauscht der Nachtigall im Ried.
Wie dann der Morgen kommt mit Prangen,
Entblüht der Seel' ein himmlisch Lied.

---

2. Die Poesie als Arzt.

[Ebend. S. 23.]

Wenn sich in bittrem Harme
Die Seele scheu verschließt,
Und einsam friert die arme,
Und keine Thräne fließt:

Nie als in solcher Stunde
Fühl' ich ihn süßer, nie,
Den Kuß von deinem Munde,
Geliebte Poesie!

Da springt mir von dem Herzen
Des starren Bannes Graus;
Es bluten meine Schmerzen
In deinen Busen aus.

---

3. Jakob Frey. †

(1875.)

[Ebd. S. 35.]

Was schallt von Bern für eine Trauerkunde?
Ein Klageton geht durch das ganze Land.
Mißgünstig nahm das Jahr, das eben schwand,
Uns noch den Dichter mit in letzter Stunde.

Da liegt er nun mit stummem, bleichem Munde.
Erstarret ruht die kunstgeübte Hand;
Das Herz steht still, das uns so gut verstand,
Und seltsam oft gerührt im tiefsten Grunde.

Ach ja, es sollt ihm auch so leicht nicht werden!
Teilnehmen mußt' er treu am Leid der Erden;
Denn ihre Jünger hält die Muse streng und karg.

Erst nach dem Tode darf der Dichter leben,
Hier muß er andern nur sein Herzblut geben:
Dann kränzt die Nachwelt ihm zum Dank den Sarg.

4. Die Trauerweide.

(Nach einer deutschen Volkssage.)*)

[Ebd. S. 128.]

Ich saß, in Gedanken versunken,
Am Trauerweidenbaum.
Leis seufzten die hängenden Zweige
Und wiegten mich in Traum.

Im fernen, heiligen Lande,
Das leuchtend ich vor mir sah,
Stand auch eine ähnliche Weide
Am Hang von Golgatha.

Da schnitten einst rohe Soldaten
Die Ruten von dem Stamm,
Zu geißeln unsern Erlöser,
Das reine Opferlamm.

Und als dann vorüberschwankte
Das bleiche Heilandsbild,
Fiel streifend sein Blick auf die Weide,
So traurig, ernst und mild.

Ein Blick! — o, so kann nur blicken,
Wer liebt' und litt wie er!
Solch schweigend Himmelserbarmen —
Kein Vorwurf trifft so schwer!

Da fuhr ein unendliches Wehe
Tiefstöhnend durch den Baum,
Und trauernd senkt' er die Zweige
Bis auf der Erde Saum.

Und trauernd hängt sein Geschlechte
Mit ihm die stolze Kron',
Seit ihre Ruten geschlagen
Den sanften Menschensohn.

Das hab' ich im Traum erfahren,
Die Weide seufzte leis,
Und Thränen sah ich erwachend
An ihrem grünen Reis.

---

5. Judas Ischariot.

[Ebd. S. 129.]

Im Totenthal Jehosaphat tobt eine wilde Wetternacht,
Der Kidron rauscht, und im Gebüsch des Ölbergs braust der Sturm mit Macht;
Dumpf wiederhallt des Donners Stimm' aus tiefer Schlucht im Felsgestein,
Und oft zeigt sich Jerusalem von fern im blauen Wetterschein.

Da naht ein hast'ger Menschenschritt, und dunkel huscht's heran durchs Thal,
Es ächzet wie aus tiefster Brust in unnennbarer Seelenqual.
Jetzt steht er still, der Sturm hält an, und rings wird es unheimlich stumm;
Und bei des Blitzes grellem Strahl schaut sich der Wanderer scheu um.

Ha, welch ein Blick aus hohlem Aug'! von Todesschrecken ganz verglast!
Ha, welche Züge, bleich, zerstört! und wie darin Verzweiflung rast!
Vom Haupt starrt auf das wirre Haar, als bäumt' es sich zurück davor,
Und die gerungnen Hände streckt der Arme in die Nacht empor.

Dort drüben glänzt ein Mauerwall, von Bäumen einsam überragt;
Es ist ein Ort, unscheinbar, klein, nach dem fast keine Seele fragt.
Der Wandrer aber schreit entsetzt, so wie er nur den Garten sieht:
„Hilf Gott! Das ist Gethsemane, wo ich den Menschensohn verriet!" —

*) Siehe Grimm's Sagen I, Nr. 346.

Da bricht mit einem Mal auf's neu — man meint, es sei die Hölle los —
Das Wetter aus in voller Wut mit Donnerschlag und Sturmgetos.
Es brüllt und kracht in hoher Luft, als wär' das wilde Heer zu schau'n;
Es heult und lärmt in tiefer Kluft, die Erde schüttelt sich vor Grau'n.

Verschwunden ist der düstre Gast, die blasse Furcht trieb ihn davon;
Und hinter ihm lacht's aus dem Sturm, wie gellender Dämonenhohn.
Jetzt biegt er dort zum „Blutfeld" ein, er flieht dahin in wildem Lauf,
Die Leichenstein' Jehosaphat's, sie richten sich gespenstisch auf.

Der Sturm erstirbt, der Donner schweigt, Gestöhn nur hebt sich aus dem Grund,
Als fluchte dem Verräter noch aus tiefem Grab der Toten Mund.
Und wie auch dieses ganz verstummt, da knackt ein Ast, es röchelt dumpf:
Ein Wetterleuchten! — und dort hängt es still an eines Baumes Stumpf. —

Von dort nun geht um Mitternacht ein finstrer Geist durch alle Land';
Er schleicht auf leisen Sohlen her, und küßt den Mund und drückt die Hand.
Weh' dem, der ihm begegnet, weh'! und doppelt wehe, wer ihm traut!
Das ist Judas Ischariot, vor dem selbst einem Teufel graut.

---

6. Abendlied.

[Ebd. S. 171.]

Der Abend am Gebirge glüht,
Ein Glöcklein klinget leise,
Und zwitschernd durch die Lüfte zieht
Die Schwalbe ihre Kreise.

Stolz weist der Fenster Sonnengold
Die stille Bergkapelle;
Der dunkle Fluß im Thale rollt
Halbschlummernd seine Welle.

Und alles stumm in Wald und Flur,
Und ich so ganz alleine!
Im Abendwind umweht mich nur
Die Liebe Gottes und — Deine.

---

7. Philisterweisheit.

[Ebd. S. 210.]

Die Poesie ist nicht real,
Sie läßt sich gar nicht greifen;
Sie paßt nicht in mein Wissensfaß
Mit den Verstandesreifen.

Sie hilft mir nicht zu Weib und Amt,
Sie giebt mir nicht zu essen;
Ich will solides Kapital
Mit fetten Interessen . . . ."

— O ja, mein Herr, ich weiß, ich weiß!
O, sparen Sie die Mühe!
Nur grünes Futter hat Natur,
Und keinen Duft für — Kühe.

---

8. Der größte Esel.

[Ebd. S. 219.]

Einst kam Herr Midas zu Gott Apoll,
Ihn drückt' ein heimliches Leiden.
„O", rief er, „ja, meine Kassen sind voll;
Ich leb' in Glanz und in Freuden.
Ich hab', was ringsum die Menschheit preist,
Ich habe alles — nur keinen Geist.

„Nun rühmen mir aber soviel von Genie
Die niedersten Knechte auf Erden;
Wer solches besäße, versichern sie,
Aus dem könnt' was Großes erst werden.
O sieh, Herr! es fehlt mir, ich flehe zu dir:
O, mach' etwas Großes, recht Großes aus mir!" —

Da neigt sich voll Anmut und Majestät
Der Gott mit ambrosischem Lachen:
„Du kommst mit deiner Bitte zu spät;
Ich kann dich nicht klüger mehr machen,
Doch weil dir das Große so wohl gefällt,
So sei du der größte Esel der Welt!"

---

9. König Ramses der Erste.

[Ebd. S. 220.]

Einst saß der Pharao spät bei Tisch,
Die Höflinge schnarchten und schliefen.
Da nahm er einen Papyruswisch,
Und zeichnete Hieroglyphen.
Er zeichnete Kreuz, Pique, Coeur, Carreau,
Zerschnitt dann die Rolle und schmunzelte: „So!
„Ein Zeitvertreib für die Herren,
Die gähnend das Maul aufsperren.

„He Kanzler, he Oberst, he Hofmarschall!
Des Geistes Aktien fielen;
Zum Denken sind wir zu faul jetzt all',
Wacht auf! wir wollen eins spielen."
Und lustig knöpft er dann auf sein Wams,
Und spielt mit dem Hof einen flotten „Rams",
Von allen Spielen das hehrste,*)
Als König Ramses der Erste.

---

*) d. h. damals! Übrigens thut dieses Lob dem vorhin ausgesprochenen Urteil keinen Eintrag.

10. Deutsche Lektion.

[Ebd. S. 220.]

Vor Mailand war es, als Rotbarts Heer
Die Stadt umlagerte eng und schwer.

Da ritt ein's Tages ein stattlicher Held
Zum Thor hinaus in's offene Feld:

„Ihr deutschen Herren, so hört mich an;
Ich fordre zum Kampf euch, Mann für Mann.

„Und wenn ihr mit mir nicht ein Sträußchen wagt,
So sei euch auf ewiglich Hohn gesagt." —

So sprach er, und tummelt' sein Roß im Ring,
Als gält' ihm die Welt einen Pfifferling.

Die Deutschen standen in Reih' und Glied;
Es rührte keiner ein Augenlid.

Sie schauten nur ruhig und spöttisch drein,
Und ließen den Prahlhans Prahlhans sein.

Doch wie er zu lang auch flunkert herum,
Da dünkt ihnen endlich das Spiel zu dumm.

Da geht ohne Rüstung — wer glaubt' es wohl? —
Der junge Graf Albrecht von Tyrol,

Sprengt vor mit der Lanze auf hohem Roß,
Und wirft den Gecken im ersten Stoß,

Läßt ihn dann liegen, und sieht nicht um:
Gut' Nacht, du prahlerisch Heldentum!

Der Graf aber redet nicht weiter davon;
Der andere hat — seine deutsche Lektion.

---

11. Gog ist Gog.

Episode aus dem Jahre 1848.

[Ebd. S. 222.]

Einst spaziert' der Pädagoge
Ganz gemütlich durch die Stadt,
Wo es so viel Solidaten
Und viel Polizeier hat.

Wie er so pomadisch schreitet,
Kommt ein schrecklicher Gendarm,
Schreit ihn an mit Donnerstimme,
Und faßt gröblich ihn am Arm.

„Bist du nicht ein Damagoge?" —
„„Nein, ich bin ein Pädagog. —""
„Alles eins!" knirscht der Gestrenge,
„Bist verhaftet! Gog ist Gog."

---

12. Der Teufel im Ofen.

(Eine heitere Geschichte.)
[Ebd. S. 275.]

Mir hat heut' Nacht vom Teufel geträumt;
Doch Gott beschützt seine Frommen. —
„Vom Teufel? Da wär ich just aufgeräumt;
Der soll meinem Heldenmut kommen!" —

„„Was, Teufel? Laßt mich mit dem Teufel in Ruh!
Der ist meiner Weisheit zerronnen;
Ich schickte den Teufel dem Teufel zu,
Und hab' ihn zu Tode gesonnen.*)"" —

So sprechen zusammen im stolzen Vertraun
Drei Wandergesellen am Rhein;
Sie saßen beim Frühstück im Wintergrau'n
Auf düstrer Herberg' alleine.

Auf einmal rumpelt's im Ofen und kracht;
Kaminfeger hat da geschlafen,
Und bricht unter Flammen nun vor, erwacht
Vom Heizen der Hausmagd, der braven.

Da stürzen die drei über Hals und Kopf
Davon mit Geschrei und Getöse,
Als hätt' sie alle schon längst am Schopf
Der gräuliche Schwarze, der Böse.

Sie rennen mitsamt ihrem Christentum,
Mit Heldenmut, Weisheit und Zweifel,
Sie rennen und rennen, und seh'n nicht um,
Bis sie entronnen dem Teufel. —

Und so sind die Menschen! so seh'n sie oft**) aus,
Die Frommen, die Helden und Denker!
Sie trotzen der Hölle, — und scharrt eine Maus,
So laufen sie alle zum Henker.

13. An die Schweiz.

Zum eidgenössischen Bettag.
[Ebd. S. 262.]

Mein Vaterland, mein Vaterland!
Ha, welch ein Wort! ha, welch ein Ruf!
Wie klingt der heut' aus allen Thalen
Zum Himmel, der die Heimat schuf!
Wie steigt zu dieser Feierstunde
Aus jedes Schweizerherzens Grunde
Der Wunsch so heiß und inniglich:
„Gott segne Dich!"

Ja, er hat Dich gesegnet — o,
Vor wie viel Ländern dieser Welt!
Er hat an Freiheit, Ruhm, an Bildung
Und Wohlstand Dich so hoch gestellt.
O, daß in Deiner Berge Frieden
Dir ewig blieb' dies Glück beschieden!
„Gott" — bitten wir heut' flehentlich —
„Gott schütze Dich!"

Wohl blieb das Leid Dir auch nicht fremd,
Wie überall auf Erden hie;
Der Trauer sanftes Moll tönt rührend
In jedes Lebens Melodie.
Doch — Regen macht den Boden weicher,
Und Unglück uns an Liebe reicher;
Es eint uns alle brüderlich —
Gott tröste Dich!

*) Ich erkläre den Teufel für tot, folglich ist er tot.
** Natürlich nicht alle.

Und was heut' noch von Erdenschuld
An Deinen Kindern hängen blieb —
Wir wissen's wohl, in tiefster Reue
Ach! seufzen wir: vergieb! vergieb!
Du sollst nicht büßen für die Fehle,
Die drücken unsre bange Seele.
Fort, alles fort, was freventlich!
Gott läutre Dich!

Doch was die Zukunft birgt im Schoß,
Gefahr und Sturm und schwere Zeit,
Im eignen Haus, an unsern Marken:
Wir steh'n zu helfen gern bereit.
Gott geb' Dir nur die rechten Lenker,
Entschloss'ne Männer, weise Denker,
Und rate Dir stets väterlich!
Gott führe Dich!

So fleht denn heut' ein jeder Schweizer,
Ob Katholik, ob Protestant,
Von Bodensee bis zu der Rhone
Für dich, sein teures Vaterland.
Und ob auch bunte Pfähl' uns trennen,
Und wir Dich in vier Zungen nennen*),
Aus einem Munde rufen wir:
„Helvetia hoch! —
Gott sei mit Dir!"

Johannes Fastenrath.

[Quellen: *Brümmer, a. a. O. S. — — *Bornmüller, a. a. O. S. 223. — Persönliche Mitteilungen des Dichters.]

Am 3. Mai 1839 wurde Johannes Fastenrath als einziger Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Remscheid in der Rheinprovinz geboren. 1847 siedelten seine Eltern nach Köln über, wo der Dichter seine gesamte Schulbildung empfing, worauf er vom Jahre 1856 ab in Bonn, Heidelberg, München, Berlin und Paris dem Studium der Rechte oblag und 1860 in Berlin zum Dr. jur. promoviert wurde. Von da ab hat er als Auskultator des Landesgerichts in Köln 1$^1/_2$ Jahre gearbeitet; dann aber gab er den Justizdienst völlig auf, um sich ganz seinen litterarischen Studien und der Poesie widmen zu können. Im Sommer 1862 bereiste er Italien und im Frühjahre 1864 Spanien. Diese Reise entschied insofern über den Lebensgang Fastenraths, als dieser sich fortan zur Lebensaufgabe machte, die spanischen Dichter durch Übertragungen ihrer Werke in die deutsche Sprache in seinem Vaterlande einzuführen. Er begann mit der Übersetzung des einaktigen Lustspiels von Don Manuel Juan Diana „Rezept gegen Schwiegermütter", welches in Berlin 1865 zuerst erschien und 1872 eine 2. Auflage erlebte. Andere Werke eigener Arbeit folgten und machten den Namen des Dichters in Spanien so bekannt und populär, daß Fastenrath auf einer zweiten, 1869 nach Spanien unternommenen, Reise der Gegenstand zahlreicher Ovationen und Auszeichnungen geworden ist. So wurde er zum Mitgliede der

*) Die Schweizer Eingeborenen reden entweder Deutsch (384 538) oder französisch (133575) oder italienisch (30079) oder romanisch (8778, besonders in Graubünden.) —

spanischen Akademie in Madrid ernannt. Die ersten Dichter Madrids und Spaniens, mit welchen er in nähere Berührung gekommen ist, bewirkten es, daß ihm 1871 vom Könige Spaniens das Großkreuz Isabellas der Katholischen und von der Stadt Sevilla das Ehrenbürgerrecht verliehen wurde.

Im Jahre 1872 begann Fastenrath in spanischer Sprache zu schreiben und offenbarte sich bald zum allgemeinen Erstaunen der spanischen Schriftsteller als Meister des kastilianischen Stiles. Die hervorragendsten Zeitschriften Spaniens und des spanischen Amerikas (z. B. Época und die Manana, die Ilustracion Espanola y Americana, die Revista de Espana, die Américia Revista Europea und die französischen Matinées Espagnoles der Prinzessin Bonaparte-Ratanni in Madrid, der Tiemps und La Familia in Mexico, der Siglo in Cáracas, die Voz del Pacífico in Colima und die Revista de las Filipinas) zählen ihn zu ihren Mitarbeitern und veröffentlichen die Artikel, die er dann gesammelt in Madrid unter dem Titel; „La Walhalla y las glorias de Alemania" herausgiebt, indem er den Spaniern in ihrer Sprache eine Galerie deutscher Helden, Staatsmänner, Dichter, Gelehrten und Künstler von Arminius bis auf die Gegenwart vorführt. Von diesem Werke, das Deutschlands Ruhm in der spanischen Welt verkündet und eine geistige Walhalla in derselben aufrichtet, sind bis jetzt 6 Bände (4000 Seiten) erschienen.

Fastenrath hat es auch in der Folge an Auszeichnungen in Spanien nicht gefehlt. Er ist Mitglied der Akademieen von Madrid, Cordoba, Granada, Barzelona, Zaragoza, Valencia; ferner der Maad schappig von Leiden, Ehrenbürger Sevillas, Großkreuz der höchsten spanischen Orden, Komthur des portugiesischen Christusordens, Besitzer der großen goldenen Medaille von Württemberg und der goldenen Medaille des Fürsten von Hohenzollern.

Auch machte er Deutschland mit dem besten zeitgenössischen Romane „Pepita Jimener", in „Bruder Martins Vision" (Luther im Spiegel spanischer Poesie) mit dem vorzüglichsten spanischen Epos, in den „Weihnachtsstimmen" mit spanischer Lyrik unserer Tage und in den Dramen „Im Schoße des Todes" und „Die Frau des Rächers" mit dem Erlöser der spanischen Bühne, dem genialen Don José Echegaray bekannt.

1879 wohnte Fastenrath als Vertreter Spaniens dem Internationalen Schriftstellerkongreß in London und 1881 als Vertreter des deutschen Schriftstellerverbandes der Calderonfeier in Madrid bei.

Seit Jahren hat Fastenrath seinen regelmäßigen Aufenthalt in Köln genommen.

Außer der allgemeinen Bedeutung, welche Fastenrath für Deutschland und Spanien dadurch hat, daß er in Übersetzungen und Originalliedern die in Spanien klingenden Lieder und Sagen um- und neuprägt und daß er dem spanischen Volke den Reichtum germanischer Kraft in seiner Walhalla zu

schauen und zu bewundern giebt, lenkt Fastenrath als ein überaus fruchtbarer Lyriker der Gegenwart unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Lyrik ist wesentlich dreifacher Art: Herz und Haus kommen teilweise in der Sammlung: Die Wunder Sevillas, dann aber erst wieder im allerneuesten Bande seiner Gedichte (Von Hochzeit zu Hochzeit) zu ihrem Rechte, ein zweiter Band ist deutsch-patriotischen Inhaltes (den deutschen Helden von 1870.), alles übrige ist spanischen Ursprunges und wesentlich episch-lyrischer Gattung; es sind meist Romanzen und nur zum geringeren Teile Gelegenheitsgedichte aller Art, die sich nie ganz von dem spanischen Boden lösen lassen, auf dem sie gewachsen sind.

Unter der Cypresse ertönen die ersten Lieder des Dichters, da er am 13. Jan. 1867 seinen Vater verloren hatte. Eine Anzahl Lieder in den „Wundern Sevillas" atmen den tiefen Schmerz des Dichters aus. Die übrigen lyrischen Dichtungen haben spanische Vorbilder oder doch Angeschautes, nicht im eigenen Herzen Erfahrenes, zur Grundlage. Die Lieder des Brautstandes: „Von Hochzeit zu Hochzeit" zeigen auf jeder Inschrift die Wahrheit des Nebentitels: „Aus sonnigen Tagen." Es sind zahllose Liebeslieder, in denen die vortrefflichen Tugenden der Wienerischen Künstlerin und nunmehrigen (seit dem 10. März 1883) Ehefrau des Dichters Fastenrath gepriesen werden. Über dem Himmel der Verlobten lacht ewiger Sonnenschein, außer in den letzten Tagen, wo die Hochzeit wegen einer Dispensationsfrage verschleppt wurde; nur ganz selten sind einige andere Klänge (Lieder zum Preise der Königin Karola von Rumänien, mit welcher der Dichter in nähere Berührung gekommen war, Trauersonette auf Richard Wagners Tod ꝛc.) Daß unter solchen Umständen fast nur leichte Lieder ohne bleibenden Wert entstehen konnten, ist erklärlich.

Die 140 Kriegs- und Siegeslieder „Den deutschen Helden von 1870" haben einen außerordentlichen Beifall gefunden; das beweisen die sechs binnen Jahresfrist erschienenen Auflagen. Es ist wohl die reichhaltigste Sammlung eines einzelnen Dichters aus jenem ereignisreichen Jahre, aber der größte Teil gefällt wegen des anekdotenhaften, an Wortspielen und Witzen reichen Inhaltes, während die Form wohl dem Inhalte entsprechend ist, aber doch nicht selten den Hauch tiefer, ernster Begeisterung, eines tiefen poetischen Geistes vermissen läßt. Hier möchte man sagen: Weniger wäre vielleicht mehr gewesen. Ohne Frage ist die Leichtigkeit der poetischen Produktion bei Fastenrath überraschend, aber eine große Gefahr liegt doch auch in derselben. Was zu schnell entsteht, hat keine große Lebensdauer.

Über die geradezu erstaunliche Menge von Romanzen und anderen Poesieen, welche auf spanischem Boden gewachsen und aus spanischen Quellen geflossen sind, kann im allgemeinen weit günstiger geurteilt werden, obwohl manches darunter so spröden Stoffes war, daß der Dichter selbst mit seinen sehr umfänglichen, gründlichen und von glänzender Gelehrsamkeit und überraschendem Fleiße zeugenden Kommentaren am Schlusse der einzelnen Bände zwar das Verständnis erleichtert hat, aber den Genuß an der Dichtung nicht vermitteln konnte. Manche Dichtungen kommen einem trotz aller Lust und

Anstrengung, das Gelesene zu verstehen, doch dunkel, also spanisch vor. Und das ist schade.

Die Bedeutung der Fastenrathschen Muse liegt ohne alle Frage in den spanischen Romanzen und Liedern, welche uns die Schönheiten der Natur und Kunst dieses in mancher Beziehung so reich gesegneten Landes vor Augen führen, die schier unermeßlichen Schätze seiner Geschichte heben; und diese Bedeutung ist noch lange nicht genug in Deutschland erkannt und anerkannt worden. Es hat schon manchen Übersetzer spanischer Poesieen gegeben, aber wie weit stehen v. der Malsburgs und anderer Leistungen hinter der Arbeit Fastenraths zurück, welcher — und dies Mißverständnis möchte ich vor allem beseitigen helfen, zumal es sehr verbreitet ist — keineswegs nur übersetzt, sondern hauptsächlich originale Dichtungen geschaffen hat. Über die zahllosen hervorragendsten Auszeichnungen, welche Fastenrath in Spanien empfangen hat, referiert er in den Vorworten zu den beiden Bänden: „Das Buch meiner spanischen Freunde“ in einer den Dichter nicht mehr, als die spanischen Dichter und Kunstfreunde selbst ehrenden Weise. Am höchsten aber ehrt den Dichter seine eigene rührende Pietät gegen seinen verstorbenen Vater, welchem er alle die neuen Zeugnisse seines Fleißes und Strebens, seines Geistes und Herzens, seines Denkens und Empfindens auf den Grabhügel legt als Denkmal seines Kindesdankes.

Werke: *Ein spanischer Romanzenstrauß. Leipzig. 1866. — 2. Aufl. 1866. — *Klänge aus Andalusien. Romanzen und Lieder. Ebd. 1867. — *Hesperische Blüten. Lieder, Sprüche und Romanzen. Ebd. 1869. — *Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette. Ebd. 1869. — *Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romanzen und Märchen. Ebd. 1870. 2 Bde. — *Den deutschen Helden von 1870. (1. bis 6. Aufl.) Ebd. 1870–71. — Calderon in Spanien. Ebd. 1882. — *Von Hochzeit zu Hochzeit. Lieder in sonnigen Tagen. Ebd. 1883. — Pasionarias de un aleman-espanol. Ariban & Cie. in Madrid. 1872. — La Walhalla y las glorias de Alemania. 5 Bde. (1882—83.) — Unter den Übersetzungen heben wir noch besonders hervor: Luther im Spiegel spanischer Poesie. Bruder Martins Vision. Nach der 10. Aufl. der Dichtung unseres Zeitgenossen D. Gaspar Nunez de Arce im Versmaß des Originals übertragen. Leipzig (Friedrich. 1880.*)

Proben aus Joh. Fastenraths Dichtungen.

1. Der See.

(Aus dem von Fastenrath übertragenen Echegaray'schen Drama: „Die Frau des Rächers.“)

[Von Hochzeit zu Hochzeit. 1884. S. 123.]

Schaust den See du, wie er immer
Treu mit Schmeicheln unterm feuchten
Schleier malt des Himmels Leuchten,
Malt die Schatten und den Schimmer?

*) Es ist diese Dichtung eines der hervorragendsten noch lebenden Lyriker Spaniens, eines Katholiken (1834 in Valladolid geboren), bestimmt, psychologisch die inneren Kämpfe und Zweifel darzuthun, welche der kühne Augustinermönch durchleben mußte, ehe er den Schritt that, welcher für uns als der Beginn des Reformationswerkes gilt. Der Dichter hat aus Rücksicht auf die katholische Bevölkerung den Reformator durch den katholischen Klosterprior verdammen lassen. Wir sind mit der inneren Entwicklung nicht einverstanden, erkennen aber bereitwilligst an, daß diese Dichtung von bezaubernder Schönheit, Tiefe und Kraft ist. Die deutsche Übersetzung ist dem Könige Karl von Württemberg gewidmet.

Siehst im Blau, dem hellen, reinen,
Du ihn glänzen wunderbar,
Wenn von Ost nach West er klar
Sieht der Lüfte Pracht erscheinen?

Siehst in dunkler Nacht den See,
Schwarz, gleichwie des Himmels Dach,
Denn den Abgrund ahmt er nach,
Jenen Abgrund in der Höh'?

Er in seiner Tiefe Grund
Spiegelt ab der Sonne Gold,
Und die Morgenröte hold
Und die Nebel thut er kund;

Und so wie der See, der klare,
Spiegelt Schatten ab und Schein
Und er in dem Schoße sein
Trägt des Himmels Bild, das wahre,

Spiegl' ich deine Schmerzen gleich,
Mit dir jauchz' ich, mit dir klag' ich,
Und im Herzensgrunde trag' ich
Deiner Liebe Himmelreich!

---

2. Hofer in der Kaiserburg zu Innsbruck.

[Ebd. S. 148.]

Seinem Hofer, dem Befreier,
Jauchzt entgegen Stadt und Land:
Ins erlöste Innsbruck zieht er
Als der Oberkommandant.

Gott und Oest'reich und dem Kaiser
Gilt allein des Herzens Schlag:
„Hoch mein Kaiser!" ruft der Hofer,
Und die Menge ruft es nach.

Und vom Volk wird im Triumphe
Er zur Kaiserburg gebracht;
Golden wie das Herz des Bauern
Zeigt sich dort der Säle Pracht.

Doch der schlichte Sohn der Berge
Zürnt des Schlosses gold'nem Glanz:
„Mir geziemt nicht das Gepränge,
Aller Pomp dem Kaiser Franz!

Alles Gold aus diesem Saale
Werd' sogleich hinweggeschafft!
Aber das will ich hier schauen,
Was mir giebt die rechte Kraft!

All' mein Mut und meine Stärke
Nur dem heil'gen Kreuz entstammt:
Vor dem hehren Crucifixe
Des Tirolers Auge flammt!

Bringt's, denn Sieg ist nur im Kreuze,
Und wenn ich auch fallen mag,
Ich werd's halten, werde beten,
Euch erschein' der Rettung Tag!"

O Tirol, gedenk' der gold'nen
Worte, die dein Hofer sprach!
Zuversichtlich hielt das Kreuz er,
Als sein Aug' im Tode brach.

---

3. Schubert.*)

[Ebd. S. 160.]

Der mit unendlicher Sehnsucht Drang
Vom „Wandern", ja vom „Wandern" sang,**)
Liegt einsam ans enge Stüblein gebannt,
Erfaßt von des Todes eisiger Hand.

---

*) Franz Schubert, zu Wien am 31. Jan. 1797 als Sohn eines Lehrers geboren, † bereits am 18. Nov. 1823 zu Wien, in nahezu sehr dürftigen Verhältnissen.

**) Es sind gemeint die Wanderlieder von W. Müller (Dessau), welche von Schubert, einem der größten deutschen Tondichter, komponiert wurden und allgemein verbreitet sind.

Der die Welt erfüllet mit Melodei'n,
Ruht weltverlassen allein, allein;
Doch der in ihm wohnt, der Gott in der Brust,
Er singt noch einmal nach Herzenslust.

Der Sänger, entrückt dem Weltgewühl,
Erhebt sich noch einmal vom schwülen Pfühl,
Die Hände streckt nach der Wand er aus,
Als such' er Schutz vor des Todes Graus.

Und er singt — Melodie'n umsäuseln ihn lind —
„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?"
Vom Erlenkönig die Mär' er singt,
Indes er mit dem Tode ringt.

Er singt von des Königs verlockendem Lied,
Das den Knaben ins Reich des Todes zieht,
Von des Königs Töchtern und ihren Reih'n
Und ihren süßen Melodei'n.

Er singt von des Kindes Angst und Not:
„In Vaters Armen das Kind war tot."
Er singt's mit ersterbender Stimme Klang,
Es war das Lied sein Schwanensang.*)

Als der Sänger gesungen den düst'ren Reim,
Entführt ihn der Tod in's ewige Heim,
Doch die Seele, die sich gen Himmel schwingt,
Noch heut' Erlkönigs Lied durchdringt.

---

4. Die Einnahme von Straßburg.

[Den Deutschen Helden von 1870. 6. Aufl. S. 60.]

Gott sei gelobt, wir haben dich,
Wir halten dich umschlungen!
Einst stahlen wälsche Raben dich,
Wir haben sie bezwungen!**)
In deutschen Armen ruhe weich,
Ruh' aus vom Märtyrtume:
Du bist und bleibst jetzt Stadt im Reich,
Des deutschen Gartens Blume!

O Burg, die an der Straße liegt
Des Reichs der falschen Franken,
Wir haben nur um dich gesiegt!
Gottlob! die Feinde sanken.
Schau' freudig unter Thränen drein:
Wir gießen in die Wunden
Das Samariteröl hinein,
Gott will's, du sollst gesunden!

Dein Münster steht noch hoch und hehr,
All deiner Glorie Zeichen.
Trotz Bomben über'm Trümmermeer,
Wacht hält es unter Leichen!
Der deutsche Genius waltet drin,
Strahlt göttlich, unverkümmert!
O herrliche Märtyrerin,
Nicht ward dein Dom zertrümmert!

O Stadt der deutschen Poesie,
Gottfried von Straßburgs Wiege,
Wir lassen dich jetzt nun und nie,
Trophä' der deutschen Siege!
Wir haben dich, das lange Leid
Der Trennung ist entschwunden,
Jetzt doppelt ist der Mutter Freud',
Da sie ihr Kind gefunden!

---

*) Ein Cyklus seiner Lieder führt den Titel „Schwanengesang." Hier bedeutet natürlich das Wort so viel als das in der Todesstunde gesungene, das letzte Lied. —

**) Am 28. Sept. 1681 war dies geschehen; am 28. Sept. 1870 erlangten wir es zurück.

Wenn selbst im Seine-Babel dort
Sie als Palladium kränzen
Dein Bild am place de la Concorde,
Wie soll's in Deutschland glänzen!
Ganz Deutschland ist ein Blumenflor,
Um, Heldin, dich zu schmücken;
Ganz Deutschland eilt, ein Freudenchor,
Um Lorbeer'n dir zu pflücken!

Was laut an Dir der Franzmann preist,
Ist deutsch, es ist die Treue,
Der unverwälschten Treue Geist,
Der alte, ewig neue!

Und so komm an Germania's Herz,
O Maid, du lang entbehrte!
Sie grüßt dich strahlendhell im Erz
Mit ihrem Heldenschwerte!

Laß schlagen deines Münsters Uhr,
Denn heut schlug Deutschlands Stunde!
Die Münsteruhr, sie schlage nur
Zu unserm neuen Bunde!
Dort mögen wieder um den Christ
Die zwölf Apostel kreisen,
Denn um ist deine Leidensfrist,
Drum laßt den Herrn uns preisen!

(Köln, den 28. Sept. 1870.)

---

5. Das Lied von Kutschke.*)

[Ebend. S. 64.]

„Was kraucht dort in dem Busch herum?"
Hebt an ein Lied, ein feines;
„Ich glaub', es ist Napolium".
Das Lied ist frisch wie keines.
Wer nach dem Dichter da gefragt,
Dem ward von aller Welt gesagt:
Ein Füsilier ist's, Kutschke.

„Was? Kutschke?" sprach ein Rezensent,
„Der ists in keinem Falle,
Schon anno 13 ein Student
Sang dieses Lied in Halle.
Der Kutschke melde sich!" — Allein
Da wollte keiner Kutschke sein,
Zur Mythe ward der Kutschke.

---

*) Das Lied ist mit Ausnahme der beiden ersten Zeilen, welche vielleicht aus den Befreiungskriegen stammen, von Präpositus Herm. Alex. Pistorius zu Basedow bei Malchin in Mecklenburg am 16. Aug. 1870 verfaßt. Es hat nur folgende 4 echte Verse:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub, es ist Napolium."
Was hat der rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort.

„Mit den Kanonen und Mamselln
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da rumzuknall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n.

„Da haben sich im offnen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt."
Was haben die da rum zu stehn?
Drauf los, die müssen wir besehn.

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm."
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei.

Das Kutschkelied sollte ein Zeichen des gottvertrauenden, pflichtgetreuen, todesmutigen, siegesgewissen deutschen Geistes im volkstümlichen Ausdrucke sein und ist es geworden. Komponiert haben es (für Baß) Oskar Kolbe, (für Männerchor) C. Kuntze, (als Solo mit Brummstimmen) Wilh. Fink, (für eine Stimme mit Pianof.) Hermann Kriegar und (für eine Singstimme) G. Friedr. Ernst. — Übersetzt ist es aber in schier alle lebenden und toten Sprachen; ins Plattdeutsche, Alemanische, Griechische (2 mal), Lateinische, Hebräische, Keil- und Hieroglyphenschrift, in Sanskrit (2 mal), ins Arabische, Syrische, Aethiopische, in Runen, altfranzösische, provençalische, mittelhochdeutsche, gotische,

Doch einer sprach: „Warum nicht gar?
Der Kutschke lebt und dichtet.
Ich geb' ihm Dichterhonorar,
So wird der Streit geschlichtet."
Fünf Thaler schickt er zur Armee,
Und über hundert, ach herrje;
Die sagen: „Ich heiß' Kutschke."

Und Ehrengaben kommen an
Aus jeder Stadt in Menge
Für Kutschke: Da naht Mann für Mann,
Von Kutschke's ein Gedränge!
Der General gab jedem was:
„Bei meinen Vierz'gern, welch ein Spaß!
Nennt männiglich sich Kutschke!

(Köln, 29. Sept. 1870.)

---

6. Der Befehl.

[Ebd. S. 78.]

Er schreitet so hastig gen Straßburgs Thor —
Was sputet Ihr Euch so, Herr Major?
Euch kann der Sturmwind nicht überholen.
„Um 8 Uhr bin ich zur Stadt befohlen.

Punkt 8 soll ich in Straßburg sein,
So wills der Befehl, ich muß hinein;
Ich muß, die Zeilen hier erhärten's,
Zu unserm General von Mertens."

Es ist der Major, der also rennt,
Vom Kön'gin Augusta-Regiment.
Den Herrn aber hat's gar sehr verdrossen:
Er kommt vor das Thor, es ist verschlossen.

Da nimmt er mit der Preußen vier:
„Jetzt über das Stadtthor klettern wir."
Er steigt mit ihnen auf eine Leiter
Und will zur Citadelle weiter.

Da aber kommt ihm in die Quer
Das ganze große Franzosenheer!
Er aber sieht es sonder Beben:
„Hat sich nicht Straßburg uns übergeben?

Was geht und steht noch der Franzos?
Was wollen die mit den Chassepots?
Es droht der Tod ihm tausendfaltig:
Schon legt einer an und flucht gewaltig.

Der Preuße aber furchtlos spricht:
„Es mordet ein Braver den Braven nicht!"
Da hat der Franzos sein Gewehr zerschmettert,
Und Hunderte thuns und jeder wettert.

Und über zerbrochener Chassepots Hauf
Keck schreitet der Herr Major darauf
Und läßt das Thor der Citadellen
Besetzen von seinen vier Gesellen.

Es blitzt sein Auge wie ein Strahl:
„Wo ist, ich frage, der General?"
Drauf führen sie ihn zum Kommandanten,
Dem Franzosen, den sie Herrn Uhrig nannten.

---

kirchenslavische und serbische Sprache, ins Holländische, Dänische, Schwedische, Englische (2 mal), Ungarische, Russische, Polnische, Littauische, Lettische, Oberwendische, Rumänische, Italienische, Spanische und Französische (im ganzen 35 Übersetzungen).

Und der Major erzählt ihm treu,
Wie er durch's Heer schritt sonder Scheu:
„Ich kam, denn hier sein sollt' um 8 Uhr ich."
Bewundernd reicht ihm die Hand Herr Uhrich.

„„Ihr kommt lebendig, Gott sei gelobt!
Nie wurde schöner der Mut erprobt!
Am Tag, da ich von der Stadt muß scheiden,
Muß ich mich am Mut noch des Feindes weiden!

Ihr seid mein Trost heut' am Unglückstag,
Jetzt trifft mich minder der harte Schlag.
Wer Männer wie Ihr hat, freue sich höchlich,
Denn er macht das Unmögliche möglich!""

Und als in Straßburg drei Stunden nachher
Den Einzug hielt das Preußenheer,
Von Mertens kaum seinen Augen traut,
Als den Preußenmajor er schon drinnen schaut.

„„Der erste Preuße, wie kommt Ihr herein?"" —
„Punkt 8 war befohlen, da mußt es sein." —
„„Der Befehl war ein Irrtum, doch jetzt was thut es?
Dem Preußen wird alles zur Probe des Mutes!""

---

7. Der Chasseur d'Afrique von Sedan.

[Ebend. S. 158.]

Gefangen! o das Mißgeschick!
Fort muß der Offizier,
Der tapfere Chasseur d'Afrique,
Sein Berberroß bleibt hier.

„Mein Berberroß, mein Falbenhengst,
Mein gutes, edles Roß,
Wohl hab' ich dich geliebet längst,
Du treuer Kampfgenoß.

Doch wie ich gar dich lieb' so viel,
Beim Scheiden ich erfahr'.
Du trugst mich fort durch Schlachtgewühl,
Getümmel und Gefahr!"

Er hat umhalst das edle Tier
Der tapfre Reitersmann.
Das Roß, das Roß versteht ihn schier,
So zärtlich schmiegt sich's an.

„Mein Roß, mein Roß, mein gutes Roß,
Es muß geschieden sein.
Doch sollte tragen mein Genoß
Je einen Feind? O nein!"

Da greift den Pallasch er und giebt
Mit dem in wildem Schmerz
Dem Roß, dem Rosse, das er liebt,
Den Todesstoß ins Herz.

Nicht Zaun hat er noch Sattelzeug
Vom toten Roß gerafft.
Zu Tod traf er's und gehet bleich
In die Gefangenschaft.

(Köln, 8. Nov. 1870.)

---

8. Die Rechnungsablage.

[Spanischer Romanzenstrauß 1866. S. 64.]

Vor dem großen Capitan
Sitzen Schreiber vielgeschäftig
Unter großen Cassabüchern,
Federfertige Zahlenzähler.

Diener sind's von Don Fernando —
Der Eroberer von Italien,
Rechnung soll er ihnen legen,
Rechnung nach dem Siegesfeldzug.

Aber mehr als Frankreichs Scharen,
Als die Berge tapfrer Krieger,
Die vor seinem Schwerte standen,
Macht ihm Sorge jetzt die Feder.

Ein Papier, vergilbt, zerrissen,
Zieht der Held aus seiner Tasche,
Legt's vor den bebrillten Herren
Nieder auf den Tisch verächtlich.

„Rechnung wußt' ich abzulegen
Wohl mit meiner guten Lanze,
Als ich stürmte manche Schanze,
Als ich traf mit meinem Degen.

Hätt' ich Euch ein Reich verloren
Durch mein ungeschicktes Fechten,
Schlimmer könntet Ihr nicht rechten,
Rechnung fordernd von dem Thoren!

Doch ein Reich bring' ich dem König,
Bring's auf meiner Lanzenspitze. —
Was ich selber noch besitze,
Durch Verschenken macht' ichs wenig.

Jüngst, als meine tapfern Leute
Feige sahn mit vollen Händen,
Gab, des Neides Qual zu enden,
Selber ich mein Schloß zur Beute.

Habt Ihr Golddurst, nicht geringern,
Mögt Ihr auf die Gräber graben,
Möglich, daß die Toten haben
Schätze noch in ihren Fingern.

Nackt doch in den Schoß der Erde
Mußten wir die Tapfern legen,
Und es gebe Gottes Segen,
Daß mir gleicher Lohn einst werde!

Wollt bei mir Ihr Schätze suchen,
Gern will ich mein Haus euch weisen,
Findet mehr Ihr dort als Eisen,
Nun so soll mich Gott verfluchen!

Prüfet denn, Ihr Herrn, die Zahlen:
Bin ich noch dem König schuldig,
Zahl' mit meinem Blut geduldig
Ich den letzten der Realen!" —

In die rechnende Versammlung
Ist der König da getreten,
Und sie reichen das Papier ihm,
Das ein Königreich ihm schenket.

Und der König spricht: „Geschlichtet
Ist die Rechnung, tapfrer Feldherr,
Fortan sollst bedeckten Hauptes
Du vor deinem König stehen!*)

---

*) „Gónzalo de Cordoba", der „große Capitan", der Eroberer von Neapel, gab seinen Soldaten, die von der Beute nichts erhalten, seine eigene Habe preis, die Chronik berichtet, auf dem vergilbten Papiere der Rechnungsablage hätten 200 736 Ducados gestanden, die Gonzalo unter die Priester und Armen verteilt, damit sie für die Eroberung Neapels durch die Spanier beten sollten, und 700 494 Ducados, die er an Spione verausgabt. Die Volkstradition dagegen drückt die Rechnungsablage so aus: „Palas, picos y acadones, cien milliones". (Schaufeln und Spaten, hundert Millionen Dukaten!) [Anm. des Dichters.]

9. Fuenteovejuna.[1])

[Klänge aus Andalusien. Romanzen. Leipzig 1866. S. 54.]

Süß erklingt es meinem Ohre,
Silbern wie des Ruhmes Murmeln,
Aber auch wie Sterbeglocken
Dumpf erschallt's: Fuenteovejuna!

Auf der Sierra-Morena Hügel,
Nachbarin von Córdoba, ruht sie,
Schönste Burg im duft'gen Umkreis,
Ruht die Burg Fuenteovejuna.

Doch sie ward zur Burg des Schreckens
Und zu einer Trauerblume
Durch den Herrn von Calatrava,[2])
Durch den letzten der Comthure.

Plündern läßt er seine Mannen,
Und entehren holde Jungfrau'n,
Hütten gehen auf in Flammen,
Und der Burgherr schaut es ruhig.

Aber endlich an das Burgthor
Sprengt das Volk Fuenteovejuna's,
Mann und Weib und Kinder lechzen
All' nach des T annen Blute.

Niedersinken vierzehn Diener
Zu den Füßen ihres Burgherrn,
Und die Wütenden ihn selber
Jetzt mit Stein und Speeren suchen.

Auf die Gasse fällt als Leichnam
Nieder er in jähem Sturze,
Und ein Wald von Lanzen nimmt ihn
Auf in jauchzendem Triumphe.

Wie die Frau'n mit Tambourinen
Klingen, wie die Kinder jubeln!
Aber bald wird zum Gerichte
Laut das ganze Volk gerufen.

Wilde Henker kommen: schwere
Marter muß das Volk erdulden.
„Wer, wer tötete den Burgherrn?"
Aber wie aus einem Munde

Schallt's den Pein'gern in die Ohren,
Schallt das Wort: Fuenteovejuna!
Wieder fragen sie, denn solchen
Rätsels sind sie nimmer kundig.

Doch auf's neue tönt dasselbe
Wort des höchsten Heldenmutes
Den Erstaunten in die Ohren:
„„Tod gab ihm Fuenteovejuna!""

„Nun, wer ist denn dieser Eine,
Daß zu Tod ihn unsre Ruten
Geißeln," spricht der grimme Pein'ger, —
„„All' sind wir Fuenteovejuna,

Alle, Mann und Weib und Kinder,""
Rufen sie ihm heldenmutig,
Und des Henkers schwere Streiche
Tragen alle sie geduldig.

Aber Córdoba gebietet
Endlich diesen Pein'gern Ruhe:
„Ein Tyrann war Calatrava,
Heldin ist Fuenteovejuna!"

Und in Liedern soll es tönen
Von der schönsten Heldenblume,
Lieblich wie des Ruhmes Rauschen
Stets von Dir, Fuenteovejuna![3])

---

1) „Im Westen von Córdoba ragt auf einem Hügel das Dorf Fuenteovejuna. Der Heldenmut seiner Bewohner offenbarte sich im Jahre 1476, wo dieselben wegen der Ermordung ihres Tyrannen, des Comendador von Calatrava, ein peinliches Verhör zu bestehen hatten, in welchem alle wie ein Mann dastanden." (Anm. des Dichters.)

2) Der Calatrava-Orden (1158 nach der Cisterzienserregel gestiftet) war geistlich-militärischer Art und im Laufe der Zeit sehr verweltlicht. Im Jahre 1498 übergab Pabst Innocenz VIII Ferdinand dem Katholischen den reich gewordenen Orden zur Verwaltung, und dieser belohnte fortan verdiente Adlige mit dem Titel: Ritter von Calatrava.

3) Hier begegnet uns zum ersten Male die in spanischen Dichtungen so beliebte Assonanz, welche in den graden Versen durch Übereinstimmung der Vokale (hier des Vokales U) in der letzten Tonsilbe herbeigeführt wird und den Reim vertritt.

10. Der Bettler von Sevilla.

[Die Wunder Sevilla's. Romanzen u. Lieder. Leipzig. 1867. S. 37.]

Im Alcázar[1]) von Sevilla,
In dem gold'nen Märchenreich,
Neigt das Haupt der junge König,
Wie die welke Blume bleich.

Alles blüht um ihn: Die Palme
Wiegt im Patio[2]) hoch ihr Haupt,
Und der liebe Strauch, die duft'ge
Myrthe pranget dichtbelaubt.

Goldorangen, o Sevilla,
Und delicias[3]) ist Dein Nam',
Aber Bogen der Cypressen
Sieht der König nur im Gram.

Ihn beseligt nicht der Wände
Feines Silberfiligran[4]).
Nicht der Bronnen, nicht die Liebe,
Keine Grotte, kein Altan.

Da zum lebensmüden Jüngling
Spricht ein weiser Alfaquí:[5])
„König, nie wirst Du gesunden,
König, Du gesundest nie,

Wenn Du anziehst nicht das Hemde
Des, der wahrhaft glücklich ist."
Und ein ganzes Heer von Boten
Drauf das Königreich durchmißt.

Hoffnungsvoll sind sie gegangen,
Traurig kehren sie zurück:
Denn sie fanden keinen, keinen,
Der genoß das wahre Glück.

Reine Linnen waren jedem,
Keinem reines Glück beschert,
Jedem hat geheime Klage,
Wie ein Wurm, das Glück verzehrt.

Keiner hat das Hemd gefunden,
Keiner fand des Glückes Strahl,
Und noch todesbleicher schickt der
König sie zum zweiten Mal.

Wieder geh'n sie zu Palästen,
Zu den luft'gen Gallerie'n,
Die sich um die blüh'nden Höfe,
Um die Säulenhöfe zieh'n,

Geh'n, wo die Fontäne plätschert,
Wo der Marmor hell erglänzt,
Wo die Pracht den gold'nen Becher
Mit der Freude Schaum kredenzt.

Doch wie lieblich auf die Gasse
Auch der Höfe Wonne lacht,
Hinter feingewob'nen Thüren
Sichtbar noch der Kummer wacht.

Und die Boten zieh'n, wo immer
Enger wird das Straßenheer,
Fragen in der kleinsten Hütte:
„Wer ist wahrhaft glücklich, wer?"

„„Ich bin glücklich, ruft es plötzlich,
Glücklich im Orangenduft,
Mein Palast ist dieser Himmel,
Und mein Reich die laue Luft!""

„O so gib Dein Hemd, o gib es,
Daß es unſ'ren König heil!"
Aber er ruft:„„Wohl ward Glück mir,
Doch ein Hemd mir nicht zu Teil!

---

1) Alcazar oder Alkazar ist ein arabisch-spanisches Wort und bedeutet Palast, Schloß.
2) Patio = Hof.
3) delicias = Wonnen. „Las delicias heißt die Orangen-, Rosen- und Sykomorenallee am Ufer des Guadalquivir, die sich bis zum Felde von St. Sebastian erstreckt, wo einst der heilige Fernando seine Zelte aufgeschlagen. Diese Allee ist der reizendste Corso, der lieblichste Salon für die kleinen Füßchen der Sevillanerinnen." (Anm. des Dichters. A. a. O. Anm. S. 17.)
4) Filigran = eig. Kornfäden, d. h. Zierraten, aus feinen Metallfäden hergestellt.
5) Alfaquí ist ein maurischer Priester.

Bettler bin ich in Sevilla,
Mit dem König tausch ich nicht!"" —
Glücklich war nur dieser Eine,
Dieser, dem das Hemd gebricht.

Als die Boten zum Alcázar
Wiederkehrten freudenleer,
Stieß der König seinen letzten
Seufzer aus und war nicht mehr.[6])

---

11. Seidenwurm und Raupe.[1])

[Hesperische Blüten. Lieder, Sprüche und Romanzen. Leipzig 1869. S. 75.]

Es hatten einmal die Tiere
Eine große Soiree,
Sie saßen mit kritischen Mienen
Und tranken ästhetischen Thee.

Es ging eines Seidenwurmes
Gespinnst von Hand zu Hand:
„Ach! riefen die Recensenten,
Welch seltner Kunstverstand!"

Einstimmig „Ah" der Bewund'rung
Ertönte durch die Reihn,
Und selbst der Esel mischte
Sein lautes Ja drein.

Der Maulwurf selbst, der blinde,
Er setzte die Brille sich auf:
„„Ein Wunder, wie keines ich schaute,""
Sprach enthusiastisch er drauf.

Nur murmelnd that eine Raupe
Im Eck ihre Weisheit kund:
„O Fas'ler, o Ignoranten,
Fein nennt Ihr solchen Schund!"

Da schüttelt im ganzen Zirkel
Ein jeder befremdet das Haupt:
„„Wie kommt's, daß die häßliche Raupe
Allein sich Tadel erlaubt?""

Da sprach der Fuchs: „Kein Wunder,
Es ist dieser Recensent,
Die Raup' ist des Seidenwurmes
Erbärmlicher Konkurrent!" —

Ihr Spinner im Reiche des Geistes,
Wenn einer Euch neidisch gesinnt
Begeifert, so ist's eine Raupe,
Doch die Cocon[2]) nicht spinnt![3])

---

6) Die Armen Sevillas wohnen im Stadtviertel der Macarena. Fastenrath teilt uns einen spanischen Knittelvers aus Sevilla mit, welcher die Einwohner und Stadtteile so klassifiziert: Ein sevillaner Knittelvers.

Von der Kathedrale bis zur Magdalene
Thut man Morgens und Mittags und Abends sich bene.
Von Magdalene bis Vicente giebt's auch keine Not,
Da hat ein jeder sein Mittagbrot.
Von San Vicente bis zur Macarena indessen
Wird nicht gefrühstückt, nicht zu Mittag, nicht zu Nacht gegessen!

— Die Erzählung vom Hemde des Glücklichen ist übrigens nicht spanischen Ursprungs, sondern vom Dichter auf Sevilla angewandt worden, also „ein Phantasiestück, das sich aber durch den olympisch-heitern Ausdruck, den die Bettlerphysiognomieen in der Stadt des Figaro tragen und der ihnen auf den Bildern Murillo's so meisterhaft gewahrt wird, vollständig rechtfertigt." (Vgl. Fastenrath, Anm. S. 17.)

1) Fastenrath erinnert selbst an die Gellertsche Fabel, in der eine Spinne zum Seidenwurm sagt:

„Ich lebe für die Ewigkeit."
Doch kaum erteilet sie den trotzigen Bescheid,
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

2) heißt das fast eirunde Gespinnst der Seidenraupe (und mancher anderen Raupe).

3) Nicht alle Raupen spinnen sich in Cocons ein, ehe sie sich verpuppen. Immer

12. Bischofswahl.*)

[Immortellen aus Toledo. Romanzen und Sonette. Leipzig 1860. S. 155.]

In Burgos saßen zur Bischofswahl
Die geistlichen Herrn im Kapitelsaal.
Wie stritten und kämpften die wackern Prälaten,
Wer der Sieger sei von zwei Kandidaten!

Hie Peter, hie Paul, scholl's im Kreise herum,
Doch immer bleibt gleich das Skrutinium,
Gleich viele Stimmen hat Paul und hat Peter,
Und beide Parteien schreien Zeter!

„So bekommen wir einen Bischof nie,
Sprach einer der Herren Kanonici.
Fürwahr, ich weiß nur ein einziges Mittel:
Schiedsrichter sei einer aus uns'rem Kapitel!"

Und alle sehn drauf Domingo an:
„„Den Streit zu schlichten bist Du der Mann,
Du hast der Weisheit Ehrentitel:
Wen Du erwählst, erwählt das Kapitel!"

Da waren Peter und Paul nicht faul,
That Peter gar frommer noch als der Paul:
Wie mit den Augen sie blinzeln und schielen
Auf Domingo, daß sie ihm wohlgefielen!

Wohl schaute Domingo die Wedelnden an,
Hat sich erhoben und spricht alsdann:
„Wählt ich den Paul, beleidigt' ich Peter,
Wohlan denn, der Bischof, Domingo, hier steht er!"

Da lachen von Herzen die beiden Partei'n:
„„Domingo, ja der soll Bischof sein!""
Halb waren's selbst Peter und Paul zufrieden:
War doch nicht dem Gegner der Stab beschieden;

Verdutzt in den Ruf noch stimmen sie ein:
„„Domingo soll unser Bischof sein!""
Und in allen Büchern hab' ich gelesen:
Er sei der beste Bischof gewesen.

---

wird der Konkurrent die Fabrikate anderer im Werte herabsetzen, auch wenn er nichts Gleichwertiges schaffen kann.

*) Dieses Geschichtchen hat sich in Burgos zur Zeit des Kampfes zwischen Don Pedro dem Grausamen und Don Enrique zugetragen. Das Wort Domingos aber, wodurch er sich selbst zum Bischof machte „Obispo por Obispo, sealo Domingo", ist sprüchwörtlich in Spanien geworden. Lozano zieht in seinem Buche „los Reyes nuevos de Toledo" folgende Parallele zwischen Domingo und Enrique II: Domingo wurde Bischof zu Burgos, Enrique dort als König gekrönt, Domingo war der Mitra fremd, wie Enrique der Krone, aber beide verdienten solche Hoheit durch ihre Tugend!" (Anm. des Dichters.) Enrique II. war ein Bastard, durch Ermordung des grausamen Don Pedro 1369 auf den Thron gekommen, und seitdem ein glücklicher Regent. Er starb im 47. Lebensjahre durch von dem Maurenkönig gesandte Schuhe vergiftet (am 30. Mai 1379).

13. Die Uhren des Kaisers Karl.

[Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romanzen und Märchen. Leipzig 1870. Bd. I. S. 147.]

Einsam und vergessen saß
Karl der Fünfte dort in Yuste;
Während er des Reichs vergaß,
Hundert Stück der Uhren mußte
Dienen ihm zu Spiel und Spaß.

Seine Uhren aufzudrehn
Pflegt er stets mit frohem Mute,
Muß sie vorn und hinten sehn,
Und im Takt läßt er sie gehn
Alle gleich nach der Minute.

Geht der Uhren eine vor,
Stellt der Kaiser-Uhrenmann
Schnell sie gleich der andern Chor
Und zum Uhrwerk spricht er dann,
„Langsamer, gemach, du Thor!“

Geht der Uhren eine nach
Sieht das Werk der Kaiser an
Als ein Uhrmacher von Fach
Und spricht dann: „Voran, voran,
Hurtig, Thor, nicht so gemach!“

Eines Tages fragt: „„Wie geht's?““
Ihn sein Beicht'ger, da versetzt
Carlos: „Mit mir selber stets
Gott sei Dank noch gut, doch jetzt
Schlecht mit meinen Uhren geht's.“

„„Majestät, ich gratulier',““
Spricht der Beicht'ger lobesam,
„„Doch ich möchte wetten schier:
Wenn ein Uhrwerk Schaden nahm,
Schaden nahmt vielleicht auch Ihr!

Wär's kein würdigeres Thun,
Als bloß Uhren gleich zu wissen,
Wenn Ihr andre Uhren nun
Gleich zu setzen wärt beflissen:
Euer Herz und das Gewissen?““

Einen einz'gen Augenblick
Zaudert Karl. Dann spricht er: „Wisse,
Jetzt erkenn ich mein Geschick:
Blutige Gewissensbisse,
Das nur war mein gestrig Glück!

Ich, dem die Geduld gerissen
Nie bei so geringen Dingen,
War kein einzig Mal beflissen
Nur in Harmonie zu bringen
Auch das Herz mit dem Gewissen!“

Als der Kaiser sprach dies Wort,
Tönte Tiktak es im Chor:
Jede Uhr schien ihm sofort,
Gleich als wär' es ein Akkord,
Zuzurufen: Thor, Du Thor!

„Ja, ein Thor bin ich gewiß,
Hab' Gefühl und Pflicht gebracht
Nie in Einklang; hatt' nicht Acht,
Daß nur eine Last die Macht
Und der Ruhm Gewissensbiß!“

Und die Uhren auf der Stelle
Greifet er zu zehn und zehn,
Hat den Trost auf alle Fälle,
Daß geworfen auf die Schwelle
All' in gleicher Weise gehn.

Spricht zum Beicht'ger: „Gern will missen
Ich so niedriges Ergetzen,
Bin jetzt bessern Thuns beflissen,
Denn von heut' ab werd' ich setzen
In Akkord Herz und Gewissen!“

14. Elegieen beim Verlust eines Kindes.

(Nach D. Ventura Ruiz Aguilera.)

[Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romanzen und Märchen. Leipzig Bd. II 1870. S. 95 ff.]

I.

Ihr Mütter, die Ihr Kinder
Habt in dem Grabe;
Ihr, deren Herz erfüllt ist
Von ew'ger Trauer:
Zu Euch will ich jetzt lenken,
Zu Euch den Fittig,
An Eurem Herd Euch trösten:
Das Weinen bin ich.

Bin Echo einer Seele,
Die voller Pein ist;
Ein Vogel und Gefährtin
Derer, die leiden;
Weh thut mir Euer Schluchzen,
Euch trösten will ich,
An Eurem Herd Euch trösten:
Das Weinen bin ich.

Das Herze eines Vaters,
Das schirmt, das hegt mich,
In ihm hab' unter Dornen
Mein armes Nest ich;
Und ich verlass' es jetzo,
Euch trösten will ich,
An Eurem Herd Euch trösten:
Das Weinen bin ich.

O weint, o weinet mit mir,
Das Weinen lindert;
Hört, die Geschichte hier ist
Die Eurer Kinder.
Glückselig, die da weinen,
Denn sie, sie liebten!
Ich will am Herd Euch trösten:
Das Weinen bin ich.

II. (XIII.)

Heitern Blickes schau' auf Erden
Ich die wilde Wut des Sturmes,
Der so manchen in dem Schiffbruch
Schleudert an die öden Ufer.

Ich hab' meinen Schatz geborgen
Dort, wohin nicht dringen Fluten,
Denn der Himmel war ein sich'rer
Hafen immerdar der Unschuld!

III. (XVI.)

Sonst wenn unter meinem Fenster
Stille stand der Savoyarde,
Lauschte sie auf seine Weisen,
Tanzte sie beim Zauberklange,
Und ich zitterte vor Freude
Wie die Blätter eines Baumes.

Schaue nicht nach meinem Fenster!
Warum schaust Du, Savoyarde?
Kann doch sie sich diesem öden
Fenster nimmer wieder nahen,
Um, die erst ihr Mund gesegnet,
Dir zu reichen eine Gabe! . . . .

Wieder unter meinem Fenster
Stand heut' still der Savoyarde;
Ein-, zwei-, dreimal, viermal sah ich
Ihn erheben seine Augen,
Ein-, zwei-, dreimal, viermal wieder
Hoffnungslos sie niederschlagen!

Schaue nicht nach diesem Fenster;
Kehrst du wieder, Savoyarde,
Laß der Orgel Stimmen schweigen,
O bei Gott, laß sie nicht schallen,
Denn ich weiß nicht, was mit ihr ist,
Daß ich sie nicht kann ertragen!

15. Vaterschmerz und Mutterschmerz.

[Ebd. S. 112.] (Sonett.)

Der Eltern Liebe deckt mit ihren Schwingen
Das Kind und bleibt an seiner Wiege wach;
Der Eltern Liebe gleicht dem Regenbach,
Der nie versiegt, stets größer wird im Springen.

Wenn auf den Vater tausend Schmerzen dringen,
Schaut er der Leiche seines Kindes nach,
Kann selbst noch in dem Weh und in dem Ach
Der Vater seiner Seele Schmerz *besingen*!

Doch es ist keine einzige der Musen
So kühn, daß sie sich an dem Mutterherde
Vor einer leeren Wiege wag' zu zeigen:

Was eine Mutter leidet tief im Busen,
Wenn ihr geraubt die Glorie der Erde,
Ihr Kind, sie sagt es nur durch *ewig Schweigen*!

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart.

Erster Band.

Übersicht des Inhalts.

[* vor dem Dichternamen zeigt an, daß autobiographische Mitteilungen mit verwandt worden sind, * vor dem Gedichte, daß dasselbe in diesem Werke zuerst veröffentlicht worden ist.]

Seite

24. Helmina von Chézy.

25. Felix Dahn.

26. Hermann Dickmann.

Seite

*27. Christian Dieffenbach.

*28. Ludwig Dill.

29. Karl August Döring.

30. Drammor.

[Pseudonym für Ferdin. von Schmid.]

31. Annette von Droste Hülshoff.

32. Luise Egloff.

33. Auguste, Gräfin von und zu Egloffstein.

*34. Ludwig Eichrodt.

35. Eleonore, Fürstin Reuß.

*36. Karl Elze.

*46. Eduard Eyth.

*47. Max Eyth.

48. Friedrich Eggers.*)

*49. Emil Faller.

*) Nachträglich angefügt.

*50. Johannes Fastenrath.

---

*) [Vergleiche auch in Leimbach, Erläuterungen 3. Aufl. 1882. Bd. 1.
Arndt, E. Moritz, S. 1—13
Brachmann, Luise, S. 14—20.
Brentano, Clemens, S. 20—31.
Bürger, Gottfr. Aug., S. 31—87.
Chamisso, Adelbert von, S. 87—149.
Claudius, Matthias, S. 149—178.
Dingelstedt, Franz, S. 178—186.
Dreves, Lebrecht, S. 187—195.
Ebert, Karl Egon, S. 195—204.
Eichendorff, Josef Freiherr von, S. 204—216.]

Berichtigungen, Ergänzungen und Druckfehler.

S. 1. wird Lenau zu der schwäbischen Dichterschule gezählt. Dieses Urteil wird hiermit zurückgenommen, da sich Nicolaus Lenau selbst nicht jenen, sondern zu den oestreichischen Dichtern rechnet. Vgl. Frankls Buch: Zu Lenaus Biographie S. 72. Seine Skepsis trennt ihn auch von den Schwaben.
In der Hinneigung zur Schwermut konnte außer Lenau auch noch J. Kerner mit Alexander Graf von Württemberg verglichen werden.

S. 2. Die Sonette „gegen den Strom" erschienen (anonym) „zum Besten des Kölner Dombaues" (Verlag von Ed. Hallbergers Nachfolger).

S. 4. ist den bibliographischen Angaben hinzuzufügen: Sämtliche Gedichte. 1888. (Leipzig, Reclam.) [Mit biographischer Einleitung von Fr. v. Schmidt.]

S. 26. Zl. 16. v. o. l. Lachmann statt Bachmann.

S. 46. Zl. 18. v. u. l. 1845 st. 1885.

S. 50. Zl. 4 v. o. l. 1853. st. 1883.

S. 50. Zl. 7 v. o. l. 1854. st. 1884.

S. 52. Zl. 6 v. u. l. erst st. kaum.

S. 54. Zl. 2. v. u. l. R. Mühlmann st. K. Mühlmann.

S. 60. Seit 1883 ist G. Emil Barthel von der Redaktion des Halleschen Sonntagsblattes zurückgetreten. Doch ist er jetzt mit Kurt von Rohrscheidt beschäftigt, ein „Thüringer Dichteralbum" herauszugeben.

S. 61. Zl. 7. v. u. lies Thor statt Chor.

S. 63. Zl. 8. v. o. lautet:
Wie schön ist es hier! o wie schön schon hier! und wie schön wird im Himmel es sein.

S. 65. In Anm. 3 streiche man die ersten Worte: „Ganz so schlimm wars eben nicht". Der Dichter und Litterarhistoriker G. Emil Barthel macht mich darauf aufmerksam, daß er nicht an die äußerlicherlichen Ehren Grillparzers, sondern an das Urteil der Kritik gedacht habe, welches unter dem Vorurteile, das die Ahnfrau erweckt hatte, den Dichter Jahrzehnte hindurch leiden ließ. Übrigens sei der Dichter bei dem anfangs sehr gnädigen Kaiser Franz II nur deshalb in Ungnade gefallen, weil er ein Beamter der östreichischen Regierung war, und man habe lange genug ihn minder verdienten und minder loyalen Männern nachgesetzt, ja in unverzeihlicher Weise verfolgt. Vgl. Hall. Sonntagsblatt. 1883. Nr. 29.

S. 76. Zl. 21. v. o. tilge das Wort ist nach dargeboten.

S. 111. Zl. 5. v. u. sind die Worte „wo er jetzt noch lebt" zu streichen. Am 10. April 1879 ist Karl Beck in Währing bei Wien gestorben und zwar in Hunger und Kummer. Er war sehr still, „ein einsilbiger Mann" geworden. Er war zum zweiten Male verheiratet und zwar mit einen braven Mädchen, welches in aufopferndster Weise ihn gepflegt hat.

S. 127. Zl. 8. v. u. lies „vom nahen Tode schon umgeben."

S. 130. Zl. 7. v. u. lies Juni st. Juli.

S. 183. Zl. 8. v. u. lies tauchest st. tauchtest.

S. 183. Zl. 4. v. u. l. So st. O.

S. 184. Sp. 2. Zl. 5 v. o. lies: Gott sei mir Sünder gnädig!"

S. 253. Zl. 8. v. o. lies Schlez st. Schlag.

S. 266. Zl. 9. v. u. lies: in seinem Landhause st. auf seinem Landgute.

S. 267. Zl. 22. v. u. l. Distichen st. Distychen.

S. 268. Sp. 1. Zl. 11 v. u. l. Wildkirchlein st. Waldkirchlein. (dasselbe liegt auf einem Vorberge des Säntis.)

S. 272. Sp. 1. Zl. 19. v. u. lies ist st. in.

S. 304. Die Angabe Schückings bezüglich des Geburtstags von Annette von Droste-H. ist die richtige.

S. 307. Zl. v. o. lies merkwürdig st. merkwürig.

Druck von Arnold Weichelt in Hannover.

Leimbach, Carl,

Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur

Bd.: 5. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart ; 1

1884